LITTERATUR UND VÖLKERKUNDE, EIN PERIODISCHES WERK. -...

Johann-Wilhelm von Archenholtz

MENTEM ALIT ET EXCOLIT

K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

26.S.76

Digitized by Google

Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. I.

Januar.

Leipzig, bey G. J. Göschen.

Portloks und Dixons Reisen.

Ich habe eine Uebersetzung von Portlok und Dixons Reisen um die Welt angekündiget. Da beyde eine Folge von Cooks letzter Entdeckungsreise sind; so glaubte ich, daß die Beschreibungen davon auch eine Fortsetzung der von mir verlegten Cookschen Reisen ausmachen könnten. Allein, nachdem ich sowohl Dixons als auch neuerlich Portloks Reisebeschreibungen aus England erhalten habe, finde ich, daß aus beyden höchstens eine Nachlese zu den größern Cookschen Reisen veranstaltet werden kann, daß es mir aber die Besitzer dieser letztern gewiß nicht verdanken würden, wenn ich ihnen mehr als einen, für ihr Bedürfniß kalkulirten, Auszug aus diesen beyden Reisen liefern wollte. Kapitain Portlok und Kapitain Dixon wurden nehmlich beyde von einer Gesellschaft Kaufleute abgeschickt, „um an den vom Kapitain Cook „entdeckten und von ihm beschriebenen Gegenden der Nordwestküste von Amerika von den dortigen „Landeseingebohrnen Pelzwerk einzuhandeln; zu „Erreichung dieses Endzwecks sollten sie sich auf den gleich„falls von Cook entdeckten und beschriebenen Sandwichs„inseln mit frischen Lebensmitteln versehen, und gele„gentlich diejenigen Theile der Westküste von Nordameri„ka, welchen sich Kapitain Cook theils wegen Nebel, theils „wegen Stürmen nicht hatte nähern können, untersuchen." Die Hauptabsicht der Reise war also der Pelzhandel, geographische und andere wissenschaftliche Entdeckungen hingegen die Nebensache, weshalb denn auch weder ein Naturforscher noch ein Zeichner mit ausgesandt wurden. Unter diesen Umständen liessen sich keine beträchtliche Entdeckungen erwarten, und wirklich sind auch dergleichen auf diesen Reisen nicht gemacht worden. Kapitain Dixon fand an einer solchen Stelle der Küste von Nordamerika, die Cook wegen Sturm nicht hätte untersuchen können, eine ohngefähr 35 Meilen lange und 8 Meilen breite Insel (die von ihm sogenannte Königin Charlotten-Insel,) und Capitain Portlok eine noch ungleich kleinere in Cooks Strohme. Das sind ihre Entdeckungen. Die beträchtlichste von beyden, nehmlich Dixons Königinn Charlotten-Insel, habe ich auf die bey dem letzteren Bande meiner Sammlung von Entdekkungsreisen nach der Südsee befindliche Karte, von der Nordwestküste von Amerika bereits eintragen lassen, und die Besitzer derselben werden, wenn sie die Augen darauf werfen wollen, ohne mein Zuthun sehen, daß die von Dixon ent-

deckte

deckte Insel weder groß noch weit genug vom festem Lande von Amerika entlegen ist, (nehmlich ohngefehr 10 Meilen,) um sowohl in der lebenden als in der leblosen Natur dort merkliche Abweichungen von der bisher bekannten vermuthen zu lassen. Da nur meines Bedünkens uns Deutschen überhaupt unmöglich daran gelegen seyn kann, die Nachrichten „wie von zweyen englischen Schiffen eine große Anzahl Seeotterfelle eingetauscht worden" im höchstmöglichen Detail zu erfahren, so glaube ich, dem Interesse der Besitzer meiner Entdeckungsreisen am gemäßesten zu handeln, wenn ich Ihnen aus Portlok und Dixons Beschreibungen nur das wirklich Neue und das Wenige was etwa zur Erläuterung der Cookschen Nachrichten dienen kann, mittheile, ohne mich bey dem, was bloß den Seemann oder bloß die kaufmännischen Spekulationen eines großen englischen Pelzhändlers intereßiren kann, aufzuhalten. In gleicher Rücksicht gedenke ich auch, die Aussichten von Inseln, die der Matrose Woodcock zu zeichnen versucht hat, eben so wenig als einige neue Spielarten bekannter Vögelgattungen in Kupfer stechen zu lassen, jene, weil sie durchaus kein Verdienst, diese, weil sie nur für den eigentlichen Naturforscher Nutzen haben, der sie denn doch bald genug in Supplementen zu Buffon und anderen ihm näher liegenden Büchern geliefert bekommt. Ich behalte vielmehr von Kupfern bloß das bey, was die Geschichte des menschlichen Verstandes erläutern kann, und vom Text nur gerade so viel, als ich bey den Besitzern der vorhergehenden englischen Seereisen zu verantworten, mir getraue. Der bisherige Uebersetzer derselben, Herr Geheimerath Forster in Maynz, hat auch dieser Uebersetzung sich unterzogen. Er wird bey seiner Arbeit das Journal des Capitains Portlok, als das bessere von beyden, zum Grunde legen, die Bemerkungen von Dixons Reisegefährten dabey benutzen, und solchergestalt, zur nächsten Ostermesse, in dem Umfang von wenig mehr denn 24 Bogen Text und 4 Kupfern, die Quintessenz zweyer englischen theuern Quartbände liefern. Dies soll den ersten Abschnitt des achten Bandes meiner Geschichte der neuesten Entdeckungen in der Südsee ausmachen, und wird den Käufern etwa anderthalben Thaler zu stehen kommen. Zum zweyten Abschnitt dieses achten Bandes, ist unter andern auch die neueste spanische Entdeckungsreise des Ybarra ꝛc. nach der Südsee bestimmt. Berlin den 1sten Oktober 1789.

Carl Spener.

Digitized by Google

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. I.

Januar.

Inhalt.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790.
Erster Band.
Januar bis Junius.

Ein periodisches Werk.

Herausgegeben
von
J. W. v. Archenholtz,
vormahls Hauptmann in königlich-preussischen Diensten.

Leipzig,
bey G. J. Göschen. 1790.

K. K. HOFBIBLIOTHEK

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. I.

Januar.

I.

Geschichte der brittischen Kunst.

Vom Herrn Hofrath Forster in Mainz.

Ein Fragment aus dem jetzt unter der Presse befindlichen 2ten Bande der brittischen Annalen, der die Geschichte des Jahrs 1789 enthält.

Mit ganzen Nationen verhält es sich oft, wie mit einzelnen Menschen; will man sie mit Billigkeit richten, so muß man ihre Handlungen gegen ihre Kräfte abwiegen, und nicht von verschiedenen Kraftmaßen gleiche Resultate verlangen. Eine ruhige partheylose Untersuchung würde uns auch bald belehren, daß diese Kräfte selbst von Organisation, vom Clima und andern Localumständen zwar immer nicht abhängig, durch Verfassungen gleichwohl am wesentlichsten afficirt, und entweder zur Wirklichkeit hervorgeru-

sen, oder zur Unthätigkeit gebunden werden können. Wolte man demnach Vergleichungen wagen, so würde unseres Bedünkens unter übrigens gleichen Umständen, der Maßstab der Vollkommenheit kein anderer seyn, als der Grad der Annäherung zu jenem Ziele der Menschheit, welches wir in der Perfectibilität unserer Anlagen so deutlich erkennen. Irrthum und Wahrheit sind für uns fast so unzertrennlich wie Seele und Leib, wie die Kraft und die Schranken des Daseyns; allein von menschlichen Dingen menschlich zu reden, bliebe doch das Land, das Volk, die Verfassung unserer höchsten Achtung werth, wo das wenigste Vorurtheil herrscht, wo der meiste Gemeinsinn, der thätigste Verstand, der blühendste Wohlstand sich gleichförmig ausgebreitet haben, und nicht etwa nur eine privilegirte Classe von Menschen auf Kosten des großen Haufens beglücken.

Hätte mancher schwarzgallichter Critiker, der überall nur Mängel in England zu erblicken weiß, auf diese allgemeine Spannung und Entwicklung aller Geisteskräfte, diesen schnellen Umlauf der Begriffe, diesen sittlichen Reichthum durch alle Stände Rücksicht genommen; wahrlich er hätte betroffen schweigen, oder bewundern müssen, was er jetzt mit aristarchischem Tadel herabzuwürdigen sucht. Der ungeheure Zulauf, den man in London überall, wo etwas besonderes zu sehen ist, bemerkt, dieses rastlose Ringen nach neuen Vorstellungen aller Art, mag ich weder zur Wißbegierde erhöhen, noch zur langweiligen Neugier erniedrigen. Wie unbillig wäre es aber, nach dem Glück, welches die unzähligen Schaustellungen dort machen, Schaustellungen,

die

die man sieht, um sie gesehen zu haben, und wo nur der große und kleine Pöbel seine Bewunderung zollt, ein allgemeines Urtheil über den Kunstsinn der Engländer zu füllen? Ansprüche von dieser und ähnlicher Consequenz hat man sich indessen erlaubt. — Doch ein jeder habe seine Weise; wir wollen zufrieden seyn, wenn man uns die unsrige läßt.

Die Fortschritte der Kunst im modernen Europa und insbesondere ihr letztes Aufblühen in England, lassen sich nicht nach dem Maßstab ächtgriechischer Kunst beurtheilen. Dies glauben wir, nach dem bereits gesagten, im voraus als ausgemacht annehmen zu dürfen. Was in Griechenland geschah, konnte nur einmahl geschehn; dieselben Verhältnisse kommen in dem ganzen Leben der Menschengattung nicht wieder. Unsere neuere Kunst ist eine Pflegtochter des Luxus, und das Conventionelle ist ihr höchstes Gesetz: weil unsere Künstler, anstatt den Geschmack des Publicums zu bilden, von dem Strohm der heutigen Sitten, der erkünstelten Bedürfnisse, der weichlichen Bequemlichkeit, an Ketten unauflöslicher Verhältnisse fortgerissen werden, und sich nach den Launen reicher Käufer richten müssen.

Die bürgerlichen Kriege verhinderten in England, wie ehedem im alten Rom, das Emporkommen bildender Künste. Die Epoche des höchsten Wohlstands, des überschwänglichen Reichthums, den der Besitz beyder Indien, die Schiffahrt und der Handel nach allen Weltgegenden in England zusammen häuften, sah endlich die erste Morgenröthe des Künstlergenies hervorschimmern. Allein so oft die Lüstern-

heit nach großen Reichthümern sich früher als der Sinn für das Schöne entwickelt, so oft leidet der Nationalgeschmack unter diesen Verhältnissen. Die Römer, deren Kunstepoche sich erst mit dem Verlust ihrer Freyheit anfängt, befanden sich in diesem Falle, und wenn sie unter ihren Cäsarn manches große, manches edle Kunstwerk vollbrachten, so dürfen wir auch nicht vergessen, welche göttliche Muster sie vor Augen hatten, und wie geläufig ihnen die erhabnen Vorstellungen der Griechen geworden seyn mußten, nachdem die Schätze der Kunst aus Sicilien, Griechenland und Kleinasien in Rom zusammen geflossen waren. Bedenkt man aber, wie sehr das Clima von Italien und die Natur überhaupt, den Künstler dort begünstigen, so wird man bald gewahr, wie es größtentheils an jenen politischen Verhältnissen lag, daß Rom in Absicht der Kunst kein zweytes Athen werden konnte.

Ein anderes Clima, eine andere Natur und weit verschiedene Sitten äusserten im Norden ihren Einfluß auf die Erzeugnisse des geschäftigen Triebes, der so gern die Bilder von empfangenen Eindrücken wieder sinnlich zu machen sucht. Von dem Ilissus und selbst von der Tyber bis an die Themse war der Abstand zu groß. Im schönen Ideal des Griechen hätte der Britte, wenn ihm nicht etwa ein Anblick einer andern Natur im südlichen Europa für dasselbe vorbereitete und humanisirte, die Wahrheit der Natur vermißt, oder verkannt. Die Freyheit hat überdies ihren besondern Eigensinn; ihr Land mit seinen Producten, ihre Sitten, ihre Moden sogar, sind ihr heilig, und trotz sey

dem

dem geboten, der Vollkommenheit, es sey in welcher Hinsicht es wolle, ausser den Gränzen der glücklichen Insel sucht! Wie schwer mußte es da nicht halten, dieses Volk für eine ihm fremde Größe der Kunst empfänglich zu machen!

Von den Niederlanden und aus Deutschland wanderte die Kunst zuerst nach England hinüber; die Talente eines Holbein, Rubens, Vandyk und Kneller fanden bey einzelnen gebildeten Menschen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts großen Beyfall, und wurden zum Theil reichlicher als in ihrem Vaterlande belohnt. Allein diese Verpflanzung fremder Künstler blieb von eingeschränkter Wirkung, bis die Engländer häufiger das Ausland, und zwar hauptsächlich Italien besuchten, und dorther theils den Geschmack an bessern Kunstwerken, theils kostbare Sammlungen zurückbrachten.

Das Glück der fremden Künstler und die ihnen erwiesene Achtung, die Vervielfältigung guter Muster, die Läuterung des Geschmacks und mit demselben das steigende Bedürfniß vorzügliche Kunstwerke selbst zu besitzen; dies alles zusammengenommen, mußte endlich eine brittische Kunstschule ins Daseyn rufen.

Im Jahr 1754 entstand schon eine Privatgesellschaft, welche die Aufmunterung der bildenden und mechanischen Künste, der Manufacturen, des Handels und des Landbaues zum Augenmerk hatte. So heterogen diese Gegenstände schienen, so gehören sie doch alle in den großen Plan der allgemei-

gemeinen Staatswirthschaft, und das Merkwürdige des Unternehmens besteht nur darin, daß einzelne Patrioten hier dasjenige thaten, was man anderwärts der Regierung zu überlassen pflegt. Die edle Absicht der Industrie neue Bahnen zu eröfnen, ist schon an sich der Bemühung freyer Menschen werth, und wird nur noch wichtiger in einem kleinen, volkreichen Staate, dessen Seele diese Industrie geworden ist. Goldene und silberne Denkmünzen und Paletten wurden von dieser Gesellschaft unter junge Zeichner, Boßirer, Kupferstecher und andere Künstler, die sich rühmlich ausgezeichnet hatten, ausgetheilt, und dergleichen Preisvertheilungen werden noch jährlich fortgesetzt. Die brittischen Künstler selbst traten zu einem ähnlichen Endzweck zusammen; sie bemühten sich ihre Schüler zum Wettkampf anzufeuern, und fiengen an, nach dem Muster des Auslands, in jährlichen Schaustellungen ihre eigne Fortschritte dem Publicum bekannt zu machen.

Endlich fand die Kunst in Georg dem Dritten einen eifrigen und freygebigen Beschützer. Er hatte gefühlt, wie weit die einheimischen Künstler noch hinter denen des festen Landes zurückgeblieben waren, und sah die Nothwendigkeit des Beyspiels ein, um das Nationalgenie zur Nacheifrung zu entflammen. In dieser wohlthätigen Absicht stiftete er, vor etwa zwanzig Jahren, die königliche Akademie der Künste, und besetzte die meisten Stellen darin mit geschickten Ausländern. Die Italiener: Cipriani, Carlini, Zuccarelli, Zucchi, Bartolozzi; die Deutschen: Zoffani, Moser, und seine Tochter, Meyer, Angelika Kauffmann; der Schwe-

de

de Nollekens, gehörten alle zur ersten Stiftung. Im Sommersetpalast, der seit kurzem erst wieder aus seinen Ruinen nach einem modernen Plan hervorgestiegen ist, ward ein großer Flügel den Hörsälen der Akademie, und einer reichen Sammlung von den besten Abgüssen antiker Bildsäulen und Brustbilder eingeräumt. Die Würde eines Akademikers ward eine ehrenvolle Auszeichnung, und der Ritterschlag, womit die Könige aus dem Hause Stuart das Verdienst eines Rubens und Vandyk, eines Lely und Kneller geadelt hatten, mußte auch dem Präsidenten der Akademie, Sir Joshua Reynolds seinen Glanz verleihen.

In der Künstlerschule, welche unter der Aufsicht der Akademie hervorzukeimen begann, wurden besoldete Lehrer angestellt, und der berühmte Doctor Hunter lehrte daselbst die Zergliederungskunst; diese erste, unentbehrlichste Grundlage der artistischen Vorkenntnisse. Die Akademie hatte inzwischen an der grösseren Gesellschaft der brittischen Künstler (Society of Artists) eine thätige und zum Theil aufgereizte Nebenbuhlerin, und England verdankt den Ruhm, den seine Künstler sich erworben haben, großentheils der Eifersucht, womit diese beyden Partheyen ihre Kräfte anstrengten, um es einander zuvorzuthun. Ihre jährlichen Schaustellungen stritten lange um den Vorzug, und das Publicum, welches nicht frey von allem Vorurtheil gegen die Ausländer war, und zugleich mit der Vorstellungsart der einheimischen Künstler sympathisirten, sträubte sich lange der Akademie die Palme zuzuerkennen. Indessen gewannen die akademischen Schaustellungen mit jedem Jahre sichtbarlich an vorzüglicher

Behandlung und an der Zahl der Stücke; es traten einige der stärksten Gegner über, die Schaale sank, und in dem Augenblick war die alte Künstlergesellschaft gesprengt. In der That ist die öffentliche Ausstellung ein vortrefliches Mittel, die Fähigkeit der Künstler zu prüfen. Hier, wo das schlechte und mittelmäßige neben dem meisterhaften folglich in sein Nichts zurück sinkt, hier den Sieg davongetragen, und die Foderungen des schwer zu befriedigenden Kenners erfüllt zu haben, ist ein Lob, um welches der Künstler es der Mühe werth achtet, seine Phantasie und alle seine Kräfte aufzubieten. Oft versucht auch der bloße Dilettante, dem Künstler von Profeßion nachzueifern, und man hat in allen Schaustellungen sogar Frauenzimmer gesehn, die den Pinsel zu führen wußten; ja, noch neuerlich gaben Miß Boyle und Mrs. Damer auch das Beyspiel einer seltenen Geschicklichkeit in der Führung des Hammers und des Meissels. Seitdem die Akademie das Feld allein behalten hat, von den Ausländern viele weggestorben oder abgegangen, und durch Einheimische ersetzt worden sind, will man es an ihren Exhibitionen bemerkt haben, daß der Eifer nachzulassen scheint, und durch eine neue Rivalität wieder geweckt zu werden verdient.

Indessen, dieser Vorwurf sey gegründet oder nicht, soviel ist wenigstens gewiß; die Entstehung einer eigenthümlichen, durch den besondern Character ihrer Werke ausgezeichneten, brittischen Künstlerschule, verdankt man lediglich der Stiftung der königlichen Kunstakademie.

Der

Der Stolz, und wenn das Wort nicht zu hart klingt, die Mißgunst der Künstler auf dem festen Lande, scheint den Engländern ungern diesen Namen einer Schule zuzugestehen; allein die Dauer hat ihn bereits bestätigt, und der überhandnehmende Geschmack an englischen Kunstwerken drückt ihm sogar ein ehrenvolles Siegel auf, welches dadurch noch bedeutender wird, daß in unsern Zeiten kein anderes Volk durch die Zahl seiner Künstler, den Werth und die Mannigfaltigkeit ihrer Werke auf den Besitz einer Künstlerschule Anspruch macht.

Herr Hofrath Förster fährt nach obiger Einleitung in diesem Aufsatz fort, die vornehmsten Producte der brittischen Kunst des jetzigen Decenniums anzuzeigen, und sie bald als Kunstkenner, bald als Philosoph zu beurtheilen, immer mit so scharfsinnigen als neuen Bemerkungen vermischt, über den hohen Werth der Künste, ihre Entstehungsart, Entwickelung, Vervollkommung und Anwendung. Diese vortrefliche Skizze der brittischen Kunst, an mehrern Stellen mit Winkelmanns Geiste gezeichnet, enthält überdem großentheils ganz unbekannte Dinge, nicht allein für Ausländer, sondern auch für Britten, da in England selbst fast nichts über diesen so reichhaltigen Gegenstand geschrieben ist, ja bis jetzt (December 1789) in Großbritannien weder eine Kunstzeitung noch Kunstverzeichnisse, ja nicht einmahl ein den Künsten gewidmetes Journal existirt. Ein Theil des Aufsatzes war für den ersten Band der brittischen Annalen bestimmt, wurde aber weggelassen,

sen, daher das Ganze im zweyten Bande desto vollständiger erscheinen wird.

v. A.

II.

Fragmente aus Osmann, oder die Geheimnisse des Harems.

1.

Da war ich nun in der unermeßlichen Hauptstadt, ohne Versorger, und ohne Alles, doch was kümmert mich das jetzt? Sah ich doch Sachen gnug, die meine Neugierde reizten.

Und wie hätte der artige Anblick so vieler bunten Häuser; die mit Bäumen von aller Art bepflanzten Terraßen; die weitläuftigen, hohen gewölbten Bagnios; die majestätischen Dehamees und Moscheen, deren schlanke Minarette mit den vergoldeten Monden in der Sonne glänzten; die häufigen Springbrunnen, deren steigender Wasserarm den siebenfarbigen Regenbogen zurückschimmerte; — nie hätte das bunte Gewühl so vieler verschiedentlich gekleidete Menschen; das verwirrte abentheuerliche Getön so vieler Sprachen untereinander; der herrliche Anblick reicher Waaren morgenländischen Prunks, und der glänzendsten Pracht in den Basars und Besesteins; das Geräusch der auf den Straßen arbeitenden Künstler; das tumultuarische Geschrey der Lastträger, Käufer und Verkäufer durcheinander; das bunte

Ge-

Gewühl, das Gedränge der Auf- und Niederpaßirenden; — hier ein Türke mit ernsthaften strengen Mienen auf seinem stolzen gezierten Roße; — da ein lustiger Franzos auf einem armseligen Müllerthiere; hier ein ehrwürdiger Ulema mit festgegürtetem Oberkleide, und unverletzlichem Knebelbarte; — da ein verschmitzter Gesandtschaftssecretär im leichten parisischen Fracke; — hier ein heiliger, finsterer Iman mit seinem hölzernen Thebhuch; — da ein deutscher geistlicher Herr in Ueberschlag und Mantel; — hier in der Ecke eine Moslamen, mit Inbrunst auf seinem Teppiche betend; — dort ein holländischer Matros in seiner Sprache mit einem andern sich zankend; — hier ein emsiger Türke am Brunnen die Reinigung verrichtend; — dort ein schmutziger Jude mit stinkendem Knoblauch; — hier ein freygebiger Moslam, der einem christlichen Bettler was reicht; — da ein betrügerischer Holländer, der einen Moslamen falsche Edelsteine aufschwatzt, und was weiß ichs das Gewimmel der Scherife, europäischer und türkischer Soldaten, europäischer und türkischer Mönche, Köche und possenhafter Gamako's! — endlich am Ende der Straße ein alter Türke mit seinem gewundenen Stabe als Policeybedienter, und ein kreischender Ebräer, dem man als ertappten Diebe die Sohlen durchbläut. — Wie hätte Alles das nicht auf einen jungen Menschen von meinem Alter Eindruck machen sollen? Wie alles das nicht mir scheinen sollen, als wäre ich in eine Zaubergegend versetzet worden? Ueberall lief ich hin, wo meine Augen mich hinzogen, ohne Plan, ohne Absicht, ohne zu wissen wohin, und auch nicht darum bekümmert. — Jetzt nach vollendetem Abendgebete ließ der Tumult ein wenig nach. Allmählich

mählich zerstreute sich nun die Menge, die arbeitenden Künstler verließen die Straßen; die Basars und Besesteins wurden geschlossen. Schon war es düster gnug, daß sich die Damen auf die Terraßen begaben, und durch die Dunkelheit tönte eine liebliche, schmachtende Stimme zur sanftschwirrenden Cither, oder ein summendes Tambourin. Mir ward etwas bange. Als ich an das Ende der Gasse kam, fand ich, wie an den erstern, das Thor verschlossen. Von dem Kutbe einer nahen Moschee sang der Murzzin sonorisch das Ezam; der Mond sah aus zerrissenen Wolken, und rasselnd peitschte jetzt der Ostwind das Wasser des Hafens, wozu das Geschrey der Matrosen, die die Schiffe an das gegenseitige Ufer führten, und das Gebell der großen Hunde, die nun nach dem ausgeworfenen Fleische witterten, sich fürchterlich mischte. Jetzt kam die Janitscharenrunde. Aengstlich drängte ich mich an eine Hausthür, und sie gieng vorüber, ohne mich zu sehen. Indeß ward die Thüre plötzlich hineinwärts geöfnet. Ich stürzte rücklings nieder; und als ich wieder zu mir selber kam, befand ich mich in einem finstern Orte, eine weiche Hand auf der meinigen fühlend.

2.

Ich saß vor der offenen Thüre eines kleinen Saales, in welchem Sie war, und blies auf meiner Flöte. Ein täuschendes Halbdunkel herrschte in dem Saale, und wollüstig athmete die Luft von den Düften der Orangen, die um den sanftplätschernden Baßin standen. Osmann, rief sie.

Ich gieng in den Saal. Ein langes wie aus Nebel gewobenes feines Gewand umfloß ihre Schultern, und war niederwärts der Brust, die sie offen trug, nachläßig gegürtet. Wie der Vollmond durch das vorüberwallende weiße Wölkchen glänzte der sanfte Contour ihrer reizenden Glieder hindurch, und ihr nußbraunes Haar ringelte sich niedlich auf ihren gewölbten Nacken hinab. Ich stand vor ihr, und verschlang mit Gierde die Reize des schönen Weibes.

Gieb mir deine Flöte, Osmann! sagte sie; ob ich vielleicht auch möchte spielen können.

Ich gab ihr die Flöte, und kniete neben ihr nieder. Sie legte sie an ihre schöne Lippen; und hieß mich ihre Finger legen: nach der Ordnung, sagte sie.

Hier enthüllte sie den milchweisen runden Arm. Sanft legte ich ihre niedlichen Finger auf die gehörigen Oefnungen. Sie versuchte zu blasen; allein es entstand ein so comischer Ton, daß sie lachend auf die Kissen in der süssesten Unordnung hinsank, und die Flöte blieb in der Falte des Gewandes am Busen hängen.

Welche sanfte Gluth loderte in ihren blauen, halbgebrochenen Augen!

Ich näherte mich ihr, um meine Flöte wegzunehmen, und berührte ihren vollen, sanft sich erhebenden Busen mit dem äussersten meiner Hand. Wie ein electrischer Schlag durchfuhr es sie; hastig ergriff sie meine Hand, und drückte sie heftiger darauf. Plötzlich hörte ich Mahomets Stimme, ich riß mich auf, da trat er herein.

3.

Es war noch Mitternacht. Ich hörte die Cypressen an dem großen Baßin im Hofe rauschen, und das lieblich-harmonische Geräusch des murmelnden Wassers. Hinter den Pomeranzen auf der Terraße gieng der Mond auf, und sein gauckelnder Schein mahlte das Gegitter des Fensters auf den Teppich, wo ich lag. Auf einmahl hörte ich ein leises Klopfen an meiner Thüre.

Folge mir! sagte eine Stimme heimlich, nachdem ich eben so lesie geöfnet hatte. Sehen konnte ich Niemand, denn in eben dem Augenblicke verdunkelte sich der Mondschein.

Folge mir, und schweige! sagte die Stimme zum zweytenmahl.

Indeß fühlte ich mich unsanft bey der Hand gefaßt.

Fürchte nichts! bey der Caaba!

Ich ließ mich fortziehen. Wir giengen durch eine lange Gallerie, in deren Mitte eine große Lampe in einer crystallenen Kugel hieng. Am Ende der Gallerie klatschte mein Verschnittener, denn dafür hielt ich ihn seiner Kleidung nach, ehe ich ihn noch bey der Lampe sah, in seine Hände, einmahl, und eine Weile darauf noch einmahl. Sogleich hörte ich ein kleines Geräusch, wie das Laufen zweyer Personen, und in demselben Moment fühlte ich mich unter beyden Armen angefaßt. Wir kamen bald eine Treppe hinab in den Garten. Es war ein heiterer, klarer Himmel, und unter

unter den duftenden Citronenbäumen und Rosenbüschen schlugen die Nachtigallen im lieblichen flötenden Tone. Endlich standen wir vor einem Kiosq mit einer Gallerie. Hier verband man mir die Augen, und ich merkte, daß man mich in ein Gemach führte, wo eine wollüstige Kühlung wehte. Alles war still, meine Führer hörte ich bald die Thüre zuklinken, und ich sank unwillkührlich auf ein weiches Kissen hin.

Nicht lange, so rauschte etwas hinter meinem Rücken. Ich fühlte meinen Hals umschlungen, und einen glühenden Mund auf dem meinigen. — Plötzlich tönte von fern das Geräusch klirrender Säbel, es ward stärker, und kam näher; ich riß meine Augenbinde ab; da sprang die Thüre auf. Olga mit einer Fackel drang mit gezücktem Dolche in der Hand zu der mir gegenüber geöfneten Thür herein, ich wolte mich aufraffen, da zog man mich rücklings in ein anderes Gemach — Ha, Verräther! rief Olga — da schallte es auf einmahl fürchterlich: Rettet! es brennt! —

III.

Ueber das spanische und portugiesische Theater.

Es läßt keine Nation fremdem Verdienst mehr Gerechtigkeit wiederfahren, als die unsrige. Die Franzosen und Engländer verachten nur zu oft im Gefühl eigener Größe ihre Nachbarn, deren Sprache sie nicht lernten, deren Geist sie nicht erforschten, und deren Verfassung sie nicht studierten. Die Deutschen hingegen suchen, von Wißbegierde oder Neugierde, von Patriotismus oder Interesse geleitet, die Vorzüge der Ausländer auf, und bewundern sie, ohne sich der ihrigen schämen zu dürfen. Daher jene Neigung zum Sprachstudium, die zu den Hauptzügen unsers litterärischen Characters gehört. Daher jene zahllosen statistischen Werke und Reisebeschreibungen, womit uns jede Messe entweder beschenkt oder heimsucht. Daher endlich jene Wuth, jedes gelehrte Product des Auslandes gleich nach seiner Erscheinung auf unsern Boden zu verpflanzen.

Allein so groß auch unser Eifer ist, fremdes Verdienst und fremde Vorzüge herauszuheben, zu würdigen und uns zu eigen zu machen, so ungleich und unbillig scheint er vertheilt zu seyn. Begierig lesen wir fast jede französische und englische Broschüre, um von den Neuigkeiten des Tages unterrichtet zu werden — und kennen eine Menge schätzbarer spanischer und portugiesischer Werke, woraus Geschichte,

Statistic und mehrere Fächer der Gelehrsamkeit mit dem glücklichsten Erfolge berichtigt und erweitert werden könnten, kaum dem Namen nach! Unsere Buchhändler wetteifern im Uebersetzen und Nachdrucken französischer und englischer Schriften, und bey keinem unter ihnen findet man ein spanisches oder portugiesisches Buch, selbst nicht einmahl das Meisterstück des Witzes, den Don Quixote, wovon sie doch die französische oder deutsche Uebersetzung führen! Woher diese Kälte bey jenem Eifer? — Nicht etwa bloß daher, weil wir bey der großen Masse vom Lesenswürdigen, welches uns der ausgedehnte Kreis unserer Lectüre darbietet, auf eine minder angebaute Litteratur unsere Aufmerksamkeit nicht richten können, sondern — weil ein allgemein unter uns verbreitetes und tiefgewurzeltes Vorurtheil den Spaniern und Portugiesen alle Geistescultur abspricht.

Es ist wahr, Länder, in denen die Blutgerichte der Inquisition sich so lange erhalten konnten, Länder, in denen man die Freymüthigkeit des Schriftstellers durch lästige Censuren, und die Wißbegierde des Lesers durch Catalogen verbotener Bücher erstickt, Länder, in denen man an barbarischen Stiergefechten Vergnügen findet, Länder endlich, in denen ein steifes Ceremoniel, und eine unter uns zum Sprüchwort gewordene Grandezza Modeton, nicht nur am Hofe, sondern in allen feinern Gesellschaften ist, scheinen wenig fähig zu seyn, aufgeklärte und witzige Köpfe hervorzubringen und zu begünstigen. Ist es aber wohl der deutschen Unpartheylichkeit gemäß, nach diesem bloßen Schein, ohne weitere

tere Untersuchung, das Vaterland der Senecas, Lucane, Martiale, Cervantes und Camoens zu verdammen?

Zur Unterhaltung dieses den Spaniern und Portugiesen so ungünstigen Vorurtheils haben die Schriftsteller, die uns näher mit ihnen bekannt machen wolten, das Ihrige beygetragen. Der eine, wenig unterrichtet in ihrer Sprache und wenig vertraut mit ihrem Charakter, mißt ihre Geistescultur mit einem Maßstabe, den er von ihren Gebet- und Ritterbüchern entlehnt hat, ohngefähr mit eben so vielem Rechte, als wenn man den wahren Gehalt unserer Litteratur nach dem himmlischen Liebeskuß oder nach der Asiatischen Banise abwägen wolte! Der andere, stolz auf seine Bekanntschaft mit Schriftstellern, die unter uns so selten gelesen und noch seltener verstanden werden, sucht uns zu überreden, daß sie den besten Lehrern des Geschmacks älterer und neuerer Zeiten an die Seite gesetzt, oder vorgezogen zu werden verdienen! In der That es würde schwer seyn zu bestimmen, wer der guten Sache mehr schade, jener unbefugte Tadler, oder dieser ausschweifende Lobredner?

Das sicherste, bisher zu wenig genützte Mittel, der an seltenen Schönheiten unstreitig reichen Litteratur der Spanier und Portugiesen mehr Aufnahme unter uns zu verschaffen, ist, das deutsche Publicum durch Proben aller Art in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen. Es versteht sich, man müßte zweckmäßiger wählen, als der Uebersetzer der Romanzen des Gongora, und geschmackvoller übersetzen,

als

als der Verfasser der Nachrichten von der portugiesischen Litteratur.

Ueber keinen Zweig der Geistescultur der Spanier und Portugiesen hat Unwissenheit, Tadelsucht und Vorliebe mehr Dunkel verbreitet, als über ihr Drama. Wir lesen darüber die widersprechendsten Urtheile. Dem Machtspruche des Clarke und Herrn von Jung *) zu Folge, finden wir auf ihren Theatern nichts als ungereimte Possenspiele; glauben wir hingegen dem großen, aber leider! zu partheyischen Kenner der spanischen und portugiesischen Litteratur, dem verstorbenen Diez, **) so ist hier mehr als Terenz und Moliere.

Vielleicht ist es bey dieser Verschiedenheit der Meynungen dem Freunde der Litteratur nicht unangenehm, über den so bestrittenen Werth des spanischen und portugiesischen Theaters einen Spanier und Portugiesen selbst urtheilen zu hören. Der Portugiese spreche zuerst! Es ist der ungenannte Verfasser eines Sendschreibens ***) an den Dichter

 Quita,

*) Jener in seinen letters written on the spanish nation, Brief VI, S. 102; dieser in den angeführten Nachrichten von der portugiesischen Litteratur vor seiner (aus dem Englischen übersetzten) portugiesischen Grammatic.

**) An mehrern Stellen seiner Uebersetzung von Velasquez Geschichte der spanischen Dichtkunst.

***) Es steht vor den obras de Domingos dos Reis Quita, Lisboa 1766. Herr von Jung hat den Quita nicht gekannt,

Quita, der auch unter uns durch eine Uebersetzung seiner Agnes im dritten Theile des Magazins der spanischen und portugiesischen Litteratur vortheilhaft bekannt ist. Ich übersetze diesen Brief, dessen letzte Hälfte eigentlich nur hieher gehört, ganz, weil ich glaube, daß man ihn, als eine Probe eines portugiesischen Raisonnements über ästhetische Gegenstände, mit Vergnügen lesen wird.

An den Dichter Quita.

„Sie überraschten mich auf die angenehmste Art, da „Sie mir Ihren Entschluß meldeten, durch die Herausgabe „Ihrer Gedichte endlich meine Wünsche zu befriedigen. Die „Gründe, die Sie bisher meinen dringenden Bitten entgegensetzten, ließen sich von einem so vorurtheilfreyen Manne kaum erwarten. Mag doch dem geblendeten Auge des „Pöbels der Dichter als ein unnützes Mitglied der Gesellschaft erscheinen! Hielten nicht die weisesten Männer aller Zeiten die Dichtkunst für die edelste aller schönen Künste? Für das wirksamste Mittel, die Tugend von einer „liebenswürdigen Seite darzustellen, und ihr zum Herzen „der Menschen Zugang zu verschaffen? Verdankt ihr nicht „das ehrwürdige Alterthum, das Künste und Wissenschaften „erschuf, seine größte Zierde? Ist sie nicht in unsern Tagen der Stolz der cultivirtesten Nationen Europas? „Kann wohl ein Rabulist, dessen ganze Lectüre sich auf ein paar

kannt, sonst würde er ein vortheilhafteres Urtheil über das portugiesische Drama gefällt haben. Seine Nachrichten, 1778 erschienen, gehen nur bis 1762.

„paar Scharteken von der juristischen Praxis einschränkt, „ihren Werth erniedrigen, wenn er sie eine unnütze Be„schäftigung müßiger Köpfe nennt? Er, der sie nur aus „einem Impromptû, *) oder aus einer Romanze von Soa„res **) Fabrik kennen lernte? Und verdienen wohl die„se

*) Im Original glossar de repente, eine Glosse aus dem Stegereif singen. Glossa heißt eigentlich eine Erklärung, dann ein erklärendes Gedicht von besondrer Art. Man wählt nämlich einige Verse irgend eines Dichters als Motto, und er lärt jede einzelne Zeile in einer einzelnen Stanze, und zwar so, daß die jedesmahligen Worte des Motto den Schlußvers der Stanze ausmachen. Man kann leicht denken, welche Contorsionen es dem Gedanken kosten müsse, sich dieser Fessel anzuschmiegen. Und doch können Spanier und Portugiesen solche difficiles nugae, die sich durch nichts, als überwundene Schwierigkeiten dieser Art auszeichnen, con amore lesen und bewundern, sie, unter denen ein Boscan, ein Villegas, ein Quevedo, ein Camoens, und Lobo sang! So sehr ist es wahr, was Meynhard in seinem Versuche über den Character und die Werke der besten italienischen Dichter, Theil I. S. 10. von diesen Völkern sagt: „Die Spanier (eben dies gilt von den Portugiesen) sind so mäßig, daß sie sich mit einem bloß prächtigen und harmonischen Schalle, mit einer Reihe tönender Wörter begnügen können. Man hat in der That Poësien von ihren berühmtesten Dichtern, — (von Gongora besonders und andern aus seinem geschmacklosen Zeitalter) die niemahls ein Mensch, auch ihre Verfasser selbst nicht verstanden haben, die aber gut klingen und voll prächtiger Metaphern sind."

**) Soares muß, wie der Zusammenhang lehrt, einer der elendesten Versemänner der Portugiesen seyn. Der Leser wird hier

„se Verächter der Musen Beyfall, da sie nicht zu unterschei-
„den wissen? Da sie nie gehört haben, daß die Dichtkunst
„zur Belehrung der Menschen erfunden ward, und daß Un-
„wissenheit und Bosheit sie mißbrauchten, wenn sie dieses er-
„habenen Zwecks verfehlte, und statt eines herrlichen Heil-
„mittels ein gefährliches Gift ward?

„Die Griechen nahmen, wie Sie wissen, voller Ueber-
„zeugung, daß die Wahrheiten einer gründlichen Philosophie
„unzureichend sind, dem Sittenverderbniß der Menschen
„zu steuern, zur Poesie, als zu einem wirksamern Mittel, ih-
„re Zuflucht, und suchten durch das angenehme Vehikel des
„Trauerspiels und Lustspiels edle Grundsätze zu verbreiten.
„Und in der That, welche Kunst ist es, die das Laster in
„seiner ganzen Häßlichkeit und mit allen seinen nachtheili-
„gen Folgen, die Tugend in ihrer ganzen Schönheit und
„Liebenswürdigkeit darzustellen vermag, wenn es die Dicht-
„kunst nicht ist? Sie ist es, die die ganze Natur belebt,
„das Herz rührt, die Einbildungskraft beschäftigt, die Lei-
„denschaften erregt. Ihr stehen alle Mittel zu gefallen und
„zu unterrichten zu Gebot, und sie bedient sich ihrer ohne
„alle Einschränkung. Was ist so wunderbar, was so fremd-
„artig, das nicht in ihrem Gebiete liegen solte? Sie er-
„höhet und verschönert alles; denn ohne diesen Firniß, den
„sie den Gegenständen leiht, würden sie ohne Interesse für
„uns seyn. Die Vorstellung von einer gewitterschwangern
„Nacht

hier also wahrscheinlich Nachrichten von seinen Lebensum-
ständen und Werken nicht vermissen.

„Nacht, allgemein ausgedrückt, beschäftigt die Einbildungs-„kraft in geringem Grade; Bilder aber, hergenommen von „einem Blitzstrahl, der den schwarzen Vorhang der Nacht zerreißt, und die Achse der Erde in ihren Polen entzündet, *) lassen einen tiefen Eindruck in der Seele „zurück. Diese Kraft, dieses Feuer ist es, das dem Auge „gefühlvoller Herzen Thränen entlockt, so oft sie Virgils „meisterhaftes Gemählde von der Zerstöhrung Trojas lesen. „Der wahre Zweck der edlern Poesie ist also dieser: das „Laster mit den gehäßigsten, die Tugend mit den liebens„würdigsten Farben zu zeichnen, uns zu unterrichten, und „unsere regellosen Leidenschaften zu zügeln."

„Was ist das epische Gedicht anders, als ein Bild des „erhabensten Heroismus? Was ist das Trauerspiel und „Lustspiel anders, als ein Tummelplatz der Leidenschaften „und ein Gemählde der Sitten, folglich eine Schule der Tu„gend? Wer kann den Homer lesen, ohne an Muth und „Weisheit zu gewinnen? Wer den Virgil, ohne sich von „der Gluth der kindlichen Liebe erwärmt zu fühlen? Wer „den Camoens, ohne voll Eifersucht die Thaten des Vasco „de Gama anzustaunen? Ohne die Gefahren verachten zu „lernen, um ein Wohlthäter seines Vaterlandes zu werden, „wie er war"

„Wer kann die wahre Tragödie, sowohl ältere als „neuere studieren, ohne ihr die fruchtbarsten Lebensregeln

*) A noite negra e fea se allumia
C'os raios em que o pollo todo ardia.
Verse des Camoens.

„zu verdanken? Sie bahnt den Weg zur Tugend und be„streut ihn mit Blumen; sie verkündigt die reinste Mo„ral; sie flößt uns Ehrfurcht für die Gesetze ein; und was „mehr als alles dies ist, sie lehrt, in welches Labyrinth Zorn, „Stolz und Rachsucht den Verblendeten leiten, und wie nö„thig es zu unserer Ruhe sey, diesen Leidenschaften durch die „Vernunft die engsten Schranken zu setzen. Sie gewöhnt „uns an den Eigensinn des Schicksals, und bereitet uns zu „ähnlichen Scenen vor, die auf dem Schauplatz des Le„bens unsrer warten. Und dieser Nutzen des Trauerspiels „ist wahrlich nicht der Geringste. Welcher Elende lernt „nicht beym Anblick dieser Welt im Kleinen seine Leiden „muthvoll ertragen, ja, wenn er einen Oedipus, einen Phi„loktet, einen Orest vor sich sieht, sich freuen, daß er nicht „noch elender sey? Die Tragödie geht weiter: Sie lehrt „uns nicht bloß den Unglücklichen selbst, sondern auch die „Fehler kennen, die so tief ihn stürzten; sie warnt vor „ähnlichen Abwegen, und zeigt uns die Mittel sie zu ver„meiden. Wer ist der Oedipus des Sophocles, der sich „nicht bemühen solte, seinen Zorn zu mäßigen, und seine „Neugier zu ersticken? Die Tragödie zeigt uns die Un„schuld triumphirend, das Laster gedemüthigt, das Leben „für Ehre, Liebe und Gerechtigkeit aufgeopfert. Sie schleu„dert auf das Haupt des Frevlers die furchtbare Rache der „Gottheit herab. Und wie viel vermögen nicht diese Alle„gorien über das Herz des Menschen, unterstützt von der „unwiderstehlichen Gewalt der Dichtkunst?“

„Weniger erschütternd, aber eben so anziehend sind die „Reize der wahren Comödie. Auch ihr verdanken wir edles „Vergnügen und lehrreichen Unterricht. Hier tritt ein „Bürger auf, voll der lächerlichen Begier, Ihro Gnaden „zu heißen; dort brüstet sich ein Thor in seiner erborgten „Weisheit, und neben ihm wähnt ein ahnenstolzer Baron, „seine Geburt sey reichlicher Ersatz für jede ihm mangelnde „Tugend. Wir lachen; und wehe uns, wenn wir diese „Winke nicht verstehen! Könnte uns wohl der Dichter „eine lebhaftere Probe von dem Character des Lustspiels ge„ben, als wenn er einen der Thoren, die so laut gegen die „Poesie declamiren, in seiner ganzen Lächerlichkeit zur Schau „aufstellte? In der That das wirksamste Mittel, dem „Pöbel die Augen zu öfnen!“

„Kurz, welche Kunst ist nützlicher, als die Dichtkunst, „wenn sie ihres wahren Zwecks nicht verfehlt? Welche „kann gleich ihr Unterricht und Vergnügen vereinigen?“

„Allein lassen Sie uns nicht so strenge die Vorur„theile des Pöbels verdammen. Er, die größte Hälfte al„ler bürgerlichen Gesellschaft, ist gemeiniglich blind, und un„fähig über den Nutzen einer Sache zu urtheilen, wenn er „ihm nicht auf eine begreifliche Weise vorgestellt wird. „Und was sieht er auf unserm Theater anders, als was ihm „mit Recht unnütz, selbst schädlich scheinen muß? Was sieht „er? Bald einen verzärtelten Helden; bald ein Mädchen, „das mit Vernachläßigung aller Gesetze des Wohlstandes „und der Bescheidenheit in Gegenwart ihrer Eltern in Seuf-

„zer

„zer der Sehnsucht ausbricht, und Thränen um ihren Ge„liebten vergießt; bald einen Mann, den uns die Geschich„te als ein Muster der Standhaftigkeit aufstellt, bey jedem „Schritt entschlossen, aus Unwillen über einen verächtlichen „Blick seiner Geliebten den Dolch in seine Brust zu stoßen; „bald ein Harlekin, der tausend Zweydeutigkeiten ausspru„delt, und selbst die Ohren des gröbsten Wollüstlings belei„digt; kurz ein lächerliches Gewebe ungereimter Einfälle „ohne Kunst und Anstand. Und diese Farcen, fähig das „edelste Herz zu verderben, sind die Schauspiele, wodurch „wir unsere Jugend bilden wollen? Gott welche Muster „zur Nachahmung! Menschen mit allen ihren Schwach„heiten, von der Gewalt der Vergnügungen übermannt, „ohnmächtig die Hydra der Leidenschaften zu bekämpfen! „Ueberdies alles in einem entnervten Styl, überladen mit „den Modewörtern geschmackloser Dichter, als Pfeile des „Amor, Liebesfeuer und dergleichen, nicht in jener edlen „Schreibart, die das Herz rührt, und den Geist zur Be„wunderung fortreißt. Und ausserdem daß unser Theater „die bösen Sitten nährt, ist es das Ungeheuer, das Horaz „in den ersten Versen seiner Dichtkunst beschreibt; nichts „als Verwickelungen ohne Ende, nichts als Vernachläßigung „des Costume, als Unwahrscheinlichkeiten, nichts als singende „Uhrwerke und Menschen gleich Vögeln in der Luft schwe„bend. Wahrlich giebt es etwas ungereimteres und unnü„tzeres, als unser Theater? *) Kann man es dem Pöbel ver-

*) Verschiedene dieser Possenspiele im Geschmack der Commedie dell'arte, die ehemahls auf den italienischen Theatern graſ-

„verdenken, wenn er im gerechten Unwillen über diese Aus„wüchse die Dichtkunst, die er in keiner edlern Gestalt ken„nen lernte, verachtet? Die meisen Gesetzgeber des Alter„thums verbannten aus ihrer Republik nicht bloß Stücke, „die den guten Sitten schädlich seyn konnten, sondern ver„dammten selbst die, welche den Zuhörer ungebessert fortge„hen ließen."

Centuriae seniorum agitant expertia frugis.

Hor. arte poet. v. 341.

„So

graßirten, sind unter dem Titel: Operas segundo o gusto Portuguez in den Jahren 1761 und 1762 gedruckt, und ganz des beißenden Tadels unsers Verfassers werth. Ein schmutziger Gracioso oder Harlekin, in einem weisgrauen Jäckchen, spielt gemeiniglich die Hauptrolle in diesen Farcen. Man würde aber irren, wenn man das Urtheil unsers Portugiesen auf alle frühere Dramatiker seiner Nation, einen Gil Vincente, den der geschmackvolle Erasmus im Original las und bewunderte, Jorge Ferreira de Vasconcellos, Francisco de Saa de Miranda und andere ausdehnen wolte. Seit dem Jahre 1766, in welchem unser Brief erschien, hat man einige Schritte gethan, das portugiesische Theater von seinem Schmutz zu reinigen. Es erschienen die Stücke des erwähnten Quita, die, wo nicht eine Meisterhand, doch keinen geschmacklosen Stümper verrathen. Man hat angefangen, mehrere Comödien des Moliere zu übersetzen, und auf dem Theater von Bairo alto aufzuführen. Auch die Academie der Wissenschaften zu Lissabon läßt sich die Reform des Theaters angelegen seyn. Sie setzte 1788 einen Preis auf die beste Tragödie. Die Condeza de Vimieiro gewann ihn.

„So dachten Heiden! Und wir, Bekenner einer reinern „Moral, lassen uns durch sie beschämen? — Untersuchen „wir das Theater der Griechen, so sehen wir, mit welcher „ängstlichen Sorgfalt sie die Gesetze des Wohlstandes be„obachten. In den sämtlichen Trauerspielen des Sopho„cles finden wir nicht Eine Spur einer profanen Liebe. „Beym Euripides liebt Phädra den Hippolyt. Aber welch „ein Contrast! Ein Weib, das durch Schmeicheleien einen „Jüngling zu einer strafbaren Liebe zu verleiten sucht, ein „Jüngling, der die strafbare Liebe troz den Lockungen des „Weibes verabscheuet. Und wie sehr bemüht sich nicht selbst „Phädra, ihre unnatürliche Leidenschaft zu ersticken? Sie „vor sich selbst zu verbergen? Solten wir nicht durch Schreck „erschüttert und von Mitleid gerührt, eine schändliche Liebe „besiegen, die zwey so erhabene Personen auf immer elend „machte? Wie unendlich verschieden sind die Gemählde, „die unsere Bühnen uns aufstellen. Aehnliche Leidenschaf„ten sind fast immer die Stufen, auf denen Verliebte sich „zum Glück und zum Lohn ihrer Seufzer erheben.“

„Kurz, der große Hause verachtet die Dichtkunst, weil „er sie nur in dem Gewande kennt, das Unwissenheit und „Bosheit ihr umwarfen.“

„Wie eifrig beschäftigen sich nicht auf der andern Sei„te Männer, die uns die Schrift als die eifrigsten Verehrer „der Gottheit schildert, mit dieser holden Kunst! Nichts „kommt der Erhabenheit der Gesänge des Moses, nichts „der Anmuth des hohen Liedes gleich. Die Lieder des Da-

„vid

„vid werden die Bewunderung und der Trost aller Jahr„hunderte seyn, die den wahren Gott erkennen. Die gan„ze Schrift ist voll vom lebendigen Feuer der Dicht„kunst."

„Jedoch zu welchen angenehmen Hofnungnn, die „Poesie in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt zu „sehen, berechtigt uns nicht unser wachsame Monarch, und „sein rastloser Minister! *) Wie eifrig sind sie beschäftigt, „Künste und Wissenschaften, die in den tiefsten Verfall ge„sunken waren, **) von neuem zu beleben! Sie gründen „Schulen zur Erziehung des Adels, errichten Lehrstühle zur „Bildung des Bürgers und versammeln Gelehrte aus allen „Theilen Europas, um unser Lissabon in ein neues Athen „zu verwandeln."

So

*) Joseph Emanuel, und sein Liebling der Graf de Oeiras, Marquis von Pombal.

**) Merkwürdige Worte in dem Munde eines Portugiesen! — Der Marquis von Pombal hat unstreitig große Verdienste um das Schulwesen Portugals. Er reformirte die verfallene Universität Coimbra durch Ansetzung neuer Lehrer in bisher vernachläßigten Fächern, durch Einführung einer strengern Disciplin und Anordnung scharfer Prüfungen, und legte auf eigne Kosten 837 Schulen durchs ganze Land an. Zum Unglück folgten seine Nachfolger nicht ganz seiner Spur, und die Geistlichen, die, wie man weiß, in Portugal viel vermögen, und das Monopol der Gelehrsamkeit in diesem Lande führen, fanden es am vortheilhaftesten es beym Alten zu lassen. — Und so blieb es denn beym Alten! —

So weit der Portugiese! Der Spanier, dessen Urtheil über das Theater seiner Nation ich mitzutheilen versprochen habe, ist Ponz, der aufgeklärte und patriotische Verfasser einer Reise durch Spanien, von welcher die beyden ersten Theile ins Deutsche übersetzt sind. Ich nehme seine Worte aus dem fünften Theile dieser Reise S. 315 der ersten Ausgabe.

„Unser reisende Lombarde *) mahlt uns eine theatra„lische Vorstellung, der er beywohnte, mit den lächerlich„sten Farben. Er nennt sie (S. 170) ein abentheuerliches „Gewebe aus Heiligem und Profanem, (er meynt eins der „sogenannten Autos sacramentales) worin eine Menge „wunderbarer und ungereimter Begebenheiten ohne weitern „Zweck, als die Zuschauer zu belustigen, aneinander gekettet „wären. Und dennoch, fügt er hinzu, war an diesem Stü„cke manches zu schätzen; besonders ein lebhafter und star„ker Dialog und eine täuschende Handlung. Die Schau„spieler empfohlen sich überdies durch eine gewisse unge„zwungene Anmuth."

„In einer Anmerkung S. 171. heißt es: im Ganzen „sind die spanischen Lustspiele ein Gemisch von Possen und „Ernst, von tragischer Würde und comischer Laune, von „steifem Ritterton und platter Pöbelsprache. Und das an

„Ein-

*) Der P. Norbert Caino, Verfasser der lettere d'un vago Italiano ad un suo amico, dessen hartes aber oft gerechtes Urtheil über die Spanier Ponz zum Theil widerlegt, zum Theil aber mit bescheidener Billigung unterschreibt.

„Einfällen unerschöpfliche Genie ihrer Verfasser hat eine „Menge romanhafter Ereignisse hineingewebt, um sie dem „Spanier, der das Ritterlich-comische und Wunderbare „liebt, desto angenehmer zu machen. Um einen höhern Grad „von Wahrscheinlichkeit zu erreichen, und die Zuhörer um „so eher zu täuschen, bemühen sich die Dichter, die verschie„denen Handlungen, woraus ihr Stück zusammengesetzt ist, „so aneinander zu ketten, daß es unmöglich scheint, sie von „einander zu trennen, und vernachläßigen darüber oft die „Gesetze des Natürlichen. Der spanische Geschmack ver„langt auch, daß dies endlose Gewebe abentheuerlicher Be„gebenheiten auf einen kurzen Zeitraum eingeschränkt wer„de, wodurch Versetzungen der Personen von einem Orte, „und von einem Lande ins andere unvermeidlich sind, der„gestalt, daß ein Stoff, der zu einem Roman hinreichend „wäre, nicht selten in Eine Comödie zusammengedrängt „wird. Ueberdem müssen sich die Einverständnisse, die „Trennungen, die Klagen, der Eigensinn und die Eifersucht „der Verliebten mit einer Heyrath endigen. Man geht „auch nicht darum in die Comödie, um sich von irgend ei„ner Leidenschaft erschüttern zu lassen. — Nein! Man „will eben so gleichgültig weggehn, als man kam. Bey „dem allen muß man gestehen, daß, so wenig auch die spa„nischen Schauspiele mit den Regeln der dramatischen Com„positionen übereinstimmen, sie doch oft an Schönheiten reich „sind, und daß ihre Flecken mehr einer freyen Wahl des „Dichters als einem Mangel an Talent zugeschrieben wer„den müssen; denn so oft sich die spanischen Comiken nach „diesen Regeln bequemen wolten, lieferten sie vortrefliche

„Stücke, vor allen andern D. Pedro Calderon de la Barca „und Lope Felix de Vega Carpio. Eben dieser Vega, Ver„fasser von tausend achthundert Comödien, behauptet in sei„ner Neuen Kunst heut zu Tage Comödien zu schreiben, „daß bloß sein Wunsch, dem großen Haufen seiner Nation „zu gefallen, ihn vom rechten Wege abführe. Wenn sie „der Pöbel bezahlt, sagt er, muß man ihm zu gefallen „wohl ein Thor seyn? *)

„So weit der Italiener! Ich setze seine Worte nicht „in der Absicht her, um mich bey einer Widerlegung der„selben aufzuhalten. Denn dies erlaubt der Plan meines „Werkes nicht. Kunstverständigere Männer mögen sich „diesem Geschäft unterziehen; nur ist zu wünschen, daß „sie, fern von aller Animosität, unpartheiisch genug seyn „mögen, nicht alles vertheidigen zu wollen, was ihr Va„terland angeht, aus dem irrigen Grundsatze, daß die Ehre „desselben darauf beruhe. Ich will bloß hinzusetzen, daß „alles, was uns von dieser Seite die Ausländer vorwer„fen, schon von unsern einheimischen Critikern gerügt ist, **) „und

*) Porque quando las paga el vulgo, es justo
Hablarle en necio para darle gusto.

Weiterhin heißt es, wer heut zu Tage Comödien nach Regeln schreibt, stirbt ohne Ruhm und Brod — muere sin fama y gallardon.

**) Besonders von Blas Antonio Nassarre y Ferriz in seiner vortreflichen disertacion sobre las Comedias de España, vor seiner Ausgabe der Lustspiele des Cervantes, Madrit 1749.

„und daß Lope de Vega *) seine Fehler selbst gestand,
„indem er in seiner neuen Kunst Comödien zu schreiben
„sagt, daß er, indem er einen Vorwand suche, die Regeln
„der Kunst zu vernachläßigen, sie so gut als einer kenne. **)
„Allein welch ein Grundsatz, die richtige Spur, die man
„kennt, verlassen, um sich nach dem Eigensinn des Pöbels
„zu bequemen! ***) Die Sache verhält sich eigentlich so:
„Lope schrieb des Geldes wegen; er mußte also, dem Ge-
„schmack seiner Zuhörer, die täglich etwas Neues zu haben
„wünschen, gehorsam, viel schreiben, und, bey der Unmöglich-
„keit viel und gut zugleich zu schreiben, vor den Regeln
„der Kunst, die er sehr gut kannte, seine Ohren verstopfen.

*) Gedrängt von der beissenden Critik des Manuel Villegas, des Cervantes und vieler andern Zeitgenossen, und von der spanischen Akademie der Wissenschaften zur Vertheidigung aufgefodert, schrieb Lope seine arte nuevo de hacer Comedias en este tiempo, worin er sich Mühe giebt, die Vorschriften des Aristoteles und Horaz mit der von ihm beobachteten Manier zu vereinigen.

**) Es heißt daselbst unter andern:

Mas ninguno de todos llamar puedo
Mas barbaro que yo, pues contra el arte
Me atrevo a dar preceptos, y me dexo
Llevar de la vulgar corriente, a donde
Me llamen ignorante Italia y Francia.

***) Konnten nicht Corneille und Moliere, die Schöpfer des französischen Theaters, ihr Publicum, dessen verderbter Geschmack sich an den Farcen des Jodelle und Hardy ergözte, zwingen, den ihrigen anzunehmen?

„Er gesteht dies selbst; und wenn ich, sagt er, eine Co„mödie schreiben soll, verschließe ich die Vorschriften „mit sechs Schlüsseln; ich entferne den Terenz und „Plautus aus meinem Studierzimmer, damit sie mir „nicht Vorwürfe machen; denn auch in stummen „Büchern pflegt die Wahrheit laut ihre Stimme zu „erheben." *)

„Oft legt man dem großen Hausen Fehler zur Last, „die er nicht hat. Man gebe ihm etwas Gutes; er nimmt „es endlich an und lobt es. Und gefallen ihm unsere regel„losen Stücke, so findet er nicht so wohl an dem Ganzen „Vergnügen, als vielmehr an einzelnen Theilen, die gut ent„worfen und ausgeführt sind. Und wenn der Widerstand „den man beym großen Hausen findet, so oft man ihn un„terrichten will, einen jeden, der sich diesem wohlthätigen Ge„schäft unterziehen will, zurückschreckte, so würde das mensch„liche Geschlecht in allen Stücken sehr unwissend und roh „bleiben."

„Uebrigens würde der Italiener in seinem eigenen „Vaterlande hinreichende Gelegenheit gefunden haben, sei„nen critischen Scharfsinn zu üben; denn verschiedene „Opern des Metastasio, einige Lustspiele des Goldoni, „und

*) Y quãndo he de escribir una Comedia
Encierro los preceptos con feis Uaves;
Saco a Terencio y Plauto de mi estudio,
Para que no me den voces; que fuele
Dar voces la verdad en libros mudos.

„und allenfalls ein paar Tragödien ausgenommen, steht dem „italienischen Theater an Albernheit keins in der Welt nach, „und es ist sehr wahrscheinlich, daß man sich eben keine Mü„he geben werde, es zu verbessern, da man in Italien ge„meiniglich nur in die Comödie geht, um sich ein rendez„vous zu geben." *)

„Auch die Franzosen, die, ohne uns zu kennen, am „meisten beschäftigt sind, uns zu tadeln, würden klüger han„deln, wenn sie bey sich selbst stehen blieben. Denn ob„gleich Corneille, Racine und andere spätere Dichter mehre„re Trauerspiele und Lustspiele geschrieben haben, die nach „der Meynung der Kenner als Muster dienen können, so „so ist doch diese Zahl sehr unbeträchtlich gegen die, wel„che ohne alles Genie und allen Erfindungsgeist geschrie„ben, sich weder durch Handlung noch lebhaften Dialog „auszeichnen, und man wird finden, daß die Franzosen, „bey allem Gepränge mit Kunst, in vielen Rücksichten we„der beneidet noch nachgeahmt zu werden verdienen."

„Doch genug! Leute von Verstand halten es für „nützlicher und weiser, sich zu bessern, wenn man ihnen mit „Recht Fehler vorwirft, als bey ihren alten Vorurtheilen „zu beharren und sich zu begnügen, an dem Critiker ähn„liche, oder andere eben so große Fehler aufzusuchen. Das „spanische Theater wird sich von den Flecken reinigen, die

*) Die Neigung zur Musik hat in Italien allen Geschmack an ächten theatralischen Compositionen verdrängt.

„alle geschmackvolle und vernünftige Kenner der Nation daran „finden; und es ist zu wünschen, daß Dichter aufstehen „mögen, die mit dem Genie der Comiker des vorigen Jahr„hunderts begabt, eine eben so schöne Sprache reden, aber „mehr Kenntnisse besitzen, *) als sie. Und sollten sich ein„mahl Männer auszeichnen, die mit Beybehaltung aller „originellen Züge unserer alten dramatischen Dichter, und „mit Vermeidung aller sclavischen Nachahmung, den Vor„schriften des Horaz, die das Gesetzbuch der Vernunft in „jedem Zeitalter und unter jeder Nation sind, folgen, so „wird es keine Prahlerey seyn, zu behaupten, daß unser „Theater das fruchtbarste, angenehmste und vielleicht das „erste unter allen sey. Ich würde hinzusetzen, auch eine „gute Schule der Moral; allein davon ließe sich viel „sagen."

„Ich lenke ein. Man sehe diese Digreßion als das „Urtheil eines Mannes an, der, der dramatischen Kunst „unkundig und ohne eine besondere Neigung für sie zu he„gen, keinen competenten Richter abgeben kann. Ich will „nur noch dies hinzusetzen, daß die Autos sacramenta-

„les

*) Lope de Vega und Calderon de la Barca, die größten Dramatiker der Spanier, waren rohe Kinder der Natur, ohne alle gelehrte Bildung. Die Unwissenheit des Letztern gieng so weit, daß er in seinem Heraclius, einem Stücke, das übrigens voller Originalzüge ist, eine Person sagen läßt: „Canonenkugeln sind die letzten Gründe der Fürsten." Im Heraclius!!

„les *) und Comödien der Heiligen vor einiger Zeit von „unserm Könige, aus den gerechtesten Gründen, die Reli„gion und Nationalcredit ihm an die Hand gaben, abge„schaft sind.“

L. Ideler.

*) Die Autos sacramentales sind Ueberbleibsel jener rohen Farcen, die vom 12ten bis 16ten Jahrhundert in Italien, Frankreich und Deutschland aufgeführt wurden, und den rohen Keim des später ausgebildeten Dramas enthielten. Sie behandeln einen religiösen, gemeiniglich aus der Bibel entlehnten Gegenstand durch Einmischung profaner Episoden auf eine sehr irreligiöse Weise. In Spanien standen sie noch im vorigen Jahrhundert in solchem Ansehen, daß Philipp IV. eine beträchtliche Sammlung derselben Ludwig XIV. bey dessen Regierungsantritt zum Geschenk machte.

IV.

System der brittischen Staatsverfassung.

Ein Fragment von Lolme, frey übersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Schreiben an den Herausgeber des Journals.

Mein Freund!

Unter so vielen Lesern ihres Werks über England und Italien konnte es in der That nur wenige geben, die bis auf die ersten Grundsätze einer wohleingerichteten Constitution zurückgiengen, und von diesem Gesichtspunct aus das Gemälde der von England uns dargestellten Begebenheiten betrachtete. Es ist vielleicht vielen Ihrer Leser kaum eingefallen, welches Original Sie begeisterte; manche sahen die großen Begebenheiten, welche nichts als richtige Folgen der treflichen Englischen einem Freystaat so angemessenen Verfassung waren, eben sowohl als die äussersten Bizarrerien dieser Nation für ein bloßes Werk des Zufalls an, ja sogar manche mußten Sie der Partheylichkeit beschuldigen, wenn dieselben ohne den Grundsätzen nachzuspürenden Schatten Ihrer Gruppe, wohin Sie Italien gestellt, ansahen.

Wie wenigen, Freund, ist das glückliche Loos verliehen, sich durch den Wust aller der politischen Vorurtheile durch-

zu-

zudrängen, die wir Deutschen schon mit der Muttermilch einsaugen, die uns Erziehung und Gewohnheit gleichsam zur andern Natur machen, und uns verhindern, nur an die Möglichkeit zu denken, daß es eine der Menschheit ersprießlichere politische Wahrheit gäbe.

Ich unternehme es jetzt, durch folgendes Bruchstück des Lolme nicht Ihr Apologet zu werden, sondern nur so manchen Leser Ihres Gemähldes von England darauf aufmerksam zu machen, daß Sie alle die Facta, welche Sie uns so schön erzählt, von den reinsten und wichtigsten Grundsätzen einer wohl eingerichteten Verfassung, und das nicht bloß von einem Cathederideal, sondern von einem wirklich existirenden Original, nämlich der Englischen Constitution, abgezogen haben.

Warum ich zu dieser Absicht Lolme und gerade dieses Bruchstück aus seiner Constitution de l'Angleterre gewählt, kommt daher, weil ich glaubte, daß weder Montesquieu noch Voltäre mit eben so tiefem metaphysischen Scharfsinn als republicanischen Geist jede einzelne Grundlinie einer guten Staatsverfassung aufgesucht, und ihre Anwendungen in einem existirenden Staat so deutlich bewiesen haben, als dieser verehrungswürdige Genfer; ferner, weil wenigstens der Wunsch zu einer verbesserten Criminaljustizpflege so allmählig beginnt zur Volksmeynung sich zu erheben, und der Grund zur germanischen Freyheit nicht fester gelegt werden kann, als durch Einführung einer ähnlichen peinlichen Rechtspflege. Irre ich, oder wäre es wohl gar

wahr, daß die meisten philosophischen Rechtsgelehrten, ja sogar der große Verfasser von Verbrechen und Strafen und sein eben so großer Uebersetzer, Hommel, sich mehr Mühe gegeben, den Begrif eines Verbrechens und das Verhältniß der Strafen gegen Verbrechen genauer zu bestimmen, als taugliche Mittel vorgeschlagen, wodurch das peinliche Verfahren und die Untersuchung menschlicher und einer wahren Gerechtigkeitsliebe gemäßer einzurichten, daß, sage ich, man bey Anwendung der Lehre dieser menschenfreundlichen Philosophen in neuern Gesetzen (die Abschaffung der Tortur nehme ich aus) besonders bey Verbesserung des peinlichen Verfahrens mehr auf Erforschung der Wahrheit als auf die individuelle Sicherheit der Bürger Rücksicht genommen. Die der germanischen Freyheit so tödtliche Carolina, der heimtückische canonische Inquisitionsproceß, die Untersuchung bey verschlossenen Thüren, die scheinbar unpartheyische Actenversendung und die unzulänglichen bloß der Willkühr der Richter überlassenen Einsperrungen sind noch immer gäng und gäbe. So lange diese Gräuel der Verwüstung noch der einzige Maaßstab der Criminaljustitzpflege sind, und so lange diese Ungeheuer nicht Spanien und Italien, wo sie zuerst ans Tageslicht gebracht worden, wieder zurückgegeben werden, ist germanische Freyheit ein Unding. Man wende mir ja nicht ein, daß eine gänzliche Umschaffung des bisher bestandenen Criminalprocesses unmöglich sey. Die neuste toscanische Criminalverordnung hat besonders in dieser Hinsicht einen großen Schritt gethan und wenigstens gezeigt, daß ein menschlicheres Verfahren auch in monarchi-

schen

schen Regierungen nicht nur möglich sondern sogar ausführbar ist, wenn man nur will.

Noch muß ich eine kleine Erinnerung der Uebersetzung wegen beyfügen, und diese besteht darinne, daß ich mich, wo es seyn konnte, an des Verfassers Worte so ziemlich gehalten, gleichwohl mir vorgesetzt, frey zu übersetzen, und Friedrichs weisen Zuruf: quot verba tot pondera, wenigstens nicht ganz vergessen, ja sogar oft durch den Zusatz meiner eignen Anmerkungen dem Verfasser nachzuhelfen mich unterfangen habe. Tragen diese Bemerkungen auch nicht das Gepräge des tiefen scharfsinnigen Beobachters, so entsprangen sie wenigstens aus der reinsten Quelle, aus der herzlichen Theilnahme an den Schicksal meiner Brüder, wozu mir meine vorigen Verhältnisse so oft die Gelegenheit darboten. Ich bin u. s. w.

Carl v. Clauer.

Erster Abschnitt.

Ich unternehme jetzt, einen Gegenstand abzuhandeln, der die Macht einer Landesverfassung, das heißt, alle die Vorzüge theilt, vermittelst welcher die Stellen*) eines

*) Dieser Ausdruck dünkt mir gerade der schicklichste, weil meines Wissens in unserer Muttersprache es weiter kein Wort giebt, das eine von der Souverainität mit vieler Gewalt

eines Staats sich wechselsweise das Gleichgewicht halten, und welche auf der andern Seite die Sicherheit der einzelnen Glieder, und durch den Gegenstoß die Staatsverfassung selbst wesentlich angeht: Ich meyne die Criminaljustiz. Allein ehe ich zergliedere, ob in dieser Hinsicht die englischen Gesetze so beschaffen sind, muß ich noch einige Bemerkungen über gewisse Gegenstände zu beherzigen bitten.

Wenn eine Nation einer gewissen Anzahl Personen oder einer Einzigen die Verwahrung der öffentlichen Gewalt anvertraut, so hat sie zweyerley Zwecke zum Grund, einmahl um so sicher als möglich allen feindlichen Angriffen von aussenher zu widerstehen, sodann die Sicherheit in ihrem Innern fest zu bewahren.

Um nun den ersten Zweck zu erreichen, opfert jedes Mitglied bis auf eine gewisse Scheidelinie etwas von seinem Eigenthum, ja von seiner Freyheit selbst. Allein, obschon die Gewalt derjenigen, welche das Ruder führen, durch solche Opfer sehr beträchtlich werden kann, so ist es doch schwer zu behaupten, daß die allgemeine Freyheit bey allen diesen Vorzügen in großer Gefahr schwebe, um somehr da eine Nation in diesem Fall, wo ein Fürst wider sie selbst eine Gewalt, die er doch nur für sie anwenden solte, kehren würde, eine wahrhaft freye, oder deutlicher, eine von allen politischen Vorurtheilen ledige Nation, sage ich, die Mittel nur zu gut ver-

Gewalt und Ansehen bewafnete Gesellschaft so ganz ausdrückte, wie das Wort Stelle.

A. d. Ueb.

verstünde, um sich dagegen sicher zu stellen. In Hinsicht der innern Sicherheit muß noch jedes Individuum ohngeachtet der wiederholten Aufopferung seiner Freyheit sich noch zu was, das eigentlich am kitzlichsten ist, nämlich zur Abgabe eines Theils seiner persönlichen Sicherheit verstehen.

Die gesetzgebende Gewalt, welche vermöge der Natur des Menschen zwischen diesen beyden Klippen, entweder die einzelnen Bürger solchen Gefahren, die sie doch merklich verhindern könnte, auszusetzen, oder den Staat gränzenlosen Unfällen, nämlich der gewaltthätigen Widersetzlichkeit und Anarchie zu überliefern, schwankt, ist gezwungen jedes seiner Glieder so zu stellen, daß es von der öffentlichen Gewalt erreicht werden kann, und, indem sie ihnen den Zugang ins Heiligthum des gesellschaftlichen Vertrags verschließt, ihre individuelle Schwäche der in dieser Hinsicht unermeßlichen Macht d. i. den Vollstreckern der Gesetze Preiß zu geben.

Noch mehr, anstatt daß diese Gewalt im ersten Fall eine eben so heftige Gegenwirkung aushalten mußte, darf sie hier keinem einzigen Wiederstand begegnen, ja sie ist sogar weiterhin verpflichtet, auch den geringsten Versuch einer Widerstrebung zu untersagen. Also nur durch Einsetzung einer so gefährlichen Macht und durch die richtige Anwendung derselben zu dem vorgesetzten Endzweck, nämlich einzig und allein zu Erhaltung guter Ordnung kann eine Gesetzgebung sich selbst übertreffen.

Allein

Allein hierbey finde ich folgende Bemerkung sehr erheblich, daß, jemehr eine Nation sich für die ausübende Gewalt verwahrt, folglich je enger sie die Vollstrecker der Gesetze beschränkt hat, desto genauer und sorgfältiger müssen auch die dabey nöthigen Maaßregeln aufgesucht werden.

In einem Staat, wo man durch eine Reihe von Revolutionen endlich so weit gekommen, daß der Wille des Fürsten die Stelle des Gesetzes vertritt, verbreitet derselbe mit einem Wink ohne den geringsten Widerstand eine allgemeine Unterwürfigkeit, die Klagen selbst sind erstickt, und jeder einzelne Gegenstand seinen Blicken undurchdringlich findet in seinem Nichts eine Art von Schutz.

Die kleine Anzahl derjenigen, welche den Fürsten umgeben, kommt hier nicht in Anschlag, denn so wie sie von der einen Seite bloße Werkzeuge seiner Macht und Größe sind, so haben sie auf der andern nur Eigensinn zu bekämpfen, eine Gefahr, gegen welche sie, wenn im Staat sanfte und weiche Sitten herrschen, dieser Umstand gewissermaaßen hinlänglich schützt.

Aber in einem Staat, wo den Vollstreckern der Gesetze bey jedem Schritt Hindernisse aufstoßen, sind die Leidenschaften derselben sogar die heftigsten unaufhörlich mit im Spiel und dieses Maaß von öffentlicher Gewalt, das in ihren Händen dem Staat feste Ruhe und Sicherheit gewähren soll, wird sehr leicht die gefährlichste Waffe.

Man

Man nehme auch die günstigste Voraussetzung an, daß der Fürst*) die edelsten Absichten habe, daß er sein Ohr niemahls dem verfänglichen Zuflüstern derjenigen reiche, die ihre Rechnung dabey finden, ihn zu betrügen, und doch wird er irren und fehlen, ja dieser Irrthum, von dem ich auch noch zugestehe, daß er lediglich von seinem Wohlwollen fürs gemeine Beste entspringen mag, wird ihn demohngeachtet zu Handlungen verleiten, die ganz entgegengesetzte Absichten zu verrathen scheinen.

Bey sich ereigender Gelegenheit, und sie wird oft vorfallen, nämlich das Beste des Staats durch Ueberspringung der Grundverfassung zu befördern, wird der Fürst eines Theils voll Zutrauen auf die Reinheit seiner Absichten, anderer Seits nicht mit der natürlichen Anlage versehen, um hinlängliche Forschungskraft auf die Entdeckung der betrübten Folgen seiner genommenen Maaßregeln, worinn sich, seine Tugend sich selbst gefallend, bespiegelt, anzuwenden, nicht gewahr werden, daß er, um einen Vortheil für den Augenblick zu erreichen, die Gesetze, welche die sicherste Grundfeste der Nation ausmachen, willkührlichen Anfällen aussetzt, und daß seine Schritte so rühmlich, wenn man ihre Quelle betrachtet, die Thore sprengen, wodurch einstens die Tyranney mit Gewalt eindringen wird.

Noch

*) Unter dem Wort Fürst versteht Lolme jedesmahl diejenige und mehrere Personen, denen die Macht zu regieren anvertraut worden.

A. d. Ueb.

Noch mehr, der Fürst wird sogar die Beschwerden, welche man ihm vorbringt, gar nicht begreifen können, darauf beharren wird ihm die größte Beschimpfung deuchten, die Eigenliebe wird vielleicht, ehe er es vermeint, sich in die überwiegende Schaale werfen, er wird nun den Gegenstand, den er kaltblütig begann, mit Hitze verfolgen, und haben die Gesetze sich nicht darauf vorgesehen, so wird er gutmüthig genug den Mann wie seinen Feind behandeln, dessen einziges Verbrechen war, entweder heller als er zu sehen, oder an einem günstigern Standpunct sich befunden zu haben, um die Wirkung der Begebenheiten besser beurtheilen zu können.

Allein mit einer solchen Voraussetzung, daß die Resignation eines Fürsten auf Erweiterung seiner Macht nicht zu den ausserordentlichen Fällen gehöre, thut man der menschlichen Natur sehr viel Ehre an. Die gegenseitige Erfahrung bezeuget vielmehr, daß auch die glücklichsten Charaktere dem Versuch der Gewalt nicht wiederstehen, nur immer fortzuschreiten hat für sie Reiz, und die überwiegende Macht, welche auch den entferntesten Gedanken, gebunden zu seyn, verabscheut, schwebt in steter Unruhe, daß man sich ihr nicht endlich entgegen stämme. Ungescheut alle Gränzsteine der Macht ausreissen, und mit einem Sprung sich zur Höhe eines unumschränkten Despoten schwingen zu wollen, rechne ich unter die unausführbaren Plane, hingegen können diese Kräfte der Nation, welche jene des Fürsten beschränken, nur in so weit den gewünschten Erfolg haben, als einzelne Mitglieder solche mit in den Kampf schleudern, bald muß ein

ein-

inzelner Bürger auftreten, der durch die Presse und die Stärke seiner Beschwerden der Nation den politischen Staar sticht, bald erhebt sich ein wirkliches Mitglied aus dem gesetzgebenden Corps selbst mit dem muthigen Vorschlag eines Gesetzes, das den Mißbrauch der ungemessenen Gewalt hindern soll, dies ist aber auch die Losung dazu, daß der Fürst alle seine Kräfte gegen solche Privatmänner aufbietet.

Er wird es um so sicherer thun, jemehr er nach dem gewöhnlichen Irrthum dererjenigen, welche regieren, glaubt, daß das ob schon allgemeine Gegengewicht, welches er auszuhalten hat, nur von einem oder zwey Köpfen empor gehalten werde, und so wird er mitten im Summiren seiner Rechnungen theils über die Geringfügigkeit der Hindernisse, so sich ihm zu übersteigen darstellen, theils über den entschiedenen Vortheil des einzigen Schritts, den er zu wagen hat, sowohl durch den verzweifelnden Ehrgeitz, der sich schon an der Klippe zu scheitern dünkt, als auch durch die heftigste aller Leidenschaften, nämlich die gekränkte Eitelkeit, welche immer der Vorbote der Verachtung ist, nur noch mehr zu solchen gewaltsamen Schritten aufgefodert werden.

Vorausgesetzt also, daß eine Nation wirklich frey sey, können militärische Verfügungen allein nicht für die tauglichen Mittel gelten, wodurch der Fürst seinen Zweck zu erreichen gedenkt; eine solche Verletzung des gesellschaftlichen Vertrags, verbunden mit dem gerechten Abscheu für die Mittel, würde ihn gewiß der Gefahr zu scheitern aussetzen. Allein er kann auf der andern Seite, da er doch seinen

Plan durchzusetzen beschworen, in Ermangelung anderer Hülfsquellen seine ganze Wirksamkeit auf die Mittel, welche ihm die Gesetze selbst an die Hand geben, nämlich auf die Entwickelung der öffentlichen Gewalt richten, und hat diese letztere sich nicht auf alle Fälle vorgesehen, so wird der Fürst die wenige Vorsicht selbst, welche in der Verfassung liegt, benutzen, um seine Ungerechtigkeiten zu verhüllen, er wird gleichsam mit Riesenschritten dem Ziel für sich und sein Hauß zueilen, dadurch, daß er unaufhörlich das allgemeine Beste auf der Zunge führt, und so wird es ihm leicht seyn, die Vertheidiger der Gesetze hinter dem Schutz der Formalitäten, welche jene eingeführt haben, zu unterdrücken. *)

Noch

*) Solte jemand aufstehen, mich zu beschuldigen, als hätte ich die menschliche Natur beschimpft, (denn nur diese klage ich in diesem Fall öffentlich an) den verweise ich auf die Geschichte Ludwigs des XI, des Richelieu und überhaupt auf die Geschichte Englands vor der Revolution. Er wird daselbst den Ehrgeitz mit List und Geschäftigkeit zu unterdrücken in vereinten Kräften abwechseln sehen, je nachdem eins von den zwey Mitteln zu schwach war, Gnüge zu leisten.

A. d. Verf.

Aber edler Lolme! warum sollen wir erst mühsam alle die Gräuel des Despotismus und der Tyranney so weit hinauf in vorigen Zeiten aufsuchen, ich dächte unser eignes Jahrhundert könnte von der mannigfaltigen Abwechselung von List, Ehrgeitz und Betriebsamkeit zu unterjochen, so manche Gruppe aufstellen. Glückliches Deutschland! de te etiam fabula narratur.

A. d. Ueb.

Noch mehr, es werden sogar alle die Schläge eines Fürsten ohngerechnet der gegenwärtigen Unfälle, so die Nation durch ihn auszuhalten hat, wenn die gesetzgebende Gewalt nicht noch zeitig genug dem Uebel vorbeugt, die Landesverfassung selbst treffen, und dann wird jeder Bürger eines Staats, der frey zu seyn träumte, in der allgemeinen Bestürzung sich auf einmahl durch den Despotismus in Ketten sehen.

Diesemnach fodert nicht nur die individuelle, sondern auch die allgemeine Sicherheit die bedachteste Fürsicht, wenn sie jemanden die eben so nothwendige als fürchterliche Strafgewalt anvertraut. Die erste aller Klugheiten, ohne welche ich es sogar unmöglich finde, den Gefahren auszuweichen, besteht darinne, daß die strafende Gewalt nie weder der Willkühr noch dem Einfluß desjenigen überlassen werde, in dessen Händen die öffentliche Gewalt steht.

Eine andere unabläßige Vorsicht fodert, daß die strafende Gewalt, oder das Strafrichteramt eben so wenig dem ganzen gesetzgebenden Corps anvertraut werde, und diese in jedem Staat so nöthige Vorsicht ist es um so mehr, wenn nur eine geringe Anzahl Bürger als Repräsentanten der Nation wirklichen Theil an der gesetzgebenden Gewalt hat.

Wäre das Strafrichteramt in den Händen der gesetzgebenden Repräsentanten des Volks, so möchte nicht nur

die drückende Ungemächlichkeit, daß jene unabhängig würden, die natürlichste Folge seyn, sondern es dürfte noch das äusserste Unheil daraus entstehen, so daß das Band, welches die Repräsentanten mit dem ganzen vereinbart, nämlich eine allgemeine Unterwürfigkeit unter die nämlichen Vorschriften, getrennt würde. Das Strafrichteramt muß also nothwendig einem in gewisser Hinsicht untergeordneten Corps übergeben werden, welches seine Vorschriften nicht in der Ausübung bey jeden vorkommenden Fall, in welcher Rücksicht es ein unverletzliches Heiligthum bleiben muß, sondern lediglich in Beziehung seiner Grundsätze und Formalitäten von der gesetzgebenden Gewalt zu erwarten hat. Aber die Einrichtung und Besetzung dieses Corps bedarf wieder neue Vorsichtsregeln.

In einem Staat, wo der Fürst unumschränkter Herr ist, sind große Justizstellen der Verfassung sehr angemessen, weil sie gewissermaßen das Ansehen der Person ausschliessen, welches die unvermeidlichste Folge von allen despotischen Regierungen ist. Weil nun diese Stellen übrigens, von welcher Art auch ihre Vorzüge sind, im Grund nur im Stand der größten Schwäche bestehen, so kommt ihnen nichts als ihre Unbestechlichkeit und standhafter Muth in Beobachtung der Vorschriften und der Formalitäten zu statten, um die Achtung des Volks zu erwerben, und selbst dadurch werden sie dem Fürsten wichtig, und benehmen ihm sogar den Gedanken, sie zu unnützen Werkzeugen seiner Einfälle zu brauchen.*)

Hin-

*) Dahin gehören die französischen Parlamenter und besonders

Hingegen in einer wirklich eingeschränkten Monarchie, in einer solchen nämlich, wo der Fürst sowohl durch

ders das zu Paris, welches vor alle andere hervorragend, ein so beträchtliches Corps bildet, daß es sogar Anspruch auf den vierten Stand der Nationalversammlung gemacht hat; diese Stelle, deren dauerhaftes Gewicht noch durch den Umstand, daß seine Beysitzer lebenswierig angestellt sind, vergrössert ist, hat den unabänderlichen Vortheil, sowohl zwischen der Krone, als dem Volk, eine Art Gleichgewicht zu halten, als auch über alle Furcht und Ansehen der Person in Betref der bürgerlichen und peinlichen Rechtspflege erhaben zu seyn. Dies war auch die Ursache, warum der Hof das Parlament so schwer zur Schonung bewegen konnte, so daß bisweilen die Minister Zuflucht zu ausserordentlichen Richtern oder Commissaren nehmen mußten, um denen, welche sie gern verderben wolten, den Proceß zu machen.

A. des Verf.

Diese Instanz findet nun seit der glücklichen Revolution Frankreichs nicht mehr statt, denn zum Erstaunen der Welt hat sich diese vom tiefsten Despotismus niedergedrückte Nation mit einem Sprung zu einen erhabenen Freystaat aufgeschwungen, die lettres de cachet, Bastille und alle die damit verbundenen Gräuel der Tyranney sind durch einen einzigen electrischen Funken der Freyheit aufgezehrt und vernichtet. Welch eine grosse Erscheinung! Erhabener Gegenstand, der Bewundrung aller Philosophen und Menschenfreunde würdig! Wenn auch die Revolution Frankreichs der Nation weiter keinen Vortheil als diesen, der durch die Vertilgung der geheimen Arrestbriefe und der Bastille errungen worden, gewährte, so überwiegt

das Recht als durch sein Factum gebohrner Unterthan ter Gesetze ist, würde die Anstellung solcher ansehnlichen Justizcorps den Grundsätzen der Verfassung zuwider laufen, welche schlechterdings nicht zugeben kann, daß irgend ein Theil der Nation mit mehr Macht versehen, sich erhebe, als es gerade für den vorgesetzten Endzweck taugt; nicht zu gedenken, daß ein solches Uebergewicht in dem Wechsel der ewig stürmischen Aufwallungen, die von einem solchen Staat unzertrennlich sind, äusserst gefährlich werden würde.

Noch mehr das Zünglein in der großen Waagschale, welches in diesen Stellen eigentlich zwischen Fürst und Unterthan das Gleichgewicht hält, (ein entschiedener Vortheil, sobald es drauf ankommt, schwachen Gesetzen nachzuhelfen) ist in einem Staat, wo die Gesetze die Macht der ganzen Nation für sich haben, nicht nur ganz unnütz, sondern es dürfte noch die traurige Folge nach sich ziehen, daß man noch etwas fürchterlichers besorgen müßte. Ich will sogar voraussetzen, daß diese ansehnlichen Tribunäle bey der Mannigfaltigkeit der Begebenheiten alle die unbestechliche Treue, womit sie sich in Staaten einer von dieser unterschiedenen Verfassung auszeichnen, unabänderlich beybehalten, ja daß sie sich nie weder um den Credit noch um die politischen

Re-

dieser einzige Gewinn bey weiten alle die während der Revolution erlittenen Unfälle und Volksausschweifungen.

A. des Uebers.

Regungen derer, über deren Schicksal sie zu urtheilen bestimmt sind, bekümmern würden.

Gleichwohl wird man, nicht zu gedenken daß diese Vorzüge in der Reihe der Dinge sich so selten thätig auszeichnen, und es daher dergleichen Corps doch einfallen könnte, als entledige ihre ausgedehnte Macht sie ihrer unerschütterlichen Treue, eine sehr gefährliche Meynung sich erheben sehen, nämlich daß gewissenhafte Befolgung der Gesetze nicht die einzige Tugend sey, welche Klugheit fodert; kurz der Bürger bestimmt im Kreislauf des Glücks seine eignen Rechte und die der Nation zu vertheidigen, wird die Folgen sogar des pünctlichsten gesetzlichen Verfahrens fürchten, ja! er wird, obgleich durch das Gesetz geschützt, doch betroffen dastehen, wenn es wohl gar die Sache des Ministers gilt.

Unter der ganzen Versammlung seiner Richter kann vielleicht der Bürger keinen einzigen Feind haben, aber er wird sie nicht als Menschen betrachten können, welche das Gefühl der Gleichheit antreiben könnte, sich für sein Schicksal zu interessiren; ihr Rang, verbunden mit ihrer Anzahl, muß in ihm die Meynung erzeugen, als könnten sie sich ungescheut über den Damm, der einzig und allein für offenbare Ungerechtigkeit bewahrt, (denn durch Gesetze selbst ist kein besserer aufzurichten möglich,) ich meyne, über die Vorwürfe des ganzen Publicums, hinaussetzen. Ja diese Furcht muß immer höher steigen, jemehr der Bürger gewahr wird, daß diese ohnehin schon furchtbaren Tribunäle durch die Annahme einer besondern Jurisprudenz, die leider in einigen Staaten

Mode geworden, sich in ernommene Geheimnisse hüllen, und sich dadurch dem Blick auch des schärfsten Sehers entzie-hen. *)

Mit-

*) Hieher gehört das geheimnißvolle Verfahren, woran sich beynahe ganz Europa pünctlich nach den Vorschriften des römischen Rechts in der peinlichen Rechtspflege gewöhnt hat; denn so bald ein des Verbrechens Angeschuldigter gefänglich eingezogen worden, ist er von der ganzen Welt abgeschnitten, so lange bis er die ganze Untersuchung ausgehalten. Ein oder zwey Richter werden ihn zu befragen ernennt, und vor diesen erscheint er allein in irgend einem Winkel seines Kerkers, die Zeugen werden besonders verhört, und sein Antlitz darf sie nicht eher sehen, als bis ihre Aussagen ganz niedergeschrieben sind, sodann wird der Verhaftete von den Richtern mit den Zeugen confrontirt, damit sie nicht nur sich mit eignen Augen überzeugen, ob es der Mensch wirklich ist, gegen den sie ausgesagt haben, sondern daß auch jener einige Einwürfe gegen sie vorbringen könne. Dies ist der Maaßstab, nach welchem die Aussage der Zeugen, die für unzuläßig gefunden worden, verworfen wird; die Abhörung anderer Zeugen, so wie die Antwort des Verhafteten, werden alsdenn den Richtern vorgetragen, während dessen jener unaufhörlich aufgefodert worden, die Aussagen zu bestätigen oder für untergeschoben zu erklären: man übergiebt dem Angeschuldigten eine Abschrift von den Protocollen, daß er mit Beyhülfe eines Advokaten, welcher ihm alsdenn erst zugelassen wird, seine Rechtfertigung vorbereiten könne, sodann entscheiden die Richter, wie bereits oben erwähnt worden, sowohl über das Recht als Factum, wie auch über alle Zwischenfälle, welche während des Untersuchungsprocesses sich ereignen können; z. B. über die Zulassung der zur Vertheidigung des Gefan-

Mit Schaudern muß der Staatsbürger jene gräulichen Kerker betrachten, denen er vielleicht einstmal überliefert

fangenen gehörige Zeugen rc. Diese Art Criminalprocesses mag wohl, in so weit es lediglich um Entdeckung der Wahrheit zu thun ist, einigen Vortheil gewähren, jedoch ist eine weitläufige Erörterung dieses Gegenstandes hier nicht der Ort, aber bey alledem bleibt der Verhaftete der Gewalt der Richter, die ihn so lange, als es ihnen gut deucht, im Gefängniß verschmachten lassen, und die Verhöre vermehren oder nach Gefallen aufschieben können, dermaßen ausgesetzt, daß jederman da, wo dieser Methode noch gehuldigt wird, sich eben so sehr für einer Criminalklage fürchtet, als dafür, schuldig befunden zu werden, und daß man an solchen Orten soviel als möglich Theil an öffentlichen Händeln zu nehmen vermeidet. Eine nähere Beleuchtung der Verfahrungsart vor Geschwornen, welche nur der englischen Nation eigen, und einen Freystaat so ganz angemessen ist, wird gewiß unsere Bewunderung abgewinnen.

A. d. Verf.

Dies Bild ist den Vorschriften des beynahe in ganz Europa üblichen Criminalprocesses so ziemlich getreu. Wie viel die Menschheit schon unter der buchstäblichen Beobachtung besonders des von dem canonischen Recht entlehnten heimtückischen Inquisitionsprocesses leide, und schon gelitten habe, wird mir jeder unbefangene Beobachter zugestehen, wenn er erwägt, daß sehr oft die Mittel zu Erforschung der Wahrheit, welche die Gesetze vorgeschrieben, weit grausamer waren, als die Strafe für ein begangenes Verbrechen selbst. Aber diese Plage würde noch ein Glück für die leidende Menschheit gewesen seyn, wäre es nur bey der pünctlichen Beobachtung des Buchstabens geblieben. Wenn

werden soll, schrecklich ist seinem Blick das unbekannte Verfahren, das er wird ausdauern müssen, schrecklich jene Trennung von der ganzen menschlichen Gesellschaft, zitternd muß er an die langen geheimen marternden Verhöre denken, wo er sich selbst überlassen, sich mit nichts weiter, als mit der Ergebung in sein unseliges Geschick gegen die abwechselnden folternden Fragen von Menschen, deren Absichten ihm stets verborgen bleiben, vertheidigen kann; wo seinem gebeugten Herzen in seiner traurigen Einsamkeit kein Freund mit Rath und Trost beyspringt, wo er sogar den Blicken jener mitleidigen Seelen entzogen ist, welche seinen Schmerz mit tröstenden Wünschen für seine Befreyung lindern könnten.

Es ist also ausgemacht, daß die Sicherheit eines jeden Bürgers sowohl als die gute Meynung davon, dem Genuß der Freyheit eben so als deren Aufrechthaltung gleich wesent-

man aber die Tausende von unglücklichen Schlachtopfern, welche grausame Willkühr, Dummheit und Aberglauben der Richter in Deutschland gemordet, nur aus noch vorhandenen Actenstücken und den Annalen voriger Zeiten aufsummirt, so bleibt mir es jederzeit ein unauflösbares Problem, wie ein Verfahrn noch heut zu Tage in Gesetzen eben so wohl gebilligt als verordnet, wie Männer, deren Amt ihnen so reichen Stof, Wohlthäter der Menschheit zu seyn, darbietet, sich so herabwürdigen können, statt Richter, Henkersknechte von unglücklichen Menschen zu seyn, wie selbst Männer von Verdienst auf Universitäten der studierenden Jugend vorlügen können, der Inquisitionsproceß sey die beste Methode der Criminaljustitzpflege.

A. d. Uebers.

wesentlich, für die beyden Grundpfeiler des Strafrichteramts angenommen, und bey dessen Errichtung nie aus den Augen gelassen werden dürfen. In dieser Hinsicht könnte man folgende Regeln festsetzen. Für allen Dingen verweise ich auf meine obige Bemerkung, daß nämlich das Strafrichteramt niemahls einem ganz unabhängigen Corps, vielweniger den Händen desjenigen anvertraut werde, der ohnehin schon mit der öffentlichen Gewalt bewafnet worden: sodann müssen einem Angeklagten alle nur mögliche Mittel zu seiner Vertheidigung frey stehen; der Proceß muß überhaupt öffentlich geführt werden, die Justizstellen und ihre Form müssen so geordnet seyn, daß sie Achtung einflößen, aber niemahls Schrecken erregen: Die Fälle des Verfahrens müssen so genau bestimmt und die Gränzen des Ansehens so richtig abgemessen seyn, daß es weder der ausübenden Gewalt noch den Richtern selbst jemahls einfallen könne, solche ungestraft zu übertreten.

Endlich weil der große Vortheil des gesellschaftlichen Lebens nothwendig nicht durch Aufopferung eines Theils unserer natürlichen Freyheit (ein Opfer, das im Grunde einem klugen und guten Bürger in einem wohleingerichteten Staat eben keine sonderliche Anstrengung kostet) sondern auch durch den kitzlichen Tausch eines Theils der persönlichen Sicherheit erkauft werden muß, und kurz weil das ganze Strafrichteramt ein nothwendiges Uebel ist, so darf daran, wodurch man die Gefahr einer solchen Gewalt verringern könne, nichts verabsäumt werden. Und da nun einmahl in der Reihe der Dinge ein Ziel, wo der menschliche Verstand

[illegible] sehen muß, abgesteckt und es oft nur der Augenblick ist, der die Aufopferung der Sicherheit eines einzelnen Bürgers fodert, und wo das Gesetz ihn dem Urtheil einiger Personen, oder, um die Begriffe gleich abzutheilen, ihrer in gewisser Hinsicht willkührlichen Entscheidung zu überlassen genöthigt ist, so muß die gesetzgebende Gewalt den Augenblick, wo die Willkühr statt des Gesetzes eintritt, so weit als möglich entfernt halten, ja sie muß, wenn denn der Bürger berufen ist, sein Loos durch die unsichere Leitung des Gewissens seiner Mitbürger entschieden zu sehen, eine solche gute Einrichtung getroffen haben, daß der Beschuldigte in den Gesetzen jederzeit Vertheidiger, aber niemahls feindliche Unterdrücker findet.

V. Freu-

V.

Freudenlied.

Schnell wie Felsenquellen fließen
Unsers Lebens Lenze hin,
Darum will ich sie genießen
In der Jugend Anbeginn!

Tausend Blümchen blüh'n verborgen,
Die des Erdners Fuß zerknickt;
Jüngling, suche sie am Morgen,
Eh der Mittag sie erstickt! —

Ja, ich will die Blümchen pflücken,
Die der Lebensweg mir beut,
Will des Mädchens Busen schmücken,
Das sich meiner Liebe freut!

Selig will ich ihr zur Seiten
In den Blüthetagen seyn,
Mit Gesange sie begleiten
Und ihr Harf' und Freyheit weihn!

Bis man unter jene Linden,
Die sie selber aufgepflegt,
Dort in jenes Thales Gründen
Ihr Gebein zur Ruhe legt. —

Ueber ihrem Grabe fließen
Rastlos meine Thränen dann,
Und mit jedem Morgen sprießen
Blumen aus dem Thau hinan.

Bis nach ausgeweinten Klagen,
Nach durchwachter Leidensnacht,
Nach den gramdurchächzten Tagen,
Meine Pilgerbahn vollbracht.

Und in Jinni's Schlummerkammer
Dann auch mich mein Engel ruft:
Welche Wonne nach dem Jammer!
Nach der Trennung Eine Gruft!

Bis mich Gott in Edens Hainen
Zu der Auserwählten führt,
Wo die Liebe uns vereinen,
Ewig uns entzücken wird!

Karl Reinhard.

VI. An

II.

An die Polen, Rußlands neuestes Verfahren gegen sie betreffend.

Dieser ursprünglich im Französischen abgefaßte Zuruf ist im October 1789 den vornehmsten Senatoren und Landboten des Polnischen Reichstags übergeben worden.

v. A.

Nicht von heute, schon Jahrhunderte alt ist der große Grundsatz der Hofpolitik, alle Federn in Schwung zu setzen, welche Witz, Arglist und Geschicklichkeit erfinden und hergeben können, um das Ziel eines einmal angenommenen Systems zu erreichen. Schrecken, Drohungen, sanfte Güte, Versprechen, ja, die hervortretendsten Gunstbezeugungen, alles ist wechselsweise angewandt, und wird immer mit schlauer Manier gebraucht werden, ja wie die bewegende Kraft die ihrer bedarf, in dem Genie und der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen über mehr oder minder Wärme gebietet. Jener dreyfache Hebel so stark, wie die zahlreichsten Heere, hat von jeher die Grundpfeiler der festesten Reiche enthoben, erschüttert, und oft ihren Umsturz beschleunigt. Wie fürchterlich ist er uns nicht, uns, in der häßlichen Lage, worin wir jetzt stehen; uns, die wir dessen trübsten, grausesten Wirkungen durch unser Unglück erfahren haben! können wir uns also zu früh und genug vor neuen Angriffen

verwahren? Unerfahren in den hinterlistigen Tücken unsrer Zeit, müssen wir nothwendig das traurige Opfer unserer Unkunde, der Einfachheit unserer Absichten, der Aufrichtigkeit unserer Endzwecke werden. Wie wollen wir der Gefahr, mitten unter den Abgründen, entrinnen, womit uns eine so ehrsüchtige und kunstreiche Macht stündlich umgräbt, um unsere Unvorsichtigkeit ungefährdet zu benutzen? Ach! ihr Polen, meine Mitbürger! wenn ihr je mit aller Wachsamkeit der Schwäche und Furcht Eure Hut bestellen mußtet: so müßt ihr es in den jetzigen Zeitläufen. Polen! Vaterland! sieh um dich her, wirf einen Rückblick auf die Vergangenheit und richte über die Gegenwart, wo du deine in Furcht und Hofnung versammleten Kinder in tausendartigen Unruhen erblickst; betrachte die Weise, wie man gegen sie verfahren hat und noch verfährt, und laß einen von ihnen dir freymüthig ankündigen, wie man noch zu verfahren vorhat. Irren kann er sich zwar in seinen Ideen, aber dir auch heilsam und nützlich rathen. Die Zeit ist nahe, da du über dein Schicksal entscheiden mußt; bewaffne dich mit Klugheit, Vorsicht und Mißtrauen, deren Fackel alle deine Schritte erhellen müssen. Es gilt hier um dein Daseyn, oder, um deinen gänzlichen Verfall.

Die sonderbare Vereinigung vieler Umstände, bewirkte ganz unerwartet, daß unsere bisher unterworfene, kraftlose, ungeachtete und frey heraus! in der härtesten Abhängigkeit schmachtende Nation plötzlich, wie durch ein Wunder, als

ein

ein freyes, unabhängiges Volk, mit einigen Kräften im Innern und einiger Achtung, außerhalb erschien. Zwar sah sie erfreut in der Seele ihrer Glieder den Keim aller republikanischen Tugenden; aber dieser Keim ward von der Schwere der herrschenden Macht gedrückt und erstickt. Ihm fehlte die Wärme um aufzugehen, und der Antrieb zur Thätigkeit, ihm fehlte ein Mittel, sich zu entwickeln, ein schützender Arm, seine ersten Kraftversuche, die Erstlinge seines Muths vor der Heftigkeit des Sturms zu vertheidigen, fähig, sie bis in ihre Wurzel auszudörren.

Endlich fanden wir ihn, den schützenden Arm, die so lang erwünschte Stütze, durch das glückliche Ungefähr, mitten in dem gegenwärtigen Kriege der Russen mit dem Muselmann und seinen Bundsgenossen, dem Schweden, in der Freundschaft des Königs von Preussen, in der Festigkeit unsrer Seelen und Entschlüsse. Hierinn können wir uns nicht irren; dieß nicht zu gestehen, hieße, die Augen vor dem Tage verschließen.

Ja, alle Eigenliebe bey Seite, wir müssen es in unsrer gegenwärtigen Lage bekennen: bis auf diesen Tag war es uns unmöglich etwas aus uns selbst zu thun, da uns die Hände stets durch den Haß des natürlichen Feindes unsrer Freyheit und unsers Wohlseyns gebunden waren, und nicht minder würde es seyn, unter den Völkern von Europa aufzutreten, wenn wir allein stehen blieben, und das Bündniß anderer Mächte verschmähten, die uns Freundschaft und Hülfe anbieten.

1791. Diesen Schritt zu thun, dringt uns die Noth un ausweichlich, und augenscheinlich hängt von der Weisheit unserer Wahl, oder deren Unüberlegtheit, von der Klugheit oder Verderbniß, die bey unsern Versammlungen den Vorsitz hat, die stete Glückseeligkeit unsers Landes oder dessen unwiederbringliches Unglück ab. Möchten wir dieß erwägen und die ganze Wahrheit dieser Betrachtungen fühlen!

Zwey benachbarte Mächte suchen unsre Freundschaft, und tragen uns die ihrige an. Ihrer eine ist eben jene Macht die, seit fünf oder sechs Lustern, ihr drückendes Gewicht auf uns bürdete, und uns unbarmherzig in den Abgrund des Elends, des verzehrendsten Jammers stürzte, ohne uns einmal aufathmen und wieder erheben zu lassen. Die Andre, das wahre Bild der wohlthätigen Fürsehung, bietet uns alle Stärke ihres Arms, uns aus dem Abgrunde zu ziehen. Standhaft setzt sie fort, was sie großmüthig begann, hat uns aus der Kluft gehoben und auf eine Stufe von Unabhängigkeit und Freyheit gestellt, die gewissen fremden Mächten schier zur Mißgunst entgegenschimmert. Ein Volk müßte gar verderbt und ganz zur Knechtschaft gewöhnt seyn, das einen Augenblick zwischen seinem Unterdrücker und seinem Wohlthäter in dergleichen Umständen schwanken könnte. Doch da Rußland durch neue Bahnen, durch verfängliche Begünstigungen dem Könige von Preussen das rauben möchte, was unsre Dankbarkeit ihm so rechtmäßig zugesteht, so wird es nicht außer Zweck seyn, Rußlands Verhalten gegen unsre

Republik,

Republik, vom Anfange des unglücklichen Einflusses dieser Macht auf unsre politische Verfassung und auf unsre innre Reichsverwaltung an, dem ganzen Europa vor Augen zu stellen.

Gehen wir demnach in unsre Annalen zurück zu jener entfernten Zeit, da unsre Könige sich mit Rußland zu verbünden, und Polens Freyheit, Polens Glanz zu sinken begann. Die erste Verschimpfung unsrer Gränzen, ihre erste Abstückelung, haben wir Rußland zu danken. Die Freundschaft Johannes des Dritten mit dem Czar von Moscau hat uns um Siewierz und Czerwiechov gebracht. Peter der Große brach seinen Tractat mit August dem Zweyten, in Hinsicht auf die Wiedergabe von Liefland, das den Schweden abgenommen war. Kurland, ein polnisches Lehn, ist jezt blos eine Provinz des Russischen Reichs. Der Verlust von ganz Liefland, der Verlust verschiedener andern Länder hat uns die Schwere des Scepters von Catharinen der Zweyten empfinden lassen, eines Scepters der uns Polen so leicht, so vortheilhaft seyn sollte. Nicht zufrieden unsre Grenzen zu verengen, hat Rußland den tödtlichsten Wurf auf Polens Freyheit und die Privilegien seiner Verfassung gethan, so daß halb Europa uns nicht mehr für eine freye und unabhängige Nation ansah, sondern wie die Unterthanen einer großen Provinz des Kaiserthums aller Reussen. Die der freyen Wahl unserer Könige, vorzüglich in der Person des Stanislaus Lescinski, geschehene Gewalt; die uns seitdem mit gewaffneter Hand aufgedrungenen Könige; die gänzliche Umkehrung unsrer

 alten

alten Regierungsform; die willkührliche und gewaltthätige Errichtung eines fortwährenden Conseils, alles dieß sind unauslöschliche Züge der Russischen Oberherrschaft in Polen. Wem, als Rußland, gebührt der Dank für die Zernichtung unsrer Nationalehre, für die stete Verfolgung unsrer tugendhaftesten Mitbürger, endlich für den fremden Minister, der, wie ein zweyter König, dem Thron zur Rechten sitzt, und fürchterlicher mit Majestät bekleidet ist als der erste selber? Rußland hat sich überdieß in alle Kammern unsrer innersten Staatsverwaltung geschlichen, und deren Triebfedern nach seinem Belieben aufgewunden, hat unsre Gränzprovinzen verwüstet, durchlöchert und entvölkert. Stets marschirten und lagen Russische Truppen darinn, Magazine wurden darinn angelegt, unsre Landleute wurden geraubt, um zu Friedenszeiten die Wüsten des Russischen Reichs anzubauen, und für sie in Kriegszeiten zu schanzen. Durch seine Schätze, seine Soldaten und Botschafter hat sich Rußland immerfort unsrer Versammlungen, Landtage und Richtstühle bemeistert. Und was das ärgste ist, unaufhörlich geschäfftig, Zwietracht und Mißtrauen unter den König und seine Unterthanen zu säen, hat es die Unordnung und Anarchie, die so lange in unserm Vaterlande obwalten, angeblasen, genährt und unterhalten. Dieß sind die schönen vielfachen Thaten des Petersburgschen Hofes; so hat er eine tapfere, glänzende Nation mit Schimpf und Schande beladen. Verdient dieß unbegreifliche Verfahren, dieses System des Drucks von den Polen etwas anders, als unversöhnlichen Haß, als ewige Rache?

Gekom-

Gekommen ist der Augenblick, für immer abzuschütteln dieß unerträgliche Joch, und, wo möglich auch die kleinsten Spuren auszulöschen, womit es unsre Personen, und alles was uns umringt benarbt hat. Sollte ja unter uns noch einer so feig seyn, und sich nicht zu der Höhe dieses edlen Sinns, dieses großen Schwungs erheben mögen, oder wäre er geblendet von Täuschungen die unsre Tyrannen listig um uns gehüllt haben, nun, so wollen wir den wirksamen Contrast recht stark aufstellen, den beyde Höfe Berlin und Petersburg, in ihrer Denkungsart geben. Lesen wir also die ersten Noten dieser beyden Mächte noch einmal. Nackt und unverschleyert zeigen sie uns die Verschiedenheit ihrer politischen Grundsätze.

Der verwegne Russe sieht in den Bestrebungen der Polen, wieder zu Kräften und zu ihrer urersten Unabhängigkeit zu gelangen, nichts als Linien, die dem Interesse seines Hofes schnurgerade zuwider laufen, und wagt es, im Nahmen seiner Monarchin der versammleten Nation ins Gesicht zu sagen: Woilet ja nicht frey seyn, ihr Polen, legt ja keine Hand an die Regierungsform, die eure Abhängigkeit heiligt und verewigt. Thut keinen Eingriff in unsre Gewährleistungsakte, nach welcher ihr euch keine Freyheit anmaßen dürfet, ohne den Donner meiner Monarchin herauszufodern, und das Feuer ihrer Feindschaft ihres Zorns zu entzünden.

So klingt fast wörtlich die Note des Ministers Stackelberg von 5. Nov. 1786.

Bey diese Russische Note wollen wir die des Königs von Preussen setzen. Sie lautet in Sinn und Ausdrücken: Polen, erlauchte Nation, seyd frey, seyd unabhängig, kommt zu Kräften, macht euch eine Regierungsform, wie sie euch gefällt, und wie sie für euch paßt. Ich verspreche euch alle Hülfe und Beystand wider jede feindliche Faust die euren Einrichtungen Dämme entgegensetzen will. Ist es, nach so verschiednen, so sehr abstechenden Gesinnungen, noch zu verwundern, daß der allgemeine Unwille wider Rußland so laut geworden ist? daß man hingegen den Preussen fast durchgehends eine Art Enthusiasmus, Bewunderung und Dankbarkeit bezeugt hat?

Dieser Unwille, dieser Enthusiasmus, sie sind deiner werth, polnisches Volk! Die Welt klatscht Beyfall und bald wirst du den schmählichen Fleck abwischen, den dir die Vergessenheit deines Ruhms, dein weichliches Hingeben aufdrückte. Dieß edle Aufwallen womit du jetzt deine alte Fahrlösigkeit vertilgst, wird überdieß durch die letzten Schritte jener beyden Mächte gerechtfertigt. Die erste will deine Abhängigkeit und Schwäche verewigen; die zweyte will deine Kräfte wieder beleben, und deine Unabhängigkeit erwecken. In diesem Kampfe gegnerischer Gesinnungen und Interessen haben Tugend und Patriotismus über den Kleinmuth und

dessen

dessen Folge, die kriechende Nachgiebigkeit gesiegt. Schon ist der Pole frey, hat schon Kräfte, spricht als Herr von seinem Daseyn, spricht als Regent. Diese plötzliche Aenderung dankt er dem Berliner Hofe, der desto dauerhaftere und billigere Rechte auf unsre Erkenntlichkeit erworben hat, je mehr diese glückliche Revolution die Wirkung der Weisheit und Vorsichtigkeit des Preussischen Monarchen ist, der alle Gewaltthätigkeit zu entfernen wußte, und allem Blutvergusse vorzukommen; Dinge, die nur allzugewöhnlich die Bürgerkämpfe begleiten.

Endlich hat auch der Petersburgische Minister den großen Irrthum erkannt, der ihm in seiner ersten Note entwischt ist; er sucht ihn durch bescheidnere, nicht so herbe Erklärungen zu verbessern. Wenn aber schon im gemeinen Leben ein doppelsinniger Charakter ein verrätherisches Gemüth anzeigt, und das Zutrauen zurückschreckt, ist es klug, einer Nation zu glauben, deren wankende Grundsätze, deren unfestes Worthalten man kennt? Es geht also nicht an, wir dürfen uns nicht mit Rußland vereinigen. Das Russische Ministerium empfiehlt seinem Gesandten, fein und mit Rücksicht gegen die Polen zu verfahren; wahrhaftig das heißt, sich mit der möglichsten Politesse ihres dringendsten Anliegens zu entschlagen, und den Gegenstand ihrer Bitten weg zugaukeln. Wenn die mit Russischen Truppen überlastete, und, wer sie auch aufgewiegelt habe, über die ersten Funken der Empörung unter den Bauern erschreckte Nation,

 lange

lange vergebens um die Erlösung von solchen Truppen bittet, schreit, fleht; wenn sie, selbst außer Stande, sich Recht zu verschaffen, Zuflucht zu der Vermittlung ihres einzigen Helfers, ihres Freundes, des Königs von Preussen nimmt, um ihr Gesuch zu erhalten, und ihn endlich gewährt sieht; so werden wir gewiß ohne Zweifel von dem Petersburger Hofe eine von jenen ihn so gewöhnlich täuschenden Noten erhalten, und gleich als wenn es auf Bitten der conföderirten Stände geschehen wäre, werden wir lesen: Sobald Ihro Majestät die Kaiserin, den durch den Aufenthalt von Dero Truppen auf dem Gebiete der Durchlauchten Republik verursachten Unordnungen völlig unterrichtet worden sind, haben Ihro Kaiserliche Majestät sogleich gemessene Ordres ausgestellt, dieselben also fort das Land räumen, und die Magazine unverzüglich aufbrechen zu lassen. Und wer weiß sogar, ob nicht, um uns das Bündniß mit seiner Preussischen Majestät zu vergällen, die Politik des Russischen Cabinets weiter gehen und neue Schätze auf die niederträchtigsten, feilsten Seelen schütten wird, die ihr bisher sowohl gedient haben, ob es nicht dem unwissenden, undenkenden Pöbel mit der trüglichen Hoffnung wiegen wird, die von Polen abgerissene Provinzen bald wieder zu erlangen! Solch ein doppelsinniges heimtückisches Verfahren würde mich keinesweges wundern, seitdem die Seele des Conseil, der vornehmste Minister der Kaiserinn, dieser bis zur Grobheit in

seiner

seiner Feindschaft wider die Polen gehende Mann, seinem Charakter Gewalt anthut und eben diesen Polen, ohne Zweifel um sie leichter zu hintergehen, Waffen zu ihrer Vertheidigung anbietet. Und doch hat eben der Potemkin, wegsehend über den ehrenvollen Titel eines polnischen Bürgers, den er sich erworben hat, und dessen kleinster Vortheil ist, ihm, wenn es einst mit ihm bricht, einen Zufluchtsort zuzusichern, die Kühnheit zu öfternmalen, und noch ganz neulich gehabt, Truppen und ausheimische Waffen in sein neues Vaterland zu werfen. Glücklicher Weise hat die Nation die ihr angebothenen feindlichen Haufen zu schätzen gewust, und sie in einem Tone empfangen, der ihren Muth beweist.

Das, ihr Polen, ist meine kurz entworfene Skizze von dieser Macht, mit welcher einige unsrer Landsleute, vom Vorurtheil geblendet, oder unempfindlich gegen das Schicksal ihres Vaterlandes, uns in Bündniß zu treten rathen.

Du, der du, zur Sklaverey gebohren, dich unter das Joch zurücksehnst, was du auf einen Augenblick ohne deinen Willen abgeworfen hast, krümme wiederum deinen Kopf unter der schimpflichen Bürde, die dich erwartet; von nun an aber entsag' der Freyheit, deren Werth du verkennst. Die Fesseln des Despotismus wirst du, wenn du auch wolltest, nicht zerbrechen; sie werden dich, und du sie ins Grab schlep-

schleppen. Begieb dich wieder in die Klauen deiner Tyrannen, reiß die alten Wunden wieder auf, wenn du sie nicht mit deinen Thränen verwaschen hast; aber bedenke daß die Verachtung der Menschen, der Fluch deiner Enkel, die beissendsten Schmerzen des Elends die um so viel bittrer folgen werden, da du durch Undankbarkeit, Gefühllosigkeit, Verblendung und Habgier dich aller Hülfe, aller Unterstützung, und selbst des Erbarmens deiner Nachbaren unwürdig gemacht hast, die dir jetzt noch helfen wollen, und wirklich helfen.

XII.
Anhang.

No. 1.

Magazin für Geschichte, Statistik, Litteratur und Topographie der sämtlichen deutschen geistlichen Staaten.

Die geistlichen deutschen Wahlstaaten haben seit der Aufhebung des Jesuiterordens und vorzüglich seit dem der Freiherr von Bibra Domherr zu Fulda, die berühmte Preißfrage aufstellte, mehr als jemals die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf sich gezogen. Und doch haben wir noch kein einziges Journal, keine einzige periodische Schrift, welche einzig und allein für genauere Kenntniß dieser Staaten bestimmt wäre.

Dieser Mangel hat uns bewogen, ein Magazin für Geschichte, Statistik, Litteratur und Topographie der sämtlichen deutschen geistlichen Staaten anzulegen, worinn alles, was über diese Staaten gesagt wird, und werden kann, aufbewahrt werden soll. Der Plan dieser Schrift ist folgender:

I. Ungedruckte Abhandlungen.

1. Geschichte.

Unter dieser Rubrik werden wir ungedruckte Urkunden, Auflösungen historischer Zweifel, kurz alles was zur Aufklärung der Geschichte der geistlichen Staaten dienen kann, aufnehmen, und zwar

a) Landesgeschichte in politischer und kirchlicher Hinsicht.

b) Geschichte der Regenten.

2) Statistick.

Unter dieser Rubrik liefern und begreifen wir:

a) Beschreibungen der Lage, Grösse, physikalischen Beschaffenheit und Naturprodukte dieser Staaten.

b) Abhandlungen über die Anzahl, Klassen, Karakter, Sprache und Gewerbe, als: Landwirthschaft, Manufakturen, Handwerke, Handlung u. s. w. der Einwohner jener Staaten.

c) Staatsverfassung, worunter wir Staatsrecht, Policey, Militäretat, Finanzwesen und kirchliche Verfas. dieser Staaten begreifen.

3) Litteratur. Alle Schriften, welche in geistlichen Staaten und über dieselbe erscheinen, werden hier kurz angezeigt, und dabei bemerkt, wo sie rezensirt werden.

4) Topographie. Hier liefern wir die genaueste Beschreibung von ganzen Staaten, wie auch einzelnen Provinzen, Städten und Distrikten.

II. Gedruckte Abhandlungen.

Alle kleine Abhandlungen, welche nicht in den Buchhandel kommen, werden hier mit Anmerkungen begleitet, ganz abgedruckt, wenn sie nämlich würdig befunden werden, in einem solchen Magazine aufbewahrt zu werden.

III. Justiz, Kameral, Polizei und kirchliche Verordnungen.

Die wichtigeren werden wörtlich abgedruckt, die minder wichtigen im Auszuge mitgetheilt.

IV. Wir beschliessen jeden Band mit vermischten, politischen und litterarischen Nachrichten, welche unter obige Rubriken nicht wohl gebracht werden konten.

Von diesem Magazine sollen nun jährlich drei bis vier Bände, jeder zu dreißig Bogen, etwa groß Octav, aus Corpus Schrifft erscheinen, und damit so lange fortgefahren werden, als das Publikum Geschmack daran findet. Jedermann wird einsehen, daß ein solches gemeinnütziges Magazin nicht Werk blos zweier Männer sein könne. Wir haben

uns

uns daher auch um Korrespondenten und Unterstüzer in allen geistlichen Wahlstaaten bemüht, und sind so glücklich gewesen, mehrere schon bekannte Schriftsteller mit uns zu diesem Behufe zu vereinigen. Dessen ohngeachtet wird es uns sehr angenehm sein, und wir werden uns thätig dankbar beweisen, wenn noch mehrere sich mit uns vereinigen wolten, um diesem Magazine denjenigen Grad von Vollkommenheit zu geben, welchen wir demselben zu geben wünschen, und beflissen sein werden.

Den Verlag haben wir den Herren Orell, Geßner, Füßli und Compagnie in Zürich überlassen, welche nicht ermangeln werden, demselben jenen Grad von typographischer Schönheit zu geben, welchen man an den Verlagsartikeln dieser Buchhandlung gewohnt ist. Die nämlichen werden auch dann und wann dieses Magazin mit Karten, Rissen, Planen, Bildnissen u. s. w. bereichern. Eben deshalb ist aber auch der Preiß der Bände veränderlich. Noch vorm Schlusse dieses Jahrs, soll hoffentlich der erste Band erscheinen, und wenn wir die Erlaubniß erhalten, mit dem Bildnisse eines der würdigsten Prälaten Deutschlands, welche auf das Wohl der sämtlichen geistlichen Staaten einen so entschiedenen Einfluß gehabt, geziert werden. Mainz und Meerholz bei Gelnhausen; den 18ten September 1789.

Winkopp und Höck.

No. 2.

Bey Krieger dem jüngern in Gießen befindet sich unter der Presse und wird vor Ablauf dieses Jahrs fertig:

J. H. Jung Lehrbuch der praktischen Cameralistik, gr. 8. Marburg in der Neuen academischen Buchhandlung.

Geo. Herwigs Briefe über die Bergbaukunde, über Eisengruben und Rohschmelzen, 2. Stück, 8 eben daselbst.

Neue militärische Bibliothek, von Boehm und Schleicher, 4tes Bändgen, 8. ebendas.

Burserius von Kanilfeld Anleitung zur Kentniß und Heilung der Ausschlagkrankheiten, 2. Th. gr. 8. Gießen, bey Krieger jun.

Hoepfners Naturrecht, 5te verbesserte Aufl. 8. ebendas.

v. Cancrin Abhandlung von Zubereitung des Kalks, mit Kupf. 8. ebendas.

Orion, ein Blatt für Bibel und Religion, 1. Stück, herausgegeben von geheimen Regierungsrath Hezzel, 8. ebendas.

Recueil des diverses pieces en prose et en vers pr. Koester 3eme edition, 8. ebendas.

No. 3.

Von der nützlichen und zweckmäßig eingerichteten Monathschrift für die Jugend von 8 bis 14 Jahren, die unter dem Titel: Jugendfreuden bei Friedrich Severin in Weißenfels herauskommt, und in allen Buchhandlungen zu haben ist, sind nun 11 Stück heraus.

Auf alle Fälle verdient diese Schrift die beste Empfehlung als ein Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk, und gewiß wird der Ankauf dieser Schrift Eltern, die ihre Kinder lieben, nicht gereuen.

No. 4.

Bey Joh. Heinrich Kaven in Altona sind dieses Jahr folgende neue Bücher fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Amaliens schöner Morgen, eine angenehm belehrende Geschichte. 1. Theil, 8. 16 Ggr.

Anweisung in der hochdeutschen Sprache für die Jugend in Niederdeutschland, verfasset von L. H. S. Jehne. Professor.

— verschiedne Arten Canarienvögel und Nachtigallen aufzuziehen, mit illum. Kupf. 8. 18 Ggr.

Dasselbe Buch mit schwarzen Kupf. 14 Ggr.

Beob.

Beobachtungen eines Narren in der Einsamkeit. 3 Theile, 8. 1 Rthl. 4 Ggr.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit, Freunden und Freundinnen gewidmet. 1. B. 8. 14. Ggr.

Herr vom Schorndorf. 8. 6 Ggr.

Neuestes Handbuch für junges Frauenzimmer. 2 Th. 8. 1 Rthl.

Schochert, Fr. D. Gärtner aus Erfahrung oder immerwährender Gartenunterricht ꝛc. 8. 18 Ggr.

Vollkommner Unterricht für Kellermeister. 8. 8 Ggr.

No. 5.

Je mehr so viele würdige Männer an der Verbesserung unserer Gottesverehrungen arbeiten, desto mehr muß sich auch der Prediger gedrungen fühlen, an seinem Theile durch Verbesserung der Predigten, eines Hauptstücks dieser Gottesverehrungen, mit zu jenem großen Zwecke förderlich zu seyn, oder doch mit seinem Zeitalter nicht gar zu disharmonisch zu bleiben. Um so mehr, da hier der Einschränkungen und Hindernisse nicht viel weniger sind, als bey der Verbesserung der übrigen Theile der Gottesverehrungen. Es mag dies auch ein Grund seyn, warum zeither so viele Vorarbeiten zu Kanzelmaterialien, theils über freye Texte, theils besonders über die gewöhnlichen Perikopen erschienen sind. Dem allen ohngeachtet sind diese Arbeiten, theils zu kostbar im Ankauf, theils zu zerstreut, theils bey und für den längern Gebrauch zu arm, theils aber auch nicht selten zu einseitig, als daß sie völlige Zufriedenheit — wenigstens per plurima vota — gewähren sollten. Dem allen abzuhelfen, habe ich seit mehrern Jahren an einem homiletischen Handbuche über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsperikopen, für angehende Prediger und Kandidaten des P. A. gearbeitet, in welchem 1) eine kurze Einleitung über die Geschichte des Feyertags oder Sonntags steht; dann 2) eine erklärende Uebersezzung der Perikope, so wol der Epistel, als des Evangeliums folgt; worauf 3) eine Erklärung des Inhalts, dann 4) eine An-

Anzeige der darinn befindlichen dogmatischen und moralischen Hauptsätze gegeben wird. 5) Hauptthemata, und endlich 6) weitläuftigere Dispositionen geliefert werden. So, daß sowol der Prediger, welcher mehr Erleichterung, als auch der, welcher weniger sucht, und selbst ein hier gefundnes Thema disponiren will, durch dies Buch eine reiche Quelle für 30 und mehr Jahre zu immer interessanten und fruchtbaren Vorträgen erhalten wird. Auch denke ich es durch ein systematisches Register selbst für die brauchbar zu machen, welche über freye Texte predigen wollen und können, so, daß man durch Hülfe desselben für einen Text Themata, und für Themata Texte finden wird. Bey dem Ganzen sind die besten neuern Exegeten und Homileten benutzt worden, und es dürfte zusammen 4 Alph. in 2 Bänden in gr. 8. ausmachen, welche binnen Jahrsfrist mit Gottes Hülfe geliefert werden sollen.

Unterzeichnete Handlung kündigt daher dieses Werk um die Anschaffung desselben zu erleichtern auf Pränumeration an. Bis zu Weihnachten dieses Jahres wird auf den 1sten Band ein Species Thaler Pränumeration angenommen, und dieser 1ste Band wird, wenn sich eine hinlängliche Zahl Subskribenten findet, dann unfehlbar in der Ostermesse 1790 abgeliefert werden. Alle Buchhandlungen und Zeitungsexpeditionen werden ersucht Pränumeration anzunehmen. Für ihre Bemühung ziehen sie von den Pränumerationsgeldern 16 Rthlr. p. C. ab. Besonders werden auch die Herren Kandidaten des h. P. A. ersucht, sich zum Besten ihrer Mitbrüder für dieses Werk zu verwenden, es in dem Kreise ihrer Bekanntschaft zu empfehlen, und gegen Vergütung ihrer Bemühung Abonenten zu sammeln, und die Anzeige derselben namentlich an die Verlagshandlung einzusenden, um sie dem Werke vordrucken lassen zu können. Wittenberg, im July 1789.

Kühnesche Buchhandlung.

No. 6.

No. 6.

Der Beweis liegt am Tage, daß man sich seit einiger Zeit von vielen Seiten her, Mühe gegeben hat, nüzliche Kenntnisse in den unbemitteltern Menschenklassen zu verbreiten und Gelegenheit zum Selbstdenken zu befördern. Unläugbar haben wir nun auch schon einige gute Lesebücher, die ihrer Bestimmung theils ganz entsprechen, theils doch ganz nahe kommen; nur möchte bei einigen die Höhe des Preises der verdienten Gemeinnüzzigkeit im Wege stehen. Indessen, bei dem vorhandenen Vorrathe an solchen Büchern dieser Bestimmung haben wir doch wohl noch keins, welches insbesondere auf die Kenntniß der Länder unserer Erdkugel, auf ihre verschiedne Regierungsform, ihre verschiednen Einwohner und deren von einander abweichende körperliche und sittliche Beschaffenheit, auf ihre Religion, ihre besondern Gebräuche, verschiedne Lebensart, Kleidung u. s. w. Rücksicht nimmt, und doch möchte wohl diese Materie unstreitig vorzügliche Unterhaltung und reichhaltige Gelegenheit zum Denken geben, wenn erzählt wird, wie's bei Menschen, die andere und entfernte Länder bewohnen, zugeht. Ich werde also diese Lükke auszufüllen suchen und unter dem Titel:

Thomas Försters Erzählungen von seinen Reisen in allen Vier Welttheilen. Eine lehrreiche und unterhaltende Monatschrift für den Bürger und Landmann

monatlich ein Stück in einem faßlichen Vortrage liefern. Thomas Förster wird Nachrichten von allen Ländern, Völkern, ihren Sitten, Gesezzen, Religion, Aberglauben, Kenntnissen, Unwissenheit rc. geben. Die Form ist gesprächsweise; er wird bisweilen unterbrochen, und dis giebt Gelegenheit zu mancherlei nüzlichen Anmerkungen, lehrreichen Anwendungen, auch wohl zu lustigen und unterhaltenden Anekdoten, die er auf seinen Reisen

Reisen gesammlet hat. Die Lieferung in Monatstükken, ist blos der leichtern Anschaffung wegen gewählt worden, welche die Wohlfeilheit des Preises noch mehr erleichtern soll. Die Erzählung geht unabgebrochen fort; das folgende Stück fängt gleich da an, wo das vorige schließt und ein halber Jahrgang macht ein ordentliches Buch und den ersten Band aus, wozu ein Titel und deutliches Innhaltsverzeichniß kommt. Der Vortrag ist faßlich und, wo es nöthig ist, mit Erklärungen und Anmerkungen begleitet, um so viel möglich von allen einen richtigen Begrif zu geben.

Das erste Stück ist bereits fertig. Der Verkaufpreiß ist 1 gr. 6 Pf. also kostet der Band, von 6 Heften nur 9 Ggr.

Die Severinsche Buchdruckerei in Weißenfels hat den Hauptvertrieb übernommen, wohin sich alle Freunde die es debitiren wollen, wenden und von einer Anzahl billige Provision genüßen.

No. 7.

Nachricht.

Auf den zweiten Theil von Witschels Geschichte und Geographie von Deutschland als Lehr- und Lesebuch für die Jugend, wird bey Hrn. Severin in Weißenfels, in der Churfürstl. Zeitungsexpedition und der Hilscherschen Buchhandlung zu Leipzig so wie in allen bekannten Buchhandlungen Deutschlands und beim Verfasser 12 gr. Pränumeration angenommen.

No. 8.

In den Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben: die Preußen vor Europens Richterstule, angeklagt von einer Gesellschaft Zeugen und Schlachtopfern ihres Einbruchs in die Provinz Holland rc.

No. 9.

Herr Kriegsrath Göckingk und Sekretair Benzler in Wernigerode kündigen den Freunden der Englischen schönen Litteratur eine neue Ausgabe der besten Englischen Wochenschriften in der Ursprache an, welche bloß diejenigen Stücke enthalten soll, die einen immerbleibenden Werth haben, und wobey also jene Werke selbst sowohl, als die Leser gewinnen werden. Mit den ältern, einem Tatler, Spectator, etc. werden sie den Anfang machen, und so, nach der Zeitfolge ihrer Erscheinung, zu den neuesten, einem Mirror, Lounger etc. fortschreiten. Auf den ersten Band des Tatler, welchen sie zur Michaelmesse 1789 zu liefern gedenken, kann man bis Johannis 16 Ggr. in Golde vorausbezahlen. Die Gelder müssen aber post frey eingesandt werden, und ohne baare Zahlung wird kein Exemplar verlassen. Jeder Band, auf Schreibpapier in klein Octav mit Petit antiqua Schrift sauber und korrekt gedruckt, wird etwa ein Alphabet stark werden. Beym Empfang eines Bandes wird gleich auf den folgenden vorausbezahlt.

No. 10.

Wenn das Urtheil älterer und neuerer Kunstrichter über den Thucydides nicht ohne Grund ist; so war die einzige Ursache, daß man bisher seine Geschichte nicht eben sowohl, als die Werke eines Herodots, oder eines Livius, in den Schulen gelesen, doch wohl nur die, daß es an einer bequemen und wohlfeilen Handausgabe dieses vortreflichen Geschichtsschreibers fehlte. Noch ist diesem Mangel nicht abgeholfen, denn auch die Zweybrückische Ausgabe bleibt bey ihren übrigen Vorzügen für den Schüler doch noch immer viel zu theuer. Ich glaube also nichts unnützes zu unternehmen, wenn ich durch Veranstaltung einer wohlfeilen Handausgabe des Thucydides ihn auch für Schulen brauchbar mache. Diese Ausgabe soll nehmlich mit Hinweglassung alles dessen was das Buch vertheuern kann, den bloßen griechischen Text nach den besten vorhandenen Ausgaben abgedruckt, enthalten. Für die Korrektheit des Textes werde ich, da der Abdruck unter meiner Aufsicht geschieht, alle mögliche Sorge tragen, so wie der Verleger durch schönes, weisses Papier, und neue, scharfe Lettern auch von seiner Seite das Buch empfehlungswürdig zu machen sich bestreben wird.

Der erste Band, welcher die vier ersten Bücher enthält, und ein Alphabet in median Octav beträgt, wird g. G. in der nächsten Ostermesse erscheinen; und der zweyte und letzte, von gleicher Stärke, Michaelis folgen. Der Ladenpreiß von beyden Theilen wird nicht höher als 1 Rthl. 16 gute Groschen in Louisd'or zu 5 Rthl. seyn. Um aber bey diesem ohnehin geringen Preiße, den Ankauf des Werks noch mehr zu erleichtern, ist der Verleger erböthig, denen die 10 Exemplare voraus bestellen, und beym Empfange des ersten Theils, den zweyten zugleich mit bezahlen, das Exemplar zu 1 Rthl. 8 ggr. zu überlassen. Liebhaber können sich deswegen an die Buchhandlungen ihres Orts oder auch an meinen Verleger Herrn Johann Heinrich Cramer in Bremen wenden. Bremen, den 1ten Decemb. 1789.

Herrmann Bredenkamp,
Subrektor am Königl. Athenäum
und der Domschule.

No. 11.

Voyage de Monsieur Le Vaillant dans l'interieur de l'Afrique, par le Cap de bonne Esperance, 2 Vol. 8 fig. — Le Vaillant ist als Besizzer einer der reichsten Vogel- und Insektensammlungen in Paris den reisenden Naturforschern bereits hinlänglich bekannt. Er brachte den Geschmack zur Naturgeschichte und Sammlung natürlicher Körper mit aus Surinam, allwo er von französischen Eltern gebohren wurde, jezt wohnet er seit mehrern Jahren mit seiner Familie in Paris. Zur Vermehrung seiner Kenntniß und seiner Sammlung unternahm er vor einigen Jahren auf eigne Kosten eine Reise nach dem Vorgebirge der guten Hofnung, um wo möglich den noch sehr wenig bekannten innern Theil von Africa genauer kennen zu lernen. Da er auf dieser Reise bloß der Neigung zur Naturgeschichte folgte, und seine begüterten Umstände ihn in den Stand sezten, an manchen Oertern länger zu verweilen, überhaupt auch mit mehrerer Bequemlichkeit zu reisen, so sind die Beiträge die die Naturgeschichte, besonders aber die Ornithologie durch Herrn Le Vaillant erhalten hat, sehr beträchtlich, und dürften vermuthlich ein eignes Werk ausmachen. Die

erste

erste Reise des Herrn Vaillant war unter die Kaffern und Hottentotten, von denen man bei dieser Gelegenheit mancherlei merkwürdiges liest, welches zugleich als ein nicht unbedeutender Beitrag zur Kenntniß dieser armseligen Menschengattung angesehn werden kann. — Die Fleischerlsche Buchhandlung in Frankfurt veranstaltet eine deutsche Uebersetzung gedachter Reise. Die Uebersetzung selbst wird mit der Genauigkeit, Treue und Kenntniß verfertigt werden, die Werken dieser Art vorzüglich nöthig ist; in Rücksicht der typographischen Schönheit, wird vorgedachte Handlung sich ebenfals bemühen, dem Original so nahe als möglich zu kommen; denn ausser denen zur Verständlichkeit des Werks nöthigen Kupfern soll noch eine Abbildung von einer neu entdekten Gattung Giraffen, die den Naturforschern bis jetzt unbekannt geblieben, beigefügt werden. Die Kupferplatten werden unter der Aufsicht des Verfassers von einem berühmten Künstler in Paris nachgestochen, und man schmeichelt sich, daß diese Uebersetzung dem Original wohl dürfte an die Seite gestellet werden.

Die nehmliche Handlung wird gleichfalls eine Uebersetzung von Observations made on à tour from Bengale to Persia in the Year 86 — 87. by William Franklin whith an account of the Ruins of Persepolis veranstalten, wovon nächstens eine weitläuftigere Anzeige erfolgen wird.

Ebendaselbst hat die Presse verlassen:

Wetkin Tench's Nachrichten von der Expedition nach Botany-Bay, nebst Bemerkungen über Neu-Südwallis, dessen Produkte, Einwohner, Klima u. s. w. aus dem Engl. übersetzt, 8. à 8 Ggr. Diese kleine Schrift enthält das neueste was wir bis jetzt von jener Expedition wissen; es ist keine Compilation aus Zeitungsnachrichten, sondern der Verfasser hat als Augenzeuge alles beobachtet und niedergeschrieben; sie empfiehlt sich überdies durch eine getreue und fließende Uebersetzung: so, daß diese Nachrichten den Freunden der Erdbeschreibung nicht unwillkommen seyn wird.

Musarion, eine Quartalschrift für Frauenzimmer, herausgegeben von A. W. Schreiber und G. L. Schneidler, 1stes Quartal 1789. 12 Ggr. Dieses erste Quartal enthaltend: 1.) Ueber Plan und Zweck dieses Journals. 2.) Vorlesungen über und für das Frauenzimmer. 3.) Sophie, eine Erzählung von Friedrich Schulz. 4.) Briefe von Fiekchen. 5.) Das Mädchen im Frühling. 6.) Almosenverwaltungen durch Damen in Frankreich, von Fr. Schulz. 7.) Leukon, eine griechische Erzählung. 8.) Laura de Sades. 9.) Fabeln. Schon die Theilnahme einiger berühmten deutschen Gelehrten, erregt ein günstiges Vorurtheil für den innern Werth dieser Aufsätze, und schon dieses erste Heft kann den Leser und die Leserin von Geschmack überzeugen, wie sehr es sich die Herausgeber angelegen seyn lassen, die Erwartung zu erfüllen, zu welchen ihre erste Ankündigung berechtigte. Man wird nirgends die Beziehung auf ihren Plan — nützliche Unterhaltung zugewähren, vermissen. Das zweite bald folgende Stück wird unter andern — Aufsätze von einer bekannten Schriftstellerin enthalten, deren Kenntniß des menschlichen, besonders des weiblichen Herzens, verbunden mit der angenehmsten Darstellungsgabe, für den Vorzug ihrer Arbeiten bürgt. —

No. 12.

Im Verlag der Stettinschen Buchhandlung in Ulm ist seit kurzen herausgekommen:

M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen, 9ter Theil oder der Neuern Geschichte der Deutschen, 4ter Band, von Jahr 1613 bis 1630. gr. 8. Ulm, à 1 Rthl.

D. J. A. Reuß teutsche Staatskanzley, 22ster Theil, 8. Ulm, à 12 Ggr.

(der 17. 18. und 19te Theil werden ohnfehlbar bald nachfolgen.)

Deductions- und Urkundensammlung, ein Beitrag zur teutschen Staatskanzley, von D. J. A. Reuß, 5ter Band, 8. Ulm, à 12 Ggr.

Ge-

Geschichte und Ursachen der gegenwärtigen Kriege der Türken mit Rußland und Oesterreich und der Russen mit Schweden, 7tes Stück, 4. à 8 Ggr.

W. G. von Mosers Forstarchiv, zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft und der Forst- und Jagd-Litteratur, 5ter Band, mit 4 Kupfertafeln, gr. 8. à 1 Rthl.

Spezial-Charte von ganz Schwaben, in 9 Royal-Folio-Blättern vom Capitain und Ingenieur Michal. à 2 Rthl. 8 Gr.

Ferner wird nächstens die Presse verlassen:

Repertorium der neuesten philosophischen und theologischen Litteratur des katholischen Deutschlands; für Freunde der Aufklärung, herausgegeben von Kaspar Runf, gr. 8. Ulm.

No. 13.

In der sonst Haug- jetzt Barthischen Buchhandlung in Leipzig ist um heruntergesetzte Preiße bis Jubilate Messe 1790 zu haben:

des Herrn von Archenholz Litteratur und Völkerkunde, die ersten drey Jahrgänge, oder 6 Bände von 1782 — 85. Ladenpreiß 12 Rthl. jetzt 6 Rthl.

Der allgemeine Beyfall, mit welchem dieses Journal aufgenommen wurde, bestimmte mich den Vorrath von der ehemaligen Buchhandlung der Gelehrten, die bald in ihr Nichts zusammenfiel, anzukaufen, da dadurch bisher der Ankauf dieses bey allen Liebhabern der Geschichte und Geographie, der philosophischen und schönen Wissenschaften, der Litteratur und allen Dilettanten immer noch beliebten Journals erschwert wurde. Zur Erleichterung dessen habe ich deßhalb die Einrichtung getroffen, daß jede in Deutschland bekannte Buchhandlung es um obigen billigen Preiß liefern kann und da auch einzelne Stücke zur Completirung des Ganzen manchen nur fehlen, so erbiethe mich einzelne Stücke à 6 Gr. zu liefern, doch mit Ausnahme der erstern 2 Bände, davon nur wenige complette Exemplaria übrig sind. Wäre das Inhaltsverzeichniß nicht zu reichhaltig, so hätte ich gern dieses mit bekannt gemacht, um mehrern dienen

zu können, denen es um einzelne Abhandlungen zu thun seyn möchte. Uebrigens ist bekannt genug, daß Hr. von Archenholz durch seine vortreflichen Aufsätze in diesem Journal den Grund zu seiner so ehrenvollen litterarischen Laufbahn legte und dasselbe noch jetzt bey Hrn. Göschen mit auszeichnendem Werth fortsetzet. Außer diesen ist bey mir mehrerer Verlag von der ehemaligen Buchhandlung der Gelehrten zu finden, so wie ich mich zu Aufträgen für alle in Deutschland herauskommende Bücher auch französische Schriften ergebenst empfehle.

Leipzig, den 17ten Nov. 1789.

Joh. Ambros. Barth.
Buchhändler.

No. 14.

In der Jägerischen Buchhandlung zu Frankfurt am Mayn sind folgende neue Bücher herausgekommen und in den vornehmsten Buchhandlungen zu haben:

Annalen (Frankfurter medicinische) für Aerzte, Wundärzte, Apotheker und denkende Leser aus allen Ständen: herausgegeben von D. J. V. Müller, und D. G. F. Hoffmann, 1. 2. 3tes Quartal 1789. 8. à 12 Ggr.

Annales de la Régénération politique de la Monarchie françoise, ou Recueil abrégé des Ecrits & Faits les plus remarquables concernant l'Assemblée des Etats Généraux de la France, par Mr. Schulin, conseiller intime. Tom. I. & II. 8.
(erscheint nächstens.)

Beschreibung der Bastille, von ihrer Erbauung an, bis zur Zerstörung derselben, nebst zwey großen Kupferstichen, 4. 1789.

Beschreibung der Veteranischen Höhle, nebst deren genauen Abbildung in Kupfer. 4. 1789. 8 Ggr.

Grundriß der Wundarzneykunst in den Zeiten der Römer, oder A. Corn. Celsus 7 und 8tes Buch von der Arzneykunst; a. d. Latein. übersetzt und mit nöthigen Anmerkungen begleitet von J. C. Jäger, nebst einer Vorrede Herrn Hofrath und Prof. Gruners. 8. 1789. 20 Ggr.

Jägers,

Jägers, Joh. Chph. vermischte chirurgische praktische Cautelen für angehende Praktiker der Wundarzneykunst. 2 Theile, 8. 1788. 89. 18 Ggr.

Ebendesselben Beyträge zur Erläuterung der Entstehungsursachen und Heilarten des Gliedschwamms. 8. 1789. 3 Ggr.

Plans von 74 Schlachten, Treffen und Belagerungen des siebenjährigen Kriegs, wovon in den vier ersten Lieferungen die 42 Hauptschlachten geliefert werden: aus den seltensten und geprüftesten Quellen gezogen und herausgegeben unter der Aufsicht von Herrn Artilleriehauptmann Roesch in Stuttgart, 1. 2. und 3te Lieferung, welche 30 Plans enthalten. gr. Fol. 1789. mit Churfürstl. Sächsischer Freyheit. Subscriptions-Preiß 8 Rthl. 12 Ggr.

No. 15.

Pränumerations-Plan zu einem neuen Handlungs-Lexikon in deutschen, französischen und italienischen Rubriken für junge Kaufleute und Komtoristen.

Das merkantilische Publikum ist zwar von Zeit zu Zeit mit sehr nützlichen und brauchbaren Werken, auch andern auf Handlung und Gewerb sich beziehenden Schriften von sachverständigen Männern versehen worden. Niemand wird es aber wagen, die weitere Bemühungen, durch welche in beliebter Kürze, bey größerer Wohlfeile und vortheilhafterer Darstellung der Sachen noch andere aus langer Erfahrung entstandene Abhandlungen beygefügt werden, für überflüßig zu erklären. Ich, der ich in einer Reihe von 25 Jahren bey eigner Praxis und seit 15 bey gegebenem Unterricht in Handlung und Wechselsachen meine Kentnisse anzuwenden und auszubilden hinlängliche Gelegenheit gefunden habe, und alle vorhandene Subsidien gleichwie diesen wichtigen Stand vollkommen kenne, mache es mir zu einer besonderen Pflicht jungen Komtoristen ein Werk in die Hand zu liefern, durch welches sie größere, oft sehr theure Werke ersparen, und um einen weit geringern Preis die nöthigen Kentnisse erlangen können. Ich glaube zur Behauptung berechtigt zu seyn, daß mein Werk verhältnißmäßig noch vollständiger und brauchbarer ist, als manche kostspielerige, da es über alle Stufen des Merkantils sich ausbreitet, und außer dem noch Sachen enthält, die in andern Schriften vergeblich gesucht, und die mehre-

mehreren schon avancirten Comtoristen auch einigen jungen Anfängern eigener Handlung, zu nutzen und vergnügen auffallen werden.

In demselben sind z. B. alle mögliche, bey der Handlung zu Land und zur See, bey deren Correspondenz, Buchhaltung und Praxis vorkommende Wörter, Umstände und Formalien, nach deutscher, französicher und italienischer Sprache aufzuschlagen, übersetzt zu finden und mit vielen wichtigen Anmerkungen zur Praxin erklärt. Ferner, alle auch nur etwas bedeutende Handlungs- und Manufakturplätze, Seestädte, Meerporte der vier Welttheile, ihre Handlungsarten und Zweige, Erzeugnisse und Manufakturwaaren, die Hauptniederlassungen der Europäer in beyden Indien, der Schiffe hin und her Ladung, bald alle erdenkliche Waarenartikel derselben erste, beste, oder verschiedene Ursprünge, Aechtheiten und Unächtheiten den Rubriken nach in besagten Sprachen zu finden, und mit verschiedenen der Handlung interessanten Merkwürdigkeiten bereichert. Ferner enthält dies Werk, besondere theoretische und praktische ausführliche Abhandlungen von Fakturen, Verkauf- und Einkaufrechnungen in deutschen und französischen Vorrissen, — von Conto corrent und Supporto-Berechnung darüber, von Waaren-Calculationen mit Wechselkalkuls vermischt, eine sonderbar vorgetragene Abhandlung der doppelten Buchhaltung und vereinbarte, sorgsam bearbeitete Tabellen der Gewichter, Ellen- und anderen Maaßen in und ausser Europa. —

Dieses mein Handlungslexikon soll in groß Octav in schönem Papier und Druck aufgelegt werden und stark 44 Bogen enthalten; in alleweg bleibt der Pränumerationspreis 1 fl. 50 kr. Reichswährung, woran 50 kr. sogleich, und 1 fl. bey Empfang der Exemplarien bezahlt wird; wer auf 8 Exemplarien pränumerirt, der erhält das neunte gratis. Nahmen, Ort, Karakter, Handlung und Fabrik der Herren Pränumeranten sollen dem Werk vorgedruckt werden, wenn sie solche zeitig genug, und zwar längstens bis Ende dieses Jahrs anzugeben belieben, als bis auf welche Zeit ich jedermann bitte, mir solche nebst der Pränumeranten Zahl, zu bemerken. So bald der Pränumeranten hinlänglich, wird zum Druck geschritten werden; man kann in der Fleischerschen Buchhandlung in Frankfurt am Mayn, oder bey mir, doch gefällig Postfrey pränumeriren. Carlsruhe den 12ten August 1789.

Martin Euler.

No. 16.

Einige Frauenzimmer, die gewohnt sind ihre Nebenstunden mit ihren Kräften angemessenen Geistesarbeiten auszufüllen, sind entschlossen unter dem Titel:

Museum für Frauenzimmer, von einigen ihrer Mitschwestern

eine Quartalschrift, herauszugeben. Wir liefern romantische Erzählungen, dramatische Aufsätze, häusliche Scenen, Schilderungen, Karaktere, theils selbst erfunden, theils aus andern Sprachen übersetzt; Aufsätze über weibliche Erziehung, Pflichten ꝛc. auch finden Stücke aus der Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte ihren Plaz; Gedichte wechseln mit Prose ab, und bey Ernst und Laune soll immer die Hauptrücksicht seyn, das Nüzliche mit dem Vergnügenden zu verbinden.

Hoffentlich wird es doch wohl unserer Quartalschrift nicht zum Nachtheil gereichen und Vorurtheil erwecken, daß Frauenzimmer als Verfasserinnen auftreten, und dabey das Incognito beobachten? Man sey so geneigt, und nehme folgende Ursachen als gültig an: daß wir wünschen, daß man unsre kleinen Arbeiten als bloße Nebenbeschäftigung ansehe, und daß wir sie als Nebenbeschäftigung unserm Geschlechte empfehlen. Wir fodern daher auch alle diejenigen auf, die ihre Nebenstunden auf gleiche Art ausfüllen, sich gefällig mit zu unserm Zwecke zu vereinigen. Seit langer Zeit her sind die Bemühungen des männlichen Geschlechts unverkennbar gewesen, uns mögliche Kenntnisse beyzubringen und den Geist mehr auszubilden; man sehe also unsere Arbeiten, als kleine Versuche und Proben an, daß jene Bemühung nicht ganz vergeblich gewesen sey. Entfernt von aller Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit haben wir zween Freunde ersucht, die Mühe über sich zu nehmen, unsre Aufsätze durchzusehen, und bey ihnen wird es in der Folge stehen, ob sie sich nennen wollen oder nicht.

Uebrigens hoffen wir zuversichtlich, daß unser Unternehmen, sowohl von unserm als dem männlichen Geschlechte Beifall und Unterstützung erhalten werde, und setzen nur noch hinzu, daß alle Beyträge, womit wir beehrt und unterstützt werden sollen, an die Verlagshandlung eingesandt werden, mit der Bemerkung für das Museum für Frauenzimmer. Wir erhalten sie denn unerbrochen, und im Fall etwa hie und da eine schriftliche Unterredung für nöthig befunden werden möchte, so werden wir sobald als möglich Auskunft zu geben nicht ermangeln.

Die Herausgeberinnen.

Ich habe den Verlag dieser Quartalschrift übernommen, und werde, wie es die Verfasserinnen wünschen, das Aeussere so geschmackvoll als möglich besorgen. Es wird in Taschenformat, auf feines französisches Papier, das ich besonders dazu habe kommen lassen, gedruckt.

Jährlich erscheinen 4 Bändchen. Jedem wird ein feiner farbiger Umschlag oder Einband beygelegt. Nach Maaßgabe des Beyfalls sollen auch Notenblätter und Kupferstiche geliefert werden. Noh ist der Preiß dieser 4 Bändgen Ein Dukaten oder 2 Rthl. 20 Gr. Sächsisch; brochirt aber 3 Rthl. An die löblichen Postämter werden von dieser Zeitschrift nur brochirte Exemplarien gesandt; die kaiserlichen Reichspostämter können solche entweder von den Kaiserl. R. Postämtern in Weimar oder Bremen beziehen und dahin ihre Bestellungen machen. Alle übrigen Postämter, die sich mit dem Debit von Journalen ꝛc. abgeben, machen ihre Bestellungen bey der privil. Zeitungsexpedition in Leipzig, von wo sie solche ebenfalls brochirt erhalten. Dem zu Folge kann man diese Quartalschrift nicht nur in den ansehnlichsten Buchhandlungen Deutschlands, sondern auch auf allen löbl. Postämtern ohne Preißerhöhung haben. Wer 10 Exemplare nimt, wendet sich directe an mich, und erhält das 11te frey. Auch

auf

auf 5 Exemplare werde ich eine Vergütung statt finden lassen, weil sich wohl nicht 10 Liebhaber überall z. B. in einer Mittelstadt, finden möchten; das erste Bändchen ist bereits unter der Presse.

Weißenfels in Sachsen, den 1. Febr. 1790.

Friedrich Severin.

No. 17.

Die große Revolution Frankreichs ist das Werk der Schriftsteller und der Philosophie. Lange war sie vorbereitet durch Männer, die den Geist der Nation erleuchteten, und sie fähig machten, Rechte freyer Menschen zu erkennen und zu fühlen. Gleich nach Eröfnung des Reichstags wurde Freyheit der Presse, die vorher so eingeschränkt war, erweitert, und jeder der in sich Kraft, Lust und Muth fühlte, konnte nun über die Angelegenheiten seines Vaterlandes frey seine Meynung sagen. Unter der Menge der albernen unbedeutenden Schriften, die neu erschienen, traten auch Männer auf, die ersten Köpfe der Nation, die durch kleine Schriften voll Geist, Scharfsinn, Witz und Verstand die Schritte des Reichstags vorbereiten und lenkten. Ein deutscher Gelehrter, der diese große Begebenheiten in Paris mit erlebte, samlete sorgfältig alle diese witzigen, wichtigen Broschüren, die nun in Paris verschwunden, und in Deutschland gar nicht bekannt sind. Es scheint ihm von Nutzen zu seyn, den Kern dieser kleinen Schriften, die so große Wirkung thaten, bey denen man denkt und lacht, und die dem deutschen Leser neue Aufklärungen über die Ursachen dieser erstaunenden Begebenheiten geben werden, bekannter zu machen. Nicht Sammlung, nicht Geschichte der Verhandlungen des Reichstags ist sein Zweck, über beydes wird Deutschland hinlänglich unterrichtet. Die Form eines Journals schien ihm die bequemste zu seyn; zu Ende jeden Monaths wird davon ein Heft von 7 bis 8

Bogen

Bogen in groß Oktav, unter den Titel: Französische Staatsanzeigen zur Geschichte der großen Revolution, in meiner Buchhandlung erscheinen. Mit Ende Januar wird das erste Heft an die vornehmsten Buchhandlungen Deutschlands versendet werden.

Leipzig den 28. Dec. 1789.

Paul Gotth. Kummer.

No. 18.

Unter den wichtigsten Brochüren die in unsern Zeiten der Gährung erschienen sind, zeichnet sich an Dreistigkeit und Härte folgende aus:

Les Prussiens dénoncés a l'Europe &c.

Wir haben von dieser Schrift eine deutsche Uebersetzung unter den Titel!

Die Preußen vor Europens Richterstule, angeklagt von einer Gesellschaft Zeugen und Schlachtopfern, ihres Einbruchs in die Provinz Holland ꝛc.

Die Uebersetzung hat vor dem Originale in sofern merkliche Vorzüge, weil der Verdeutscher manches widerlegt und berichtiget. Dem unbefangenen unpartheyischen Leser bleibt indessen noch genug Stof zum Nachdenken, Urtheilen und Vergleichen übrig.

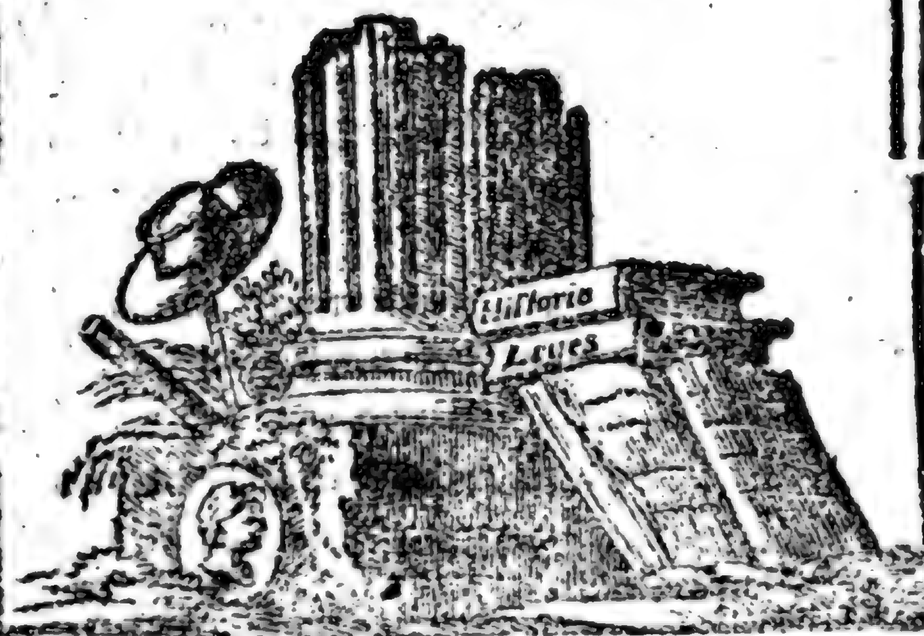
Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. II.

Februar.

Leipzig, bey G. J. Göschen.



Beyträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse in der Philosophie, eine periodische Schrift.

Meine Gedanken über das dringende Bedürfniß und den kürzesten Weg der Reformation der Philosophie, zu welcher meiner Ueberzeugung nach der Philosoph von Königsberg den Grund gelegt hat, liegen dem Publikum in meinen theils im deutschen Merkur (Junius und Julius d. J.) in der berlinischen Monathschrift (Julius) und im neuen deutschen Musäum (Julius, Aug. und Sept.) zerstreuten, theils im ersten Buche des in der letzten Michaelismesse (Jena bey Mauke) herausgekommenen Versuches einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens gesammelten Aufsätzen vor Augen. Ich habe in dem gedachten Werke dem bisherigen Mangel eines unter den Philosophen allgemeingeltenden Princips abzuhelfen, die noch fehlenden Prämissen der Kantischen Theorie des Erkenntnißvermögens aufzustellen, und einen Schlüssel zu der so sehr mißverstandenen Kritik der Vernunft zu liefern gesucht; und dieser Versuch, der sich mit einer neuen Zergliederung des verkannten Vorstellungsvermögens beschäftigte, hat manche Bemerkung über die verschiedenen Erklärungsarten, Lehrbegriffe und Systeme der bisherigen Philosophie, manche Erörterung angefochtener Hauptsätze der Kritik der Vernunft, und manche nähere Bestimmung und Nutzanwendung meiner eignen Theorie veranlasset, die in dem Werke selbst aus vielerley Rücksichten keinen Platz finden konnten. Diese in meinem Pulte vorräthigen zum Theile druckfertigen Materialien werden durch den gewissenhaften Gebrauch, den ich von den künftigen Belehrungen meiner öffentlichen Beurtheiler machen werde, durch die Erläuterungen die ich über jedes dunkelgebliebene Lehrstück meiner Theorie, durch die Auflösungen die ich über jeden Zweifel und Einwurf zu geben entschlossen bin, von Zeit zu Zeit beträchtlich vermehrt werden. Vielleicht ist es den Freunden, vielleicht auch manchen Gegner der kritischen Philosophie, am wahrscheinlichsten aber wohl den partheylosen Forschern, die sich das Studium derselben erleichtert wünschten, nicht unangenehm, wenn ich meinen erläuternden Aufsätzen, die ich

bald

bald in die Form von Abhandlungen, bald von Briefen, bald von Dialogen einkleide, ein besonderes periodisches Blatt widme, welches der Zerstreuung derselben in mehreren Journalen zuvor- und der schnelleren Bekanntmachung zu statten käme. Von der Zahl der Subscribenten, die sich bis Ende Februars des kommenden Jahres eingefunden haben werden, wird es abhängen: ob bereits in der nächstfolgenden Ostermesse das erste Stück erscheinen soll, welches sechs bis acht Bogen stark seyn dürfte, und dem die übrigen Stücke so schnell hintereinander als es meine der Philosophie gänzlich gewidmete Muße zulassen wird, folgen werden. Ich ersuche meine Gönner und Freunde, die Nahmen der Subscribenten, welche dem ersten Stücke vorgedruckt werden, gegen die gewöhnlichen Vortheile und meinen besten Dank postfrey an mich einzusenden. Jena den 12. Novbr. 1789.

Karl Leonhard Reinhold.

Sachsenweimarischer Rath und Prof der Philos. in Jena.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. II.

Februar.

Inhalt.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. II.

Februar.

I.

Amerigo Vespuzzi Seereisen, von ihm selbst beschrieben.

Aus dem Lateinischen.

Die eigenhändigen Berichte eines Vespuzzi können der Nachwelt nicht ganz gleichgültig seyn. So lange die Erde und der von ihm benannte Theil derselben da ist, erhält sich sein Name. Wird gleich seine Wahrheitsliebe und die Zuverläßigkeit aller erzählten Thatsachen von seinen Zeitgenossen und Nachkommen hin und wieder vielleicht nicht ohne Grund bezweifelt, so verehrt man doch sein Verdienst und seine Kenntnisse. Die beyden ersten Reisen machte er mit dem spanischen Admiral Alonzo de Ojeda. Bald nach seiner Zurückkunft erzählte er seine Reise, und von ihm sind

die ersten bekannt gemachten Beschreibungen eines Theils der neuen Welt. Mit einer nicht gemeinen Klugheit schilderte er die Producte, Gebräuche, Sitten und Seltenheiten der entfernten Länder, daß der Hang zum Wunderbaren und die Neigung zu neuen Dingen bey den Menschen dadurch Nahrung erhielt. Begierig las man daher seine Reisebeschreibung. Die folgenden vier Berichte an den König Renat von Sicilien sind aus dem Lateinischen übersetzt. Sie befinden sich mit in Grinei novo orbe regionum ac insularum veteribus incognitarum. Basel 1555. Drey Berichte des A. sind den Decaden des Peter Martyrs und der Sammlung des Ramusio angehängt. Die beyden ersten von den hier mitgetheilten lieset man abgekürzt in de Bry Amerika, Th. 10 Oppenheim 1618. Die neuern Geschichtschreiber dieses Erdtheils, ein Prevost, Russel, Robertson u. a. m. haben diese Beschreibung ihren Werken nicht einverleibt.

Schmidt.

Amerigo Vespuzzi Schreiben an Renat, König von Jerusalem und Sicilien, Herzog zu Lothringen und Bar.

Sire!

Ew. M. werden sich über die Dreistigkeit wundern, mit der ich es wage, einen so weitläuftigen Bericht an Dieselben aufzusetzen, da mir doch bekannt ist, daß E. M. unablässig mit wichtigen Staatsangelegenheiten beschäftigt sind. Ich

Ich werde vielleicht das Ansehen eines eingebildeten und müßigen Menschen haben, daß ich mir das Geschäft anmaße, Ihnen nicht in einer angenehmen, sondern vielmehr ganz unausgebildeten Schreibart als ein Ungelehrter Dinge zu melden, die zu Ihren Geschäften nicht gehören, und die ich schon Sr. Maj. dem König Ferdinand von Castilien geschrieben habe. Aber mein Zutrauen zu Ew. M. erhabenen Eigenschaften und die eigene gewisse Erfahrung der von mir in der Folge mitgetheilten Merkwürdigkeiten, die weder von Alten noch Neuern je beschrieben sind, werden mich hoffentlich entschuldigen. Die vorzüglichste Veranlassung war der Ueberbringer dieses Schreibens Benevenuto, Ew. M. unterthäniger Knecht, und mein aufrichtiger Freund. Er fand mich zu Lisboa wieder, und ersuchte mich, Ew. M. die Beschreibung der auf meinen vier Reisen in verschiedene Gegenden der Erde beobachteten Merkwürdigkeiten zu liefern. Vier Seereisen habe ich zur Entdeckung neuer Länder gemacht; zwey über das Weltmeer gegen Westen auf Befehl Sr. M. des Königs Ferdinands von Castilien; zwey gegen Süden auf Geheiß Manuels, Königs von Portugal. Ich wage es daher in Hofnung, daß Ew. M. mich zu der Zahl Ihrer Clienten rechnen werden, wenn Sie gnädigst sich der Verbindung zurück zu erinnern geruhen, darin wir in unserer Jugend standen, als wir unter der Anführung meines Vetters des redlichen und gelehrten Mönchs von St. Marco, Georg Anton Vespuzzi die Elementarkenntnisse der Grammatik gemeinschaftlich einsammelten. Hätte ich in seine Fußstapfen treten können, so würde ich, nach dem Ausspruche des Petrarcha, ein ganz anderer Mann seyn, als

ich jetzt bin. Jedoch ich schäme mich nicht, der zu seyn, welcher ich bin. Denn ich fand von jeher Freude an löblichen und wissenschaftlichen Dingen. Solten meine Erzählungen Ihren Beyfall nicht finden, so wiederhole ich das, was Plinius einmahl an den Mäcenas schrieb: Olim facetiis meis delectari solebas. Sind Ew. M. gleich mit Staatsgeschäften überhäuft; so können Sie doch wohl dann und wann so viel Zeit abgewinnen, um meine belustigende Nachrichten durchzulesen, die wenigstens den Reiz der Neuheit haben. Denn nach den Regierungssorgen und ernstern Geschäften werden Sie durch meinen Aufsatz eine nicht geringe Erheiterung finden, eben so wie der Fenchel den Speisen einen guten Geruch mitzutheilen und Verdauung zu bewirken pflegt. Solte ich aber zu weitläuftig geworden seyn, so bitte ich um Verzeihung.

Ew. M. muß ich anzeigen, daß ich hier in dieses Land zuerst der Handlung wegen mich herbegeben habe. Ich trieb sie vier Jahre, bemerkte den Wechsel des Glücks, die Gefälligkeit und Unbeständigkeit desselben, welches einen Menschen bald eine Zeitlang in die Höhe hob, und eben denselben bald wieder in den Abgrund stürzte. Nach mancherley Erfahrungen dieser Art entschloß ich mich, die bisher geführte Handlung aufzugeben, und lobenswürdigere und dauerhaftere Dinge zum Ziel meiner Bemühungen zu machen. Mein Entschluß war, fremde Länder zu besuchen, und Seltenheiten zu verkaufen, wozu Zeitumstände und der Ort meines Aufenthalts mir günstig waren. Denn König Ferdinand von Castilien rüstete gerade damahls vier Schiffe

zur

zur Entdeckung neuer gegen Westen gelegener Länder aus, und Se. M. ernannten mich selbst mit zu dieser Unternehmung. Wir segelten am 20. May 1497 aus Cadiz ab, durchschiften das Weltmeer, unsere Fahrt dauerte achtzehn Monate, wo wir festes Land und eine Menge Inseln, die mehrentheils bewohnt waren, entdeckten. Hievon haben unsere Vorfahren nichts erwähnt, und wir glauben, daß man selbst in den ältesten Zeiten keine Kenntniß davon gehabt hat. Wo ich nicht irre, so habe ich irgendwo gelesen, daß man das Weltmeer ohne Land und ohne Menschen angenommen habe. Diese Meynung hegte sogar unser Dichter Dantes, im achtzehnten Kapitel von der Hölle, wo er den Tod des Ulysses schildert. Das Merkwürdige, was ich beobachtet habe, werden Ew. Maj. aus dem Verfolg meiner Erzählung ersehen.

Amerigo Vespuzzi erste Seefahrt.

Wir segelten am 20. May 1497 mit vier großen Schiffen aus dem Hafen Cadiz zu den glücklichen *), jetzt kanarischen Inseln **) ab. Diese liegen im atlantischen

 Meere,

*) Wegen ihres milden Himmels so genannt, ingleichen wegen des fruchtbaren Bodens. Die Luft ist gemäßigt, und weder zu kalt, noch zu warm. Siehe Pet. Martyrs Hist. von der neuen Welt, Th. 2.

**) Es sind an der Zahl sieben. Die eine heißt Groß-Kanaria, und soll ihren Namen von der Menge großer Hunde erhalten haben, die man da antraf. Cellarii geogr. antiqua.

Meere, im dritten Clima, *) 27 Gr. 40 Min. der nördlichen Breite, und 280 Meilen**) südwestlich von Lissabon, wo dieser Aufsatz geschrieben wird. Wir langten daselbst glücklich an, nahmen Holz, Wasser und andere Bedürfnisse ein. Nach einem achttägigen Aufenthalte verrichteten wir unser Gebet, lichteten die Anker, und hatten durch Hülfe eines guten Westwinds, der sich nachher etwas südwärts drehete, eine so glückliche Fahrt, daß wir schon in 27 Tagen an ein Land stießen, welches wir für festes Land hielten. Die kanarischen Inseln liegen ungefähr 1000 Meilen von hier, welches daraus abgenommen werden konnte, weil dieses Land unter dem 16ten Grad N. B. in der heißen Zone liegt,

*) 27 Grad 40 Min. Nörd. Br. ist eigentlich im vierten Clima. Man muß annehmen, daß Amerikus hier der Berechnung der Alten vor Ptolomäus Zeiten gefolgt ist. Sie pflegten die Climata nicht vom Aequator an zu zählen, sondern von der Parallele, wo der längste Tag 12 $\frac{3}{4}$ Stunden enthält, daher war ihr erstes Clima unser zweytes, ihr zweytes unser drittes u. s. w. Vasenii geogr. gen. II, 25.

**) Meilen heißen hier im Text immer leucae, und eine solche Meile enthält 4000 Schritt. Denn so sagt Cortes in seinem Bericht an Carl V: leuca continet quatuor milliaria italica. Ein Milliare war bey den Römern 1000 Schritte, und eine jetzige italienische Meile auch 1000 geom. Schritte. Eben so sagt Cadamustus in navig. ad terras ignotas, c. 8: qui absunt ab insula Teneriffa, ad leucas hispanas sexaginta vel septuaginta, non difficulter eam intuentur, et si leucarum rationem colligas, mil-

liegt, *) und 75 Grad westlicher als die Kanarien, wie unsere Instrumente anzeigten. Anderthalb Meilen vom Strande mußten die Schiffe die Anker auswerfen. Wir machten einige mit bewafneter Mannschaft versehene Barken los, und fuhren damit ans Ufer. Zu unserer großen Freude fanden wir längst dem Ufer eine Menge nackender Wilden, die über unsere Ankunft eben so erstaunt waren, vermuthlich weil wir Kleidung und eine andere Gesichtsfarbe hatten, als sie. Kaum wurden sie unsere Annäherung gewahr, so flohen sie alle auf einen nahe gelegenen Berg, von welchen sie weder durch Winke, noch durch Zeichen des Friedens und der Freundschaft zu uns herabgelockt werden konnten. Da unterdessen die Nacht einbrach, so kamen wir, in der Besorgniß, daß unser Geschwader an der Stelle gegen die Stürme nicht hinlänglich gesichert lag, überein, von da am andern Morgen abzusegeln, und einen bequemern Hafen aufzusuchen. Nach dieser Berathschlagung schiften wir im Anblick des Landes, an dessen Ufer beständig Menschen waren, zwey ganzer Tage fort, und entdeckten darauf einen ziemlich sichern Platz zum Anlegen. Er war nur eine halbe Meile vom

 Ufer,

milliaria 250 excedunt. Nimmt man die Zahl $62\frac{1}{2}$ an; so ist leuca viermahl so groß, als milliare. Petrus Martyr, ein Zeitgenosse der ersten Entdecker der neuen Welt, sagt im 2. Th. der Historie der neuen Welt: Alle erfahrne Schifspatronen bezeugen und sagen, daß eine jede Leuca viertausend Schritt wohlgemessen begreife.

*) Ist etwa 200 Seemeilen über dem Orenokostrom gelegen.

Ufer, worauf wir einen ungemein zahlreichen Schwarm Wilde gewahr wurden. Voll Begierde, sie näher zu betrachten und Unterhandlung mit ihnen zu pflegen, setzten wir auf unsern Barken und Kähnen ungefähr 40 Mann in der besten Ordnung ans Land. Sie bezeigten sich aber gegen uns und unsere Gesellschaft ganz mißtrauisch, und wir konnten auf keine Weise mit ihnen zum Gespräch oder sonst zu einer Unterhandlung kommen, ausser mit einigen Wenigen, die wir mit äusserster Mühe endlich an uns lockten, indem wir ihnen Schellen, Spiegel, Corallen und andere Kleinigkeiten gaben. Hierdurch wurden sie in Rücksicht unserer beruhigt, uns geneigt, und ließen sich in Friedens- und Freundschaftsunterhandlungen ein. Beym Eintritt der Nacht machten wir uns von ihnen los und giengen in unsere Schiffe. Am folgenden Morgen sehr früh war das Ufer mit einer fast zahllosen Schaar Männer, Weiber und Kinder besetzt, welche ihr ganzes Hausgeräthe mit sich führten, das ich unten weiter beschreiben will. Sobald wir uns dem Lande näherten, sprangen viele ins Meer, schwammen uns einen Bogenschuß weit entgegen, — denn in dieser Kunst sind sie sehr erfahren — bewillkommeten uns freundschaftlich, und mischten sich so zutraulich und sorglos unter unsere Leute, als wenn sie lange vorher mit uns umgegangen und dies schon so gewohnt wären. Hierüber empfanden wir eine nicht geringe Freude. Von ihren Gebräuchen, Sitten und ihrer Gestalt will ich hier, da es die bequemste Gelegenheit ist, eine Beschreibung liefern:

Männer sowohl als Weiber gehen ohne die geringste Bedeckung ganz nackend einher. Sie haben eine mittelmäßige wohlproportionirte Größe; ihre Haut hat die Farbe der Haare eines Löwen. Ich glaube, sie würden so weiß seyn, wie wir, wenn sie bekleidet wären. Am Leibe haben sie keine Haare, ausser auf dem Haupte, welches länglicht und schwarz ist. Besonders kleidet den Weibern dieses lange und schwarze Haupthaar. Ihre Bildung ist nicht angenehmlich, weil sie ein breites Gesicht wie die Tatern haben. Die Haare an den Augenbraunen, Augenliedern und sonst am Körper reißen sie aus, weil sie es für viehisch halten, Haare am Leibe zu haben. Männer sowohl als Weiber gehen und laufen mit einer ausserordentlichen Leichtigkeit und Schnelligkeit, daß selbst die Weiber es für eine Kleinigkeit halten, ein bis zwey Meilen zu laufen, wie wir oft gesehen haben, und hierin übertreffen sie uns Christen sehr. Es ist unglaublich, wie geschickt sie schwimmen können, und die Weiber noch besser als die Männer, wovon wir oft Zeugen gewesen sind, daß jene ohne alle Beyhülfe zu zwey Meilen weit im Meere zu schwimmen im Stande sind. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, welche sie ohne Eisen und Metalle geschickt verfertigen. Diese schärfen sie mit den Zähnen der wilden Thiere und Fische. Sie härten auch die Spitzen im Feuer, daß sie desto stärker werden. Sie sind gewisse Bogenschützen, so daß ihnen kein Schuß leicht fehlschlägt; ja an einigen Orten wissen auch die Weiber mit diesem Gewehre gut umzugehen. Sie bedienen sich auch andere Waffen, als der Lanzen, gespitzter Wurfspieße und Keulen, die vortreflich gearbeitet sind. Sie

pflegen wider ihre Nachbaren, die eine andre Sprache reden, Krieg zu führen, wider welche sie aufs grausamste streiten und niemanden das Leben lassen, wenn sie sie nicht zu noch härtern Qualen aufbewahren. In den Krieg folgen ihnen ihre Weiber, nicht um mit zu streiten, sondern um ihnen die Bedürfnisse nachzubringen, welche sie an 30 bis 40 Meilen fortschaffen, indem sie, wie wir selbst Augenzeugen gewesen sind, eine größere Last tragen können, als sonst ein starker Mann von der Erde aufzuheben im Stande ist. Im Kriege haben sie keine Anführer oder Generale, sondern jeder führt sich selbst an; daher marschiren sie auch nicht in Reihe und Glied. Nicht um zu herrschen, oder ihr Reich zu erweitern, oder sonst wegen einer unerlaubten Leidenschaft führen sie ihre Kriege, sondern aus angebohrner feindseligen Neigung gegen einander. Frägt man sie daher um die Ursache dieser Feindschaft, so führen sie weiter keine an, als die, den Tod ihrer Vorfahren zu rächen. Die Nation lebt frey, ist keinem unterwürfig, und hat also auch keinen Oberherrn. Vorzüglich werden sie zum Kriege entflammt, wenn ihre Feinde einen aus ihrer Mitte entweder gefänglich zurückhalten oder tödten. Denn darauf pflegt der älteste Blutsfreund des Gefangenen oder Ermordeten schnell in den Straßen umherzugehen, und mit lauter Stimme jeden einzuladen und aufzufodern, mit ihm den Krieg anzufangen, um die an seinem Verwandten verübte Frevelthat zu rächen. Voll Mitleiden rüsten sie sich sogleich, und dringen auf den Feind ein.

Sie

Sie beobachten weder Recht noch Gerechtigkeit, strafen den Uebelthäter nicht; ja Eltern belehren und züchtigen nicht einmahl ihre Kinder. Wir sind zuweilen Zeugen von heftigen Zänkereyen untereinander gewesen. Ihre Rede ist gerade und ungekünstelt; aber dennoch sind sie verschlagen nnd heimtückisch. Sie reden selten und leise, haben eine der unsrigen ähnliche Aussprache. Gewöhnlich bleiben ihnen die Worte, welche von den unsrigen verschieden sind, zwischen den Zähnen und Lippen hängen. Sie haben verschiedene Sprachen und Dialecte, denn in einer Entfernnng von 100 Meilen findet man immer eine ganz andere Mundart. Ihre Art zu speisen ist sehr ungesittet, so daß sie nicht zu gewissen Stunden essen, sondern bald bey Tage, bald zur Nachtzeit, so oft sie Eßlust verspüren. Sie liegen an der Erde, haben keine Decken, oder Tischtuch, weil ihnen Leinwand und Tuch unbekannt sind. Ihre Speisen tragen sie in weidenen Gefäßen, die sie sich selbst machen, auf, oder in Kürbisschaalen. Sie schlafen in baumwollenen Netzen, die in der Luft aufgehängt sind. Ungeachtet diese Art zu schlafen ungewöhnlich ist und vielleicht beschwerlich zu seyn scheint, so halt ich sie doch für sehr reizend. Denn ich habe es oft versucht, in ihren Netzen zu schlafen, und ich befand mich darin besser als in den Decken, die wir mit uns führten. Am Körper halten sie sich reinlich; denn sie pflegen sich häufig zu baden. Ihren Stuhlgang verrichten sie mit der größten Schamhaftigkeit, daß es niemand gewahr werden kann; das Wasser hingegen lassen Männer und Weiber ganz ungescheut und schaamlos in jedermans Gegenwart. Dies geschah oft, wenn sie vor uns standen und mit uns redeten.

beten. Die eheliche Verbindung ist nicht an Gesetze geknüpft. Man darf sogar soviel Frauen nehmen, als man wünscht, und sie nach Gefallen wieder entlassen, ohne daß dies ihnen zur Schande gereicht. Diese Freyheit haben Männer und Weiber. Sie sind nicht eifersüchtig, aber sehr wollüstig, und das weibliche Geschlecht noch mehr als das männliche. Jene kennen Künste zur Befriedigung ihrer Lüste, die ich der Sittsamkeit wegen nicht anführen darf. Sie sind sehr fruchtbar, scheuen keine schweren Arbeiten; sie gebähren ohne sonderliche Schmerzen, daß sie gewöhnlich den folgenden Tag munter nnd gesund allenthalben umhergehen. Nach der Geburt baden sie sich in dem Fluß, aus welchem sie gesund wie die Fische herauskommen. Sie sind aber grausam und boshaft, und wenn sie von ihren Männern aufgebracht sind, gebrauchen sie ein schändliches Mittel, wodurch sie die eigne Frucht im Mutterleibe tödten, und hernach abtreiben, wodurch viele Kinder im Werden wieder gemordet sind.

Sie sind schön gebildet, treflich gewachsen, und von gesunder fester Leibesconstitution, daß man nichts ungestaltes an ihnen gewahr wird. Obgleich das Frauenzimmer nackend einhergeht, so weiß es die Schaamtheile doch so sittsam zu verbergen, daß sie dem Anblick nicht leicht ausgesetzt sind. Sie brauchen sich darüber nicht zu beunruhigen, weil sie, um es kurz zu sagen, bey dem Anschauen derselben eben so wenig empfinden, als wenn wir unsern Mund oder Gesicht uns zeigen. Sie würden es für eine ausserordentliche Sache halten, wenn eine Frau die oft niedergekommen wäre, welke Brüste, oder einen gerunzelten Leib hätte, weil sie nach der Ge-

burt

durt alle völlig stark und gesund sich wieder sehen lassen, als wenn sie noch keinen Mann erkannt hätten. Sie waren sehr lüstern nach uns Spaniern.

Niemand unter diesem Volke beobachtet Gesetze. Juden oder Mauren können sie nicht füglich heißen; denn sie sind ärger als Heiden. Sie opfern niemahls, haben keine Plätze oder Wohnungen zum Gottesdienst. Sie leben ganz sinnlich, nach Art der Epicureer. Ihre Häuser sind gemeinschaftlich, den Glocken ähnlich aus starken Baumstämmen aufgeführt, mit Palmblättern bedeckt, und wider Wind und Wetter hinlänglich gesichert. An einigen Orten sind sie so groß, daß ich in einem einzigen 600 Personen antraf. Ja in acht der bewohnten Häuser zählten wir 10,000 Seelen. Alle sieben oder acht Jahre verändern sie ihre Wohnplätze. Auf Befragen haben sie die natürliche Antwort: sie thäten es wegen der ausserordentlichen Hitze, denn durch einen längern Aufenthalt an einem und demselben Orte würde die Luft angesteckt und verderbt. Dies müßte mancherley Krankheiten in ihnen hervorbringen. Der Grund schien mir nicht unrichtig zu seyn.

Ihre Reichthümer bestehen in vielfarbigen Vogelfedern, Platten und Steinchen, nach Art derer, die wir Paternoster nennen, welche sie aus Fischgräten, grünen und weißen Steinen machen, und zum Zierrath in den Wangen, Lippen und Ohren tragen. Noch mehr andere unbedeutende Kleinigkeiten, die wir für nichts schätzen, sind bey ihnen Sachen von Werth. Von Tausch oder Handel, Ein- und Verkauf

ver-

sie nichts. Sie begnügen sich mit dem, was ih- Natur freywillig darreicht. Gold, Perlen, Juwe- gl. was die Europäer schätzen, ist ihnen nichts werth; verachten es und geben sich darnach keine Mühe. Von sind sie freygebig, daß sie nicht leicht etwas versagen, sie gebeten werden. Eben so ungestüm sind sie auch in ihren Foderungen und unersättlich im Nehmen ihren Freunden. Sie halten es für den höchsten Be- ihrer Freundschaft, wenn sie ihre Weiber und Kinder ren Freunden überlassen. Ja, Vater und Mutter halten sich für sehr geehrt, und knüpfen dadurch das Band der Freundschaft feste, wenn jemand ihre Tochter, wenn sie noch Jungfrau ist, zur Umarmung mitnimmt.

Bey einem Todesfall feyern sie das Leichenbegängniß auf verschiedene Weise. Einige beerdigen ihre Todten, setzen zu ihrem Haupte Wasser und Speisen, weil sie glauben, daß sie noch Nahrungsmittel bedürfen. Weiter stellen sie alsdenn keine Trauer, noch sonst eine Feyerlichkeit an. In andern Oertern haben sie folgende harte und barbarische Gewohnheit. Sobald sie merken, daß jemand dem Tode nahe ist; so tragen ihn seine Verwandten in einen großen Wald, legen ihn in ein baumwollenes Schlafnetz, das sie zwischen zwey Bäumen in die Luft aufhängen, tanzen um ihn einen ganzen Tag bis die Nacht hereinbricht, wo sie zu seinem Haupte Wasser und Speisen, die etwa vier Tage zur Nahrung hinreichen, setzen. Nach diesen Feyerlichkeiten kehren sie zurück, und lassen ihn hängen. Erholt sich der Kranke, daß er Speise und Trank genießen kann, auch Kraft hat, in

seine

seine Wohnung zurückzukehren, so empfangen ihn seine Verwandten mit großen Freudenbezeigungen. Aber nur wenige überleben eine so große Gefahr, weil nachher sie Niemand wieder besucht. Diejenigen, welche sterben, erhalten kein anderes Begräbniß. Sie haben noch mehrere andere barbarische Gebräuche, die ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehe. Sie haben verschiedene Arzeneymittel in ihren Krankheiten, die von den unsrigen so sehr abweichen, daß es zu bewundern ist, wie jemand davon genesen könne. Wir haben z. B. oft gesehen, daß sie einen Fieberpatienten in der Fieberstunde in eiskaltes Wasser tauchen und baden, darauf ihn etwa 2 Stunden lang um ein starkes Feuer herumzulaufen zwingen, bis er etwas warm wird, und dann zum Schlaf bringen. Hierdurch wurden wirklich viele wieder gesund. Sie halten oft gute Diät, und können 3 bis 4 Tage ohne Speise und Trank zubringen. Sie lassen auch zur Ader, aber nicht am Arm, sondern an den Hüften und am Dickbein. Sie nehmen auch Brechmittel von gewissen Kräutern und viel andere Arzeneyen, deren Anführung zu weitläuftig seyn würde. Sie sind vollblütig, und haben ein phlegmatisches Temperament. Dieses rührt von ihren Nahrungsmitteln her, die aus Wurzeln, Kräutern, Früchten und Fischen bestehn. Sie haben kein Getreide. Ihren gewöhnlichsten Unterhalt machen sie aus einer Wurzel eines Baums, woraus sie ein ziemlich gutes Mehl bereiten. Man nennt sie Jucha, *) auch Chambi oder Igname. Sie genießen

*) Jucca, Cassave oder Maniok wird durch Sprößlinge fortgepflanzt. Die Indianer wuschen die Wurzel ab, zer-

nießen kein anderes Fleisch als Menschenfleisch, in dessen Genuß sie aber auch unersättlich sind, und die wilden Thiere noch übertreffen. Denn alle ihre Feinde männlichen und weiblichen Geschlechts, welche sie entweder tödten oder gefangen nehmen, verzehren sie ohne Unterschied mit einem Heißhunger, daß nichts viehischeres gesehen werden kann. Diese unnatürliche Begierde habe ich häufig bemerkt, indem [illegible] sie [illegible]

zerschnitten sie mit starken Steinen, legten die Stücke in ein Tuch und preßten den Saft heraus, welcher giftig ist. Sie dörrten sie über dem Feuer und an der Sonne, daß sie sich endlich aneinander hängen, woraus sie große und kleine Ballen verfertigten. Peter Martyr in d. Hist. v. d. N. W. 1. B. 27 C. machet von dem gewöhnlichen Brod, das der gemeine Mann aus dieser Wurzel bereitet, keine sonderliche Beschreibung: „Es ist, sagt er, rauh und widerlich zu essen. Durstet man, so kann man es, ohne dabey zu trinken, nicht hinunterbringen. Als ich es trocken aß, war es, als wenn ich Erde äße. Wird es gekocht, wie das Fleisch, ist es etwas besser, jedoch nicht so gesund. Die Schiffe aus Spanien beladen sich damit, und wird es an einem trockenen und warmen Ort aufbewahrt, so hält es sich 3 bis 4 Jahre ohne zu schimmeln. —" Ferner im 3. Th. des 5. B. sagt er, „daß dieser Saft andern Völkern im Mittellande nicht schade, welche ihn ohne Zubereitung statt des Weins tränken." Hierunter ist aber wohl die süße Cassave zu verstehen, die keinen giftigen Saft hat, sogleich ohne ausgepreßt zu werden, gebraten werden kann, und wie Kastanien schmeckt. Sonst aber ist bey jener bittern Gattung die Haut, die die Wurzel bedeckt, das Gegengift, so daß die Wurzel, wenn sie mit der Haut gegessen wird, nicht schadet. Vergl. mit Amerika von Hammerdörfer, 5. B. 2. Abth. S. 79.

sie sich wunderten, daß wir unsere Feinde nicht auch äßen. Ew. Maj. können überzeugt seyn, daß die mehresten ihrer Sitten und Gebräuche so barbarisch sind, daß ich hier unmöglich eine hinlängliche Beschreibung davon liefern kann.

Da ich nun auf meinen vier Reisen so mancherley das von unsern Sitten und Gebräuchen abweicht, beobachtet hatte, so habe ich ein Werk unter dem Titel: **Vier Diäten, oder vier Seereisen** zu schreiben unternommen, wo ich nach meinen geringen Fähigkeiten, die merkwürdigsten Dinge, die ich sahe, ziemlich umständlich beschrieben habe. Noch ist es nicht öffentlich bekannt gemacht. Weil darinn genau und einzeln alles berührt wird, so erwähne ich hier nur manches im Allgemeinen, und kehre zur Beschreibung meiner erstern Reise zurück, von der ich etwas abgekommen war.

Im Anfange dieser unserer Fahrt entdeckten wir eben nichts merkwürdiges, vielleicht aus Unkunde der Sprache der Eingebohrnen; doch wiesen sie uns etwas weniges Gold im Lande. Die Gegend ist ihrer Lage nach so vortreflich, als sie immer seyn kann. Wir faßten einmüthig den Entschluß, weiter zu segeln, blieben zwar meist in paralleler Richtung mit dem Lande, mußten aber dennoch manche Bogen machen. An einigen Orten hatten wir mit den Einwohnern Verkehr, bis wir etliche Tage nachher in eine Bucht einliefen, wo wir von der Vorsicht aus einer großen Gefahr errettet wurden. Sobald wir eingelaufen waren, entdeckten wir eine Colonie oder ein Dorf von ungefähr 20 großen Häusern. Es war wie Venedig im Wasser an-

[illegible] Die Häuser waren in der Form der Glocken [illegible] hölzernen fest eingerammelten Pfählen aufge[illegible], [illegible] waren durch Zugbrücken in Verbindung, vermittelst [illegible] von einem Hause zum andern gleichsam eine feste und [illegible] Straße war. Die Colonisten erschracken heftig bey [illegible] Anblick, zogen aus Furcht die Brücken auf und ver[illegible] sich in die Häuser. Als wir dieses mit Verwunde[illegible] haben, so näherten sich uns ungefähr zwölf Canoes, davon jedes aus einem einzigen Baumstamme ausgehöhlt war. **) Die darin waren, fuhren in der Ferne von allen Seiten um uns herum, und bewunderten unsere Gestalt und Kleidung. Da wir dies bemerkten, gaben wir ihnen durch Zeichen unsere freundschaftliche Gesinnung zu erkennen, und winkten, daß sie ohne Furcht näher kommen solten, welches sie

*) Sie gaben dem Dorfe den Namen **Venezuela**, oder **Klein-Venedig**, weil sie immer gern eine Aehnlichkeit mit den Europäischen Gegenständen zu entdecken suchten. Die **Landschaft** gränzt Ostwärts an Neuandalusien, südwärts an **Neugranada**. Carl V. schenkte sie als ein Lehen der reichsadelichen Welserichen Familie zu Augsburg 1528, welche Leute hinschickte, die die Einwohner plünderten und grausam mißhandelten. Nach einem 28jährigen Besitz nahmen die Spanier das Land wieder, unterdrückten die Einwohner gleichfalls, und noch jetzt liegt die Provinz nieder, so fruchtbar auch ihr Boden ist. Russel Geschichte von Amerika, B. 2.

) Einige **nennen sie auch **Piroguen**. In Canada werden sie von **Birkenrinde** gemacht, die 4 bis 5 Personen tragen. Sonst sind 2 Mann zu einem Canoe hinlänglich.

sie aber nicht thaten. Als wir nun ihnen entgegen zu segeln anfiengen, nahmen sie die Flucht nach dem Lande zu, und gaben uns Zeichen, daß wir da bleiben und ihre baldige Zurückkunft abwarten solten. Sie bestiegen einen Berg, holten 16 junge Mädchen auf ihre Canoes und kehrten bald zu uns zurück. Darauf setzten sie in jedes von unsern Schiffen vier Mädchen ab, worüber wir damahls, wie Ew. Maj. leicht ermessen können, ungemein erstaunten. Sie selbst mischten sich mit ihren Canoes unter unsere Schiffe, stellten sich so friedlich, daß wir sie für recht freundschaftliche treue Leute hielten. Unterdessen schwamm aus den Häusern eine nicht geringe Anzahl Volks auf uns zu. Noch argwöhnten wir bey ihrer Annäherung nichts, bis wir an den Thüren ihrer Häuser einige alte Weiber gewahr wurden, die fürchterlich schrien, sich ängstlich geberdeten, und ihre Haare ausrauften. Dies erregte Verdacht. Denn gleich darauf sprangen die Mädchen aus den Schiffen ins Meer; die Canoes entfernten sich etwas; die darin waren schoßen aufs heftigste ihre Pfeile auf uns ab. Welche zu uns geschwommen waren, führten Lanzen im Wasser mit sich, woraus ihre Verrätherey ersichtlich wurde. Wir setzten uns tapfer zur Wehr und thaten ihnen vielen Schaden. Wir schossen einige Canoes in Grund, richteten eine Niederlage unter den Indianern an. Sie mußten die übrigen Kähne verlassen und alle ans Land schwimmen, wobey wir etwa zwanzig tödteten und viele verwundeten. Von den unsrigen hatten fünf Wunden. Sie sind aber sämmtlich durch Gottes Hülfe wieder hergestellt. Wir nahmen auch zwey von den erwähnten Mädchen gefangen und drey Männer,

durchsuchten die Häuser, worinn wir aber nur zwey alte Weiber und einen kranken Mann antrafen. Die Colonie wolten wir nicht in Brand stecken, weil wir Gewissensvorwürfe deshalb besorgten. Mit den fünf Gefangenen kehrten wir zu den Schiffen zurück, schlugen sie bis auf die beyden Mädchen in Fessel. Diese entkamen uns aber mit einem gefangenen Mann in der folgenden Nacht.

Am folgenden Tage wurden wir eins, die Bucht zu verlassen und längst der gebirgigten Küste fortzusegeln. Nach einer Fahrt von ungefähr 80 Meilen fanden wir eine Nation, die von der vorigen durch Sprache und Betragen ganz unterschieden war. Es gefiel uns, die Flotte vor Anker zu legen, und mit den Booten ans Ufer zu segeln. Ein Schwarm von ungefähr 4000 Leuten befand sich am Strande, der bey unserer Annäherung uns nicht abwartete, sondern alles, was er bey sich hatte, zurückließ, und in die Wälder floh. Wir sprangen ans Land, und indem wir etwa einen Büchsenschuß weit den einen Weg in das Gehölz verfolgten, fanden wir viele Zelte aufgeschlagen, weil das Volk zu fischen hergekommen war. In denselben war Feuer zum Kochen angezündet, ja es brieten schon Thiere und mehrere Arten Fische. Unter andern wurde auch ein Thier gebraten, welches bis auf die Flügel, einer Schlange ähnlich war. Wir konnten uns über dieses Geschöpf nicht genug wundern. Als wir weiter die Zelte durchsuchten, fanden wir noch mehrere dergleichen Schlangen, deren Füße und der Rachen mit Stricken gebunden war, damit sie ihn nicht öfnen könnten, wie man wohl mit Hunden oder Wild zu thun pflegt, damit es

nicht

nicht beißen kann. Diese Thiergattung hat ein so wildes Ansehen, daß wir sie nicht anzufassen wagten, weil wir sie für giftig hielten. Sie haben die Größe des Rehbocks, sind anderthalb Ellen lang. Ihre Füße sind lang und fleischigt, mit starken Krallen versehen, ihre Haut ist buntgefleckt. Der Kopf ist ganz wie bey einer andern Schlange, von der Nase zieht sich über den Rücken bis zum Schwanz eine Art Borsten fort, daß wir diese Thiere für wirkliche Schlangen halten müssen, ungeachtet dieses Volk sie isset. Das Brod bereitet es sich aus Seefischen. Es läßt nämlich die Fische in siedendem Wasser etwas kochen, darauf werden sie gestoßen, geknetet und in Brodte geformt, welche sie über Kohlen dörren und sie genießen. Wir versuchten deren und fanden sie sehr wohlschmeckend. Sonst haben sie noch mehr Eßwaaren aus Früchten und Wurzeln, deren umständliche Auseinandersetzung zu weitläuftig seyn würde.

Da aber die Entflohenen aus den Waldungen nicht zurückkehrten, so wolten wir nichts von ihrem Eigenthum mitnehmen, daß sie wegen uns um soviel sicherer wären; ja wir ließen sogar in ihren Zelten manche Kleinigkeiten von unsern Sachen, und wanderten gegen die Nacht wieder an die Küste nach den Booten. Kaum zeigten sich die ersten Strahlen der Morgenröthe, so merkten wir einen unbeschreiblich großen Schwarm Menschen am Ufer, zu denen wir hinfuhren. Anfänglich schienen sie furchtsam gegen uns zu seyn; aber bald wurden sie zutraulicher und dreister, fiengen ganz sorglos an mit uns zu handeln, und stellten sich als wahre Freunde, indem sie uns zugleich sagten: daß

dies nicht ihre Wohnungen wären, sondern daß sie nur der Fischerey wegen sich hier eingefunden hätten. Sie baten: wir möchten sie zu ihren Colonien begleiten, wo wir eine freundschaftliche Aufnahme finden solten. Eine so große Liebe hatten sie wegen der beyden Gefangenen, die wir mit uns führten, zu uns gefaßt. Denn es waren auch ihre Feinde. Auf ihr anhaltendes Bitten wurden 23 von uns einig, in guter Rüstung, mit unerschrocknem Muthe mitzugehen. Wir hatten den unerschütterlichen Vorsatz, alle herzhaft bey unsrer Vertheidigung zu sterben, wenn es die Noth erfoderte. Da sie drey Tage bey uns gewesen waren, so reiseten wir drey Meilen mit ihnen fort, bis wir an ein Dorf von neun Häusern gelangten, wo wir mit so mannigfaltigen Zeremonien empfangen wurden, daß ich es nicht beschreiben kann. Es war ein Gemisch von Singen und Tanzen, freudigem Jauchzen und Heulen. Auch setzte man uns viele Gerichte und Speisen vor. Wir ruheten die Nacht dort aus, wo sie uns aus eigenem Antrieb ihre Ehefrauen zuführten, und mit solchem Ungestühm uns dieselben aufdrangen, daß wir ihnen kaum widerstehen konnten. Nachdem wir uns daselbst eine Nacht und einen halben Tag aufgehalten hatten, so kam eine unbeschreiblich große Menge Volks an, um uns zu sehen. Ihre Aeltesten ersuchten uns auch, mit ihnen zu ihren andern Dörfern, die noch tiefer ins Land liegen, zu reisen, welches wir auch zusagten. Es ist unmöglich zu sagen, wie ehrenwerth sie uns behandelten. Wir kamen in mehrere Colonien, und hielten uns überhaupt neun Tage bey ihnen auf. Deshalb waren unsere Gefährten, die auf den Schiffen zurückblieben, nicht wenig bekümmert, wie

sie

sie uns nachher selbst sagten. Nachdem wir etwan 18 Meilen in ihrem Lande gewesen waren, so kehrten wir unter Begleitung einer zahlreichen Menge Männer und Weiber, die bis ans Gestade bey uns blieben, zu unsern Schiffen zurück. Wurde jemand von den Unsrigen auf dem Wege müde, so legten sie ihn in ihre Schlafnetze, und trugen ihn mit aller Behutsamkeit. Ueber die Flüße, deren es in diesem Lande so viele und ausserordentlich große giebt, brachten sie uns so geschickt und sicher auf ihre Art herüber, daß wir gar keine Gefahr befürchten durften. Die meisten unserer Begleiter waren überdem noch mit den Geschenken beladen, die sie uns gemacht hatten, und welche sie in ihren Schlafnetzen trugen. Sie bestanden in Federschmuck, vielen Bogen, Pfeilen und einer unbeschreiblichen Menge verschiedener bunter Papageyen. Andere trugen ihr ganzes Hausgeräthe bey sich und führten ihr Vieh. Zu bewundern war es, wie vorzüglich glückselig sich derjenige prieß, welcher uns bey dem Uebergange übers Wasser auf seinen Schultern tragen konnte. Sobald wir den Strand erreicht hatten, und die Boote besteigen wolten, hatten wir so viele Gefährten, die uns zu begleiten wetteiferten, um unsere Schiffe zu sehen, daß unsere Boote von zu großer Last fast gesunken wären. Wir nahmen daher von ihnen in unseren Booten nur so viel mit, als wir konnten, und führten sie zu unsern Schiffen. Jedoch schwammen mehrere auf dem Meere, daß die so starke Anzahl von Begleitenden uns unangenehm war. Es waren über 1000 auf den Schiffen, die nackend und unbewafnet einhergiengen, die Einrichtung und Bauart der Schiffe, ingleichen ihre Größe anstaunten. Darauf fiel aber

etwas lächerliches vor. Denn da wir unser großes Geschütz einmahl abzubrennen wünschten, und der Donner desselben fürchterlich ertönte, so stürzte sich der größte Theil der Wilden auf den gehörten Knall ins Meer und schwammen davon. Eben so, als am Ufer sitzende Frösche, die bey einem Geräusch ins Wasser hüpfen und sich tief in den Sumpf verbergen, handelten auch die Leute, die auf unsern Schiffen waren, daß uns diese That fast leid wurde. Aber wir beruhigten sie doch wieder, ließen sie nicht unwissend, und bedeuteten ihnen, daß wir mit solchen Waffen unsere Feinde umbrächten. Wir bewirtheten sie den ganzen Tag über aufs beste, und erinnerten sie darauf, uns zu verlassen, weil wir in der folgenden Nacht von da absegeln würden. Auf diese Nachricht verließen sie uns mit allen Beweisen der Freundschaft und des Wohlwollens. Ich bemerkte bey diesem Volke und im Lande viele Gebräuche, dabey ich mich aber nicht länger aufhalten will, weil es Ew. M. aus meinem Werke, worinn ich das Merkwürdigste gesammlet habe, und welches vier Diäten heißt, umständlicher ersehen werden. Ich habe es bisher noch nicht herausgegeben, weil ich es noch durchsehen muß. Das Land ist sehr bevölkert, hat einen Ueberfluß an mancherley Thieren, welche aber den unsrigen wenig ähnlich sind, wenn ich die Löwen, Bären, Hirsche, Schweine, Rehe und Gemsen ausnehme, welche aber doch etwas ungestalter sind, als die in unsern Ländern. Sie haben keine Pferde, Maulthiere, Esel, Hunde, noch sonst kleineres Vieh, als Schaafe und dergleichen, auch kein Hornvieh. Dagegen haben sie verschiedene Thiergattungen in Ueberfluß, welche aber alle in den Wäldern sich aufhalten

und

und nicht zum häußlichen Gebrauch dienen. Uebrigens haben sie so viele verschiedene mit den schönsten Federn gezierte Vögel, daß ich sie mit Bewunderung gesehen habe. Die Gegend ist angenehm, der Boden fruchtbar, das Land voller Waldung und Gehölze, welche zu jeder Zeit grünen und ihre Blätter nie verliehren. Auch giebt es dort ungemein viele Früchte, die wir gar nicht kennen. Dies Land liegt in der heißen Zone, unter dem Wendekreis des Krebses am Ende des zweyten Clima, 23 Grad der N. Breite. *)

Als wir uns dort aufhielten, lief das Volk hinzu, uns zu betrachten. Es bewunderte unsere Gestalt und vorzüglich die weiße Haut. Auf ihre Frage, woher wir kämen? antworteten wir: daß wir vom Himmel herabgestiegen wären, um die Erde zu besuchen. Dieses glaubten sie auch. Wir tauften hier viele. Die Einwohner nennten sich auf ihre Sprache Charaiben, das ist sehr weise Männer. Das Land nennen sie selbst Parias.

Darauf verließen wir den Hafen, segelten längst dem Lande dem Gebirge nach 860 Meilen fort, indem wir manchen Kreis und Umweg machen mußten, und mit verschiedenen Völkern Handlung trieben. In einigen Oertern fanden wir etwas weniges Gold. Weil wir nun schon 13 Monat mit unserer Schiffahrt zugebracht hatten, die Schiffe selbst

*) Ist eigentlich nach der gewöhnlichen Berechnung das dritte Clima, welches sich erstreckt von 16 Gr. 25 Min. bis 23 Gr. 50 Min.

selbst mit dem Zubehör wandelbar wurden, fast der ganze Vorrath aufgezehrt, und die Menschen durch die Arbeit kraftlos geworden waren, so faßten wir gemeinschaftlich den Entschluß unsere Schiffe, die allenthalben leck waren, auszubessern, und nach Spanien zu segeln. Wir liefen daher in einen Hafen ein, so schön als er nur gefunden werden kann. Wir trafen daselbst eine unbeschreibliche Anzahl Menschen an, welche uns freundschaftlich aufnahmen. Am Ufer besserten wir unsere Boote aus, baueten ein neues Fahrzeug und neue Fässer, brachten unsere Kanonen welche im Wasser sehr gelitten hatten, aufs Land, machten auf die Art die Schiffe leichter, zogen sie aufs Trockene, und verbesserten sie mit der größten Sorgfalt. Hierin halfen uns die Bewohner des Landes nicht wenig; ja sie reichten uns aus eigenen Antrieb von ihren Lebensmitteln; daher verzehrten wir nur wenig von unserem Vorrath. Dieses hielten wir für eine große Wohlthat, da es uns sehr kümmerlich gieng, und wir sonst nur in den elendesten Umständen nach Spanien hätten zurücksegeln können. In dem Hafen selbst hielten wir uns 37 Tage auf, giengen oft nach ihren Colonien, wo sie uns sehr ehrenvoll empfiengen. Da wir aber den Hafen zu verlassen gedachten, beklagten sie sich, daß eine gewisse wilde Nation in Feindschaft mit ihnen lebe, welche zu einer bestimmten Jahreszeit über das Meer heimlich in ihr Land einfiele, bald durch List, bald durch Gewalt viele niedermachte und auffräße; andere aber als Gefangene in ihre Heymath zurücknähme. Wider diese konnten sie sich nicht hinlänglich vertheidigen. Sie bezeichneten uns, daß dieses Volk eine Insel bewohne, die ungefähr 100 Meilen von ihnen

nen entfernt läge. Dieses erzählten sie uns mit der größten Traurigkeit und unter bittern Klagen, daß wir Mitleiden mit ihnen empfanden, und versprachen, sie wegen aller erfahrnen Beleidigung zu rächen. Voll Freude boten sie sich freywillig an, mit uns zu segeln, welches wir aber mehrerer Ursachen wegen von uns ablehnten. Wir nahmen nur 7 mit unter der Bedingung, daß sie allein in ihren Canoes nach Hause zurückkehren solten, weil wir unmöglich die Sorge für ihre Heimbringung übernehmen konnten. Sie nahmen dankbar diese Bedingung an. Wir verließen diese uns ergebne freundschaftliche Leute.

Nachdem die Schiffe ausgebessert waren, segelten wir sieben Tage lang mit Nordostwind. Wir stießen auf viele Inseln, die zum Theil bewohnt, zum Theil unbewohnt waren. Als wir endlich uns einer derselben Jty genannt, näherten, und unsere Schiffe vor Anker legen wolten, sahen wir eine große Schaar von Wilden am Ufer. Als wir sie gewahr wurden, stiegen die Tapfersten von den Spaniern in die Barken und Boote, nahmen drey kleine Stücke mit, und näherten sich dem Lande. Wir entdeckten 400 Männer und viele Weiber am Ufer, welche, wie man von vorn abnehmen konnte, alle nackend giengen, einen festen Körperbau hatten, und überhaupt äusserst kriegerisch und muthig schienen. Sie waren alle bewafnet mit Bogen, Pfeilen und Lanzen. Viele trugen viereckigte Schilde, womit sie sich so geschickt bedeckten, daß sie dadurch nicht verhindert wurden, ihre Spieße zu werfen. Als wir bis auf einen Pfeilschuß dem Lande nahe waren, sprangen sie alle ins Meer, schoßen

einen

einen Hagel von Pfeilen auf uns ab, und fiengen an uns die Landung tapfer zu verwehren. Sie waren am Leibe mit verschiedenen Farben bemahlt und mit mancherley Federn geschmückt. Unsere wilden Begleiter sagten, daß sie auf die Art sich zum Kriege rüsteten. Sie verhinderten uns die Anfahrt so nachdrücklich, daß wir unsere mit Steinen geladene Stücke auf sie abfeuern mußten. Auf den Knall und die Wirkung welche sie machten, indem viele von ihnen todt niederfielen, begaben sie sich alle aufs Land zurück. Darauf beschlossen wir sogleich 42 Mann auszusetzen, und muthig wider die Wilden zu kämpfen, welches auch geschah. Wir sprangen mit den Waffen aufs Trockene; jene aber widersetzten sich uns, so daß wir fast zwey Stunden hindurch unabläßig miteinander fochten. Der Sieg über sie bleibt wichtig, weil sie nur wenige verlohren, die unsere Schützen mit ihren Gewehren tödteten, denn sie verstanden es sehr gut, unsern Spießen und Schwertern auf eine sehr geschickte Weise auszuweichen. Zuletzt drangen wir aber auch mit so heftigem Ungestüm auf sie ein, daß wir sie in der Nähe mit unsern Schwertern erreichen konnten. Kaum merkten sie die Folgen davon, so flohen sie in die Wälder, und ließen uns mit Verlust vieler Getödteten und Verwundeten als Kriegern das Schlachtfeld. Wir wolten ihnen an diesem Tage auf der Flucht nicht weiter nachsetzen, weil wir selbst zu entkräftet waren, sondern kehrten mit den sieben Begleitern, die ihre Freude nicht mäßigen konnten, siegreich und frohlockend zu den Schiffen zurück. Am folgenden Morgen sahen wir einen zahlreichen Haufen Volks mit Hörnern und andern kriegerischen Blasinstrumenten, gemahlt

und

und prächtig mit Federn geschmückt, ans Ufer eilen. Wir berathschlagten dies, wenn das Volk aufs neue Feindseligkeiten vorhätte, so wolten wir alle zusammentreten, und uns Mühe geben, sie uns geneigt zu machen. Wolten sie dann unsere Freundschaft nicht, so müßten wir sie als Feinde behandeln und die Gefangenen zu ewiger Sklaverey verkaufen. Bewafnet begaben wir uns ans Land. Jetzt verwehrten sie uns, vermuthlich aus Furcht vor unserm Geschütz die Landung nicht. Wir marschirten auf dem Lande gegen sie in vier Haufen, überhaupt 57 Mann stark los, und es kam zu einem langen Gefecht. Nachdem viele der Ihrigen geblieben waren, ergriffen sie die Flucht. Wir verfolgten sie bis zu ihrer Colonie, nahmen 25 Gefangene mit, verbrannten das Dorf, tödteten und verwundeten eine große Menge. Von den Unsrigen ist nur einer geblieben, jedoch waren 22 verwundet, die aber durch göttlichen Beystand wieder geheilt sind. Da wir aber die Rückkehr in unser Vaterland beschlossen hatten, so reiseten auch unsere sieben Begleiter, von denen aber fünf im Krieg verwundet worden waren, in einem Kahn, den wir dort raubten, mit 7 Gefangenen die wir ihnen schenkten, nämlich mit 3 Männern und 4 Weibern in ihre Heymath unter Frohlocken und Bewunderung unserer Tapferkeit zurück. Wir aber kehrten nach Spanien um, wo wir in den Hafen von Cadiz mit 222 Gefangenen am 15. Okt. 1498 einliefen. Man empfieng uns mit Freuden, und wir verkauften unsere Gefangene. Dies ist das Merkwürdigste, was mir auf meiner ersten Schiffahrt begegnet ist.

II. Be-

II.

Bemerkungen über den Brief des Prinzen von Nassau an den König von Schweden.

Der Brief selbst.

Sire!

In einem neulichen Briefe Ew. Maj. an mich erwiesen mir Höchstdieselben die Ehre folgendes Ausdrucks: „Sie wendeten sich an einen Ritter, der überall Ruhm und Ehre suchte.“ Wahrhaftig, Sire, so lange ich lebe, will ich die Meynung Ew. Maj. zu rechtfertigen suchen. Wer aber nach Ehre strebt, kann keineswegs leiden, daß man ihm der Untreue verdächtig mache, er behauptet nichts unwahres, nichts, was er nicht vor der ganzen Welt darthun und beweisen kann. Zufolge dieser Gesinnung habe ich in der hamburgischen Zeitung mit Unwillen einen sogenannten Bericht von dem Treffen gelesen, das ich gegen die Galeerenflotte Ew. Maj. zu führen die Ehre hatte. Dieser Bericht, Sire, scheint den Meinigen Lügen zu strafen; er läuft in mehreren Punkten der Wahrheit schnurstracks entgegen, und ich erstaune über die Verwegenheit, daß man mit einem so ehrwürdigen Namen, als dem Ew. Maj. eine Schrift voll Irrthümer und Lügen hat unterschreiben dürfen. Ich hoffe, dies hat Ew. Maj. wie mich, verdrossen, und Höchstdieselben

ben werden mir nicht verweigern, sie unterdrücken zu lassen, und der Wahrheit die Ehre zu geben. Sollten wider alle Wahrscheinlichkeit, Ew. Maj. die Bekanntmachung eines so ungenauen Berichts autorisirt haben, so glaube ich, man müsse Sie durch falsche Rapporte strafbar hintergangen haben, und Dero Loyalität, die erste Königstugend, müsse Sie nothwendig dahin bringen, die Officiere zu verleugnen und abzustrafen, die Ihnen solche ungetreue Rechnung geleistet haben. Diesem Briefe füge ich eine Widerlegung jenes unbegreiflichen Berichts bey. Ich habe alle Unwahrheiten darinn gerügt, und meine Ehre bürgt für die Wahrheit meiner Behauptungen. Meine Zeugen sind die von uns gemachten Gefangenen; die von uns genommenen Schiffe und die von mir kommandirte Flotte, welche gar nicht beschädigt worden, sondern 18 Tage nach dem Treffen wohlbehalten See gehalten, ohne Widerstand 12 Werste von Corisa gekreuzt, und sich erst nach Aushaltung des Sturms vom 12. September zurückgezogen hat. Ein Theil dieser Escader ist noch in See, und zu neuen Treffen schlachtfertig, aber sie trift keine Gegner an.

Ich bin überzeugt, Sire, Ew. Maj. kennen die Gesetze der Ehre zu wohl, um die Wärme zu mißbilligen, mit der ich die Meinige vertheidige, die ich für verletzt halte, wenn man einen Augenblick an der Genauigkeit der von mir gemachten, und von Ihrer Maj. der Kayserin bekannt zu machen erlaubten Berichte zweifeln kann. Aus eben den Beweggründen, die mich diesen Brief schreiben heißen, ist es mir Pflicht, ihn drucken zu lassen; ich hoffe auf eine Antwort,

wort, nach welcher ich ohne Zweifel die Versicherungen des tiefsten Respects eben so öffentlich wiederholen kann, die ich Ew. Maj. gelobt habe, und womit ich die Ehre habe zu seyn ꝛc.

St. Petersburg den 20. Sept. 1789.

Dieser Brief ist ganz einzig. Ein rußischer Contre-Admiral der unter dem Generale Mousin-Pouschin dient, hat so sehr vergessen können wer er ist, und zu wem er redet. Man solte den Brief fast für untergeschoben halten, denn nie kann man sich denken, daß ein Officier, unter den feinen Franzosen erzogen, der sich mit dem Namen eines Durchlauchten deutschen Hauses schmückt, der, so lange als er in französischen und spanischen Diensten war, für eben so thätig als brav bekannt wurde; daß dieser seine Denkart, wie ein Kleid hat anziehen, und mit der rußischen Uniform die Vergessenheit gegen einen Souverain hätte anlegen können, der ihm doch allzuviel Ehre erwieß, als er ihm vorigen Sommer einen gütevollen Brief zuschrieb. Ein rechtschaffener Soldat hat strenge Pflichten. Er muß jedem leisten was ihm gebührt, höflich gegen seinesgleichen, ehrerbietig gegen Höhere, und ehrfurchtsvoll gegen gekrönte Häupter seyn. Schande, öffentlicher Hohn und Verachtung werden demjenigen zum Theil, der hierin seine Pflichten nicht ausübt. Nicht nur Mangel an Lebensart wirft man ihm vor, sondern ihn brandmarken auch die Benennung des Bauerstolzes, der Grobheit, des Uebermuths und der Unsittlichkeit, woraus eigentlich die Impolitesse entspringt.

Nie-

Niemand macht es dem Prinzen Nassau streitig, Gefangene gemacht und schwedische Schiffe weggenommen zu haben. Darinn ist auch nichts erstaunliches; die Ueberlegenheit war auf seiner Seite. Wenn man über etwas erstaunen soll, so ist es darüber, daß er nicht mehr gethan hat. Ein von Petersburg kommender, selbst in Cronstadt gewesener Fremder hat ein Bild von dem Zustande gemacht, worinn er die rußischen Escadern nicht vom Winde, sondern von Kanonenkugeln scharf beschädigt erblickt hat. Daß eine so kleine Zahl schwedischer Schiffe in den 14 Stunden Zeit gehabt habe, die zahlreichen rußischen Escadern zu Grunde zu richten, will man ja nicht für möglich halten, und giebt gern zu, daß einige Schiffe übrig geblieben sind, bis zum 12. September in einem Raum von 12 Wersten herumzukreutzen. Wir andern Erdensöhne wundern uns nicht wenig, daß dies derweile das ganze Ziel der rußischen Escadern gewesen sey.

Als sie ausliefen, hieß es, sie solten in Schonen, und dann bey Stockholm landen. Aus der Zahl der Schiffe, die man sehr hoch angab, aus der gepriesenen Stärke der Landungstruppen, vermuthete man nichts geringers, als daß es auf Schwedisch Finnland gemünzt sey. Als die Nachricht von der Action am 24. August einlief, hieß es, man wolle dem Könige von Schweden nachsetzen, eine Landung thun, und Schweden zermalmen; Prinz Nassau aber berichtet uns, er habe sich nur vor der Festung Lovisa zeigen wollen; vor der Festung Swartholm will er wohl sagen.

Löblich ist die Bescheidenheit, und von der andern Seite sehr weit getrieben die Dreistigkeit, daß der Baron Rayalin wagte, den 26. August mit einer Division schwedischer Galeeren mit der zu Porkala liegenden rußischen Escader anzubinden. Mit Verlust wurden diejenigen zurückgetrieben, welche die schwedischen Zufuhren rauben wolten. Die Communication mit Swartholm ist nie abgeschnitten worden. Sehr erleichtert hat dies die Maaßregeln zur Ausbesserung der Escader die den 24. August geschlagen hatte. Hätte Prinz Nassau damahls agiren können, so hätte er solches gewiß verhindert, oder auch das Interesse seiner Kayserin verrathen, die ihm ihre Escader anvertraut. Unter beyden mag er sich die ihm beliebige Stelle aussuchen. Seine Ehre bürgt ja für die Wahrheit seiner Behauptungen. Seine Ehre muß wohl auch bürgen, daß er keine Gelegenheit vernachläßigt seinen Dienst gut zu leisten. Ich kann das Widersprechende nicht zusammenreimen, was in seinem Point d'honneur zu liegen scheint.

Den ganzen September hindurch hat man verschiedene Versuche gemacht in Finnland zu landen, um zu verwüsten, zu sengen und zu brennen; doch lassen wir den Escadern des Prinzen von Nassau die Gerechtigkeit wiederfahren; sie sind es nicht gewesen, es war die große rußische Flotte.

Der in seiner Ehre so kitzliche Prinz wagt, die schwedischen Seeofficiere auf eine sehr undelikate Art anzugreifen. Ihre Ehre ist wenigstens soviel werth als seine. Bürger

im

im Frieden, ergreifen sie die Waffen, wenn es das Vaterland fodert, und wie sie solche brauchen, das haben sie wohl in der blutigen Action gewiesen, wo sie mit einer ihrer Vorfahren würdigen Unerschrockenheit Stand hielten gegen so überlegene Heere, mit denen schon im Anfang des Feldzugs Schwedens Umsturz gedroht war. Rußland hatte Soldaten und Schiffe geliefert; die Köpfe welche seine zahllosen Schaaren anführen solten, waren aus allen europäischen Nationen gesammlet.

Der Ritter Litta aus Italien, Ballay ein Irrländer, Winter aus Holland, Varages ein Franzose; den Prinzen von Nassau gar nicht gerechnet, der eigentlich keine Nation, aber etwas von allen hat. Er war nacheinander bald Franzoß, bald Spanier, bald Deutscher, bald Pole, jetzt ist er gar Russe.

In dem eben gegebenen Verzeichnisse glänzen Kriegernamen, berühmt durch ihre Thaten. Der Ruhm, sie und die von ihnen angeführten zahlreichen Truppen würdig bekämpft zu haben, ist so groß, und die Nothwendigkeit, der Menge zu weichen so augenscheinlich, daß die schwedischen Officiere in ihrem Bericht sich nicht von der Wahrheit zu entfernen gebraucht haben.

Doch wollen wir sehen, ob sie wirklich schuldig sind. Erst aber müssen wir die sogenannte Widerlegung aushülsen, womit Prinz Nassau gegen den von ihm so unhöflich angegriffenen Bericht ankämpft, und einigen Details widerspre-

 chen.

Wir brauchen wohl nicht zu bemerken, daß zwischen einer Gegenbemerkung und einer Widerlegung ein großer Unterschied ist.

Der König von Schweden nennt unter den Befehlshabern der rußischen Escadern den Viceadmiral Kruse, und Prinz Nassau giebt folgendes darauf:

„Es war der Generalmajor Balley, nicht der Viceadmiral Kruse; dieser war in dem Augenblick zu Petersburg.“

Hieraus erhellt, daß der König von Schweden die Intriguen nicht wußte, die zum Rückruf des Herrn von Kruse gespielt waren. Der Name, so oder so, thut nichts zur Sache. Hat Balley seinen Platz würdig ausgefüllt, so ist die Anmerkung des Prinzen von Nassau kleinlich und unnütz; hat er es nicht gethan, so hätte man Krusens Zurückrufung sparen können.

„Es ist falsch, daß die von Aspoe gekommene Division gänzlich geschlagen worden wäre. Der Herr Generalmajor Balley, der die von Aspoe hergerückte Division der Escader kommandirte, um den Angrif in Westen zu bilden, hatte 20 Schiffe und nicht Eine Fregatte, 7 Schebecken, 1 Udamas, 2 Bombarden, 2 Kutters, 6 Kanonierschaluppen, 1 Packetboot und 20 Schiffe. Meine Meynung war, er solte sich so legen, daß er den Rückzug der Armee verhindern könnte; in dem Augenblick aber, da seine aus 2 Schebecken, 2 Bombarden, 1 Packetboot und 6 Kanonierschaluppen bestehende Avantgarde zu feuern anfieng, bemerkte

„te der General, daß die Päſſe, wodurch das Haupttreffen „herrücken ſolte, und wobey ich mich befand, verſenkt wa„ren. Er glaubte nicht meinem Befehle zufolge, mit ſei„ner ganzen Macht angreifen zu müſſen, und begnügte ſich „eine ſtarke Kannonade auf langen Abſtand zu beginnen, „weil er erwarten wolte, daß ich Mittel fände, mich durch„zuarbeiten, und ſich vorſtellte, daß, wenn ich ganz unüber„ſteigliche Hinderniſſe entdeckte, ich während der Nacht mit „meiner ganzen Stärke die Inſel Poutsſalmuline umſchif„fen, zu ihm ſtoßen, und das Treffen fortſetzen würde, wel„ches jetzt nicht mehr zweyfelhaft ſeyn konnte. Die ſchö„ne Vertheidigung von Seiten der Schweden, und die vor„theilhafte Stellung, wodurch ſie ſich der Durchfarth der „Päſſe widerſetzen konnten, (wo der Hauptadmiral Herr Eh„renſchwerdt Schiffe verſenkt hatte um ſie unzugänglich zu „machen) nöthigte uns, lange zu ſchlagen, ehe wir durch „konnten, und der General Balley, der das Feuer um 10 „Uhr angefangen hatte, glaubte gegen 4 Uhr zwiſchen den „Inſeln Leyma und Vinner eine Stellung nehmen zu müſ„ſen, wo er mich erwarten konnte.“

Zwar haben wir wenig Urſachen, den rußiſchen Berichten Glauben beyzumeſſen, weil wir ſie ſtets mehr oder weniger ausgeſchmückt finden; doch kann Prinz Naſſau die Stärke des Herrn Balley gewußt haben, und zählt ſie uns denn auch vor; eine wahrhaftige Seltenheit bey den Ruſſen. Die Eſcadre von Aſpoe ſey alſo geweſen 20 Schiffe ſtark, das heißt faſt die Hälfte der ganzen ſchwediſchen Eſcadre.

Ist die Anordnung des Prinzen Nassaus dem General Balley mitgetheilt worden, so war dies eine Ordre des Befehlshabers, die er ohne darüber zu vernünfteln hätte befolgen müssen, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Es bleibt doch befremdend, daß der Prinz den General wegen seines Ungehorsams vor kein Kriegsrecht gestellt hat. Aber hier hätte der General Gelegenheit gehabt, seine Unschuld darzulegen, dagegen er jetzt vor den Augen von ganz Europa als der Schuldige genannt steht, der der schwedischen Escadre ihren Rückzug gefreyt hat. Dies muß einem Mann von Ehre sehr hart fallen, der nach dem Zeugnisse mehrerer an diesem blutigen Tage sehr tapfer gefochten hat.

„Eine Bombardiergalliotte und ein Paquetboot wurden verlassen; sie waren von den schwedischen Kanonierschaluppen so übel zugerichtet, daß beynahe alle Officiere und die ganze Besatzung umgekommen waren. Dies machte nicht drey eroberte Schiffe; und kein anderes hat gestrichen.“

Kann das diesen beyden Fahrzeugen zugefügte Uebel nicht den General Balley vermocht haben, seine Kannonade auf so langen Abstande anzufangen? Man muß die Kühnheit einiger schwedischen Kanonierschaluppen bewundern, die es wagen durften, 20 Schiffe verschiedener Größe anzugreifen, und man begreift nicht, warum die Russen mit so überlegner Macht nicht versuchten, die von den Schweden so übel zugerichteten Schiffe habhaft zu werden. Daß sie es nicht gethan, bezeugt der Prinz Nassau selber. Denn er

fand

fand diese Schiffe noch auf dem Wahlplatze. In der Folge haben wir Gelegenheit, von den durch die Schweden genommenen Schiffen zu reden; da aber Prinz Nassau bey diesem Vorfalle nicht gegenwärtig war, wie konnte er bezeugen, daß sonst kein Schiff seine Flagge gestrichen habe? Etwan auf die Aussage derjenigen, welche sich schämten, daß sie gestrichen hatten?

„Es war $7\frac{1}{2}$ Uhr, als die Kanonierschaluppen unter „dem heftigsten Feuer einen Weg zwischen den Felsen ent„deckten, welchen man für unzugänglich gehalten, von hier „aus deckten sie die Arbeiter, welche den Durchgang für die „Galeeren befreyen mußten, und es ward $8\frac{1}{2}$ Uhr, ehe der „erste durchrudern konnte. Die Galeeren Turoma Säl„lanwäre und Cedercreutz ergaben sich; in dem Augenblick „nahm die ganze Flotte in Unordnung die Flucht.

Nach Prinz Nassaus Zeugnisse hielten die Schweden eine völlige Stunde länger Stand als der König von Schweden geglaubt hat;* dies abgerechnet, trift die Widerlegung mit dem Bericht völlig überein, ausser wo die Rede von der unordnungsvollen Flucht ist; hier straft der Prinz sich selber Lügen, indem er besser unten von der schönen Vertheidigung redet, durch welche der Herr von Rosenstein den Rückzug gedeckt habe.

„Nicht die üble Zurichtung, hatte die von Aspoe kom„mende Division verhindert, meiner Anordnung gemäß, den „Schweden den Rückzug abzuschneiden; wie ich schon er-

„wähnt, der Heer General Balley wolte eine Stellung neh„men, von der er sich leichter mit mir vereinigen und mei„ne Ankunft abwarten könnte; denn er stellte sich nicht „vor, daß ich die vielen Schwierigkeiten, die sich meinem „Wege widersetzten, überwinden würde.“

Auch ich habe es bereits gesagt. Hat der General Balley die Order des Prinzen ausführen können, und es unterlassen, so verdient ihm der Proceß gemacht zu werden. Das Mißtrauen welches er in seinen kommandirenden Chef setzt ist unverzeihlich. Straft man ihn nicht dafür, so verdient man nicht, geglaubt zu werden.

„Da die schwedische Flotte ihren Rückzug zu schnell „machte, die Schiffe des Herrn Balley zu entfernt waren, „so konnten diese den von mir vorgeschriebenen Platz nicht „einnehmen. Wäre dies befolgt geworden, kein einziges „Schiff der ganzen Flotte hätte sich retten können.

Hier scheint der Prinz Nassau es der schwedischen Flotte zum Verbrechen anzurechnen, daß sie nicht langsam genug sich bewegt habe, um noch zu rechter Zeit abgeschnitten zu werden, da doch des Rückzugs Zweck war sich zu bergen.

„Es ist falsch, das 2 Schebecken zu Grunde gegan„gen, nicht eine ist so beschädigt, daß sie nur in Gefahr zu „sinken gewesen wäre. Auch ist es unwahr, daß ein einzi„ges Schiff entmastet worden, keine Man ist verlohren ge„gangen, und die gefochtenen Schiffe haben noch diese Stun„de

„de die nämliche Tackelage, welche sie beym Anfange des Ge„fechts hatten.“

Dieses müßte unwiderlegt bleiben, wenn ein Widerspruch ein Beweis wäre. Weiter unten werden wir den Prinz von Nassau in dem Fall der Selbstwiderlegung finden.

„Ich fieng die Nachsetzung mit den Kanonenschalup„pen und leichtesten Galeeren an. Die Hennema Oden, „welche den ganzen Tag im größten Feuer gewesen, war die „letzte, die sich unsern Einbruch widersetzte. Sie ward hier „sehr übel zugerichtet genommen. Der Escader dritter Be„fehlshaber, der Herr von Rosenstein, kommandirte dieses „Schiff; die ausserordentlichen Kräfte, die dieser verdiente „Officier anwandte, hinderten unsern Durchbruch sehr lan„ge. Hiernach ward die Fregatte Trolle mit allen ihren Of„ficieren genommen, den Capitain ausgenommen, welcher ei„nes abgeschossenen Beins willen ans Land gebracht war.“

Der Herr von Rosenstein hatte 21 demontirte Kanonen; eine ganze Stunde vertheidigte er sich mit einer Kanone und seinem Musketenfeuer. Dieser würdige Officier, um den Rückzug der Escadre zu decken, gab sich selber Preiß. Der Prinz von Nassau läßt der Art wie er seinen Auftrag vollführte, Gerechtigkeit widerfahren, und straft hiedurch förmlich seine obige Behauptung Lügen, wenn er sagt: „In „dem Augenblick nahm die ganze Armee in Unordnung die „Flucht.“

Da die Russen die Fregatte Trolle genommen, so muß man gern zugeben, daß der Prinz von Nassau die Anzahl der am Bord gewesenen Officiere wissen kann.

„Hierauf ward die Turoma Rajwald und erst nach Mit„ternacht die Turoma Biörnsida, welche der Admiral geführt, „genommen. Indem diese fortfuhr sich zu vertheidigen, und „die Kanonenschaluppen zum entern anrückten, warf sie mit „Granaten um sich, wovon eine Kanonierschaluppe, deren „Besatzung bereits im entern begriffen war, in die Luft sprang. „Beym Auffliegen fieng die Turoma Feuer, worauf sich die „Besatzung, nachdem sie es selber gelöscht, ergab.“

Weiter unten wird es sich zeigen, daß der Admiral sich nicht auf der Turoma Biörnsida befand. — In dem Verzeichnisse, das der Prinz von Nassau über seinen erlittenen Verlust gemacht, hat er die Kanonierschaluppe nicht angebracht, die seinen eignen Worten nach aufgeflogen ist. Man solte doch meynen, daß sie verlohren gieng, da sie aufflog. Er hat auch wieder daran gedacht, denn er hatte sie nöthig, die Turoma in Brand zu stecken. Wer steht uns dafür, daß er nicht manchen andern Verlust, eben wie diesen weggelassen habe. Wenn man so zahlreiche Escadern kommandirt, so kann man wohl Schiffe verliehren, ohne es zu merken. Uebrigens mag Prinz Nassau wissen wer das Feuer gelöscht, schwerlich aber wer es angezündet habe.

„Damit war die Nachsetzung geendigt, weil ich vor „gar zu dunkler Nacht den Weg nicht unterscheiden konnte,

„welchen

„welchen die einzig entkommenen 5 Dreymaster, nebst 4 Ga„leeren und etlichen Kanonierschaluppen genommen hatten. „Die übrigen waren in Kymene geblieben; deswegen beschloß „ich dahin zurück zu kehren; der Feind aber hatte eilig „Feuer in den größten Theil der dortliegenden Schiffe ge„worfen, deren viele Lebensmittel geladen hatten. Ich „konnte nur 2 Spitalschiffe und eine Kanonierschaluppe von „den Flammen retten.“

Vor dunkler Nacht konnte Prinz Nassau den von der Hauptescader genommenen Weg, die sich zurückzog, nicht unterscheiden, und doch wußte er, daß sie nicht im Kymenefluß war, denn er sagt, er habe beschlossen, die übrigen daselbst aufzusuchen. Wie hat denn die Kayserin in ihrem Briefe an den Grafen Stackelberg sagen können, die schwedische Escader hätte sich in diesen nämlichen Fluß gezogen. Die erhabene Fürstin mußte doch wohl den Berichten des Oberhaupts ihrer Escadern glauben, und dieses Oberhaupt ist eben der Prinz von Nassau, dessen Ehre für die Wahrheit aller seiner Behauptungen bürgt.

Im Kymenefluß waren nichts als Transportschiffe, größtentheils den Russen im Anfange des Feldzuges abgenommen, und einige Kanonenschaluppen; welches Prinz Nassau weiter unten selbst durch die Worte bewahrheitet: „Man „ist beschäftigt die auf einigen gefundenen Kanonen auszu„laden.“ — Uebrigens scheint er in seiner Erzählung dessen, was im Kymenefluß vorgieng, die Zeitpuncte etwas zu verwirren.

„Als

[illegible] Admiralschiff nahm, hörte ich, der Admi-
[illegible] um 7½ Uhr sein Schiff und Flotte
[illegible] zum Könige begeben, auch hätte in dem
[illegible] Flagge nicht geweht."

Das heißt: als ich das Schiff nahm, hörte ich, es [illegible] das Admiralsschiff, weil es nichts hatte, was es dazu machen konnte; es war kein Admiral und keine Admiralsflagge da.

„Lebendig gefangen genommen, wurden 38 Officiere, „und 10 von Officiersrang mit 1160 Mann; die Zahl der „Todten muß der Dauer des Treffens gemäß seyn. Zu den „gebliebenen Officieren gehört Herr von Fleetwod, der die „Escader kommandirt, seitdem sie der Admiral verlassen hat- „te. Der Schaden der entkommenen Schiffe muß nach der „Dauer des Treffens und nach dem berechnet werden, was „eine Macht leiden muß, bevor sie sich zur Flucht ent- „schließt."

Der Baron Fleetwod war ein sehr verdienstvoller Officier. Schweden fühlt seinen Verlust, hoft ihn aber ersetzen zu können. Vielmehr haben die Russen zu fürchten, daß sie den Herrn Winter und de Varages nicht werden ersetzen können, worunter der letzte von eben den Russen, für welche er focht, niedergemetzelt ward.

Die vom Herrn von Nassau vorgeschlagene Berechnung ist sehr mangelhaft. Die Dauer eines Treffens wo man den Feind in weiter Entfernung halten kann, beweißt nichts.

Prinz

Prinz Nassau will ja selbst wenig verlohren haben, obgleich man Ursach genug hat, ihm nicht zu glauben, und kurz, das ganze Heer nahe daran, von der Menge umringt zu werden, entschließt sich zum Rückzuge. Es ist rühmlich, daß es den überlegenen Kräften so lange zu widerstehen vermocht hat.

„Auf dem Wahlplatze trafen wir die Bombardiergal„liote und das Paketboot, welche die Division des Generals „Balley da gelassen hatte."

Er mußte sie da wohl finden, die Schweden hatten sie dort aufgegeben. General Balley hatte eine so entfernte Stellung genommen, daß er den Rückzug der Schweden nicht einmahl hindern konnte. Durch welchen Zufall befanden sich diese zu seiner Escader gehörige Schiffe auf dem Wahlplatze? Wenn die Schweden sie nicht genommen hatten, so hätten sie sie doch nehmen können wenn sie wolten; und warum solten sie nicht gewolt haben? Diese Schiffe waren von den schwedischen Kanonierschaluppen äusserst beschädigt worden, ob sich gleich Herr von Balleys Escader in weiter Entfernung hielte. Warum fand der Herr von Balley für gut, sie hinten zu lassen? das, schielt so sehr, daß statt den schwedischen Bericht über die genommenen Schiffe zu widerlegen, es die Richtigkeit desselben vielmehr zu bestätigen scheint.

„Das von mir commandirte Heer hat eine aufgeflo„gene Galeere verlohren. Eine aus einem schwedischen Schiff

„ge-

„geworfene glühende Kugel gieng queer durch die Pulver-„kammer; die daran liegende Galeere sank; aber die gan„ze Besatzung ward gerettet, so wie der größte Theil der „aufgeflogenen. Die gesunkene Galeere ist gegenwärtig mit „den übrigen in See.

Sie ist also wieder emporgestiegen. Der erste Bericht gab den Verlust zweyer Galeeren an. Der Andre hat nur Eine. Aber man gewöhnt sich endlich an solche rußische Abweichungen; wenn sonst ein Schiff auffliegt, so geschieht dies in einem Nu. Der dadurch bemerkte heftige Druck der Luft und das Auftoben der See sind augenblickliche Dinge; daher muß das Sinken der nebenliegenden Galeere so plötzlich gewesen seyn, daß man die Eile nicht genug bewundern kann, womit die Besatzung beyder Schiffe so auf einmal geborgen ward.

„Es ist unwahr, daß ich Schiffe habe zur Ausbesserung „in Hafen schicken müssen; das ist mit keinem Einzigen „geschehen.“

Sie möchten wohl gar zu beschädigt und keiner Ausbesserung fähig seyn.

„Ich habe nur die 4 Schebecken genommen, die die „mehrsten Schüße unter Wasser hatten, um den Schiffen zu „helfen, welche die 1197 Gefangenen trugen, und durch eine „ganz unbeschädigte Fregatte escortirt wurden.“

Sie war vielleicht nicht mit im Gefecht gewesen. Für alle Schiffe der rußischen Macht war wohl der Kampfplatz zu enge.

„Diese Schiffe sind auf dem Wahlplatz geblieben, wäh-„rend der ganzen Zeit die verwandt wurde, um die erober-„ten Fahrzeuge in den Stand zu setzen, daß sie nach Cron-„stadt abgeführt werden konnten. Die Turoma Sällanwäre „hat drey Stunden Ausbesserung bedurft, nachdem sie 200 „Toisen von dem Orte ihrer Wegnahme, bemannt wurde. — „Von allen die unter meinem Befehl standen, sind 15 Offi-„ciere geblieben und 47 verwundet. Soldaten und Matro-„sen geblieben 340, verwundet 597.“

Die Estafette, durch welche die Nachricht von der Schlacht nach Warschau kam, brachte keine nähere Umstände mit. Erst einige Tage darauf gestand der rußische Both-schafter, die Russen hätten 200 Todte und 1200 Verwundete gehabt. Einige Zeit nachher sagten unterschiedliche Briefe aus Petersburg, wir haben 1500 Todte gehabt. Darauf als die Wunden Zeit gehabt hatten zu wirken, versicherten sehr glaubwürdige Briefe aus Petersburg, dieser Tag koste 2600 Russen das Leben. Für so unzweifelhaft wir auch die Nachrichten halten dürfen, wollen wir uns doch genügen zu bemerken, daß ganz Pohlen der rußischen Ambassade das Zeugniß schuldig ist, sie habe es sich niemahlen zu Schulden kommen lassen, die Verluste ihrer Souverainin zu über-treiben.

„Es ist gewiß, wäre die schwedische Escadre nicht ge-„schlagen worden, sie hätte vielleicht den Sieg davon ge-„tragen.“

Diese

Diese Bemerkung ist am wenigsten eines Contreadmirals würdig.

Man hat wohl gesagt: hätte der Feldmarschall Lauden nicht einen undurchdringlich scheinenden Schlund paßirt, und so die Russen gerettet, so würde Friedrich II. in der Schlacht bey Frankfurt an der Oder ihnen das Garaus gemacht haben. Auch: hätten die schwimmenden Batterien nicht Feuer gefangen, so hätten sie den Engländern viel Schaden thun können. Man könnte dem König von Schweden die Worte in den Mund legen: Wäre Swenksund nicht forcirt worden, so hätten wir gesiegt. Prinz Nassau vergißt, daß er etwas weiter oben selbst zu verstehen gegeben hat: daß, wäre General Balley gewesen, wo er nicht war, „nicht ein einziges schwedisches Schiff entkommen wäre."

„Ich blieb auf der Wahlstatt, weil es nichts mehr „nachzusetzen gab. Die Reste der Seemacht, der ich auf „20 Wersten von Lovisa folgte, hatten Zeit gehabt, dahin „zu flüchten."

Herr von Nassau war auf dem rußischen Gebiet, hatte das ganze feindliche Land vor sich, was noch nicht ange„griffen war, und er beschwert sich, es habe nichts zu thun gegeben?

„Sonst war mein Plan, den Rückzug des Corps wo„bey der König war, abzuschneiden, ich hatte schon Befehle „dazu gegeben, und würde sie den Tag nach der Schlacht ha„ben

„den vollziehen lassen, wenn ich nicht hätte, einziglich in Be-
„tracht der Landarmee gewisse Maaßregeln tr.ffen müssen.“

Der Rückzug ward nicht abgeschnitten, und Prinz Nassau gab also Befehle, ehe er wußte, ob sie könnten befolgt werden. — Meine Herrn Officiere der rußischen Landarmee, sie haben also die Schweden bey dieser Gelegenheit gerettet. Entsöhnen sie sich von der Nachläßigkeit die man hier auf ihre Rechnung bringt.

„Es hat mir recht wehe gethan eine Woche aufgehal-
„ten zu werden; diese Zögerung aber kann mir jetzt zum
„Beweise dienen, daß der Rest der schwedischen Flotte in
„sehr übeln Stande seyn müsse, weil sie sich nicht gezeigt
„hat, da bey der Landung der Truppen, womit die Galeeren
„und Kanonierschaluppen bemannt waren, ich sie zu decken
„nur 6 dreymastige Schiffe hatte, weil die an der andern
„Seite der Zugänge noch nicht hindurch konnten; denn sie
„waren noch nicht ganz gesäubert, deswegen konnten die
„großen Schiffe nicht durch, und die andern brauchte ich zur
„Ueberfahrt der Gefangenen, deren Menge mir lästig fiel.
„Dies wäre, meyne ich, der rechte Augenblick gewesen, Schif-
„fe anzugreifen, die nicht zu halten vermochten.“

Natürlich muß die schwedische Escader gelitten haben. Sie hatte überdies mit einer so überiegenen Macht zu thun; daß sie eine etwas vortheilhafte Stellung brauchte, um nicht umringt zu werden. Ohne Vermessenheit konnte sie sich also nicht hingeben, und weder Tag noch

Stunde wissen, wann und mit welcher Zahl der Angrif geschehen solte.

Prinz Nassau hatte nur 8 dreymastige Fahrzeuge, die übrigen konnten die Zugänge nicht paßiren, weil sie noch nicht völlig fahrbar gemacht waren. Nun frägt sich, wie konnten diese 8 durchkommen? warum nahmen die Uebrigen nicht denselben Weg? oder giengen den, welchen die Schweden auf ihrem Rückzuge eingeschlagen hatten. Da diese hierzu nur einige Stunden gebraucht, so hätten die Russen ihn ja wohl in 3 Tagen zurücklegen können. Man muß bessere Gründe oder gar keine angeben.

Was den Transport der Gefangenen betrift, dieser solte den Prinzen von Nassau doch nicht sehr belästigt haben, indem er uns bereits gesagt, er hätte sie auf den genommenen Schiffen wegbringen lassen, denen er den 4 Schebecken, welche die mehrsten Schüße unter Wasser bekommen, beygesellt (folglich die am wenigsten dienstfähig waren) und nur eine Fregatte hatte ihre Escorte gemacht.

„Während der Zeit daß ich der Armee des Königs bis „Aboefors nachsetzte, bemächtigten sich die von mir auf dem „Kampfplatze hinterlassenen Schiffe der Magazine und „Fahrzeuge, welche im Kymenefluß lagen. Sechs seiner Kano„nierschaluppen verbrannte der Feind an diesem Tage, nur „eine ward nebst einigen andern Fahrzeugen genommen.“

Da der Herr von Nassau so im vollen Sprunge war, warum lief er nicht weiter, die Schweden standen bey Aboefors

fors zu seinem Empfange bereit. — Die Schiffe des Herrn von Nassau müssen sich nur Waffen bemeistert haben, wenn man ihm glauben soll, wenn er sagt:

„Die Menge Waffen allerley Art ist groß, welche „man nach den verbrannten Schiffen an der Mündung des „Kymene vorfand, und man ist beschäftigt einige Kanonen „herauszubringen. — Der Verlust an Fahrzeugen und Ma„gazinen ist sehr ansehnlich, den diese eilige Flucht bewirkt „hat. — Da sie nur durch die Landung, welche ich im Gol„fo vom Koagiz unternahm, bewerkstelligt ward, welches um „30 Werste oder 7½ Meilen von Lovisa entfernt ist; so wür„de eine Flotte im Stande See zu halten (wie man hat glau„ben machen wollen) gewiß gesucht haben eine Landung zu „hindern, von welcher der Verlust des Hauptpostens Fin„lands die Folge war.

Der Herr von Nassau ist so artig in allem dem, was bey diesem Gefechte ehrenvoll vorkommt, nur sich zu finden. Die zu Högfors gestellten Truppen wurden von allen Seiten zu Wasser und zu Lande angefallen. Der Rückzug war nothwendig, aber nicht übereilt. Man zog sich in der besten Ordnung zurück; die bey Broby gelandeten Truppen, in der Absicht den Rückzug abzuschneiden, wurden zurückgetrieben, und so marschirten die Schweden nach Aboefors, ohne weitere Hinderniß und fast ohne allen Verlust. — Herr von Nassau sagt, der Verlust der Magazine sey ansehnlich, aber er sagt nicht worinn er bestanden.

„Nachdem ich zu Lande meinen Vorsatz ausgeführt, in„dem ich den König zum Rückzuge gezwungen, schifte ich mich „mit meinen Truppen wieder ein, um die schwedischen Kü„sten zu gewinnen.“

Hier macht sich der Herr von Nassau einer offenbaren Abweichung von der Wahrheit schuldig. Nicht zum Rückzuge wolte er den König zwingen, ihm den Rückzug abzuschneiden war sein Vorsatz gewesen. Denn er sagte oben. „Meine Absicht war, das Corps wobey der König war, abzuschneiden.“ Der König befand sich nicht dabey. In seiner Abwesenheit commandirte der General Platen, und führte den Rückzug als ein sehr geschickter Officier im Angesicht eines weit überlegenen Feindes aus. Was ihm auf seinem Wege aufstieß, ward vertrieben, und er gewann Aboefors, wo er eine Stellung nahm, da der Prinz von Nassau nicht rathsam fand, anzugreifen. Hierauf schifte der Herr von Nassau sich wieder ein. Und nun haben wir ihn in offener See, unabhängig von den Bewegungen der Landarmee und der Unfolgsamkeit des Herrn Balley. Es soll über die schwedische Küste hergehn; aber, sagt er:

„Die widrigen Winde hinderten mich mehrere Tage, „und ein heftiger Sturmwind, der mich 12 Werste von Lo„visa überfiel, zerschlug zwar keines von den Schiffen, wel„che man als so übel zugerichtet ausgeschrien hatte, aber „es verhinderte mich doch in der Ausführung meines im „Sinn gehabten Vorhabens.

Der Herr von Nassau büßt hier kein einziges Schiff ein. Er hat uns gesagt, alle seine Esscadern hätten noch die nämliche Takelage, die sie vor dem Gefecht gehabt. Auch wird ihm der Wind kein Volk getödtet haben, und doch geht er nach Petersburg zurück, während daß sich die schwedischen Galeeren mit dem Detaschement von der großen rußischen Flotte an den Finnischen Kisten, durch den ganzen September und einen Theil Octobers herumschlagen.

Man überläßt es dem Urtheil jedes Unbefangenen, der nicht mit leeren Worten abzufertigen ist; ob nicht alles vom Herrn von Nassau Gesagte dazu dient, um deutlich darzulegen, daß oftgenannter Herr nach der Schlacht vom 24. August, ausser Stand gewesen sey, gegen das schwedische Finnland das Geringste zu unternehmen. Und hiervon ist die Rede.

Der König von Schweden hat Niemandes Ehre angegriffen. Er wolte seiner Truppen Tapferkeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen, deshalb schrieb er an die von ihm in Stockholm niedergesetzte Regierung: 44 schwedische Schiffe haben 110 rußischen von 10 Uhr Morgens bis 7½ Uhr Nachts den Sieg streitig gemacht. Bis 8½ sagt der Herr von Nassau. Gegen die angegebene Zahl beyderseitiger Flotten wird keine Einwendung gemacht. Er, der sich bis zum Herzählen bey der Escader des Herrn Balley aufhält, würde dies gewiß hier nicht versäumt haben, wenn dieser Punct des schwedischen Berichts nur durch irgend einen Schein hätte können zweifelhaft gemacht werden.

Der König von Schweden sagt: wir haben so und so viel Schiffe verlohren. Der Herr von Nassau sagt: ich habe sie genommen.

Der König von Schweden sagt: wir hatten 2 Schiffe genommen, welche wir während den Rückzug entwafnet hinterließen. Der Prinz von Nassau sagt: ich habe nur 2 gefunden, aber in dem angegebenen Zustand und auf der bemerkten Stelle.

Der Prinz von Nassau will sich nach der Schlacht in einem Zustande befunden haben, um alles gegen das schwedische Finland unternehmen zu können. Ganz Europa weis, daß er nichts unternommen hat.

Der Prinz von Nassau versichert, er habe wenig Menschen und Schiffe verlohren. Wir wollen hier nicht das oben über diesen Punct Gesagte wiederholen, und nur erinnern, daß der Prinz eine Kanonierschaluppe vergessen, die seiner eignen Aussage nach in die Luft flog. Aber dergleichen Entsinnungsfehlern sind die Russen zuweilen unterworfen. Nach der vorjährigen Schlacht bey Hogland, wandte man alles an, um den Verlust des Linienschiffes Wladislaw abzuleugnen. Nach dem ersten berüchtigten Gefecht in dem Linien von Oczakow erschienen rußische Berichte, epischen Gedichten gleichend. Einige Monate darauf erfuhr man durch glaubhafte Augenzeugen, daß die ganze Sache fast auf Nichts ausgefallen wäre, und daß die Türken eine rußische Fregatte zerstört hätten. Ein Verlust, den die Russen in ihren Berichte sehr weißlich vergessen hatten.

Die

Die größten Abweichungen betreffen Kleinigkeiten, eine sehr verzeihliche, fast unvermeidliche Sünde. Aber behaupten dürfen, ein Admiralschiff erobert zu haben, indem man weis, daß keines vorhanden gewesen; zu berichten, die feindliche Flotte sey da, wo sie nicht ist: Dies scheinen mir zwey offenbare Facta, durch welche der Herr von Nassau seine Kayserin strafbarer Weise hintergangen hat. Hätte der Rest der schwedischen Escader sich in den Kymenefluß nicht gerettet, wo wäre ihre Rettung möglich gewesen? Es steht zu vermuthen, daß der Glaube an diese rettungslose Lage die prophetische Sprache erweckt hat, mit der die Gesandten der Kayserin an verschiedenen Höfen, Schwedens gänzlichen Verlust und Untergang angekündigt und zugesichert haben. Versprechungen aber die unerfüllt bleiben, pflegen der Glaubwürdigkeit ihrer Urheber bey anderweitigen Gelegenheiten eben nicht sehr das Wort zu reden.

III.

Fragment über das Andenken an große Männer.

Die Flamme des Geistes, ist Freyheit; der Thatenfunke des Edlen, Ehrgeitz; beyde führten schon, seit sich der Weltbau entwickelte, die Menschheit zum Ziel der Größe; spornten den schlummernden Denker zur Thätigkeit an, — erzeugten Wunderentschlüsse im stillen Schooß der Betrachtung, und rissen zur heroischen Ausführung die begeisterte Seele hin. Hinweggenommen diese Göttergefühle, stürzt die Menschheit in die Arme der Erschlaffung zurück; entnervt bettet sich Geisteskraft zur Schwelgerey, — Sklavenfesseln unterjochen den Denker, — Seelenhoheit erstirbt, — Barbaren Nacht verschleyert das Licht, — und Schmeichlerschande heißt Weisheit. Dies lehrt uns Vernunft, bezeugt uns Erfahrung. Heilig daher der Menschheit, wichtig dem Staate und jedem seiner Bürger, muß die Erhaltung dieser Grundtriebe menschlicher Größe seyn. Denn mit ihnen, geht jede Tugend unter, — die Vernunft verstummt, und thierische Gleichgültigkeit brandmarkt den Abkömmling des Himmels.

Es muß also einer Nation zur ersten Pflicht, ihren Gesetzgebern zum höchsten Endzweck werden, die Freyheit vor tyrannischen Eingriffen zu sichern, und den Ehrgeitz des Edlen zu entflammen! denn Freyheit, wie sie des Weisen glü-

hende

hende Hofnung ahndet, ist der Zustand des Menschen, in welchem, nach Gesetzen, durch das Urtheil vieler mit Vollmacht gestempelt, Handlungen gut geheißen, oder verdammt werden, und keine willkührliche Beschränkung statt findet; wo das Eigenthum jedes Einzeln vor dem Raub des Mächtigern gesichert ist; wo Meynungen nach keinem Gewicht gewogen, nach keiner Forme gebildet werden, und wo endlich die Vernunft keine Fessel drückt, und kein geheiligter Irrthum ihrer Beleuchtung entzogen ist.

Diese Freyheit beseelt uns mit der göttlichen Täuschung der Selbstständigkeit, und ein edles Gefühl unsers Werths, durch sie erzeugt, führt mit stillem Entzücken die Menschheit denen Himmlischen näher. Nimmer kann dies Gefühl den allgemeinen Verbindungen drohen; der weise Fürst wird es schützen, und nur der Tyrann, der Sclavenpuppen nicht Menschen zu beherrschen sich sehnt, wird vor ihrem blitzenden Speer erzittern. Denn jene Zügellosigkeit, mit ungebundner Frechheit Leidenschaft zur Tugend zu adeln, kann nur ein Caligula mit der wahren Freyheit verwechseln, um so seinem Wunsche näher zu kommen, und die Freuden der Menschheit zu zerstören.

Gleich edel, doch noch weniger beschützt als diese, ist der Ehrgeitz, diese kühne Entzündung unsrer verborgensten Kräfte, begeistert durch Beyspiele der Vorzeit; und hier mein deutsches Vaterland, hier laß mich zu dir reden, den Schleyer vom Auge dir reißen, dich zur Thätigkeit aufdonnern!

Kalt und schweigend stehst du bey eignen Verdiensten, und staunst mit schwärmerischen Entzücken die Tugend des Auslandes an! Gerecht gegen Fremdlinge bist du Tyrann gegen dich selbst! Du siehst den Ehrgeiz in deinem Schooße entschlummern, und weckst ihn durch kein hinreissendes Beyspiel der Schätzung! Begeistert betest du höchstens die Gegenwart an, indeß bestäubt die Vergangenheit hinter dir weinet? Unsterblicher Tugend lohnst du mit schwindender Ehre, vergessend daß Ewigkeiten nur kühne Geister entzücken! — Denn was kümmert ein Augenblick Leben, der Unsterblichkeit ahnenden Seele? Was dem Ocean die Welle des Baches? Fortdauernd zu wirken ist die strahlende Aussicht des Denkers, und diese Hofnung entreißt ihm dein frevelnder Leichtsinn!

Staub deckt die Gräber deiner Helden, — ein bemooster Hügel die Asche deiner Weisen, und der forschende Enkel ahndet kaum mehr ihres ehmaligen Daseyns! Kann dies Nacheifer erwecken? Erschüttern die geheimen Kräfte der Seele, daß sie ausbrechen und wirken? — Was riß Griechenlands Volk aus dem nächtlichen Schooße der Barbarey? Was hob die stolze Rom auf den Gipfel der Weltherrschaft? — Sie setzten das Ziel des Ruhms ins Unendliche, und ehrten die erstorbne Größe im schimmernden Denkmahl. Hier schlich der thatenbrütende Jüngling hin, weinte Thränen dem ruhenden Weisen, und Göttervorsätze entkeimten, denen die späteren Jahre der Mannheit als Thaten anstaunten!

Aber wie anders bey uns! Hier ladet kein glänzendes Denkmaal den emporstrebenden Jüngling zur hohen Betrachtung ein; ein halb Jahrhundert in seinen Werken fortleben, heißt uns schon Unsterblichkeit. Das deutsche Herz steht jedem Eindruck offen; der letzte ist ihm der wichtigste. Man denkt nicht der wohlthätigen Hand, die dem gehemten Strohm seinen Lauf wieder gab, sondern nur des Beglückten, der jetzt auf seinen Wogen schift! Die glühende Verehrung verstorbner Weisen heißt Grille, und diese sucht der Kluge zu vermeiden! Man spottet der Vergangenheit, um der Gegenwart zu schmeicheln. Nationen Dank ist keine deutsche Frucht! Dem Wohlthäter ganzer Völker muß der segenvolle Blick eines fühlenden Weisen lohnen, indeß tausend neidische Zungen seinen Ruhm zersticken, und sein Andenken aus dem Herzen des Volks verbannen! Die wenigen Denkmähler deutscher Heroen, von weiseren Fürsten erbaut, stehn öde und verlassen, vom Neide bewacht. —

Aber woher dieser unselige Kaltsinn Deutschlands gegen Helden, Gelehrtr, Dichter und Künstler? Woher diese unheilige Gleichgültigkeit, die den Muth des werdenden Mannes unterdrückt, und mit keinem entzückenden Beyspiel die glühende Seele des Jünglings zu Thaten auffodert? — Auf wem anders ruht die Bürde der Schuld, als auf euch Fürsten Deutschlands, — als auf euch ihr Großen und Edlen des Volks! Euer Beyspiel reißt die nachahmende Menge hin; lehrt sie freywillige Geschenke als Tribut annehmen, und der Dank wird vom Wahn der Pflichtmäßigkeit vertilgt! Neid begleitet die Größe. Der Sohn will den

Vater

Vater vergessen machen; Mangel an Kraft nimmt Schmähung zur Hülfe, — und so verdunkelt der Enkel die eigne Tugend mit der Größe des Vorfahren, und schwächt den Eindruck selbsterzeugter Bewunderung.

So handeln Könige, Helden, Dichter und Künstler; — Jeder verschieden, von eignem Vortheil bestochen. Kaum reißt die mächtige Faust des Todes, den vergötterten Fürsten vom Thron; kaum staunt der beglückte Nachfolger sich selbst im Purpur an, — so fallen schon die Thränen des Volks um den Verblichnen, gleich glühenden Funken auf seine Seele. Ihre Klage scheint ihm schon Mißtrauen auf seine Güte; — ihre Wehmuth überrascht ihn mit dem Werth des Verstorbnen; — er schreckt vor der Riesengestalt zurück, besiegt vom Gefühl der Schwäche! — Er will ihm nachklimmen, — doch Kraft versagt ihm Natur, und läßt ihm nichts als die Hofnung. Göttergewalt duldet nicht Demuth! Wir entsagen nicht gern, wo wir noch hoffen! — Der neue Fürst wünscht daher die Größe des Vorfahren verkleinert, — zweifelt lobend, — und gefällig macht ein Heer von Schmeichlern sie ihm verdächtig. — Nun wächst Verdacht zur Gewißheit! Listig schweigen die Günstlinge vom Verdienst des Vorfahren, und posaunen nur seine Schwachheiten aus; — und bald ist, theils aus Furcht, theils aus Gefälligkeit, die Thräne des Volks getrocknet; — die Meynung der Menge verändert. Der Schwächling ist überlistet, und glaubt der gift'gen Zunge Verläumdung; — die emporstrebende Ehrsucht folgt dem Winke zum Thron, und schmeichelt dem Wunsche des Herrschers; — der, vom Vorfahren,

fahren, gekränkte Stolz, nutzt diese schimpfliche Rache, — und das Andenken eines Fürsten, eines Helden erstirbt, der Vergötterung verdient! Denn was kann die Stimme des Edlen, gegen die Heerschaar kriechender, betender Schmeichler? Jenem lohnt Verachtung, diese umstrahlt der Schimmer der Majestät! Gewalt macht diese der Menge furchtbar, jenem der Edelmuth bey wenig Beßren nur werth, und Verfolgung sein Leben verhaßt.

So werden Fürsten und Helden vergessen; die Flamme verlöscht, die ihnen im dankbaren Herzen des Volks lodert, und der wird ein Verbrecher genannt, der auf ihrem Grabe weint, und ihren Tugenden Hymnen singt. —

Aus einer andern Quelle fließt die Nacht der Vergessenheit auf den schimmernden Nachruhm der Dichter und Künstler. Hier vereinigt sich Gegenwart und Zukunft, um dem Verdienste den Lorbeer der Unsterblichkeit zu entreißen. Der Nutzen der Dichter und Künstler, deren Lehren nicht mit prahlender Frechheit viel scheinen und wenig sind, sondern mit stiller Bezauberung die Menschheit veredeln, ihre Herzen sanfter zum Mitgefühl stimmen, und mit den mächtigen Harmonien Apollons die Seele entzücken und zu Thaten befeuern, — dieser ihr Nutzen wird von der verblendeten Menge verkannt, weil ihre Wahrheiten ein Zauber umgoldet, durch den sie dem Herzen anschaulicher als dem Verstande werden, und der mit ambrosischer Süße den bittersten Tadel vermischt. Die Menge sucht daher mehr Vergnügen als Nutzen bey den Dichtern und Künstlern, ob sich gleich

dies Maaß hält, und ist undankbar genung, das Vergnügen als schuldige Steuer anzusehn. Der Nutzen bestimmt aber den Werth! Eigennutz ist der Spiegel des Volks; — noch mehr der Spiegel der Fürsten. In ihm betrachten diese Alles, selbst die Gottheit, um sie zu ihrem Vortheil zu benutzen. Wäre Religion nicht eine so eherne allmächtige Kette, den wilden Sinn des Volkes, der immer Selbstherrschaft will, zu fesseln, mancher Fürst würde keinen Gott über sich erkennen, und würde gewiß, könnt er seine Menschlichkeit verbergen, sich lieber selbst dazu aufwerfen.

Daher die Gleichgültigkeit der Fürsten gegen Dichter und Künstler, — daher die Kälte des Volks.

Ihr versteckter Nutzen scheint den hirnlosen Witzlingen ein Recht zu geben, ihn ganz zu leugnen, und geschäftig eilt dem klügere Neid herbey, dem Irrthum durch Sophistereyen Wahrscheinlichkeit zu geben. Denn selbst Plato's Eifer gegen die Dichtkunst, leit' ich mehr aus andern Quellen, als aus Ueberzeugung her. Durch dieses Verdammungsurtheil aber wird die Achtung der schönen Künste und Wissenschaften vermindert; der beleidigte Künstlerstolz erwacht; — vertheidigt die Rechte seiner göttlichen Kunst, — und ein wüthender Federkrieg macht ihn endlich, er sey Sieger oder nicht, dem ununterrichteten Layen lächerlich.

So fällt der Werth der Kunst, — die Achtung des Künstlers; der Nachruhm des wahren Verdienstes verraucht, und das getäuschte Volk schätzt die erhabensten Werke des Geistes, den Belustigungen eines Bagazzo gleich.

Man

Man bewundert ohne Hochachtung! Begierig schwelgt Deutschland in den zauberischen Freuden der Musen, unbekümmert der Quelle aus der sie ströhmen. Ihm scheint freywillige Güte, Pflicht; — und dem deutschen Dichter spornt nichts, als der innre Drang des Gefühls. Ihm ist unsterblicher Nachruhm ein Phantom, ein Begriff, so dunkel und unvollständig wie die Ewigkeit selbst; und lehrte nicht des Mäoniden Beyspiel die Deutschen das Daseyn unsterblichen Ruhms, so würden sie ganz an dessen Existenz zweifeln. Vergessen sind jene Männer, die dem finstern Deutschland zuerst die Thore der Weisheit öfneten, und mit ihrem göttlichen Lichte umglänzten. Wenige kennen, und noch wenigere lesen, die, wenn auch nicht gefälligen, doch Kraft und Gedankenreichen Werke eines Boner, Burkard, Waldis, Olearius, Gryphus, Wernike, Zernitz und so mehrere, sie, die ersten, welche das eiserne Zeitalter deutscher Beredsamkeit umzuformen wagten, Sitten verbesserten, und den Grundstein legten, auf welchem das achtzehnte Jahrhundert in den Werken eines Wieland, Gleim, Klopstock, Botmer, Stolberg und mehrerer die schimmernden Tempel vollkommner Schönheit erbauten. Einzelne Forscher verehren ihr Andenken, indeß die Nation ihre Wohlthäter nicht kennt. Und haben die Lebenden ein besser Schicksal zu erwarten? Wissen wir was unsre Nachkommen erfinden? — O! Erröthe Vaterland des entehrenden Undanks!! — Blicke mit Beschämung auf Britannien hin! Welches Gefühl muß einen Deutschen durchschauern, wenn er Londons prächtigsten Tempel durchwandelt, und hier im Heiligthume der Gottheit das Denkmahl eines Shakespears aufgestellt sieht, — und

sich

sich eines vergessenen Opitz, — eines Leßings, durch kein Denkmahl gefeyert, erinnert? Muß nicht Muthlosigkeit seine kühnsten Entwürfe niederreißen? Denn wer kann es leugnen, daß die Hofnung des unsterblichen Ruhms ein Zauber ist, der mit Götterkraft die Schwachheit im Busen verdrängt, und die beflügelten Gedanken der Seele in das Heiligthum des Olymps einführt.

Und dennoch können Fürsten und Staatsmänner so wenig darauf denken, die Stimme des Ruhms bey Dichtern und Künstlern zu wecken? Können vergessen, wie mächtig stark diese auf das Herz des Volks wirken? Wie viel sie zur Cultur des Landes und der Sitten beytrugen? Können vergessen, daß mit Wissenschaften und Künsten die Betriebsamkeit des Volks, die Macht und der Ruhm des Regenten, die Wohlfahrt der Menschheit sinkt? Daß sie nur aus Hütten Paläste, aus Wüsten reiche Aecker schufen? — Doch wohin verirrt sich mein wilder Eifer? Können da Dichter und Künstler Denkmähler des Danks fodern, wo man — o ewige Schande! einen Friedrich den Einzigen vergißt!! —

F. v. K.

IV. Mein

IV.

Mein Lobgesang unter Kindern und Freunden, fürs wieder neugeschenkte Leben.

Im December 1789.

Lobet den Schöpfer, der Himmel und Erde gegründet,
Der uns wohlthätig die Fackel des Tages entzündet,
Der für die Nacht
Flimmernde Sterne gemacht
Lieblich den Monden geründet.

Lobet den Helfer, den einzigen Retter in Nöthen!
Feurige Pfeile des Todes die wolten mich tödten;
Aber ich blieb,
Habe die Rosen schon lieb,
Die sich mir künftig noch röthen.

Lobet den Geber des neuen Geschenkes und preiset
Seine Barmherzigkeit, die Er an Schwachen beweiset,
Singet Ihm Dank,
Daß ich zum Grabe nicht sank
Welches die Würmer nur speiset.

Danket dem großen allmächtigen Helfer mein Leben,
Daß er, wie welkendem Grase, mir Labsal will geben,
Feyert ein Fest,
Daß er im Hause mich läßt,
Mir durch den König gegeben.

Lobet den Schöpfer, der Ströhme mit Ufern umschränket,
Der auch wie Bäche die Herzen der Könige lenket,
Preiset ihn laut,
Daß er mir Gaben vertraut,
Daß er mir Freunde geschenket.

Karschin.

V.

Von der Auswahl und dem rechten Gebrauch der Augengläser, sowohl für Weitsichtige als Kurzsichtige, um das Auge zu conserviren, und von Zeit zu Zeit zu verbessern. —

Es ist aus der Dioptrik bekannt, daß es zweyerley Augen giebt, Weitsichtige, die sehr weit in die Ferne sehen, und Kurzsichtige, die nur in der Nähe Gegenstände deutlich wahrnehmen, in die Ferne aber alles undeutlich sehen. Das Auge der Erstern ist also beschaffen, daß die Lichtstrahlen, die von weiten Gegenständen kommen, hinter die Retinam oder das Netzhäutgen, worauf sich die Gegenstände bilden, hinaus fallen, folglich muß man vor ein solches Auge, ein nach allen Regeln, die in der Folge sollen angeführt werden, gefertigtes erhabne (convex) Glas, das nach dem genau gemeßnen Gesichtspuncte eingerichtet ist, brauchen, um die Lichtstrahlen just auf die Retinam zu bringen. Das Auge der andern Gattung ist so beschaffen, daß die Lichtstrahlen, die von entfernten Gegenständen kommen, sich vor der Retina verringern, folglich auf derselben von diesen Gegenständen nur ein confusus Bild formiren, diesen muß man, ein nach der genau gemeßnen Gesichtsgränze, wovon in der Folge gleichfalls soll geredet werden, richtig geschliffenes hohl (concav) Glas vorsetzen, welches die Lichtstrahlen so ver-

längert, daß sie just die Retinam treffen, und dadurch das Auge in den Stand setzen, in die weitesten Entfernungen deutlich zu sehen.

Wenn hat also ein Weitsichtiger nöthig, Augengläser oder Lünetten (Brillen) zu brauchen?

So lange seine Augen in dem Zustande bleiben, daß er sowohl in die Ferne, als in der Nähe, deutlich sehen kann, so wäre eine Lünette für ihn eine ganz unnütze Meuble, sobald er aber an den Augen einige Schwäche spürt, welches gemeiniglich geschieht, wenn die Cornea und die Krystallinse, flächer werden, muß er sich sogleich an einen erfahrnen Künstler wenden, der die Dioptrik theoretisch und practisch kennt, und die Gläser selbst verfertigen kann, dieser muß seinen Augenpunct genau abmessen, und die Gläser nach diesem Maaße ausarbeiten, ist der Künstler aber weit von ihm entfernt, so muß er also zu Werke gehen: Er nimmt einen geraden Stab 6 Fuß lang, klebt an eine helle Wand ein Blatt mit mittler Schrift an, setzt den Stab mit dem einen Ende in horizontaler Richtung an das Blatt, legt das rechte Auge an den Stab, und bewegt sich an demselben gegen die Schrift bis die Buchstaben noch am deutlichsten erscheinen, in dem Augenblick läßt man einem Gehülfen den Abstand vom Auge bis an die Schrift, mit einem Faden genau messen, dieses Maaß schickt man dem Künstler, und meldet dabey, daß das Auge in die Ferne zu sehen, gut ist, so erhält man nach diesem Maaße Gläser, die für das Auge passend seyn müssen. Weil aber auch oft

der

der Fall eintritt, daß das eine Auge weiter als das andere siehet, so muß man das Messen auch mit dem linken Auge versuchen, hiebey muß man aber dem Künstler besonders melden, welcher Faden für das rechte, und welcher für das linke Auge gehört.

Ein Jeder also, der wegen einer Augenschwäche Gläser nöthig hat, hüte sich sorgfältig vor den Brillen, die in den Kramläden unter dem Namen englische Brillen, und bey den Herumläufern unter dem Namen venetianische Krystallbrillen, verkauft werden. Diese sind die allerelendesten Gläser, die man unter der Sonne finden kann, die ein gutes Auge wohl verderben, aber nicht conserviren; sie sind und bleiben ein ewiger Schandfleck für die Dioptrik. Man sehe nur ein solch elendes Fabrikglaß genau an, so wird man finden, daß es 1.) nicht gut geglättet, und deswegen nicht gnug durchsichtig ist. 2.) Daß es niemahls einerley Dicke hat, sondern an dem einen Rande stärker als an dem andern ist, woher es denn kömmt, daß die Lichtstrahlen unrichtig gebrochen werden, und folglich das Bild auf der Retina verzerrt darstellen. 3.) Daß ihre Materie mit Streiffen, Wirbeln und andern Unvollkommenheiten ohne Zahl angefüllet ist. 4.) Daß die Krümmung des einen Glases von dem andern ganz verschieden ist, und folglich in beyden Gläsern, zwey verschiedene Brennweiten sind, da sie beyde nur eine einzige genaue Brennweite haben solten. Dieses kann aber bey den gemeinen Fabrikgläsern nicht anders kommen; denn da in der Fabrik 6 bis 8 Stück auf einmahl gemacht werden, und wenn sie kaum ein wenig Glanz haben,

auf einem mit Filz überzogenem Brete, mit der größten Gewalt polirt werden, so bekommen die Gläser manchmahl in der Mitte 12 Zoll, und am Rande 10 Zoll Brennweite, daher man sicher schließen kann, daß dergleichen übelgearbeitete Gläser die Augen so sehr schwächen, daß ihnen auch alsdenn durch die besten Gläser nicht mehr zu helfen ist. Es ist daher ganz unmöglich, mehr als ein Glaß auf einmahl zu machen, wenn es alle Eigenschaften die zu einem vollkommnen Glase erfodert werden, haben soll.

Die Conservirgläser oder Lünetten, müssen daher sechs Eigenschaften haben, wenn sie vollkommen seyn sollen.

1.) Rein an Masse, das ist, frey von Körngen, Wirbeln Streiffen.

2.) Eine gleichförmige Dicke in der Krümmung, sonst können die Mittelpuncte nicht genau zusammentreffen, welches verursacht, daß die Lichtstrahlen von ihrem Wege den sie gehen solten, abweichen.

3.) Vollkommne Glättung.

4.) Vollkommne Politur.

5.) Richtige Krümmungen.

6.) Gleiche Brennweiten in den zwey Gläsern der nämlichen Lünette.

Die erste von diesen sechs Eigenschaften eines vollkommnen Glases, erkennt man, wenn man das Glaß an einem hellen Tage aufmerksam untersucht.

Die andere offenbaret sich, wenn man das Glaß, ob es schon in seiner Einfassung ist, mit einem Dickzirkel am Rande abmißt.

Die

Die dritte zeigt sich an einem hellen Tage dadurch, daß ein gut geglättet Glas, klar und sauber seyn muß, wie ein Wassertropfen, daß man in demselben keine tiefe Pünctchen vom Schmergel antrift.

Die vierte, erkennet man aus der Durchsichtigkeit des Glases; wenn alsdenn die Fläche des Glases mit einer Gattung feiner Pünctchen bedeckt ist, so ist das Glas nicht hinreichend polirt.

Die fünfte ist nicht schwer zu bestimmen, man darf nur das Glaß, das man untersuchen will, gegen gedruckte Schrift schräge halten, und zusehen, ob die Buchstaben am Rande eben so groß als in der Mitte erscheinen; ist dieses, so ist es ein gewisses Zeichen, daß die Krümmung regulär und gleichförmig ist.

Sehr viel Lünetten haben diesen Fehler, daß die Krümmung ihrer Flächen nicht regulär ist, dieses liegt entweder an dem unrichtigen Baßin, das der Arbeiter gebraucht hat, oder daß er nicht mit gnugsamer Vorsicht gearbeitet, indem er das Glaß beym Bearbeiten einmahl stärker als das andre gegen das Baßin gedrückt hat, dieses verursacht, daß die Krümmungen irregulär werden, selbst in dem regulärsten Baßin.

Die sechste bemerkt man, wenn man in einem langen Zimmer die Lünette, die man untersuchen will, in gerader Richtung gegen die Wand eines gegenüberstehenden Fensters hält, und sich in dieser Richtung der Wand nähert oder davon entfernt, so lange bis das Bild des Fensters an der Wand am deutlichsten erscheinet, haben nun die zwey Gläser einerley Brennweite, so muß das eine Fenster eben so groß

und deutlich als das andere erscheinen. Wenn die Cornea und die Krystallinse noch flächer werden, so heißt das Auge überweitsichtig, in diesem Falle wird sichs zutragen, daß das Auge mittlern Druck in einer Entfernung von 2, 3 bis 6 Fuß sehr deutlich lesen kann. Diese Entfernung aber ist dem Auge unbequem auf die gewöhnliche Weite von 18 bis 20 Zoll deutlich zu sehen beym Lesen und Schreiben, denn in dieser Entfernung wird ihm die Schrift ganz verworren und die Buchstaben unter einander zu laufen scheinen; dieses ist alsdenn die Gesichtsgränze, die man von dem Auge bis auf die Schrift genau messen, und den Faden einsenden muß, wenn man Gläser erhalten will, wodurch man auf die begehrte Entfernung, ohne Anstrengung der Augen, deutlich lesen und schreiben kann.

Nachdem ich nun gezeigt habe, wie man gute Lünette von den Fabriklünetten unterscheiden soll, so will ich zum Gebrauch für Weitsichtige zwey Lünetten vorschlagen, die ganz unentbehrlich sind, wenn man das Auge zu conserviren und beständig gut zu erhalten gedenkt; es wolle aber Niemand glauben, daß ich dieses um meines Debits Willen thäte. Dieser wäre für mich wenig beträchtlich; die gegründete Ursache hievon, wird mich von diesem Verdachte frey sprechen. Von diesen zwey Lünetten, ist die eine für den Tag, und die andere für die Nacht bestimmt. Wolte nun Jemand, der eine passende Lünette für den Tag hat, dieselbe auch bey der Nacht brauchen, so würde er sein Auge durch das Anstrengen gar bald ziemlich schwächen, denn man mag des Abends entweder eine Wachskerze, oder eine Lampe, oder ein gemeines Licht zum Erleuchten brauchen, so wird doch

die-

dieses Licht allezeit schwächer, als das Licht eines hellen Tages seyn.

Ein Glas von einer kurzen Brennweite aber, sammlet mehr Strahlen, und ersetzet die Verringerung des Lichts, die durch die Abwesenheit der Sonne verursacht wird. Das Auge erhält von meinem vorgeschlagnen Mittel einen grossen Vartheil, weil es beständig nach und nach eben die Menge Lichtstrahlen als die Tag-Lünette empfängt, es wird weniger fatigirt, und die Pupill, hat des Abends nicht nöthig sich so beträchtlich zu erweitern, dieses wird die Sehwerkzeuge die längste Zeit in dem lebhaftesten Grade erhalten. Diejenigen Personen, die statt der Lünette lieber ein breites Leseglaß brauchen wollen, weil ihnen die Lünette lächerlich scheint, wählen just eine Gattung, die zum Fatigiren und Verderben ihres Auges vieles beyträgt; denn wenn das Glaß auch 3 Zoll und noch mehr breit wäre, so hat es doch nur einen Brennpunct, mithin sieht jedes Auge nur auf ein stark Stücke des Glases. Entfernt man es von dem Auge gegen Schrift, so kann man zwar die Schrift, nachdem man es derselben nähert, oder davon entfernt, kleiner oder größer machen; allein wenn man eine anhaltende Zeit dadurch lesen will, so läßt man die Hand immer unvermerkt sinken, oder erhebt sie wieder, folglich wird die Schrift immer allmählich kleiner oder größer, so daß das Auge im Sehen ganz confus wird.

Weit besser sind die breiten Lesegläser die oval sind, und zwey egale Brennweiten haben, wo jedes Auge durch seinen besondern Brennpunct sieht, sie werden ganz nahe zu den Augen gehalten, mithin wird die Entfernung von der

Schrift fast gar nicht verändert. Diese werden gleichfalls nach dem Gesichtspuncte der Lünette gemacht.

Am besten aber sind die Doppellünetten, wo jedes Auge durch sein besonder Glas sieht; sie müssen eben so regulär gemacht seyn, als vorhin von den Lünetten ist erwähnt worden. Wer dergleichen haben will, muß, wie oben gemeldet, das Maaß seiner Gesichtsgränze mit einem Faden gemessen, einsenden. Hätte aber schon Jemand eine gute Lünette, deren er sich bediente, und wolte gerne eine Doppellünette haben, um selbige in der Kirche oder in einer Gesellschaft zu brauchen, so fängt man die Sache also an: Man nimmt an einem hellen Tage ein Stückgen Schwamm, hält dieses gegen die Sonne und die Lünette darüber, entfernt die Lünette, indem man die Sonne hindurchscheinen läßt, von dem Schwamme so lange, bis der Schwamm sich entzündet, in den Augenblick läßt man einem andern den Abstand genau messen, und schickt den Faden ein, so erhält man eine Doppellünette, die genau mit der andern Lünette, die man schon hat, übereintreffen muß. Diese Lünetten haben vor den Lesegläsern den beträchtlichen Vorzug, daß die Gläser nicht so dicke seyn dürfen als bey Lesegläsern, sie machen also weit heller als jene, und haben weniger Abierung der Lichtstrahlen.

Wenn man annimmt, daß der Durchmesser der Pupill $\frac{2}{5}$ eines Zolles ist, und daß die gemeinen Lünettengläser $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haben, so verhält sich die Area des Glases, zu der von der Pupill, wie 225 : 4, welches mehr als 50 : 1 ist, so daß durch das breite Gleß 50mahl mehr Licht ins Auge kommt, als zum deutlich Sehen nöthig ist,

und

und dieses überflüßige Licht ist eben dasjenige, was die Sehnerven zu sehr reizt, und das Auge schwächt. Daher dürfen die Lünettengläser niemahls breiter als 1 Zoll seyn, der übrige Raum der Einfassung ist mit schwarzen Horn ausgefüllt, und dient dem Auge zur Bedeckung bey überflüßigem Lichte. Diese Gattung wird gleichfalls nachgemacht und häufig zum Verkauf herumgetragen. Sie hat mit den meinigen eine ohngefähre Aehnlichkeit; man untersuche aber nur ihre Gläser nach den oben angeführten Eigenschaften eines guten Lünettenglases, so wird man sich von ihrer Güte die Augen zu verderben lebhaft überzeugen können. Das Alter trägt zur Bestimmung der Gesichtsgränze gar nichts bey; es kömmt auf die Beschaffenheit des Auges an. Wenn dieses in einer guten Verfassung ist, so kann dasselbe auch in den spätesten Lebensjahren Lünetten von langen Brennweiten brauchen, ist es aber durch verschiedene Zufälle sehr geschwächt, so muß es auch schon in den jüngern Jahren Lünetten von kurzen Brennweiten haben. Z. B. ein Mann von 80 Jahren, dem ich vor kurzen eine Lünette gemacht, hätte nach der berechneten Tabelle, die nach den Jahren eingerichtet ist, eine Lünette von 6 Zoll Brennweite haben müssen, davon aber konnte er eine viel jüngere von 38 Zoll Brennweite brauchen.

Da ich nun gezeigt habe, wie sich der Weitsichtige bey der Auswahl der Lünettengläser, die für sein Auge passen sollen, verhalten muß, so will ich nunmehr in der Folge die Regeln anführen, wie sich der Kurzsichtige, der entfernte Gegenstände entweder gar nicht, oder doch sehr confus sehen kann, zu verhalten hat, wenn er für sein Auge hohle

(con-

(concave) Gläser, die nach dem bekannten Namen Lorgnetten heißen, brauchen will, um dadurch in die weitesten Entfernungen deutlich zu sehen. Erstlich muß ich die Kennzeichen angeben, wenn ein Kurzsichtiger hohle Lorgnetten nöthig hat; sie sind folgende:

1.) Wenn die Cornea und die Krystalllinse sehr erhaben (convex) sind.

2.) Wenn er am liebsten den klärsten Druck liest, oder klar und compreß schreibt.

3.) Wenn er in der Dämmerung die klärste Schrift noch sehr deutlich lesen kann, da der Weitsichtige kaum die Buchstaben noch unterscheidet.

4.) Wenn er beym Mondscheine noch die klärste Schrift deutlich lesen kann.

Sobald diese Kennzeichen da sind, so muß der Kurzsichtige, wenn er eine Lorgnette sich anschaffen will, seine Gesichtsgränze also bestimmen: er nimmt ein Buch mit klarer Schrift, oder die kleinsten Zahlen, und entfernt sich mit dem Auge so weit davon, (indem er die Schrift anfänglich ganz nahe an das Auge gehalten hat) bis er die Schrift noch ohne alle Anstrengung deutlich sehen kann, diese Weite, so die Gesichtsgränze bestimmt, läßt er sodann von einem andern mit einem Faden genau abmessen, so giebt dieses Maaß dem Künstler das erhabene Baßin an, auf welchem das hohle Glas muß geschliffen werden. Hier ergiebt sich wieder der Fall, daß das eine Auge weiter als das andere siehet, da muß man jedes Auge besonders messen. In diesem Falle muß man eine Doppellorgnette, oder beym Schreiben eine Flügelbrille gebrauchen, wenn man mit beyden

den Augen gleich deutlich sehen will. Ueberhaupt sind die Doppellorgnetten sehr zu empfehlen, weil zwey Augen den Gegenstand allezeit heller, als ein einziges sehen, denn bey einer einfachen Lorgnette muß das eine Auge allezeit leiden, welches bey der Doppellorgnette wegfällt. Uebrigens müssen gute Lorgnettengläser, alle die oben angezeigten Eigenschaften eines vollkommnen Glases haben, die sechste ausgenommen, da man bey einer Doppellorgnette die gleiche Brennweite der Gläser dadurch bestimmt, daß man die Lorgnette mit der hohlen Seite gegen die Sonne, und vor selbige ein Blatt hellblaues Pappier hält, daß man so weit von dem Lorgnettenglase entfernt, bis der von der Hohlfläche zurückgeworfne Sonnenpunct am kleinsten erscheint; trift dieses bey beyden Gläsern in einerley genauen Abstande, so haben die zwey Lorgnettengläser eine einzige negative Brennweite.

Ein Jeder also, der Lünetten und Lorgnetten nöthig hat, darf sich nur an mich wenden, so soll er jederzeit die besten Gläser erhalten. Wegen des Unterschleifs der Herumläufer werden meine Lünetten und Lorgnetten mit meinem Petschaft bezeichnet seyn. Der Preiß derselben wird folgender seyn:

Eine Lünette zum Aufsetzen nebst saubern Futteral, 1 Rthlr. 16 Gr.

Eine Lünette in Stahl gefaßt mit Flügeln an die Schläfe zu stecken, nebst saubern Futteral, 2 Rthlr.

Eine Lünette in Horn gefaßt mit Flügeln an die Schläfe zu stecken, nebst saubern Futteral, 2 Rthlr. 20 Gr.

Ein breites Leseglaß mit zwey Brennpuncten nebst Futteral, 4 bis 5 Rthlr.

Eine Doppellünette in Horn gefaßt, 2 Rthlr. 20 Gr.

Eine einfache Lorgnette von 8 bis 30 Zoll kostet 1 Rthl. von 7 Zoll 1 Rthlr. 4 Gr., von 6 Zoll 1 Rthlr. 8 Gr., von 5 Zoll 1 Rthlr. 12 Gr., von 4 Zoll 2 Rthlr.

Eine Doppellorgnette 2 Rthlr. 20 Gr. 3 Rthlr. 8 Gr. bis 4 Rthlr. nachdem die Gläser tief hohl sind.

Samuel Gottlieb Hofmann,
Universitätsopticus und der Oecon. Soc.
Ehrenmitglied zu Leipzig.

VI.
An die Subscribenten des Journals.

Nach dem ursprünglichen Plan dieser Monatsschrift sollen alle Monat sechs Bogen geliefert werden. Daß es gerade nicht mehr oder weniger beträgt, ist eine äusserst schwere Sache, die noch weit schwieriger wird, wenn der Herausgeber sich von dem Druckort entfernt befindet, und es ihm nicht gleichgültig ist, welche Aufsätze gleich gedruckt, welche zurückgesetzt, welche ganz eingerückt, oder welche abgekürzt werden müssen. Daher die ungleiche Seitenzahl in den Heften dieses Journals, wobey jedoch am Ende des Jahrgangs zu wiederholtenmahlen mehr als die bestimmte Zahl von 72 Bogen geliefert worden ist. Ich, als Herausgeber, habe in Ansehung dieses Ueberschusses die oft theuer erstandenen Mannscripte nicht geschont, und der Verleger, Herr Göschen, hat dabey ganz den Kaufmann verleugnet, und auf eine eben nicht gewöhnliche Art die beträchtliche Erhöhung der Druck- und Papierkosten bey einem Werk nicht geachtet, dessen Preiß fest-

festgesetzt ist. Da aber auch diese unmercantilische Freygebigkeit ihre Gränzen hat, und sie zufällig in den letzten Heften des vorigen Jahrs zu weit ausgedehnt worden, so werden die Subscribenten des Journals es gewiß nicht unbillig finden, wenn man wieder einlenkt, und manche Hefte, so wie z. B. dieses, schwächer ausfallen. Daß der Herausgeber bey einer Ueberladung von Arbeit dennoch auf dies sein erstes litterarisches Unternehmen jetzt vorzüglich Rücksicht nimmt, wird man hoffentlich schon gefunden haben, und in kurzen noch mehr davon überzeugt seyn.

Noch zeige ich an, daß ich ein Pack Manuscript, aber ohne Brief, erhalten habe. Auf dem Couvert stand das Postzeichen Ulm, und das Petschaft war ein verziertes T. Der darinn fürs Journal bestimmte Aufsatz hatte den Titel: Skizze einer Hauptstadt am Rhein. Handschrift und Orthographie verriethen ein Frauenzimmer, und das Ganze überhaupt machte es wahrscheinlich, daß es die Erstlinge des Autordrangs einer Dame waren, die sie in meinem Journal abladen wolte. Ich würde diese durch ein starkes Porto (denn das Pack kam mit der reitenden Post) theuer bezahlte Gunst hier nicht anzeigen, wenn ich nur einen andern Weg wüßte, bey der mir unbekannten Scribentin die angedrohte Fortsetzung zu verbitten, da ich den Aufsatz nicht brauchen kann.

Im südlichen Deutschland, wo das Porto gering ist, haben die mehresten Personen keine Idee von der Indiscretion ihrer Postspeditionen, die dort mit Kreuzern abgemacht werden, welche man aber in Norddeutschland mit Thalern erwiedern muß. Da ein unnützes Porto, das bey mir jährlich

eine

eine ansehnliche Summe beträgt, wohl zu den unangenehmsten Ausgaben, so wie ein zweckmäßiges zu den angenehmsten gehört, so erkläre ich hiemit, daß ich künftig keine unfrankirten Briefe oder Paquete von anonymen Personen mehr annehmen werde. Der Einsender, der seinen Namen selbst vor dem Herausgeber verbirgt, kann dazu gute Ursachen haben; gewöhnlich aber ist es Mißtrauen gegen seine eigne Talente. Wieland hat im T. Mercur des vorigen Jahres auf die vortreflichste Weise über dies Mißtrauen raisonnirt und den Schriftstellern angerathen, wenn sie es fühlen, ja nicht zu schreiben. Wollen Personen aber dennoch ihre Versuche verlarvt Männern zusenden, die, mit Geschäften ohnehin überhäuft, sich kaum abmüßigen können sie zu lesen; so müssen sie doch wenigstens bey dieser Masquerade anständig zu Werke gehn, damit der Empfänger, der seine Zeit bey der Lectüre aufopfert, nicht auch noch dazu sein Geld aufopfern darf.

Dies gilt jedoch nur von anonymen Personen, die Versuche einsenden; Männer aber, die von der Güte und Zweckmäßigkeit ihrer Beyträge überzeugt sind, wenigstens dem Herausgeber allein ihre Namen melden, die er auf Verlangen verpflichtet ist zu verschweigen, können ihre Aufsätze gerade zu schicken und einer dankbaren Aufnahme versichert seyn; wie ich denn auch hiemit meinen besten Dank allen den würdigen Personen darbringe, die mir solche Zeichen ihrer Gewogenheit, und dem Journal diese Beweise ihres Beyfalls gegeben haben.

Berlin, den 5. Jan. 1790.

v. Archenholtz.

II.

Anhang.

No. 1.

In der Waltherischen Hofbuchhandlung zu Dreßden sind dieses Jahr folgende neue Bücher herausgekommen:

Abhandlungen der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, 4ter Jahrgang mit ausgemahlten und andern Kupfern. 4. 2 Rthlr. 16 gr.

Anleitung zum Tabaksbau; besonders für den Sächs. Landmann, mit Kupf. gr. 8. 4 gr.

Beyers Schauplatz der Mühlenbaukunst und des Mühlenrechts; fortgesetzt von J. C. Weinhold, 3ter Band mit Kupf. fol. 3 Rt.

Des Grafen von Br. Theatralische Belustigungen 4ter Band 8. 1 Rthlr.

Feldzug des Herzog von Rohan im Veltlin; nebst Betrachtungen über den Gebirgskrieg. Aus dem Franz. gr. 8. 6 gr.

Fleischmanns Aufmunterung zum Seidenbau; nebst einem vollständigen Unterrichte in allen dazu gehörigen Dingen. Mit 5 Kupfern gr. 8. 14 gr.

Handbuch für Cavallerie-Offiziers, über den Dienst im Felde 2 Theile mit 7 Plans gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Interims-Regulativ für die Mühlen an der schwarzen Elster fol. 3 gr.

Der Kauf und Verkauf, wie auch die Pacht- und Verpachtung der Landgüter; nach ökonomisch-juristischen allgemeinen Grundsätzen entworfen. 2 Bände. 4. 3 Rthlr.

Krehls Abschieds-Predigt in Eisleben. gr. 8. 2 gr.

Lempe Magazin der Bergbaukunde, 7ter Band mit Kupfern gr. 8. 1 Rthlr.

Mayers Anweisung zur Angorischen oder Englischen Kaninchenzucht. Aus dem Französ. 8. 3 gr.

Millar's Entwurf einer physikalischen Erdbeschreibung. Aus dem Englischen mit Anmerkungen u. Kupfern gr. 8. 1 Rthlr.

Der Minister, ein Drama des Freyherrn von Gebler. 5te verbesserte Auflage. 8. 5 gr.

Mühlen-Ordnung (Chur-Sächs.) für die Rochlitzer Amts-Mühlen. fol. 3 gr.

Ueber die Taxation und Veranschlagung der Landgüter nach den neuesten und besten ökonomischen und juristischen Grundsätzen vorgetragen. Nebst dazu gehörigen Anschlägen. 4. 1 Rthlr. 16 gr.

Vortheile des Cavallerie-Dienstes, zur Bildung eines Officiers. Von einem Kayserl. K. Officier. 8. 18 gr.

Weinholds Rechenkunst, in Form der Kettenregel wissenschaftlich vorgetragen. Zum Gebrauch derer, welche ganz kurz, oder doch bündig wollen rechnen lernen. 8. 16 gr.

Alcibiade, par Mr. Meisner; traduit de l'allemand par Mr. le Comte A. F. de B. Tome seconde. 8. 1 Rthlr.

Gil Blas di Santilano, ſtoria galante. Tratta dall' Idioma francese nell' Italiano da D. G. Monti 4 Tomi con Fig. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

Les Hochets moraux, ou Contes pour la premiere enfance. 8. 4 gr.

Livre pour apprendre á bien lire en françois et pour en meme tems les Principes de l'Ortographe françoise. Nouvelle Edition 8. 5 gr.

Schulz ab Aſnerade, Res ſuo ævo geſtas memoriæ tradidit. 8. 18 gr.

the Reflector; a Selection of Eſſays on various ſubjects of common Life; illuſtrated with entertaining Anecdotes. 2 Vol. 8. 1 Rthlr.

the Village of Martindale, a Novel 8. 16 gr.

No. 2.

No. 2.

Neuigkeiten der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt am Mayn und der Universitäts-Buchhandlung in Maynz von der Michaelismesse 1789.

Reise auf dem Rhein; mit einer Karte, die Gegend und Merkwürdigkeiten vorstellend. 8. 1 Rthlr.

Entwürfe (neu ausgearbeitet) zu Volkspredigten über die gesammte Pflichten der Religion. 4. Theil. gr. 8. 1 Rthlr.

Brahms Versuch eines Insecten-Calenders für Sammler und Oeconomen 8. 20 gr.

Briefe über Italien vom Jahre 1785; aus dem Französischen von Georg Forster. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Anton Bruchhausen Anweisung zur Physik; aus dem Latein. mit Anmerkungen und Zusätzen von J. Bergmann mit Kupf. gr. 8. 16 gr.

I. N. Schæferi institutiones scripturæ sacrae, pars I ma, 8. maj. 16 gr.

Sammlung der neuesten Beobachtungen englischer Aerzte und Wundärzte für das Jahr 1787, von Samuel Foart Simmons. Aus dem Engl. 8. 12 gr.

No. 3.

Der Verfasser des historischen Lehrbuchs Cäsar, Cato und Friedrich von Preussen, das vorige Ostermesse im Pfählerischen Verlag zu Heidelsberg herauskam, arbeitet itzt an einer Schilderung der merkwürdigsten Thaten und Züge Alexanders des Eroberers. Ein so reichhaltiger Stoff, wie das Leben dieses ausserordentlichen Mannes, wird ihm Gelegenheit genug geben, das Publikum auf eine angenehme und nützliche Weise zu unterhalten. Er wird sich nicht blos auf Erzählung einschränken, sondern auch in dramatischer Form die wahrscheinliche Entwickelung der Gedanken und Unternehmungen seiner Helden darzustellen suchen. Interessante Charaktere machen das Ganze schon an und für sich reizend; das Romantische der Heerzüge,

die immer abwechselnden Scenen gleichschöner Natur oder großer und verdorbener Menschheit, die Verkettung seltner, oft bewunderungswürdiger Situazionen, die allgemeine Thätigkeit und viele andere Vorzüge des Stofs, geben auch dem ungeübten Mahler die Hofnung, daß sein Gemählde, sowohl als ein angenehmer Zeitvertreib als auch als eine eindringende Belehrung nicht misfallen werde. Das Ganze wird zwey Bände ausmachen, jeder ohngefehr zu einem Alphabet. Einige Kupfer sollen das Werk verschönern. Die Buchhändler Ziegler und Söhne in Zürch haben den Verlag davon übernommen, und werden sich bestreben das Publikum auch in Ansehung typographischer Schönheit zu befriedigen.

No. 4.

Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung zu Ulm haben kürzlich die Presse verlassen:

Repertorium der neuesten philosophischen und theologischen Litteratur des katholischen Deutschlands für Freunde der Aufklärung; herausgegeben von Caspar Rupf, 1. Band, gr. 8. Ulm, 1790 1 Rthlr.

Deutschlands Schriftstellerinnen, eine charakteristische Skizze, 8. 1790. 6 gr.

Kaunitz und Garampi, 8. 1790. 12 gr.

Geschichte und Ursachen der gegenwärtigen Kriege der Türken mit Rußland und Oesterreich und der Russen mit Schweden, 7tes Stück, 4. 1790. 8 gr.

Mich. Ign. Schmidts Geschichte der Deutschen 9ter Theil, oder der Neuern Geschichte der Deuschen 3. Band gr. 8. Ulm, 789. 1 Rt.

No. 5.

Wandsbeck, den 15ten December.

Einige Leser, die ein gutes Gedächtniß haben, erinnern sich vielleicht noch des Wansbecker Bothen. Ich habe

von

von seinen sämmtlichen Werken Anno 1783 den vierten Theil herausgegeben, und bin Willens wieder einen herauszugeben. Freylich, wenn man den öffentlichen Gerüchten trauen darf, sind der Nacht und Nebel, darinn unter einer sich sonst mit durchgeschlichen hat, seitdem hinweg und vertrieben, und es ist heller lichter Tag, so daß die Eule leicht unter die Krähen fallen könnte, und 'n Laie sich eigentlich wohl hüten sollte, das fünfte Rath am Wagen zu machen. Aber, bey der Schriftstellerey hüte sich einer für das Erstemal. Wer einmal geschrieben hat, kann hernach schwerlich schweigen; das „Küchlein im Ey" rührt sich immer, pickt, und will heraus. Und was die Lichthelle anlangt, da hört man ja von der lauter Rühmliches, so daß man sich unmöglich vor ihr fürchten kann. Ich zwar glaube daß hell und gut zweyerley sind, daß die Wurzel vor der Frucht seyn müsse, und daß es besser sey, im Dunkeln Gutes thun, als bey Tage Böses. Wenn sie das aber anders wissen, und eins, wie sie sagen, aus dem andern folgt; desto besser, und was denn für Sorge?

Ich will also, wie gesagt, den fünften Theil herausgeben. Kupfer verspreche ich diesmal nicht, ob sie gleich in meinem Büchlein eine Hauptsache sind; übrigens wird, an Papier und andern Inhalt, dieser Theil circa seyn, wie die vorigen. Zu Johannis, oder vielleicht noch vorher, soll er fertig werden, und ½ Thlr. hiesiges Geld, oder 14 Ggr. Louisd'or à 5 Thlr. kosten. Will jemand so gut seyn, und Subscription oder Pränumeration annehmen, und Anfang März, wie sonsten, an den „Homme de lettres Matthias Claudius à Wandsbeck" einschicken; so ist er sehr gebeten. Geradezu und unbesehends mag ich Niemand darum angehen; und so kann ich nicht sagen, wer hie oder da annehmen wird. In Japan nimmt der Hofmarschall Albiboghoi an.

Wandsbeck, den 15ten December 1789.

Asmus.

Für Sachsen nimmt Friedrich Severin in Weißenfels Pränumeration an.

No. 6.

No. 6.

Von den unter der Direction des Herrn Consistorialrath und Professor Hassencamp zu Rinteln herauskommenden Annalen der neuesten theologischen Litteratur und Kirchengeschichte, sind in diesem Monate schon wieder 5 Bogen Annalen, 2½ Bogen Subscribentenliste und 2 Bogen Beylagen abgedrucket worden. In der fünften Woche kommt unter andern das höchstmerkwürdige, noch nirgends abgedruckte Responsum der theologischen Facultät zu Halle, über den ihr von Sr. Majestät dem König von Preußen zugeschickten Catechismus vor. In der ersten Beylage werden des Freyherrn von Moser äußerst heftige und beleidigende Aeusserungen gegen die protestantische Kirche, wie sie es verdienen, ernstlich gerüget, und in der zweyten Beylage findet man eine sehr interessante ganz unpartheyisch-skizzirte ebenfalls jezt zuerst abgedruckte Lebensgeschichte des bekannten D. Bahrdts.

Auch wird dieser Jahrgang, so wie die folgenden, mit wenigstens zwey, vielleicht gar mit vier (welches lediglich auf das theilnehmende Publikum ankommt) Schattenrissen der berühmtesten noch jezt lebenden Gottesgelehrten verziert werden, denen man zugleich eine jedesmalige kurze Lebensbeschreibung mit beyfügen wird. Diese Silhouetten sollen von den geschicktesten Künstlern, mit geschmackvollen Einfassungen fein in Kupfer gestochen und auf Schweizerpapier abgezogen werden.

Wenn man in den Stand gesetzet würde (wie es wohl dazu den Anschein hat) ihrer vier zu geben; so würde alsdann vor jedes Quartalbändchen einer zu stehen kommen. Nur allein aber die jetzigen Hrn. Abonnenten und diejenigen, welche sich noch vor Ostern d. J. melden, erhalten zu ihren Exemplaren obgemeldete Schattenrisse.

Der Preis des ganzen über 3 Alphabet starken Jahrganges bleibet demohngeachtet nach wie vor nur 2 Rthlr. (verstehet sich an Ort und Stelle, ohne die Versendungskosten) in Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet, oder 3 fl. 36 kr. Reichsvalor, und ist die Zahlung gleich bey der Bestellung zu entrichten.

Wöchent-

Wöchentlich ist diese Schrift als Zeitung auf allen löbl. Postämtern, monatlich aber als Journal in allen angesehenen Buchhandlungen Deutschlandes zu haben.

N. N. den 30. Jan. 1790.

No. 7.

Schon seit dem Jahr 1786, in welcher Zeit schon so manches neue Journal angekündigt, angefangen, ausposaunt und wieder der Vergessenheit übergeben worden, haben die bisher in Wesel herausgekommene Niederrheinische Unterhaltungen zur Zufriedenheit der Herausgeber und der Leser sich nicht nur immer mit Beyfall erhalten, sondern auch nun in einigen Oberrheinischen Gegenden eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Auch dies ist für die Herausgeber eine neue Ermunterung, diesem Journal in der Zukunft noch mehr Mannigfaltigkeit und Interesse zu geben, wozu sie sich durch die auf diese Art vermehrte Anzahl der Mitarbeiter und Correspondenten aus jener Gegend, und die daher zu erwartende versprochene Beyträge nun auch um so mehr in Stand gesetzt zu sehen. In eben dieser Absicht hat auch der bisherige Verleger, um die Verbreitung dieses Journals in den Oberrheinischen Gegenden so viel besser befördern zu können, sich mit einem dortigen Buchhändler, nehmlich dem Herrn Joh. Joachim Keßler in Frankfurt am Mayn verbunden, an welchen man daher sowohl in Ansehung der Bestellung, als auch der einzusendenten Beyträge von nun an sich gleichfalls wenden kann.

Für das Jahr 1790 wird also hiermit ein ganz neuer für sich bestehender Jahrgang dieses Journals unter dem neuen Titel angekündigt: Niederrheinische Unterhaltungen, eine gemeinnützige Wochen- und Monatsschrift, fürs Jahr 1790. Wesel und Frankfurt, bey Fr. Jac. Röder und J. Joach. Keßler.

Der Inhalt und die äussere Einrichtung da dieselbe bisher allgemein genehmigt worden, sollen auch von nun an, dem Wesentlichen nach, ungeändert beybehalten werden. Nehmlich:

Ange-

Angenehme und nützliche Unterhaltung, wie auch schon der Titel besagt, ist der Hauptzweck dieses Journals. Deswegen werden in demselben von dem Hauptsächlichsten, was in der bürgerlichen, litterarischen, und moralischen Welt vorgeht, Nachrichten, jedoch mit Ausschliessung aller eigentlich sogenannten Zeitungsnachrichten, und überhaupt nur solche gegeben, wovon man sich für den größten Theil der Leser die meiste Unterhaltung versprechen kann, mithin nur solche, die nicht einseitig diesen oder jenen Stand insbesondere — nicht ausschließlich den Gelehrten von diesem oder jenem Fach — sondern den Menschen überhaupt, den Gelehrten so wie den Nichtgelehrten, den Kaufmann, den Künstler, das Frauenzimmer und jeden Leser von Geschmack und Gefühl intereßiren können.

Hiehin gehören also:

1. Nachrichten von merkwürdigen Vorfällen und Begebenheiten, besonders von solchen, die zum Beweise dienen, wie weit in dieser oder jener Gegend Aufklärung, guter Geschmack, Besiegung herrschender Vorurtheile, Toleranz, Verbannung des Aberglaubens, und alles, was zur Beförderung des Menschenwohls dienet, Fortgang gewinne, oder noch Widerstand finde.

2. Nachrichten von bemerkenswürdigen Anstalten zur Aufnahme und Verbesserung des Erziehungswesens — des Handels — der Landwirthschaft u. s. w.

3. Nachrichten und Anzeigen von neuen nützlichen Erfindungen.

4. Nachrichten von merkwürdigen Erscheinungen und Wahrnehmungen im Naturreiche.

5. Beyspiele von guten, edlen, auszeichnenden Handlungen.

6. Beobachtungen, Erfahrungen und geprüfte Gedanken einsichtsvoller Männer über wichtige Angelegenheiten des häuslichen, bürgerlichen und moralischen Lebens.

7. Charakteristische Züge einzelner Völkerschaften.

8. Unterhaltende lehrreiche Erzählungen und Anekdoten.

9. Kurze Anzeigen und Ankündigungen (doch keine Recensionen) neuer litterarischer Produkte.

10. Eigentlich sogenannte gelehrte Abhandlungen über bloß speculative Gegenstände finden in diesem Journal keinen Platz.

11. Auszüge aus den besten deutschen Journalen, in so fern dieselbe Aufsätze und Nachrichten enthalten, die unter die eine, oder die andere von obigen Rubriken gehören.

12. Da die Herausgeber mit Vergnügen vernommen haben, daß dieses Journal auch an verschiedenen Orten von Jugendlehrern sowohl in öffentlichen Schulen als beym Privatunterricht mit Nutzen gebraucht wird, so werden sie auch in der Folge hierauf mit Rücksicht nehmen, und öfters durch besondere hiezu gewählte Aufsätze dasselbe zu diesem Zweck noch brauchbarer zu machen suchen.

Wöchentlich wird ein Blatt, einen Bogen stark ausgegeben, und am Schluß des Monats ein roth gefärbter mit der Inhaltsanzeige und allerhand kleinen Nachrichten bedruckter Umschlag beigefügt. Leser in entfernten Gegenden, für welche die wöchentliche Versendung Schwierigkeit haben möchte, erhalten die zu einem ganzen Monat gehörigen Blätter zusammengeheftet.

Der Subscriptionspreis ist 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Gulden. Auf 5 Exemplare wird das 6te unentgeldlich gegeben.

In Ansehung der Bestellungen kann man sich entweder an jedes benachbarte Postamt, oder an die vorgenannten Verleger in Wesel oder Frankfurt wenden, welche so viel als möglich für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen werden.

Auswärtige Litteraturfreunde, die Beyträge dazu liefern wollen, belieben solche an die Herausgeber der Niederrheinischen Unterhaltungen zu Wesel oder Frankfurt an einen der obgenannten Verleger zu adreßiren. Wesel und Frankfurt im November 1789.

Bey den Verlegern sind auch noch einige vollständige Exemplare der vier vorigen Jahrgänge, jeder für den nehmlichen Preis zu haben.

No. 8.

No. 8.

In meinem Verlage wird nächstens erscheinen:

Deutsch-Burgund, oder die Oesterreichischen Niederlande. Eine Schilderung ihres neuesten geographischen und statistischen Zustandes, und der Anlässe und Geschichte ihrer gegenwärtigen Revolution.

Ich könnte vielleicht dieses Werkchen, welches etwa 15 bis 16 Bogen stark werden wird, am besten empfehlen, wenn ich den nicht unrühmlich bekannten Namen seines Verfassers nennte. Indem ich aber dazu von ihm noch keine Erlaubniß habe, so halte ich es für meine Pflicht, wenigstens dem Publikum die nahe Erscheinung dieser Schrift anzukündigen, und solches im Voraus darauf aufmerksam zu machen, da zu vermuthen ist, daß die so häufig unberufene Schreibseligkeit unserer Zeit auch diesen Gegenstand auf vielfache Art benutzen werde. Das Motto unsers Verfassers ist:

Nec Tros
Nec Danaus ullo mihi discrimine agetur.

Und diese Unpartheylichkeit zwischen dem Souverain und dem empörten Unterthan hat er in seinem Werke durchgängig heilig beobachtet. Berlin, am 18. Jänner 1790.

Friedrich Maurer, Buchhändler.

No. 9.

Neue Verlagsartikel von Orell, Geßner, Füßli, und Komp. in Zürich, welche daselbst und in allen angesehenen Buchhandlungen Deutschlands für die beygesetzten billigen Preise zu bekommen sind:

C. J. Bouginé Handbuch der allgemeinen Litterargeschichte nach Heumanns Grundriß, 1r u. 2r Band, gr. 8. 3 rthl. 23 gr.

J. A. Brückners Abhandlung über Errichtung einer Brandassekuranzkasse im Kanton Bern, eine gekrönte Preißschrift, 8. 8 gr.

M. T. Cicero's Bücher von der Divination, aus dem Latein. von Prof. J. J. Hottinger, 8. 12 gr.

Geist

Geist des Grotius, oder leichte und zusammenhängende Darstellung der natürlichen Kriegs- und Friedensrechte einzelner Menschen, Gesellschaften und Völker, von G. A. Titel. 8. 20 gr.

Allgemeine Geschichte der Jesuiten, von dem Ursprunge ihres Ordens bis auf gegenwärtige Zeiten. 1 ter Band. 8. 1 rthlr. 4 gr.

Sal. Gesners sæmmtliche Schriften, mit dem Bildnis des Verfassers. 3. Bændchen vollstændig 16. klein Taschenformat. 1 rthlr. 6 gr.

Handbuch für Reisende durch die Schweiz, in 2 Abschnitten. 1.) Reiserouten durch alle Kantons der Schweiz. 2.) Alphabetisches Verzeichniß der darin vorkommenden Ortschaften mit ihren vorzüglichen Merwürdigkeiten, und 1 illum. Karte. gr. 8. brochirt 16. gr.

Lebensgeschichte und natürliche Ebentheuer des armen Mannes im Tockenburg in der Schweitz, von ihm selbst geschrieben, herausgegeben von H. H. Füßli. Auf Schreibp. m. Kupf. 20 gr. Drckp. ohne Kupf. 10 gr.

Magazin für die Naturkunde Helvetiens, herausgegeben von D. A. Höpfner, mit Kupf. 4ter Band gr. 8. 2 rthlr. 4 gr. alle 4 Bände 6 rthlr. 10 gr.

L. Meisters kurze Geschichte des französischen Reichstages bis zur Bürgerbewaffnung, nebst Neckers Vortrage. 8. 12 gr.

Schweitzerisches Museum, herausgegeben von H. H. Füßli. 5. Jahrg. 1789 in 12. Heften. gr. 8. 2. rthlr. 20 gr.

J. K. Risbeks Geschichte der Deutschen fortgesetzt von J. Millbiller. 3ter Band. 8. 1 Rthlr. 4 gr. alle 3 Bände 3 rthlr 4 gr.

Schreiben eines schweizerischen Landmannes Hr. Boßhard an seine l. Landesleute (Das Düngen betreffend) auch Dessau zugeeignet, mit 1 Kupf. 8. 3 gr.

J. B. Tscharners Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft. 2ter Band 8. 1 Rthlr. beide Bände kompl. 1 rthlr. 20 gr.

J. A. Weissenbach über das Wesentlichste in der Geschichtskunde, oder von der Glaubwürdigkeit der Geschichtschreiber. 8. 10 gr.

Des

Des Herrn Hofrath Wielands komische Erzæhlungen Neue vermehrte Auflage. 8. 12 gr.

P. Wolfters Geschichte der Veränderungen des deutschen Reichsstaats 8. 1 rthlr. 18 gr.

Ritter J. G. von Zimmermann vom Nationalstolze. 5te Auflage 8. 12 gr.

Ferner in Commission:

Helvetischer Almanach fürs Jahr 1790 mit Kupfern 24.

Betrachtungen über Pfaffen, Wunderwerke und Teufel, in 8. 10 gr.

Vertraute Briefe über Katholizismus und kirchliches Dogma; d. i. histor. Entwickelung des Katholizismus, und freimüthige Darstellung der Folgen desselben auf das bürgerl. und sittliche Wohl des Menschen 1ter Theil 8. 20 gr.

J. J. Holzhalbs Supplemente zu Leus eidgenößischen Lexikon. 4ter Band. 4.

Der Neue Deutsche Zuschauer, 1 — 4tes Heft, gr. 8. broschirt jedes zu 9 gr.

No. 10.

Von dem Neuen Deutschen Zuschauer sind kürzlich das 2te und 3te Heft erschienen, welche folgende interessante Aufsätze enthalten:

1.) Was verhindert hauptsächlich den Flor der Manufakturen und des Ackerbaues in Deutschland? 2.) Fortsetzung der im ersten Hefte gelieferten Beyträge zur Lebensgeschichte Heinrich des 8. Fürst Bischoffen zu Fulda. 3.) Fortsetzung der im besagten 1. Heft mitgetheilten Nachrichten aus Rom oder das Postscript des offiziellen Berichts eines zu Rom akkredirten Deutschbischöflichen Ministers. 4.) Die Proselytenmacherey der Katholiken — vertheidigt vom Herrn Professor Woltär in Halle. 5.) Schreiben eines Postoffizianten an seine Kollegen in Frankfurt am Mayn, den Konzipienten der mit der Unterschrift des Kaiserl. Reichs Oberpostamts in dessen Zeitung No. 126 eingerückten Nachricht, oder über die Mängel und Gebrechen der

Reichs-

Reichsposten. 6.) Etwas über Illumination. 7.) Protestantischer Adel und katholischer Pöbel in Kölln am Rhein. 8.) Etwas über Herrn Campens Journal und dessen Schul-Encyclopädie. 9.) Ein paar Worte über die große Menge der Studierenden in unsern Tagen. 10.) Ueber die Anekdotensucht etc. 11.) Staatszensur-Regeln in Frankfurt am Main. 12.) Ueber die Prälaten in Bayern und Salzburg. 13.) Geistliches Braut-Examen in Wien. 14.) Ueber Schmähschriften. 15.) Aktenstücke zur Geschichte der Niederländischen Unruhen. u. s. w. — In allen Buchhandlungen ist der Heft à 9 gr. zu haben.

No. 11.

Ankündigung.

Endesgenannte Buchhandlung kündiget hiermit allen Freunden der alten römischen Litteratur und allen studierenden Jünglingen eine Sammlung aller kleinen römischen alten Autoren in Schulen sowohl bekannte als unbekannte, eingeführte als uneingeführte, auch die Fragmentisten mit eingeschloßen, in einer Sammlung von verschiedenen Bänden auf Pränumeration, unter dem allgemeinen Titel: Auctores Latini Minores, an. Der Abdruck derselben geschieht in Duodez nach den besten und neuesten Ausgaben. Jeder Band dieser kleinen römischen Autoren, soll nach meiner Absicht aus 16. 18. höchstens bis 20 Bogen bestehen, und einen solchen Band, der 2. 3. bis 4. Autoren enthalten wird kündige ich hiermit allen Freunden der alten römischen Litteratur um den äusserst geringen und spottwohlfeilen Preis von 8 gr. an. Auf 3 Bände aber wird auf jedesmahl von den etwanigen Freunden und Liebhabern dieser Autoren, um das viele und ofte Zusenden der Pränumerationsgelder und unnöthiger Briefe zu ersparen auf einmahl mit 1 Rthlr. sächsich Geld den wichtigen Dukaten zu 3 Rthlr. und den Louisd'or zu 5 Rthlr. pränumerirt. In jedem Bande soll wo möglich auf die Aehnlichkeit des Inhalts Rücksicht genommen werden. So wird z. E. der 1ste Theil Fabeldichter, der

der 2te Geschichtschreiber, der 3te Grammatiker, der 4te Geographen, der 5te Rhetores u. s. w. enthalten. Ich verbürge mich nicht allein für einen äusserst korrekten Text, wie die bereits abgedruckten Fabeln des Arianus zeigen, die mit großen Beyfall schon in den gelehrten Zeitungen aufgenommen worden; sondern auch für schönes weißes und dem Auge des Lesers gefälliges Papier und scharfer reinlicher Schrift Sorge zu tragen. Unter den Text dieser Autoren, der aus der Nonpareilschrift genommen ist, werden kurze erklärende Noten aus der kleinsten Petitschrift von geschickten und in der gelehrten Welt bekannten Schulmännern hinzukommen, die der Absicht nach mehr kurze Winke zur Aufmerksamkeit und Prüfung, als weitläuftige und zweckwidrige Erläuterungen geben sollen. Binnen hier und Ostern 1790 erscheinen die 3 ersten Bände. Die Namen der Herren Pränumeranten werden in jedem Bande vorgedruckt. Auf 12 Exemplaria wird das 13. frey gegeben. Briefe und Gelder aber erbitte ich mir so weit als möglich frey zu übersenden, da hingegen ich das Werk franko bis nach Leipzig liefere. Außer allen Buchhandlungen, Adreß-Intelligenz- und Zeitungsexpeditionen werden folgende Handlungen auswärts die Hauptbesorgung und Annahme sowohl von Pränumeranten, als auch der Briefe und Gelder an mich übernehmen, als in Berlin Herr Buchhändler Maurer; in Breslau Herr Buchhändler Korn Sen; in Dresden die Breitkopfische Buchhandlung und das Adreß-Comtoir; in Erfurt Herr Buchhändler Keyser; in Gotha Herr Buchhändler Ettinger; in Hamburg Herr Buchhändler Bohn; in Jena Herr Buchdrucker und Buchhändler Maucke; in Leipzig die Breitkopfische, Crusiussische und Sommerische Buchhandlung, so wie auch das Intelligenz-Comtoir und die Zeitungsexpedition. Ein mehreres von diesem meinem Unternehmen und Plan besagt ein weitläuftigeres Avertissement, welches Liebhaber in allen Buchhandlungen, Intelligenz-Adreß- und Zeitungsexpeditionen so wie auch Postämtern und angesehenen Schulen auf Verlangen zur Durchsicht erhalten können. Meißen, den 20. Dec. 1789.

C. F. W. Erbstein. Buchhändler.

No. 12.

No. 12.

An das deutsche Publikum.

Wie Diogenes, der Weltweise, am hellen Tage mit der Laterne ausging, unter den vielen Leuten, die ihn umgaben, Menschen herauszusuchen, so hab' ich — ohne übrigens im geringsten auf seine Weltweisheit Ansprüche machen zu wollen — eine ähnliche Absicht, die, mit der Fackel der Kritik in der Hand, die dramatische und theatralische Kunst in Deutschland aufzusuchen, jedoch mit mehr Glauben an ihre Existenz, als der Cyniker an das Daseyn der Menschen. Gewis hat Deutschland Kunst und Künstler gehabt, und hat sie noch, aber eben so gewis steht die Anzahl der Künstler zu den bloß Kunsttreibenden, genau in eben dem Verhältniß, wie die Anzahl der blossen Leute zu den Menschen.

Nun ists offenbarer Gewinn für die Kunst, wenn der Kunsttreibenden immer weniger, und der Künstler immer mehr werden. Das ist der Zweck und das Amt der Kritik. Sie beleuchtet die öffentlich ausgestellten Werke der sich in der Kunst Uebenden, sie prüft, sie lobt, tadelt, sie weist zurecht: und der Kunsttreibende bildet sich nach und nach zum Künstler.

Doch nicht allein die Kunstversuche, auch die eigentlichen Kunstwerke, gehören vor ihren Richterstuhl. Der gewordne Künstler dient ihr zum Modell, von dem sie abstrahirt, zum Besten der werdenden Künstler; und, indem sie von ihnen abstrahirt, stößt sie — denn was in der Welt wäre vollkommen? — auf kleine Lücken, Abweichungen — zeigt sie an, und vervollkommt dadurch auch den schon gewordnen Künstler.

Die Kritik ist also die rechte Hand der Kunst, die Freundin, Führerin und Verpflegerin des Genies. Daher auch die Achtung des wahren Künstlers für sie. Ihm ist jede Vervollkommung seiner Kunst wichtig, er liebt und schätzt jeden, der sein Scherflein dazu beytragen will. Nur der Kunsttreibende, der nie mehr werden will, macht ein scheel Gesichte, wenn der Tadel seine Stimme erhebt, und hält den Kunstrichter für seinen geschworensten Feind. Er will nur Lob, ohne dies

dies Lob zu verdienen, will Beyfall, ohne Recht auf Beyfall zu haben.

Wohl mir und meiner Absicht, daß das nicht so an dem Ort ist, wo ich jezt zu leben das Vergnügen habe. Hamburg war von jeher der Sammelplaz der größten Künstler, die Deutschland zu allen Zeiten hatte. Ekhof, Ackermann, Reineke, Stark, die Löwin, die beyden Ackermann, die Seylerin, die Mecour und Brandes glänzten auf seiner Bühne, und es hatte Lessing zum Dramaturgen. So war es fast immer der Pflegesiz der wahren Kunst, und ist es noch, denn Schröder ist Muster und Lehrer. Darum auch hier die größere Anzahl der Kenner, als irgendwo. Ein Umstand, der dem Dramaturgen sein Amt unendlich erleichtert, er darf nur die Stimmen des Publikums sammlen, und das Resultat dieser Stimmen zum Besten der Kunst entwickeln.

Das ist es, was mich bestimmt hat, dieses sonst so schwierige Amt auf meine Schulter zu nehmen. Der Gedanke an einen Vorgänger, wie Leßing, müßte sonst meinen Muth niedergeschlagen haben. Dazu kömmt das Zutrauen, mit dem ein großer Theil des vaterländischen Publikums mich, seit der Erscheinung meiner Wiener dramaturgischen Fragmente, in diesem Fache beehrt hat; der Beyfall, dessen mich die feinsten Kenner Deutschland gewürdigt haben; der Wunsch der von unsern besten Schauspielern bey meiner Hierherreise allgemein geäussert, und die Unterstützung, die mir von ihnen, zur Belohnung meines Fleißes, einstimmig versprochen wurde.

Und hiemit beginn' ich den Hauptzweck meines Hierseyns, der nicht ist, das hiesige Theater mit Neuigkeiten zu versorgen. Dazu bin ich nicht der Mann, möcht' es auch nicht seyn, selbst wenn ich es könnte. Gute dramatische Stücke lassen sich nicht so aus dem Ermel schütteln. Richtigkeit der Plans, Interesse der Handlung, Wahrheit der Karaktere, reine, lebendige, korrekte Sprache, sind unentbehrliche Eigenschaften eines Schauspiels, das ein denkendes, prüfendes und Einsichtsvolles Publikum unterhalten soll. Dazu aber bedarfs Zeit zur Reife, Laune, die

einem

einem nicht immer zu Gebote steht. Fremde Arbeiten hingegen, wenn es nöthig ist, hier und da genießbarer machen, mit dem würdigen und Ruhmvollen Vorsteher der hiesigen Bühne etwas zur bestmöglichsten Vorstellung derselben beytragen, zwischen Publikum und Künstler treten, mit dem denkenden Theil der Zuschauer mit, und dem blos geschäftigen vordenken, über den Werth und Unwerth eines Schauspiels, über Geschmack und Darstellung, mein Urtheil zur Prüfung vorlegen, das ist es alles, was ich zu leisten, im Stande bin, wozu ich mich in der jetzt anzukündigenden Schrift, über die Kunst des Dichters und Schauspielers, ganz allein anheischig mache.

Diese Absicht aber erstreckt sich nicht blos über die Bühne Hamburgs, sie erstreckt sich auf die deutsche Bühne überhaupt. Die Wahrheit die ich verkünden will, soll nicht blos für die hiesigen, sie soll für alle Künstler Deutschlands gleich nützlich, und meine Dramaturgie nicht blos das Resultat meiner Bemerkungen über die Kunst zu Hamburg, sondern auch über die Kunst des gesamten Deutschlands seyn.

Es giebt sich von selbst, daß die Kritik zur Erreichung einer solchen Absicht, den freundlichsten, den gefälligsten und civilisirtesten Ton annehmen muß, dessen sie nur immer fähig ist. Hönender, neckender, beißender, Ton hat der Wahrheit noch nie Eingang verschaft, und mit Feuer und Schwert in der Hand, hat sie von jeher nur sehr schlechte Proselyten gemacht. Auch bedarf sie des Feuers und Schwerts nicht, um sich Anhang zu verschaffen, sie siegt durch sich selbst, und ihr Licht ist zu wohlthätig, als daß nicht jeder, der für sie Sinn hat, eilen sollte, sich an ihrem mildern Strahl zu wärmen, und durch ihn zu erleuchten. Wer keinen Sinn für sie hat, ist zu bedauren, und man muß ihn seinem Schicksal überlassen. Mag der Maulwurf unter der Erde graben, wohl bekomm ihm sein Appetit zur Finsterniß! Jeder reite sein Steckenpferd, sagt Yorik, was geht es uns an ob er gut oder schlecht darauf sitzet. Wohl uns, wenn wir besser sitzen, aber laßt uns des nicht spotten, der das Unglück hat schlecht zu sitzen, und sich doch einzubilden, er sitze gut.

Indeß muß Wahrheit als Wahrheit aufgestellt, sie muß frey bekannt, und ohne Scheu vom Irrthum unterschieden werden. Die Toleranz will zwar, daß man den Irrthum mit sanften Geist zurecht weise; aber sie will nicht, daß man ihn liebe; sie will, daß man der Thorheit verzeihe, aber es ist gegen ihre Pflicht, sie zu ehren. Die wahre Toleranz, ist, wie die wahre Freyheit, eine Tochter der Aufklärung. Aufklärung aber zerstört die Werke der Finsterniß, wie die Werke der Thorheit. Wahrheit ist also die Gottheit, der ich auch bismahl vor allen Volk opfern werde. Sie wird ihren Mund aufthun, aber freundlich; sie wird tadeln aber mit Liebe; sie wird zurecht weisen aber ohne Stolz.

Bey einem Publikum, das, wie das hiesige, an wahre Darstellung gewöhnt, schon ein gewisses natürliches Gefühl des Schönen mit in das Schauspiel bringt, das über die Kunst selbst, und also dem Untersucher gern nachdenkt, das mich lesen wird, um mich zu prüfen; bey einer Bühne, deren Mitglieder lauter Kunstliebende Künstler sind, bey der der gewordne Künstler mein Urtheil gern näher untersuchen, und der werdende sich gern daraus unterrichten wird; bey solchen günstigen Aussichten sag' ich, kann das Geschäft des Dramaturgen nichts anders als ein Geschäft des Vergnügens seyn. Ich beginne also auch mein dramaturgisches Amt ohne Furcht, mit dem vollsten Vertrauen auf die Unterstützung und Aufmunterung dieses Publikums, auf die Gerechtigkeit dieser Künstler gegen meine reinen und tadellosen Absichten.

Der Titel meiner Schrift ist: Dramaturgische Monate, der Plan derselben folgender:

1. Beurtheilung des dichterischen Werths aller seit dem ersten Oktober 1789 auf der hiesigen Bühne vorgestellten Schauspiele. Sind es Originale, Vergleichung mit den etwa vorhandenen Schauspielen, ähnlichen Inhalts; sind es Uebersetzungen oder Bearbeitungen, Vergleichung mit dem Originale, und Auseinandersetzung ihrer Veränderungen und Verbesserungen, entweder des Plans, oder der Karaktere; auch wohl Anzeige

zeige anderer Uebersetzungen und Beurtheilungen desselben, mit der Bestimmung ihres grössern oder kleinern Werths.

2. Psychologische Zergliederung wichtiger Karaktere, Schritt vor Schritt, in Rücksicht auf theatralische Darstellung; entweder nach meinem eigenen, oder nach dem Ideale des Künstlers, der ihn mir vorentwickelt hat, mit allen meinen Zweifeln und Erinnerungen, die ich über und gegen ihn auf dem Herzen habe.

3. Anzeige des verschiedenen Eindrucks, den ein und dasselbe Stück auf die verschiedenen Publikums Deutschlands gemacht, und Untersuchung der Ursachen des mehr oder weniger Gefallens desselben an diesem und jenem Orte.

4. Vergleichung der Vorstellungen der hiesigen Bühne mit den Vorstellungen anderer Bühnen, von denen Stücken die ich, ausser Hamburg, zu Berlin, Leipzig, Dresden, Prag, u. s. w. mit angesehn habe.

5. Verschiedne Betrachtungen, Meynungen und Vorschläge von mir über Schauspiel, dramatische Komposizion, Kostüme, Singspiel, Gesang, Musik, Rechte des Dichters, des Schauspielers und des Publikums, nebst andern verwandten Materien.

6. Alle halbe Jahre, als Anhang, eine Erzählung merkwürdiger Vorfälle auf den Bühnen Englands, Frankreichs, Italiens und Deutschlands. Anzeige ihrer neusten Produkte, und was Deutschland betrift, Anzeige der nicht auf der hiesigen Bühne erschienenen Schauspiele, mit den wahrscheinlichen Ursachen ihrer Nichterscheinung. Auch eine Beurtheilung der besten dramaturgischen Schriften.

Die Bödnersche Buchhandlung zu Schwerin hat den Verlag dieses Werks übernommen, und liefert alle Monate ein Heft von 6 Bogen auf Schreibpapier in Octav, brochirt und mit einem saubern Umschlag versehen. Drey solcher Hefte machen einen Band aus, und zu jedesmaligen 3ten Hefte kömmt ein in Kupfer gestochener Haupttitel, und ein Kupfer in Octavformat. Erstern ziert eine passende Vignette, und letzteres bezeichnet entweder eine theatralische Gruppe, oder eine Figur mit dem Kostüme irgend eines Zeitalters, das illuminirt werden soll,

soll, wenn es die Umstände erfordern. Ende Januars 1790 erscheint das erste Heft.

Der Preiß eines Jahrgangs von 12 Heften ist 4 Rthlr. Gold, den wichtigen Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Diesen Betrag zahlt jeder Interessent beym Empfang des ersten Hefts.

Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen, oder wem es sonst noch gefällig seyn sollte, die Distribution dieses Werks zu übernehmen, erhalten die gewöhnliche Provision für ihre Bemühung, und wenden sich gefälligst an die Kayserliche Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Hamburg, welche die monathliche Versendung an alle respective Postämter in und ausser Deutschland übernommen; an die Herzogliche Zeitungs-Expedition in Gotha; auch nach Berlin, an Herrn Haude und Spener; nach Frankfurth am Mayn, an Herrn Herrmann; nach Hamburg, an Herrn Herold; nach Leipzig, an Herrn Barth; nach Nürnberg, an Herrn Felsecker; nach Prag, an Herrn Gerle; nach Straßburg, an die academische Buchhandlung; nach Wien, an Herrn Stahel, oder an die Verlagshandlung in Schwerin. Hamburg, im Dezember 1789.

Schink ꝛc. ꝛc.

No. 13.

Bey J. G. Büschels Wittwe in Leipzig sind folgende Schriften erschienen: 1) K. Kite über die Wiederherstellung scheinbar todter Menschen und die Erhaltung der aus verstorbenen Müttern lebendig genommenen Kinder. Eine von der Humane Society zu London gekrönte Preißschrift; Verdeutscht und mit einer Vorrede begleitet von D. C. F. Michaelis. Mit Tabellen und Kupfern. Mit Churfürstl. Sächs. Privilegio, gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr. 2) Dr. E. Goodwyn's erfahrungsmäßige Untersuchung der Wirkungen des Ertrinkens, Erdrosselns und durch schädliche Luftarten erfolgten Erstikens, nebst den wirksamsten Mitteln, Scheintodte wieder herzustellen. Preißschrift, welcher die Humane Society zu London die goldne Denkmünze zuerkannte. Aus dem Engl. von D. C. F. Michaelis. Mit Kupfern. Mit Churfürstl. Sächs. Privilegio, gr. 8. 8 gr.

Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. III.

März.

Leipzig, bey G. J. Göschen.

An das Publikum.

Der Licenciat Wittenberg in Hamburg — wer erinnert sich bei diesem Nahmen nicht der höchstungezogenen Behandlungen, die derselbe sich schon oft gegen andere sehr achtungswürdige Männer erlaubte — hat auch meinen guten Nahmen im letzten Stücke seines hist. polit. Magazins zu besudeln versucht Er nennt mich als Verleger einer Schrift, die kürzlich unter dem Titel: Niedersachsen ꝛc. erschienen, und schimpft, weil — der Verfasser derselben versichert, „ihm, dem L. W., wären seine Unanständigkeiten einige mahl so fühlbar und schmerzend verwiesen worden, daß er eine blutige Nase, geschwollene Backen und einen blauen Rücken mit nach Hause gebracht" ꝛc. — Er glaubt sich dafür an mir rächen zu dürfen, weil der Verfasser sich nicht genennt und er mich für den Verleger hält. Da ich nun letzteres nicht bin, sondern blos als Commißionär den Debit dieses Werks übernommen, das der Verfasser auf eigene Kosten drucken lassen, so treffen mich alle diese Beleidigungen nicht, um so weniger, da dies Buch hier censirt worden und ich mich um den Inhalt nicht weiter bekümmert. Alle die mich näher kennen, werden mir es gewiß gern bezeugen, daß ich weit davon entfernt bin, irgend jemand zu beleidigen, und Jeder, der nur eine Kenntniß vom Buchhandel hat, weiß überdies, wie unmöglich es oft dieses weitläuftige Geschäfte macht, nur dasjenige zu lesen, was man verlegt, vielweniger die Artikel genau kennen zu lernen, welche man blos in Commißion übernommen.

Hievon hätte sich der L. W. leicht überzeugen können, wenn er zu seinem Commißionär Hrn. Bohn oder zu Hrn. Hoffmann gegangen und sich erkundigen wollen. Aber er wollte sich rächen, und dies, wie er selbst schon voll hämischer Freude gestanden, vorzüglich darum, weil ich im vorigen Jahre meinen Freund Hoffmann auf mehrere Fehler und Nachläßigkeiten in der Uebersetzung von Cooks Leben aufmerksam gemacht. Ich kannte den Uebersetzer nicht, aber ich glaubte als Freund des Verlegers mich dazu verbunden. Daß Licent. Wittenberg, (der Uebersetzer,) gleich Gift und Galle spie und seiner Natur gemäß schimpfte, wird Jeder schon von selbst vermuthen. Ich schwieg, weil ich glaubte, einem Menschen, dessen Herz weder Freundschaft noch Freundes Pflicht kennet, nicht antworten zu

müssen. Dies Scheigen, das jeden Mann von einigem Gefühl beschämt und wieder zu sich selbst gebracht haben würde, konnte nur ihn so dreist, ja sogar so frech machen zu behaupten, daß ich mehrere Scharteken gegen die Religion gedruckt und verlegt hätte. Diesen ausserordentlichen Grad der Bosheit und der niedrigsten Verläumdung, die er gerade jetzt gebraucht, um mir, einem Manne, der ihn nie beleidigte, wo möglich zu schaden, wird gewiß jeder mit mir verachten. Er nenne mir öffentlich diese Scharteken, oder nehme zu jenen Titeln, die er sich durch sein Betragen schon erwarb, auch noch den, eines schändlichen Lügners. Alle Buchhändler Deutschlands werden es mir bezeugen, daß ich dergleichen nie gedruckt. Meint er aber die Piece: „An den König der Britten; oder Bahrdts Moral; dessen Wörterbuch, oder andere dergleichen Schriften, die ich unter der Autorität der Censur verlegt habe, hält er diese für Scharteken gegen die Religion, so bedaure ich seinen Kopf, den ich in so elendem Zustande bisher nicht gekannt.

Dies für diejenigen im Publiko, welche mich nicht kennen; diesem ungesitteten Manne selbst, der sich so höchst pöbelhaftig beträgt, hab' ich nichts zu sagen, mich gegen ihn zu vertheidigen, würde mich erniedrigen.

Berlin am [illegible]. Jänner 1790.

Friedrich Vieweg der ältere.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. III.

M ä r z.

I n h a l t.

I. Amerigo Vespuzzi zweyte, dritte und vierte Seefahrt. Vom Herrn Prorector Schmidt in Berlin. . S. 157

II. Ueber die Aufkündigung der Freundschaft bey den alten Römern. Vom Herrn D. Christ. Heinrich Schmidt zu Gießen . . . 182

III. Fragment der denkwürdigen Debatte über Duldung und Religionsmeinungen, vorgefallen in Frankreich in der Nationalversammlung Sonntags den 23. August 1789. 195

IV. Fragmente einer neuen Reise nach Spanien. (Fortsetzung) . . . 210

V. Etwas den sogenannten schwarzen Orden betreffend. Vom Herausgeber. 232

VI. Schilderung eines Ungewitters und eines Wintersturms nach Thomson. 244

VII. Ueber Deutschlands Verdienste um die Welt. Vom Herausgeber. 255

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. III.
März.

I.
Amerigo Vespuzzi zweyte, dritte und vierte Seefahrt.

Zweyte Seefahrt.

Ich werde nun das Merkwürdigste aus meiner zweyten Seereise beschreiben. Wir segelten am 11. May 1499 aus Cadiz ab, richteten unsern Lauf nach den Inseln des grünen Vorgebirges, ließen die Canarieninseln liegen, bis wir zur Feuerinsel kamen. Hier nahmen wir Holz und Wasser ein, schiften neunzehn Tage lang mit einem Südwind, und erreichten darauf festes Land, welches dem gegenüber liegt, wovon ich schon im Vorhergehenden Meldung gethan habe. Es liegt in der heißen Zone gegen Süden, und ist 5 Grad von der Mittellinie. Es ist 500 Meilen von den erwähnten Inseln entfernt. Tag und Nacht sind am 27. Juny gleich, wenn die Sonne in dem Wendezirkel des Krebses steht. Wir fanden das Land überschwemmt, mit großen

Flüssen bewässert, allenthalben grün, und mit starken und hohen Bäumen bewachsen; allein wir fanden daselbst keine Einwohner. Wir legten hier das Geschwader vor Anker, machten einige Boote los, und versuchten mit ihnen ans Land zu fahren. Wir suchten eine Einfahrt, schiften umher, fanden aber an allen Orten das Land so überschwemmt, daß man fast nirgends eine trockene Stelle sah. Wir nahmen aber doch Anzeigen wahr, daß das Land bewohnt und sehr bevölkert seyn müsse. Ungeachtet dieser Merkmale konnten wir nicht aussteigen, sondern beschlossen einmüthig, zu unsern Schiffen zurück zu kehren. Wir lichteten die Anker, und segelten seitwärts am Lande mit Nordostwind mehr als vierzig Meilen fort, und versuchten an eine Insel zu landen. Alle unsre Mühe war fruchtlos; denn der Wind drehete sich nach Nordwesten, und wegen der Fluth konnten wir nicht landen. Bey diesen widrigen Umständen kamen wir überein, in nordwestlicher Richtung zu bleiben. Wir schiften so lange fort, bis wir einen Hafen von dieser anmuthigen Insel fanden. Wir trafen eine große Menge Volks etwa vier Meilen vom Hafen. Voller Freude hierüber machten wir unsere Boote zurecht, um damit ans Land zu stoßen. Wir sahen aber auf dem Meer einen Kahn voll Menschen kommen, wir entschlossen uns daher, sie anzugreifen und gefangen zu nehmen. Wir umringten sie, damit sie nicht entfliehen könnten. Bey diesem Unternehmen, da zugleich Windstille war, hoben sie ihre Ruder auf, und schienen sich widersetzen zu wollen; wodurch sie vielleicht uns in Verlegenheit bringen wolten. Als wir uns ihnen aber näherten, ließen sie die Ruder ins Wasser, und schiften ge

gen

gen das Ufer zu. Wir schickten ein Jachtschiff ab, welches so schnell fortkam, daß es ihnen bald den Wind ablief. Als wir die Gelegenheit absahen, auf sie einzudringen, machten sie auf ihrem Kahn sich fertig, und fuhren darauf weiter. Als wir ihnen zuvorgekommen waren, versuchten sie zu entfliehen. Mit einigen ausgerüsteten Booten, die mit tapferer Mannschaft besetzt waren, glaubten wir sie gefangen zu nehmen, und drangen hitzig auf sie ein; allein fast vier Stunden strengten wir alle Kräfte an, und dennoch wären sie beynahe entwischt, wenn nicht unser Jachtschiff uns zu Hülfe geeilt wäre. Da sie endlich merkten, daß sie von demselben und den Booten allenthalben eingeschlossen waren, so stürzten sich alle zwanzig, die auf dem Kahn befindlich waren, ungeachtet es vom Lande noch zwey Meilen entfernt war, ins Meer. Wir setzten ihnen den ganzen Tag mit unsern Fahrzeugen nach; konnten aber nur zwey gefangen bekommen. Die übrigen erreichten unbeschädigt das Ufer. In dem Kahn befanden sich vier junge Indianer von einer fremden Nation, die sie anderswo geraubt hatten. Diesen Unglücklichen hatte man ihre Mannheit genommen, und die Wunden waren noch ganz frisch. Wir erstaunten darüber nicht wenig. Als wir sie auf unsere Schiffe gebracht hatten, gaben sie durch Bewegungen zu verstehen, daß jene sie mitgenommen hätten, um sie zu verzehren; daß dieses wilde und barbarische Volk Menschenfresser wären und Kannibalen hießen. Wir nahmen auch den Kahn mit, fuhren mit den Booten ans Ufer, legten die Schiffe eine halbe Meile vom Lande vor Anker. Mit unsern Booten und den beyden Gefangenen eilten wir sehr, denn wir wurden auf

dem Lande viel Volks gewahr. Kaum setzten wir aber den Fuß ans Ufer, so entflohen sie alle furchtsam in die Schlupfwinkel der benachbarten Waldungen. Einen Gefangenen entließen wir, gaben ihm viel Beweise unserer Freundschaft, schenkten ihm Schellen, Glocken und Spiegel, und ließen ihm merken, daß die Uebrigen vor uns sich nicht fürchten dürften, weil wir in der friedlichsten Absicht gekommen wären. Er richtete unsern Befehl treulich aus, und kam mit 400 Männern und Weibern zu uns zurück. Sie waren unbewafnet ans Ufer, wo unsere Fahrzeuge lagen, gekommen; daher machten wir mit ihnen Freundschaft, lieferten ihnen auch den andern Gefangenen und den aufgefangenen Kahn wieder aus. Dieser Kahn war aus einem Stamm gehöhlt, und recht zierlich gearbeitet, hatte 26 Fuß Länge und 2 Ellen Breite. Kaum hatten sie ihn wieder in Sicherheit gebracht, so entflohen sie alle plötzlich, und wolten nichts weiter mit uns zu thun haben. Wir erkannten hieraus ihre Treulosigkeit und böse Gemüthsart.

Wir sahen bey ihnen nur wenig Gold, welches sie in den Ohren trugen. Wir verließen daher diesen Strich Landes, segelten ungefähr 80 Meilen weiter, fanden eine sichere Anfahrt für unsere Boote, wo wir einliefen, und die Gegend ausserordentlich bevölkert. Wir errichteten Freundschaft mit den Einwohnern, besuchten mehrere Dorfschaften, wo wir ganz truglos und ehrenvoll empfangen wurden. Wir erhandelten von ihnen 500 Perlen für eine einzige Schelle, wozu wir etwas weniges Gold aus Dankbarkeit hinzufügten. In diesem Lande pressen sie aus Kräutern und Früch-

ten

ten eine Art Wein, den sie wie Weiß- und Braunbier trinken; der beßte wird aus guten Myrrhenäpfeln bereitet. Letztere aßen wir auch häufig mit mehrern andern wohlschmeckenden und gesunden Früchten; weil wir gerade in der rechten Jahreszeit da angekommen waren.

An diesen und andern Producten hat das Land einen Ueberfluß; die Einwohner selbst sind umgänglich und friedfertiger, als wir irgendwo ein Volk fanden. Mit rechtem Wohlbehagen verweilten wir uns 17 Tage in diesem Hafen, binnen welcher Zeit immer viele Leute sich bey uns einfanden, und unsere Bildung und weiße Farbe, unsere Kleidung und Waffen, und die Größe unserer Schiffe mit Bewunderung anstaunten. Sie entdeckten uns auch, daß gegen Abend eine Nation, mit der sie in Feindschaft lebten, wohne. Diese besäßen eine unbeschreibliche Anzahl Perlen, denn die, die sie selbst gehabt hätten, hätten sie ihnen in ihren Kriegen untereinander abgenommen. Sie wiesen uns auch, wie die Perlen wüchsen, und wie man mit der Fischerey derselben verfahren müsse. Diese Berichte waren zuverläßig, wie E. M. aus dem folgenden ersehen werden. Wir verließen den Hafen und segelten längst dem Lande fort, wo wir beständig Bewohner in Menge wahrnahmen. Wir mußten in einen andern Hafen einlaufen, um ein Boot auszubessern. Auch hier waren Einwohner genug, die wir aber weder durch Gewalt noch durch gütige und freundschaftliche Begegnung uns geneigt machen konnten. Wolten wir irgendwo mit den Fahrzeugen ans Ufer schiffen, so setzten sie sich hartnäckig zur Gegenwehr; konnten sie uns aber doch

zuletzt nicht widerstehen, so entflohen sie in die Wälder. Wir entfernten uns daher von diesem rohen und ungesittetem Volke. Während unserer Fahrt entdeckten wir 15 Meilen vom Lande eine Insel, welche wir zu besuchen uns vornahmen, ob sie etwa bewohnt wäre. Wir eilten hin, und trafen daselbst ein Volk, viehischer als irgend eines seyn kann, aber zugleich das ehrlichste, gutmüthigste und gefälligste unter der Sonne. Hier sind seine Gebräuche und Sitten:

Im Gesicht und am übrigen Körper sind diese Insulaner den unvernünftigen Thieren ähnlicher als den Menschen. Jeder Backen ist mit einem grünen Kraut vollgepfropft, welches sie wie das Vieh wiederkäuen und kaum dafür reden können. Am Halse hängen zwey kleine ausgehöhlte Kürbisse. In dem einen ist das Kraut befindlich, welches sie in den Mund nehmen; in dem andern ein gewisses weißliches Mehl dem Gyps ähnlich. Was sie im Munde durchgeweicht haben, speyen sie wieder in die mit Mehl angefüllte Kürbisflasche, nehmen es darauf mit dem Munde wieder heraus, wälzen es allenthalben im Munde herum, kauen so Kraut und Mehl durcheinander, und speyen es wieder von sich. Dies wiederholten sie recht oft. Wir wunderten uns darüber, und konnten das Geheimniß nicht ergründen, warum sie also handelten? Die Erfahrung lehrte uns, daß dieses Volk äusserst zutrauungsvoll handelte; denn es gieng so mit uns um, als hätte es uns längst gekannt und Freundschaft mit uns gepflogen. Bey einer Unterredung auf einem Spaziergange in der Gegend äusserten wir

den Wunsch nach frischem Wasser. Sie gaben uns aber durch Zeichen zu verstehen, daß sie kein trinkbares Wasser hätten, und boten uns gutwillig von dem Kraute und Mehl an, welches sie im Munde zu haben pflegten. Wir merkten hieraus, daß die Insel Mangel an Quellwasser habe, und die Bewohner zur Löschung des Durstes dergleichen Mischung von Kräutern und Mehl in dem Mund hielten. Natürlich wars daher, daß, als wir einst in der Gegend hungrig und durstig einhergiengen, wir kein frisches Wasser finden konnten, und zugleich merkten wir, daß das Wasser, welches sie trinken, eingesammelter Thau war, der auf gewisse Blätter, die den Eselsohren ähnlich sind, zu fallen pflegt. Diese Blätter werden zur Nachtzeit durch Thau befeuchtet. Dieser ist von solcher Güte, daß er zum Getränke dienlich ist. Aber diese Blätter wachsen da nicht einmal an allen Stellen. Andere Producte des festen Landes fehlen ihnen gänzlich; die Bewohner müssen von Seefischen leben. Sie verstehen die Fischerey treflich; haben einen Ueberfluß an Fischen, daß sie uns auch freywillig viele Rochen und andere schöne Arten brachten. Die Weiber bedienen sich der Kräuter niemahls, welche die Männer im Munde kauen, sondern sie führen nur eine mit Wasser gefüllte Kürbisflasche zum Trinken bey sich. Sie haben keine Häuser oder Hütten, und schützen sich durch ungeheure große Blätter vor der Sonnenhitze, aber nicht vor dem Regen. Es ist daher zu vermuthen, daß es dort wenig regnet. Gehen sie auf den Fischfang ans Meer, führt jeder ein solches Blatt bey sich, daß er, wenn er es gegen die Sonnenseite in

in die Erde befestigt, sich unter dem Schatten desselben vollkommen wider die Hitze bergen kann.

Auf dieser Insel leben viele Thiere, die nur aus den Pfützen und stehenden Gewässern trinken müssen. Da wir sahen, daß hier nichts für uns zu machen sey, schiften wir nach einer andern Insel. Bey unserer Landung suchten wir frisches Wasser, glaubten aber, daß sie unbewohnt seyn müsse, weil wir bey unserer Ankunft niemanden gewahr wurden. Als wir aber in dem Sande giengen, entdeckten wir einige ungeheure Fußtritte, woraus wir schlossen, daß die Gegend von fürchterlich großen Menschen bewohnt seyn müsse, wenn die übrigen Gliedmaßen im Verhältniß mit den Füßen stünden. Wir verfolgten unsern Weg im Sande, und fanden eine gebahnte Straße, die tiefer ins Land führte. Unser neun giengen derselben nach, in dem Vorsatz, die Insel auszukundschaften, weil wir sie nur für klein und wenig bewohnt hielten. Als wir etwa eine Meile gegangen waren, sahen wir in einem Thal eine Kolonie von fünf Hütten. Wir näherten uns, und fanden darinn fünf Frauenzimmer, nämlich zwey alte Mütterchen und drey junge Mädchen. Ihre Gestalt und ihr Körperbau setzte uns in Erstaunen. Kaum wurden sie aber uns gewahr; so geriethen sie in ein solches Schrecken, daß ihnen sogar der Muth entfiel, zu entfliehen. Zuletzt fiengen doch die alten Matronen an, uns ganz freundlich auf ihre Sprache anzureden, sämtlich in eine Hütte zu gehen und uns Lebensmittel zu bringen. Sie waren grösser als der längste Mann, ja gewiß so groß, als Franz de Albicio, aber noch proportionirlicher gebildet, als wir. Wir

faßten

faßten den Entschluß, die Mädchen gewaltsam fortzuführen, um sie in Spanien als eine Seltenheit zu zeigen. Noch waren wir mit der Ueberlegung beschäftigt, so kamen ungefähr 36 Männer, die noch weit größer als die Frauenzimmer waren, in die Hütte. Ihr Körperbau war so vortreflich, daß ihr bloßer Anblick reitzend war. Wir aber empfanden eine so heftige Unruhe, daß wir lieber bey unsern Fahrzeugen gewesen wären, als in ihrer Gesellschaft. Denn sie führten ungeheure Bogen und Pfeile, ingleichen eine Art großer Stangen und Knittel als Keulen. Bey ihrem Eintritt besprachen sie sich miteinander, und es schien, als redeten sie unsere Gefangennehmung ab. Als wir die Gefahr merkten, waren unsere Meinungen getheilt. Einige riethen, sie in der Hütte anzugreifen; andere widersetzten sich und riethen zum öffentlichen Angrif im freyem Felde; noch andre bestanden darauf, mit ihnen keine Händel anzufangen, bis man erst sehe, welche Absicht sie gegen uns auszuführen gedächten. Während dieser Berathschlagungen giengen wir aus der Hütte zu unsern Booten. Jene folgten uns in der Entfernung eines Steinwurfs nach und besprachen sich immer. Dennoch glaube ich, daß sie eben so verzagt waren, als wir. Denn blieben wir stehen, standen sie auch in der benannten Entfernung still; giengen wir weiter, folgten sie uns ebenfalls nach. Als wir aber die Fahrzeuge erreicht hatten und kaum hereingestiegen waren, stürzten sie sich sämmtlich ins Meer, und drückten Pfeile auf uns ab, aber da fürchteten wir sie wenig. Denn mehr um sie zu schrecken, als ihnen Schaden zu thun, feuerten wir zweymal ab. Auf den Knall schwammen sie zurück, und flohen auf einen nahen Berg. So entkamen wir

ihnen glücklich. Sie giengen nackend, wir nannten die Insel wegen der Größe ihrer Bewohner Giganteninsel. Wir hielten uns etwas weiter vom Ufer, hatten aber doch öfters kleine Scharmützel mit ihnen, weil sie uns durchaus nicht verstatten wolten, etwas vom Lande zu holen. Wir hatten schon den Vorsatz, nach Spanien zurück zu reisen, besonders da wir fast ein Jahr lang zur See waren, und uns nur ein geringer Vorrath von Lebensmitteln und übrigen Bedürfnissen noch übrig war. Auch dieses war durch die brennende Hitze so verdorben, weil wir von den Inseln des grünen Vorgebirges bis dahin beständig an der heißen Zone und zweymal über die Linie gesegelt waren. Da wir diesen Vorsatz auszuführen beharreten, gefiel es dem höchsten Wesen, uns nach den erlittenen Mühseligkeiten Erholung zu verschaffen. Denn als wir einen Hafen zur abermaligen Ausbesserung unserer Schiffe suchten, kamen wir zugleich zu einem freundschaftlichen Volke, welches uns wohl aufnahm, und zugleich einen großen Vorrath orientalischer Perlen besaß. Deshalb blieben wir da 47 Tage, erhandelten für den Werth von 40 Ducaten 119 Mark Perlen. Denn wir gaben ihnen dafür nur Schellen, Spiegel, Krystallen und andere Kleinigkeiten. Denn mancher gab für eine einzige Schelle seinen ganzen Vorrath von Perlen hin. Wir lernten auch von ihnen die Perlenfischerey; erhielten auch Muscheln, worinn sie wachsen. Einige der letztern erhandelten wir, und fanden in einigen 130 Perlen, in andern weniger. Denn E. M. werden wissen, daß so lange sie noch unzeitig sind und nicht von selbst ausfallen, sie nichts taugen. Ja, in kurzem verdorren sie alsdann und vergehen fast. Sind

sie

sie aber gehörig reif, so lösen sie sich vom Fleisch der Muschel ab.

Wie gesagt; wir verließen nach einem sieben und vierzigtägigen Aufenthalt diese freundschaftliche Nation, weil wir viele Bedürfnisse hatten, kamen an die Antillen, welche Christoph Colon vor ein paar Jahren entdeckt hat, besserten da unsere Schiffe und die Geräthschaften aus, blieben 2 Monat und 2 Tage da, und hatten hier noch viele Drangsale auszustehen, welche ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, nicht beschreiben will. Wir verließen die Insel am 22. Julius, und kamen nach einer Fahrt von anderthalb Monaten in den Hafen Cadiz am 8. September an, wo wir sehr ehrenvoll empfangen wurden. So endigte sich unter göttlichem Beystand unsere zweyte Seereise.

Dritte Seefahrt.

Als ich mich von den in meinen beyden Reisen ausgestandnen Mühseligkeiten und Drangsalen etwas erholete, und zur Absicht hatte, noch einmahl die Perleninsel zu besuchen, weil ich des unstäten Lebens gewöhnt, mein Glück weiter zu verfolgen gedachte; geruhete Sr. Majestät, der portugiesische König Emanuel, durch einen Expressen mich schriftlich auffordern zu lassen, aufs eiligste nach Lisboa zu kommen, weil er ausserordentliche geheime und wichtige Aufträge für mich hätte. Damahls konnte ich noch nicht zu einem festen Entschluß kommen; ja ich meldete dem Könige, daß

ich

ich kränklich wäre; ich würde aber nach wiedererlangter Gesundheit es mir zur schuldigsten Pflicht machen, seinen königlichen Willen zu vollbringen. Bey der Nachricht schickte der König den Julian Bartholomeus Jocundus, welcher sich eben in Lisboa aufhielt, mit dem Befehl ab, mich auf alle Weise zu bewegen, nach Portugal zu reisen. Die Ankunft und die anhaltenden Bitten dieses Abgesandten waren Gründe genug zu meiner Abreise, welche mir aber alle meine Bekannten übel auslegten. Auf die Art verließ ich Spanien, wo mir alle Ehre wiederfahren war, und wo selbst der König eine gute Meynung von mir gefaßt hatte. Ja, was noch schlimmer war, ich reisete ohne Abschied weg, und ich wurde bey meiner Ankunft in Portugal zur Audienz vor den König Emanuel gelassen. Dieser empfand über meine Gegenwart eine ungemein große Freude, und bat mich wiederholentlich, mit den drey segelfertig liegenden und zur Entdeckung neuer Länder ausgerüsteten Schiffen fortzureisen. Bitten der Könige sind Befehle; daher gehorchte ich.

Am 10. May 1501 segelten wir aus dem Hafen zu Lisboa ab. Wir richteten unsern Lauf nach den kanarischen Inseln, nach deren Erreichung wir uns an die westliche Küste von Afrika hielten. Hier fiengen wir eine große Menge Fische, die man **Phargi** nennt. Nach einem dreytägigen Aufenthalt kamen wir an den Theil von Aethiopien, der Basilicca heißt. Er liegt in der heißen Zone, 14 Gr. der N. Br. im ersten *) Klima. Wir hielten uns hier eilf Tage auf, und

*) Nach der gewöhnlichen Berechnung im zweyten Klima.

und versahen uns mit Brod und Wasser, weil ich noch Lust hatte, durch das atlantische Meer gegen Süden zu schiffen. Hierauf segelten wir aus dem Hafen an den äthiopischen Küsten Südwestwärts so stark fort, daß wir nach Verlauf von 67 Tagen an eine Insel landeten, welche von jener Bucht 700 Meilen in südwestlicher Richtung entfernt liegt. In diesen Tagen hatten wir die betrübteste Witterung, welche jemahls auf dem Meere vorher jemand erlebt haben mag, wegen der gewaltigen Stürme und Regengüsse, welche uns viel Angst machten, da wir immer unweit der Linie schiften. Im Junius ist dort Winter, Tag und Nacht ist gleich, und die Körper werfen den Schatten gegen Mittag.

Endlich gefiel es dem Allgütigen, uns ein neues Land am 17. August zu weisen, bey dem wir in einer Entfernung von anderthalb Meilen still hielten, und darauf einige Boote auf Kundschaft ans Land schickten, ob die Gegend etwa bewohnt wäre? Wir entdeckten in der That Einheimische, die noch roher waren als das Vieh, wie E. M. aus dem Folgenden ersehen werden. An der Küste selbst aber fanden wir keine Bewohner, aber wohl Spuren und Zeichen, daß es dort Menschen gäbe. Von der Küste selbst nahmen wir für den König von Castilien Besitz, denn wir fanden sie anmuthig, grün und fruchtbar. Sie liegt unter dem fünften Grade S. Breite. Wir fuhren zu den Schiffen an demselben Tage noch zurück. Mangel an Holz und Wasser brachte uns zu dem Entschlusse, am andern Tage an die Küste zurück zu kehren, um diese Bedürfnisse einzunehmen. Dies geschah, und wir sahen auf dem Gipfel eines Berges Wilde, die nackend

ein-

einhergiengen, und an Bildung und Farbe denen ähnlich waren, die ich im Vorhergehenden schon beschrieben habe. Wir gaben uns alle Mühe, sie zur Annäherung zu bewegen, allein wir waren nicht im Stande ihr Mißtrauen gegen uns auszurotten. Da wir ihre Hartnäckigkeit und widerspenstiges Wesen merkten, begaben wir uns gegen Abend mit den Booten zu den Schiffen, ließen aber, so daß sie es sehen konnten, Schellen, Spiegel und andere Kleinigkeiten liegen. Kaum wurden sie gewahr, daß wir schon weit auf dem Meere waren, so stiegen sie herab und besichtigten mit Erstaunen diese Sachen. Auch jetzt hatten wir nur einen Vorrath von Wasser mitgenommen. Am andern Morgen bemerkten wir von den Schiffen eine noch größere Menge Volks, das hin und wieder auf dem Lande Feuer angezündet hatte. Wir glaubten; dies wäre ein Zeichen, wodurch es uns zu sich einlüde, und fuhren daher ans Ufer, wo wir viele Wilden antrafen, die sich zwar immer von uns in einiger Entfernung hielten, aber doch zuweilen Zeichen gaben, daß wir ihnen tiefer in die Insel folgen möchten. Zwey Europäer waren sogleich bereitwillig, sich der Gefahr auszusetzen, um zu erforschen, welche Nation es wäre, und ob sie etwa Reichthümer oder Spezereyen und Gewürze besäße. Sie baten den Admiral so lange, bis er es ihnen erlaubte. Sie machten sich mit einem Vorrath von Kleinigkeiten, die sie dagegen für wichtigere Sachen umzutauschen gedachten, auf den Weg unter der Bedingung, daß sie höchstens nach fünf Tagen zurückkehren solten, weil wir sie dann erwarten würden. Wir kehrten zu den Schiffen, warteten acht Tage auf sie, während welcher Zeit täglich viele Eingebohrnen sich der Küste näherten

ten, aber sich niemahls mit uns einlassen wolten. Am siebenten Tage, da wir wieder ans Land gefahren waren, hatten sie ihre Weiber mitgebracht. Sie schickten einige derselben näher, um mit uns zu unterhandeln. Die Weiber schienen aber auch uns nicht recht zu trauen. Dies merkten wir, und schickten daher einen gewandten und kraftvollen jungen Menschen von den Unsrigen zu ihnen, damit sie sich destoweniger fürchten solten. Wir übrigen giengen in die Fahrzeuge. Kaum hatte sich der Jüngling unter sie gemischt, so betasteten ihn die Umstehenden, und konnten ihn nicht genug anstaunen. Plötzlich kam vom Berge eine Frau mit einem starken Pfahl in der Hand. Kaum hatte sie sich ihm genähert, so gab sie ihm von hinterwärts einen so mächtigen Schlag, daß er sogleich leblos zu Boden stürzte. Die übrigen ergriffen ihn, zogen ihn bey den Füßen den Berg hinan. Die oben befindlichen Männer stürzten mit ihren Bogen und Pfeilen herunter dem Ufer zu, und drückten ihre Pfeile auf uns ab. Weil unsere Fahrzeuge an der sandigen Küste nicht gut fahren konnten und die Flucht dadurch erschwert wurde, so erschracken unsere Leute so sehr, daß keiner daran dachte sein Gewehr zu gebrauchen. Daher schoßen die Wilden desto muthiger ihre Pfeile auf uns ab. Endlich feuerten wir vier Kanonen los, doch ohne jemanden zu beschädigen. Auf den Knall flohen sie alle auf den Berg, wo die Weiber vor unsern Augen den jungen Menschen in Stücken hieben, dieselben uns zeigten, an einen grossen Feuer brieten und darauf aßen. Zugleich gaben uns die Männer zu verstehen, daß sie auf gleiche Weise unsere beyden christlichen Gefährten getödtet hätten, welches wir ihnen

leicht

leicht glaubten. Diese Schandthat schmerzte uns um so empfindlicher, da wir Augenzeugen von der viehischen Behandlung gegen den Todten waren. Daher nahmen sich mehr als vierzig der Unsrigen vor, auf einmahl ans Land zu fahren, und eine solche unmenschliche Frevelthat zu rächen. Aber der Admiral erlaubte es nicht, und wir segelten nach einer so empfindlich erlittenen Kränkung mit Unwillen und Schande auf Befehl des Admirals ab, ohne die Uebelthäter gestraft zu haben.

Wir segelten nun mit Ost- und Südostwind nach dem festen Lande zu, und mußten viele Umwege machen. In dieser Zeit trafen wir keine Völker an, die mit uns Handlung treiben oder sich nur uns nähern wolten. Wir schiften so lange, bis wir ein neues Land entdeckten, das südwestlich fortläuft. Als wir um ein Vorgebirge herumgeschift hatten, welches wir das Vorgebirge St. Vincent nannten, segelten wir Südwestwärts. Dieses Vorgebirge ist von jenem Lande, wo unsere christlichen Gefährten umgebracht waren, 150 Meilen ostwärts entlegen. Es liegt acht Grad über der Linie gegen Süden. Als wir so umherkreuzten, bemerkten wir einmahl, daß wir an einem fremden Lande wären. Die Einwohner bewunderten uns und unsere ungeheuern Schiffe. Wir legten an einer sichern Stelle vor Anker, fuhren mit den Fahrzeugen ans Ufer, und fanden die Einwohner sanfter und menschlicher als die Vorigen. Zwar kostete es uns geraume Zeit Mühe, sie zum Stehen zu bewegen, allein in der Folge wurden sie uns geneigt, und trieben mit uns Verkehr. Wir fanden hier Kaßienröh-

röh-

röhren, *) davon die mehresten sehr saftreich, aber auch einige an der Spitze trocken waren. Von den Insulanern wolten wir zwey mitnehmen, daß sie uns ihre Sprache lehren solten. Es begleiteten uns daher freywillig drey nach Portugal.

Es ist aber zu weitläuftig, alles der Reihe nach wieder zu erzählen; E. M. geruhen nur noch zu vernehmen, daß wir mit Südwestwind im Angesicht des Landes weiter segelten, viele Umwege machen mußten, auch hin und wieder mit verschiedenen Völkerschaften Unterhandlung pflogen, bis wir endlich gegen Süden ausserhalb des Wendezirkels des Steinbocks waren. Schon hatten wir den 32sten Grad S. Breite erreicht, und den kleinen Bär aus dem Gesicht verloren, ja der große Bär zeigte sich uns nur tief unten am Horizont. Wir richteten uns daher nach den Gestirnen der andern Halbkugel, welche in stärkerer Anzahl, von vorzüglicherer Größe und Glanz sind, als die, welche wir gewahr werden. Ich erfand daher mehrere Sternbilder, besonders bey den Sternen von der ersten Größe. Zugleich habe ich die Halbmesser der Kreise, die sie um den Südpol machen, nebst

*) Diese Staude hat Blätter wie Welden, lange, runde, schwarze Röhren, voll schwarzen Safts, der zum Purgiren gebraucht wurde. Nunez hat einer Insel wegen der Menge dieser Gewächse, welche er da antraf, den Namen Cannafistula gegeben. Siehe P. Martyrs Neue Welt Th. 2. Im Lateinischen steht canna fistularis. Vielleicht ist auch das Zuckerrohr gemeynt.

nebst ihren ganzen und halben Durchmessern bemerkt, wie man mit leichter Mühe in meiner Schrift: Vier Seereisen betitelt, ersehen kann. Auf dieser unserer Fahrt haben wir 700 Meilen zurückgelegt, nämlich 100 gegen Abend, und 600 gegen Südwesten. Wolte jemand alles, was wir sahen, beschreiben, so würde er kaum Papier genug dazu haben. Wir fanden auch eben keine Sache von großem Nutzen, ausser Kaßienstauden und Baumwollensträucher, denn das Uebrige ist kaum der Anführung werth. Fast zehn Monathe dauerte diese unsere Fahrt. Da wir keine Goldgruben entdeckten, so wurden wir schlüßig, anders wohin zu segeln. Man befahl sogleich den sämtlichen Schifsleuten, daß man meinen Befehlen wegen der Fortsetzung der Reise genau nachkommen müsse. Ich befahl, einen Vorrath von Holz und Wasser auf sechs Monath einzunehmen, denn die Anführer und Sachverständigen hatten geurtheilt, daß die Schiffe sich noch so lange halten könnten. Wir verließen die Küste mit Südost am 13. Febr., wenn die Sonne sich schon dem Aequinoctium nähert, und nach der nördlichen Halbkugel sich neigt, und segelten so lange fort, daß wir bis zum zwey und funfzigsten Grade S. Breite kamen, so daß wir weder den kleinen noch den großen Bär mehr sehen konnten. Denn damahls, es war am 3. April, waren wir schon von jener Küste und dem Hafen 500 Meilen entfernt. An diesem Tage entstand ein so heftiger Sturm, daß wir unsere Seegel zusammenziehen mußten, indem der fürchterlichste Südwestwind tobte, das Meer brausete und die Luft verfinstert wurde. Bey diesem Ungewitter erschracken unsere Seeleute nicht wenig, besonders da die Nächte dort so lange

dauern.

dauern. Denn am 7. April, wo die Sonne im Widder steht, halten die Nächte 15 Stunden; Winter ist überdem, wie E. M. selbst wissen. Wir Seefahrer entdeckten zwar schon am zweyten April, und in den darauf folgenden stürmschen Tagen Land, dem wir uns in einer Entfernung von 20 Meilen näherten; aber es war ganz rauh, hatte keinen Hafen und keine Einwohner, weil die Kälte da so strenge war, daß sich nichts schrecklichers gedenken läßt. Wir befanden uns daher bey dem fürchterlichsten Ungewitter in einer sehr großen Gefahr, indem wir bey der grausenvollen Finsterniß einander nicht mehr sehen konnten. Der Admiral war mit uns der Meynung, den übrigen Schiffen ein Signal zu geben, sich von diesem Lande zu entfernen, und nach Portugal zurück zu segeln. Dieser Entschluß war gewiß sehr heilsam, denn wenn wir noch eine Nacht da verweilt hätten, wären wir sämtlich zu Grunde gegangen. Bey unserer Abfahrt war auf dem Meer das Ungewitter so fürchterlich, daß wir alle unsern Tod besorgten. Wir beteten uud nahmen andere religiöse Cerimonien vor, die bey den Seeleuten gewöhnlich sind. Mit niedergelassenen Segeln schiften wir unter fortwährendem Sturm fünf Tage lang. Während der Zeit legten wir 250 Meilen zurück, näherten uns bald der Mittellinie, bald der gemäßigten Zone, bis es dem Höchsten gefiel, uns der Gefahr zu entreißen. Diese unsere Fahrt gieng nach Nordost, weil wir gern die äthiopische Küste zu berühren wünschten, von der wir durch das atlantische Meer noch an 300 Meilen getrennt waren. Unter dem göttlichen Beystand erreichten wir sie am 10. May. An der Südseite blieben wir in einem District Namens Serra

Lione,*) funfzehn Tage lang, um uns etwas wieder zu erholen. Dann setzten wir unsere Fahrt gegen die azorischen **) Inseln fort, welche 750 Meilen von Serra Lione entfernt sind, wohin wir auch am Ende des Julius glücklich kamen, und gleichfalls 15 Tage da blieben. Nun rüsteten wir uns zur Einfahrt in den Hafen zu Lisboa, von dem wir noch 300 Meilen waren, den wir unter göttlichen Beystand 1502 gesund erreichten. Wir brachten zwar nur zwey Schiffe zurück, weil wir das dritte, welches zu sehr beschädigt war, in Serra Lione verbrannt hatten. Diese dritte Seefahrt hatte ungefähr 16 Monathe gedauert, davon wir eilf zugebracht hatten, ohne den großen und kleinen Bären, noch andere nahe Gestirne zu sehen. Zu dieser Zeit richteten wir uns nach einem andern Stern des Südpols. Dies ist das Merkwürdigste, was mir auf meiner dritten Reise vorgekommen ist.

*) Serra Lione, Landschaft an der Küste von Guinea, wo ein Fluß und Gebirge gleiches Namens ist. Siehe Matthews Nachrichten von Sierra Leone in Sprengels Beyträgen zur Völker- und Länderkunde IX. Th.

**) Azorische Inseln liegen im atlantischen Meere zwischen den Küsten von Portugal und Nordamerika. Sie wurden in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt.

Vierte Seefahrt.

Es ist mir noch die Beschreibung meiner vierten Seereise übrig. Lange Erzählungen ermüden, und diese Reise verfehlte ohnehin durch ein Unglück, welches uns im atlantischen Meere traf, ihren Endzweck; daher will ich mich kurz fassen. Mit sechs großen Schiffen segelten wir aus dem Hafen zu Lisboa ab, mit dem Vorsatz, die Insel Melcha zu besuchen. Sie hat viele reiche Producte, und die Schiffe, welche vom gangetischem oder indischem Meere kommen, halten hier an, so wie Cadiz der Hafen aller Seefahrenden ist, die vom Morgen gegen Abend und umgekehrt reisen. Die Insel Melcha liegt mehr gegen Abend; Calecut hingegen mehr südwärts. Dieses schließe ich daraus, weil jene unter dem drey und dreyßigsten Grade der südlichen Hälfte liegt.

Am 10. May 1503 segelten wir ab, und richteten unsern Lauf nach den Inseln des grünen Vorgebirges, wo wir Lebensmittel und Erfrischungen aller Art während unsers zwölftägigen Aufenthalts einnahmen. Mit Südostwind fuhren wir alsdann ab. Unser eigensinniger und störrischer Admiral fuhr ohne Noth und wider unsre einstimmige Meynung, nur um seine Herrschaft über uns und die Schiffe zu zeigen, auf Serra Lione, eine äthiopische Landschaft los. Als wir dahin eilten und sie schon im Gesicht hatten, entstand ein so fürchterliches Ungewitter und ein so entgegengesetzter Wind, daß wir das vor uns liegende Land in vier Tagen nicht erreichen konnten, sondern vielmehr genöthigt wurden,

zurück zu segeln. Denn vermittelst eines Südwestwindes wurden wir 300 Meilen rückwärts getrieben. Daher kam es, daß wir in einer Entfernung von ungefähr drey Grad von der Linie ein Land ansichtig wurden, welches etwa 12 Meilen von uns lag. Diese Entdeckung nahm uns ungemein Wunder. Dieses Land war nämlich eine hohe Insel mitten im Meer, die nicht länger als zwey Meilen und etwa eine Meile breit war. Kein Mensch war je da gewesen; auch war sie nicht bewohnt, und doch gereichte sie uns zum größten Unglück. Denn die Ungeschicklichkeit unsers Befehlshabers richtete hier ein Schiff gänzlich zu Grunde, indem es gegen einen Felsen scheiterte und leck wurde. Dies geschahe am 10. Aug. in der Nacht des heiligen Lorenz. Es sank unter, ohne daß das Geringste ausser den Menschen davon konnte gerettet werden. Dieses Gefäß hatte 300 Tonnen, und in demselben bestand unsere mehreste Stärke. Da wir noch alle daran arbeiteten, ob wir es vielleicht zu retten vermöchten; befahl mir der Admiral, mit einem Kahn einen sichern Hafen zur Anlegung der übrigen Schiffe ausfindig zu machen. Dennoch wolte derselbe nicht zugeben, daß ich mein mit neun Matrosen besetztes Fahrzeug, welches noch mit bey der Rettung des verunglückten Schifs arbeitete, mitnehmen durfte, sondern ich solte ohne dasselbe eine Bucht aufsuchen, wo er es mir wieder zustellen würde. Auf diesen Befehl nahm ich meine Matrosen mit mir, fuhr an die Insel nahe heran, von der wir noch vier Meilen entfernt waren, und fand einen vortreflichen Hafen, der unser ganzes Geschwader sicher aufnehmen konnte. Acht Tage verweilte ich dort, und erwartete den Befehlshaber mit den

übrigen Leuten. Da sie aber nicht kamen, wurde ich unmuthig, und meine Begleiter waren so voller Angst, daß ich sie gar nicht zu trösten im Stande war. In dieser kummervollen Lage befanden wir uns, als wir die Annäherung eines Schiffes gewahr wurden, dem wir entgegen fuhren, damit man uns bemerken könnte. Wir glaubten, sie wolten uns etwa in einen bequemern Hafen abholen. Als wir nahe bey ihnen waren, und die Bewillkommungscomplimente abgelegt hatten, sagten sie uns, daß das Admiralsschiff gänzlich in den Grund gegangen sey. E. M. werden leicht ermessen, wie nahe mir diese Nachricht gieng, da ich auf der offenen See war, und mehr als 1000 Meilen bis Lisboa hatte. Dennoch unterwarfen wir uns dem Schicksale, kehrten noch einmahl an die erwähnte Insel zurück, und versahen mein Schiff mit Holz und Wasser. Diese Insel war, wie ich schon gesagt habe, völlig unbewohnt, hatte frisches und klares Wasser in Ueberfluß, auch Holz die Menge und ein zahlloses Heer von See- und Landvögeln, die so zahm waren, daß sie sich ohne Furcht mit der Hand fangen ließen. Daher fiengen wir auch eine solche Anzahl, daß wir das Schiff damit erfülleten. Keine andere Thiere stiessen uns auf, ausser einer großen Art Mäuse, Eidexen mit gespaltenem Schwanz und einige Schlangen.

Mit dem neuen Vorrath segelten wir mit Südwestwind fort, weil wir von dem Könige Befehl erhalten hatten, die vorige Fahrt wieder zu nehmen, wenn uns kein Hinderniß aufstieße. Wir entdeckten endlich einen Hafen, den wir die Abtey aller Heiligen nannten, wohin wir ver-

mittelst eines günstigen Windes, den uns die Vorsicht verlieh, in 17 Tagen kamen. Er ist 300 Meilen von der beschriebenen Insel entfernt. Wir fanden daselbst weder den Schifskapitain noch sonst jemanden, ob wir uns gleich 2 Monate und 4 Tage dort aufhielten. Nach Verfließung dieser Zeit schiften wir längst dem Ufer weiter. Nach einer Fahrt von 260 Meilen kamen wir an einen Hafen, wo wir uns vornahmen, ein Fort aufzuführen, welches wir auch bewerkstelligten. Hier ließen wir 24 Christen zurück, die von dem verunglückten Schiffe des Admirals waren. Wir brachten mit dem Bau und der Befrachtung der Schiffe mit Brasilienholz *) fünf Monathe zu, weil wir wegen der geringen Anzahl der Arbeiter und der Herbeyschaffung und Zubereitung der nöthigen Materialien nicht weiter fortrücken konnten. Als alles im Stande war, faßten wir den Entschluß, nach Portugal zurück zu reisen. Hiezu hatten wir Nord-Nordwestwind nöthig. In dem Fort blieben also die 24 Europäer, mit zwölf Kanonen und anderm kleinen Gewehr, auch Proviant auf sechs Monate zurück. Die Einwohner des Landes waren ihre Freunde. Ich habe zwar hier nichts von diesem Volke erwähnt, ungeachtet wir mit demselben hier Verkehr getrieben haben. Denn wir sind mit dreyßig Eingebohrnen an vierzig Meilen weit in der Insel umhergestrichen. Was ich da beobachtet habe, unter-

*) Die Portugiesen nannten es Brasil von Brasa, glühende Kohle, weil das Holz eine ähnliche Farbe damit hat.

unterdrücke ich jetzt, behalte mir aber vor, es in meinen vier Seereisen zu erzählen. Dieses Land liegt achtzehn Grad südlich über der Linie, und nach unsern Instrumenten 35 Grad westlich von dem Meridian zu Lisboa.

Wir fiengen unsere Rückreise nach Lisboa mit Nordnordwest an, und liefen endlich nach vielen Mühseligkeiten und ausgestandenen Gefahren nach 77 Tagen am 28. Jun. 1504 gottlob! in den Hafen zu Lisboa ein. Man empfieng uns sehr ehrenvoll und feyerlich, besonders da die ganze Stadt geglaubt hatte, daß auch wir im Meere ertrunken wären, weil es allen den übrigen von unserer Begleitung durch das thörigte und stolze Beginnen des Admirals so ergangen war. Auf die Art demüthigt Gott, der gerechte Richter, den Stolzen.

Ich halte mich jetzt hier in Lisboa auf, und weiß noch nicht, was der König mir auftragen wird. Es ist mein sehnlichster Wunsch, nach so vielen Beschwerlichkeiten den Ueberrest meiner Tage in Ruhe zu verleben. Den Ueberbringer dieses Schreibens empfehle ich E. M. Gnade.

Amerigo Vespuzzi.

II.

Ueber die Aufkündigung der Freundschaft bey den alten Römern.

Von D. Christ. Heinrich Schmid zu Gießen.

So wie in dem großen Haufen der Compilationen, die man über die römischen Alterthümer gemacht hat, auf der einen Seite viele unbedeutende Kleinigkeiten mit unseliger Mühe gesammelt worden sind: so hat man auf der andern Seite vieles darinnen ausgelassen, was den philosophischen Beobachter des Alterthums am meisten intereßirt, viele characteristische Züge von der Denkungs- und Handlungsart der Vorwelt. So sucht man zum Beyspiel, nicht bloß in kleinern Compendien, sondern auch in größern und weitläuftigen Werken, dergleichen die Sammlungen eines Rosinus und Pitiscus sind, vergeblich nach einer Bemerkung über die Aufkündigung der Freundschaft, wie sie bey den Römern gewöhnlich war. Herr Bergsträßer hat in seinem Realwörterbuch nur ein paar Zeilen darüber, und die deutsche Encyclopädie hat die Sache ganz mit Stillschweigen übergangen. Als ich einst in meinen Vorlesungen die Jahrbücher des Tacitus zu erläutern hatte, und im zweyten Buche auf dasjenige kam, was Tacitus daselbst von den letzten Stunden des Germanikus erzählt, stieß ich im 70sten Kapitel auf die Stelle, wo es heißt, Germanikus habe

habe einen Brief aufgesetzt, worinnen er dem Piso die Freundschaft aufgekündigt. Cn. Piso nämlich, Statthalter von Syrien, hatte (nach der geheimen Instruction, die ihm Tiber und Livia gegeben) die größte Widerspenstigkeit und Ungehorsam gegen den Generalgouverneur Germanikus bewiesen, hatte, indeß daß Germanikus in Aegypten gewesen war, alles, was dieser in Civil- und Militairsachen angeordnet, abgeändert und umgestoßen, hatte, als Germanikus von einer schweren Krankheit genaß, und alle Städte deshalb öffentliche Freudenbezeigungen anstellten, sein Mißfallen darüber geäussert, und die Freudenfeste sogar durch Gerichtsdiener stören und untersagen lassen. Noch mehr, als die Krankheit des Germanikus heftiger wiederkehrte, sagte man allgemein, er habe durch den Piso und durch dessen Gemahlin Plancina Gift bekommen, ein Gerücht, das dem Germanikus selbst zu Ohren gekommen war. Wer die Sitte des Alterthums nicht kennt, und die Verbindung der Umstände nicht erwägt, dem muß es auffallend seyn, daß Germanikus, ein Prinz des kayserlichen Hauses, dem Kayser und Senat die Verwaltung des ganzen Orients mit einer weit größern Gewalt übertragen hatte, als sonst insgemein Statthaltern gegeben zu werden pflegte, einen ihm untergebnen Mann, der mit ihm nie zuvor vertraute Freundschaft unterhalten, und der sich so gröblich gegen ihn vergangen hatte, nicht eher zur Strafe ziehen konnte, als bis er ihm zuvor die Freundschaft aufgekündigt hatte. Nur dann erst, nachdem diese Aufkündigung geschehen war, schritt er zur Bestrafung desselben, und befahl ihm Syrien zu räumen. Die Ursache, warum jene Formalität vorausgehn

mußte,

mußte, war unstreitig folgende. Gleichwie die römischen Statthalter, wenn sie in eine Provinz giengen, um ihre Hofhaltung glänzender zu machen, ein groses Gefolge von Menschen mitzunehmen pflegten, die sie ihre Freunde nannten, und unter denen sie nach den Graden des Zutritts, den sie bey ihnen hatten, gewisse Claßificationen machten: so war Piso vermuthlich ein Freund des Germanikus in diesem Verstande gewesen, hatte zu denen gehört, die ihn zunächst umgaben, die ihn aller Orten begleiteten, die täglich die Tafel bey ihm hatten, hatte unter der Suite und Hofstaat desselben die Stelle eines Oberkammerherrn bekleidet. Germanikus also, dieser Fürst vom herrlichsten Character, hatte nie gegen den Piso, gegen diesen Mann von der schwärzesten Denkungsart, jene innige Liebe gehegt, die allein den Namen Freundschaft verdient, sondern Piso war, in sofern er den täglichen Umgang des Germanikus genoß, ein Freund des Germanikus in eben dem Sinne gewesen, wie die Lateiner alle Räthe des Fürsten, alle, die um die Person eines regierenden Herrn sind, seine Freunde zu nennen pflegten. Germanikus kündigte diese Freundschaft auf, damit er nur vor der Hand ihn aus dem Gesicht bekäme; und die Aufkündigung wolte eben so viel sagen, als wenn er ihm seine Ungnade erklärt, und ihm sein Hauß verbothen hätte. Er entledigte sich des Piso, damit nicht dieser, als den er für den Urheber seiner Krankheit ansah, wenn es mit der Krankheit schlimmer werden solte, seine Augen an dem Untergang des Germanikus weiden könnte. Germanikus, der seinen Tod vor Augen sah, wolte vor wahren Freunden sein Herz ausschütten, ihnen seine letzten

ten Aufträge geben, und in ihren Armen sein Leben aushauchen. Daher beklagt er sich bey dem Tacitus zu Anfang des 70sten Kapitels, daß Feinde seine Schwelle belagern, und daß er vor den Augen derselben dahin schmachten müsse. Wie menschenfreundlich, wie sanftmüthig der Character des Germanikus gewesen, weiß jeder, der nur einige Kenntniß der römischen Geschichte hat. So gab dann auch dieser vortrefliche Fürst einen ausserordentlichen Beweiß von Mäßigung dadurch, daß er sich begnügte, einen Mann, der so feindselig gegen ihn gesinnt war, wie Piso, bloß von sich zu entfernen. Eben so urtheilt von dieser Sache Sueton im Leben des Caligula im 3ten Kapitel, wo er vom Germanikus sagt: Obtrectatoribus etiam, qualescunque et quantacunque de causa nactus esset, lenis adeo et innoxius, vt Pisoni decreta sua rescindenti, clientelas diu vexanti, non prius succensere in animum induxerit, quam venificiis quoque et devotionibus impuguari se comperisset, ac ne tunc quidem vltra progressus, quam vt et amicitiam *more maiorum* renuntiaret mandaretque domesticis vltionem, si quid sibi acciderit.

Nicht aber bloß eine solche Hoffreundschaft wie zwischen Germanikus und Piso gewesen war, pflegte förmlich aufgekündigt zu werden, sondern auch, wenn wahre Freunde so uneins wurden, daß sie alle Verbindungen unter sich abbrechen wolten, haben die Römer, die überhaupt Formalitäten sehr liebten, es für nöthig erachtet, schriftlich oder mündlich, durch Boten oder durch gewisse feyerliche Phrasen die Freundschaft aufzuheben. Aufkündigung (renuntiatio) ist, wie

wie sie Ascanius definirt, eine Lossagung von demjenigen, was man unter einander bedungen und versprochen hat, und es werden also durch dieselbe alle die Rechte und Obliegenheiten aufgehoben und zernichtet, die der geschloßne Vertrag mit sich brachte. Wer eine Miethe aufkündigt (conductionem renuntiat) der erklärt, daß sie nicht ferner bestehen soll; wer die versprochne Ehe aufkündigt (sponsalia et nuptias renuntiat) der giebt zu erkennen, daß ihm das Versprechen reue, und daß er es aufheben wolle. Freundschaft aufkündigen heißt also alle Verbindlichkeiten zurücknehmen, die man dem Freunde schuldig war, und ihn von allem dem lossprechen, was man von ihm fodern und erwarten konnte. Es war bey den römischen Juristen ein bekannter Lehrsatz, daß alle Verträge und Geschäfte auf eben die Art aufgehoben werden müßten, wie sie wären geschlossen worden, und daß alles, was man mit ausdrücklichen Worten verabredet, durch eine eben so ausdrückliche Erklärung wieder auseinander gehen müsse. So mußte eine Verbindlichkeit, die durch Stipulation war übernommen worden, durch Acceptilation, die Mancipatio durch die remancipatio, die consecratio durch die resecratio, die confarreatio durch die diffarreatio bey den Römern aufgehoben werden. So heißt es im l. 38. D. de vsuris von einem aufgehobenen Verlöbniß: Affinitas renuntiatur; und so verlangten die Römer, daß die Freundschaft, sie mochte beym Altar, oder beym Becher, vor Zeugen, oder schriftlich, geschlossen seyn, feyerlich (amicitia renuntiatur) aufgekündigt werde. Was für Ursachen zu einer solchen Aufkündigung bewegen konnten, sieht man am beßten aus den Beyspielen von dieser Sache, die

hier

hier und da in den alten Schriftstellern vorkommen, und wovon ich diejenigen, die mir bekannt sind, hier anführen will. Eben bey dem Tacitus Ann. III. 12. erklärt sich Tiber über eben den Piso, den nach Germanikus Tode die Freunde desselben förmlich anklagten, in dem Senate dahin, wenn Piso bloß aus Rauheit des Characters und aus Mangel an Höflichkeit sich gegen den Germanikus vergangen habe, so wolle er dies nicht mit fürstlicher Gewalt, sondern als eine Privatfeindschaft damit ahnden, daß er den Piso (a domo sua *seponat*) von sich entferne. Einen von uns entfernen (seponere) heißt ihm erklären, daß er uns als ein verhaßter und lästiger Mensch aus den Augen gehen soll. Tiber erklärte sich also, er wolle dem Piso die Freundschaft aufkündigen, weil er gegen den Germanikus, der bekanntlich vermöge der Adoption als ein Sohn des Tiber anzusehn war, die Ehrfurcht aus den Augen gesetzt, und ihm unschicklich begegnet war. Man weiß wohl, wie wenig dies dem Tiber von Herzen gieng, wie wenig väterliche Gesinnungen er gegen den Germanikus hegte; übrigens aber ist es allerdings ein sehr billiger Bewegungsgrund, in der Freundschaft gegen einen Menschen zu erkalten, der diejenigen mißhandelt, die wir lieben, der unsre Blutsfreunde und Verwandte, und in ihnen uns selbst kränkt und verfolgt. Als eben jener Kayser Tiber, wie Tacitus Ann. VI. 29. erzählt, in dem Senat einen Vortrag von dem Selbstmorde des Pomponius Labeo, Statthalters von Mösien, machte, gab er als eine Veranlassung davon folgendes an: Es sey eine alte Sitte, dem, mit dem man die Freundschaft abbreche, das Hauß zu untersagen, und auf die Art ihm seinen

Unwillen zu erklären, diese alte Sitte habe er bey dem Labro beobachtet. Tiber nämlich, der wegen schlechter Verwaltung der Provinz auf ihn unwillig war, hatte ihn statt der Strafe auf der Liste seiner Freunde ausgestrichen, und zu einer Zeit, wo so viele, die nur fern die Ungnade des Kaysers argwohnten, sich selbst entleibten, war es kein Wunder, daß derjenige Hand an sich legte, dem er ausdrücklich die Freundschaft aufgekündigt hatte. Livius XXV. 18. erzählt, als die Römer einen Krieg gegen die Campaner geführt, hätte ein gewisser Campaner Badius den Römer T. Quintius Crispinus, der bisher sein vertrauter Gastfreund gewesen war, zu einen Zweykampf herausgefodert. Da nun hierauf Crispin geglaubt, man dürfe auch bey dem öffentlichen Bruche zweyer Nationen die Privatverbindlichkeiten nicht vergessen, und sich deshalb geweigert habe, seine Rechte mit dem Blute des Gastfreundes zu beflecken, habe Badius öffentlich, so daß es beyde Armeen hören können, dem Crispin die Gastfreundschaft mit folgenden Worten aufgekündigt: Nihil sibi cum eo consociatum, nihil foederatum hosti cum hoste, cuius patriam et penates publicos privatosque oppugnatum venisset. Patriotismus war es also, was den Badius antrieb, diese Freundschaft aufzuheben. So rühmlich es aber auch seyn mag, dem Vaterlande alle seine Privatverhältnisse aufzuopfern, so hatte Badius doch nicht nöthig, einen ehmaligen Gastfreund zum Duell aufzuopfern, sondern konnte seinen Patriotismus bis zum allgemeinen Gefechte versparen. Uebrigens lehrt dieses Beyspiel, wie jene enge und heilige Verbindung, die man Gastfreundschaft nannte, und die man

fey-

feyerlich und unter Anrufung der Götter errichtete, auch nicht anders, als nach vorgängiger Aufkündigung zertrennt werden konnte. Dies bestätigt auch Cicero in den Reden gegen den Verres II. 30, wo er vom Verres sagt: Iste vehementer Sthenio infensus hospitium ei renuntiat. Sueton im Leben des August Kap. 66, wo er die Bemerkung macht, daß dieser Kayser sehr standhaft in der Erhaltung seiner Freundschaft gewesen, führt einige wenige Beyspiele von Freunden, die er verstoßen, und unter andern den Cornelius Gallus an, dem er wegen seines undankbaren und boshaften Gemüths die Freundschaft aufgekündigt, doch aber ihm bloß sein Hauß und seine Provinzen, das heißt, nicht das ganze römische Reich, sondern nur diejenigen Länder, die es durch seine Legaten verwaltete, untersagt habe. In dem Buch de illustribus Grammaticis führt Sueton im dritten Kapitel vom Servius Clodius an, es sey ihm die Freundschaft von seinem Schwiegervater Lucius Aelius aufgekündigt worden, weil er ein noch ungedrucktes Werk heimlich entwendet hatte. Wenn Diebstahl eine hinlängliche Ursache ist, jemanden die Freundschaft aufzukündigen, so ist es gelehrter Diebstahl um destomehr, jemehr Schriftsteller die Producte ihres Geistes lieben, und je heftiger überhaupt Schriftstellerfehden zu seyn pflegen. — Diese Gewohnheit, die Freundschaft aufzukündigen, ward bey den Römern auch auf Gegenstände des Völkerrechts angewendet. So wie die Römer überhaupt niemahls die Waffen ergriffen, niemahls ein Volk bekriegten, wenn sie nicht zuvor demselben öffentlich den Krieg angekündigt hatten: so hielten sie, wenn sie Krieg gegen eine Nation zu führen be-

 kamen,

kamen, mit der sie vorher in Freundschaft und Bündniß gestanden hatten, es für nothwendig, ehe sie den Krieg mit derselben anfiengen, ihr vorher die Freundschaft aufzukündigen. Livius XXXVI. 3. erzählt, der Consul Manius Acilius habe vermöge eines Rathschlusses dem Collegium der Fecialen die Frage vorgelegt, ob man denen Aetolern erst Bündniß und Freundschaft aufsagen müsse, ehe man ihnen den Krieg ankündige. Die Fecialen hätten geantwortet: Sie hielten dafür, daß die Freundschaft schon so gut als aufgekündigt sey, indem die Aetoler denen Gesandten, die so oft Satisfaction gefodert, keine Genugthuung zu leisten für gut befunden, hätten sie sich den Krieg selbst angekündigt. Eben so berichtet Livius XLII. 25, daß Gesandte nach Macedonien wären geschickt worden, Genugthuung zu fodern, und dem König Perseus die Freundschaft aufzukündigen. — Man findet Spuren, daß auch bey andern Völkern, ausser den Römern, diese Sitte ist beobachtet worden. Von den Griechen bezeugt es Livius XXXVIII. 31, wo er sagt, die Spartaner hätten beschlossen, den Achäern Bund und Freundschaft aufzukündigen. Ja sogar ein Beyspiel eines Königs uncultivirter Völker, der die Beobachtung dieser Sitte für nothwendig hielt, giebt uns Livius XXIX. 33, wo er vom Syphax, einem Numidischen König, der von der Parthey der Römer zu den Carthaginensern übergegangen war, erzählt, er habe Gesandte an den Scipio geschickt, und ihn durch sie warnen lassen, er solle nicht, in Vertrauen auf die ehemahlige Freundschaft des Syphax es wagen, in Africa zu landen. Der Verfasser von dem kurzen Innhalt der Liviusischen Geschichte, (wie man insgemein glaubt,

Flo-

Florus) wenn er den Inhalt des 29sten Buches angiebet, bedient sich der Worte: Syphax, accepta in matrimonium filia Asdrubalis, amicitiae, quam cum Scipione ipse iunxerat, renuntiavit.

Fragt man, was eine solche Aufkündigung der Freundschaft für Wirkungen nach sich gezogen, so erhellt von selbst, daß dadurch alle Gemeinschaft, Verbindung, und Verpflichtung aufgehoben ward. Nach den verschiedenen Graden der vorher obgewalteten Freundschaft, fiel also von dem Augenblick Briefwechsel, Umgang, Unterredung, Zutritt, Gefälligkeit, Dienstfertigkeit, Zuneigung hinweg. Wer dem andern die Freundschaft aufkündigte, erklärte ihm dadurch, daß er sich von nun an nicht mehr um ihn bekümmern, ihn ganz von sich entfernen, und (avertere aliquem, sagt Valerius Maximus) verstoßen wolle. Da eine solche Aufkündigung selten mit kaltem Blute geschieht, so ist leicht zu erachten, daß der Aufkündiger es meistens nicht bey dem hergebrachten Formular bewenden ließ, sondern in der Hitze noch manches, theils über die Ursachen der Aufkündigung, theils über die künftigen Verhältnisse mit dem ehmahligen Freunde, in sehr energischen Ausdrücken hinzusetzte. Heut zu Tage, da wir die Freundschaft nicht mehr nach einem gewissen Formulare aufkündigen, sagen wir insgemein dem, dem wir unsern Unwillen zu erkennen geben, ganz deutlich, was er sich von nun an von uns zu versehen habe. Man sagt ihm z. B. Wenn du mir wieder über die Schwelle kömmst, so werf ich dich die Treppe hinunter; Du hast bey mir ausgegessen; Geh mir aus den Augen, und dergleichen.

Zuweilen war mit der Aufkündigung der Freundschaft zugleich auch, wenn große Beleidigungen vorhergegangen waren, Ankündigung der Feindschaft verbunden. Denn bekanntlich kann aus der innigsten Freundschaft die heftigste Feindschaft entstehen, indem nichts mehr erbittert, als sich von demjenigen hintergangen oder gar beleidigt zu sehn, dem man Freundschaft, Gefälligkeiten und Wohlthaten erwiesen hatte. Daß man auch gewisse Gebräuche und Formeln bey den Römern gehabt, womit man, so wie den Krieg unter Völkern, also auch Feindschaften unter Privatpersonen angekündigt, läßt sich aus verschiednen Stellen der alten Autoren erweisen. Inimicitias capitales (Todfeindschaft) eine Feindschaft, bey der keine Aussöhnung zu hoffen ist, und wo man einander bis auf den Tod verfolgt, mußte man bey den Römern einander vor Zeugen, oder mit einem feyerlichen Eidschwure ankündigen. So heißt es beym Valerius Maximus IV. 1, der Volkstribun Tiberius Gracchus habe mit dem Scipio Africanus und mit dem Scipio Asiaticus in einer öffentlichen und erklärten Feindschaft (inimicitias *ex professo* gessit) gestanden. So erzählt auch Valerius Maximus vom Metellus Macedonicus, er habe im heftigsten Zwist mit dem Scipio Africanus gelebt, und ihre Fehde, die ursprünglich von einem Wetteifer im Guten hergerührt hätte, sey zuletzt in die ärgste und offenbarste (testatas inimicitias, das ist, vor Zeugen erklärte) Feindschaft ausgebrochen. Cicero in der Rede für den Flaccus Kap. 1. zielt auf diese Gewohnheit mit folgenden Worten: Cum a clarissimis viris iustissimas inimicitias saepe cum bene meritis depositas esse vidissem, non

sum

sum arbitratus, quenquam amicum reipublicae, posteaquam L. Flacci amor in patriam perspectus esset, novas huic *inimicitias* nulla accepta iniuria *denuntiaturum*. So sagt auch Cicero in seinen Briefen V. 71: *Indictae* et apertae inimicitiae opponuntur tacitis et occultis. Dahin gehört auch eine Stelle des Seneca im Buch de ira Kap. 37: Et Hortensius simultates tibi *indiceret* et *Cicero*, si derideres carmina, inimicus esset, und im 42 Kapitel: Quid iuvat tanquam in aeternum genitos iras indicere, et brevissimam aetatem dissipare. Sehr sinnreich sagt Sidonius Apollinaris Epist. VII, 9. von einem, dessen Character er rühmen will: Inimicitias *indictas* honeste exercit, tarde credit, celeriter deponit. So durfte man im Mittelalter, als das Faustrecht noch in Deutschland galt, keine Befehdung anfangen, wenn nicht eine förmliche Erklärung, die man Fehdebrief oder Absagebrief nannte, vorhergieng. Daher man auch noch jetzt im Deutschen einen offenbaren Feind einen abgesagten Feind zu nennen pflegt.

Betrachtet man nun jene alte Gewohnheit, die Freundschaft ausdrücklich aufzukündigen, unpartheyisch, so kann man nicht umhin, die Simplicität und Offenheit der alten Römer zu bewundern, die alle Verstellung haßten, und lieber öffentlich einem Feinde die Stirne biethen, als einem Mann, den sie äusserlich als Freund behandelten, Fallstricke legen wolten. Die Freundschaft schien ihnen etwas so heiliges, daß sie glaubten, man dürfe sie nicht leichtsinnig, sondern mit Angebung wichtiger Ursachen und auf eine feyerliche Art aufheben. So wie Bündnisse, die man beschworen

hatte, abgeschworen werden mußten, so verlangten sie auch, daß eine Freundschaft, die man sich feyerlich und mit Handschlag zugesagt, durch eine ausdrückliche Erklärung getrennt werden müsse. Ernesti in seinen Anmerkungen über den Sueton urtheilt über diese Sitte sehr richtig also: Is mos sapienter institutus a Romanis primo, vt quia durum est et inhumanum, renuntiare amicitiam, illa re absterrerentur homines ab exercendis inimicitiis, secundo, vt hoc melius sibi cavere alter ab altero posset, cum sciret, eum sibi inimicum esse. Freylich ward in der Folge, nachdem die Sitten der Römer verderbt wurden, während der Bürgerkriege und unter den Kaysern, jene alte Gewohnheit nur als Ceremonie beybehalten. Die Bemerkung, die Tacitus und Sueton bey den Beyspielen, die sie davon anführen, machen, es sey dies nach einer alten Sitte (e pristino more) geschehn, giebt gnugsam zu erkennen, daß es immer seltner geschah. Und, wenn man es noch beobachtete, so that man es gewiß, ohne bey dem alten Formular das zu fühlen, was in den ersten Zeiten Roms der empfand, der sich genöthigt sah, einen Freund verlohren zu geben. Es war ein alter Ritus, der, wie alle alte Gebräuche, seine Kraft verlohr. Machten nun gar die Kayser selbst bey den Hofleuten, auf die sie ihre Ungnade warfen, eine Anwendung davon, so war hier Aufkündigung der Freundschaft nur ein Euphemismus, um Verbannung oder gar Befehl des Selbstmords gelinder auszudrücken, eine Bemäntlung der Tyranney und des Despotismus, und brachte eben so schreckliche Wirkungen hervor, als die mit der Bastille zugleich zernichteten, ehmaligen Lettres de cachet in Frankreich.

III. Frag-

III.

Fragment der denkwürdigen Debatte über Duldung und Religionsmeynungen, vorgefallen in Frankreich in der Nationalversammlung, Sontags den 21. August 1789.

Herr von Castellane eröfnete die Debatte durch einige allgemeine Bemerkungen über den Nutzen der Religion und Duldung, und schlug vor, daß die verschiednen über diesen Gegenstand vorgeschlagnen Puncte auf folgenden zurück gebracht und in die Erklärung über die Rechte des Menschen eingerückt werden möchte. „Niemand soll wegen seiner Religionsmeynungen verantwortlich seyn, und in der Ausübung seiner Religion gestört werden."

Der Graf von Mirabeau stand auf und erklärte, daß es nicht seine Absicht sey über Duldung zu reden. — In seinen Augen sey die unbeschränkteste Freyheit in Religionssachen ein so heiliges Recht, daß schon das Wort Duldung an sich selbst tyrannisch sey, weil die Existenz des Rechts zu dulden, eine Macht auch nicht zu dulden in sich begreife, welche der Denkfreyheit nachtheilig sey. Diese Untersuchung, fuhr er fort, ist noch zu frühzeitig. Wir wollen eine Erklärung der Rechte entwerfen, und nicht eine Sammlung von Grundsätzen. In einem der Versammlung vorge-

letzten Artickel hat man erklärt: „Religion erfodere eine öffentliche Form des Gottesdienstes, und es sey durchaus nothwendig, diese Form in öffentlicher Achtung zu erhalten. Ich behaupte, daß dies kein Recht, sondern eine Pflicht ist, aus welcher das Recht eines jeden Menschen entspringt, nicht in der Ausübung seiner Religion gestört zu werden. Die Verschiedenheit in den Religionsmeynungen der Menschen entsteht von der Verschiedenheit ihrer Gesinnungen; eine Verschiedenheit, die nicht aufgehoben werden kann, und die folglich nicht angegriffen werden darf — und die Achtung fodert als ein Recht an sich selbst und als Gottesdienst.

Diese Achtung für das Recht und den äussern Gottesdienst ist auch alles, was man anzunehmen nöthig hat. Ich bitte diejenigen, deren Furchtsamkeit schon das Schreckliche einer eingeführten Religionsduldung vorempfinden, zu bedenken, daß unsre Nachbaren dies nicht erfahren haben, und daß die Protestanten, die, wie Jederman weiß, ewig in jener Welt verdammt sind, in dieser ganz erträglich zu leben wissen. Ein Schadenersatz, der ihnen ohne Zweifel von der Barmherzigkeit des höchsten Wesens ertheilt ist. Wir, die wir das Recht haben, uns mit den Geschäften dieser Welt abzugeben, können ihnen gern Freyheit des Gottesdienstes geben und ruhig dabey schlafen. Eins unsrer Mitglieder (nämlich sein Bruder der Vicomte von Mirabeau) hat erklärt: er gebe sich zwar für keinen Apostel der catholischen Religion aus, sondern nur für einen treuen Anhänger derselben; dennoch sey er der Meynung, daß wir in eine religiöse Anarchie verfallen würden, wenn sich die gesetzgebende Gewalt ihrer Macht in Glaubenssachen begäbe. Ich frage

hier

hier die Unterstützer dieser Meynung; ob sie als Catholiken oder als Gesetzgeber sprechen? Sprechen sie als Catholiken, so gestehen sie zu, daß ihr äusserer Gottesdienst eine bürgerliche, das heißt, eine menschliche Einrichtung und also abänderbar und nicht göttlichen Ursprungs ist — in andern Worten, daß sie keine Catholiken sind. Sprechen sie als Gesetzgeber, so sag ich ihnen, auch als ein Gesetzgeber, daß öffentlicher Gottesdienst nichts mit der bürgerlichen Gewalt zu thun hat; wenn gleich selbst Nero und Domitian das Gegentheil ausgeübt haben, um die Ausbreitung des christlichen Glaubens zu verhindern.

Oeffentlicher Gottesdienst besteht in Gebethen, Gesängen und verschiednen Handlungen der Andacht, die dem höchsten Wesen von einer Versammlung von Menschen dargebracht werden; und es wäre abgeschmackt behaupten zu wollen, der Polizeyaufseher habe ein Recht, Verordnungen über Messen und Litaneyen ergehen zu lassen. Es ist die Pflicht der Polizey, Störungen der öffentlichen Ruhe zu verhüten. Aus diesem Grunde bewacht sie unsere Straßen, Häuser und Kirchen, aber sie befiehlt uns nicht, was wir daselbst vornehmen sollen. Das Aeusserste, wozu sie Recht und Macht hat, ist nichts anders, als uns an Handlungen zu hindern, wodurch wir unsern Nachbarn schaden könnten. Es ist eine abgeschmackte Foderung, daß man euch nicht erlauben will, gewisse Handlungen vorzunehmen, weil manche Handlungen zuweilen Unglück veranlassen können. Dies mag noch so bequem seyn, so kann es doch nie gesetzmäßig recht seyn.

Ich höre widerholentlich von einer herrschenden Kirche reden. — Herrschend — Ich muß mir, meine Herren, über die wahre Bedeutung dieses Worts eine Erklärung ausbitten. Soll ich darunter eine unterdrückende Kirche verstehen? — Das Wort unterdrückend ist nicht mehr in unsrer Sprache. Männer, die ihre Freyheit gegründet haben, beschäftigen sich nicht mit Unterdrückung, sondern suchen nur ihre Rückkehr zu verhindern. Versteht man darunter die Religion der Fürsten? Der Fürst hat kein Recht, über die Gewissen zu herrschen und die Meynungen einzuschränken. Ist es die Religion des größern Theils? Aber dieser oder jener Gottesdienst ist das Resultat dieser oder jener Meynung, und Meynungen können nicht durch die Anzahl gegenseitiger Stimmen über den Haufen geworfen werden.

Mit einer herrschenden Religion könnten wir auch eine herrschende Philosophie und herrschende Systeme aller Art haben. Nichts solte herrschend seyn als Gerechtigkeit, welche jedem das Recht ertheilt alles zu thun, was den Uebrigen nicht nachtheilig ist. —

Einer von der niedern Geistlichkeit, erinnerte, zu dem Vorschlage des Herrn von Castellane noch die Worte hinzuzusetzen: „Vorausgesetzt, daß sie die öffentliche Ruhe nicht stören.“

Diese Verbesserung wurde vom Herrn von Virieux sehr ernstlich unterstützt; er sagte, ob er gleich gestehen müsse, daß sich Niemand in der menschlichen Gesellschaft einer Ge-

richts-

richtsbarkeit über die Seelen anmaßen könne, obgleich die Gedanken völlig frey seyn, und Niemand das Recht habe, über das Gewissen eines Andern die Aufsicht zu führen, so könne er doch nicht der Meynung seyn, daß derjenige, der sich nach seinem Gefallen einen Glauben wählt, auch das Recht haben solle, zu erklären, was das für ein Glaube sey. Solche schädliche Freyheit, fuhr er fort, würde die ganze Welt in Verwirrung setzen. Religionssecten sind immer unruhig gewesen, weil man ihnen erlaubte, ihre Lehrsätze bekannt zu machen, und weil sie Andre dahin gebracht haben, derselben beyzutreten. Sie müßten daher unter dem Gesetz stehen, und wenn auch Jemand in Rücksicht seiner Religionsmeynungen nicht beunruhigt würde, so sey es doch in der Rücksicht nöthig, damit er die öffentliche Ruhe nicht stören könne. Er war daher mit der Verbesserung zufrieden.

Herr von Vivieux erhielt von der geistlichen Banck und von einigen von Adel vielen Beyfall. Von andern wurde er aber sehr heftig zur Ruhe verwiesen, welche glauben, daß solche Reden nicht dazu dienen, die günstige Meynung zu erhalten, die das Publicum und ganz Europa bis jetzt von dem Verfahren der Nationalversammlung gefaßt haben.

Nun stand Herr Rabaud von St. Etienne auf, und beschrieb in einer der meisterhaftesten und beredtesten Reden, die jemahls in dem Hause gehalten wurden, den Zustand der Nichtcatholiken, und widerlegte die Meynung, als ob ihnen

nen in dem letzten sie betreffenden Edict große Vortheile zugestanden wären, das ihnen nichts weiter erlaubte, als gebohren zu werden, zu leben und zu sterben. Die Versammlung, sagte er, hat das Mitglied, dessen Rede wir zuletzt angehört haben, zur Ruhe verwiesen. Es sey mir daher erlaubt ihr zu antworten, und die gefährlichen Grundsätze durchzugehen, die er vorgetragen hat.

„Er giebt zu, daß Niemand ein Recht habe, die geheimen Gedanken der Menschen zu ergründen und zu untersuchen. Diese Wahrheit ist weder tief gedacht noch merkwürdig. Denn es ist wohl selbst einem Tyrannen nie eingekommen, in die Geheimnisse der Seele einzudringen. Die unterdrücktesten Sclaven sind in dem Besitz einer Freyheit, die hier freyen Männern als eine Gnade zugestanden wird. Er fügt hinzu; daß die Bekanntmachung der Gedanken und Lehrsätze äusserst gefährlich werden könnten, und daß sie also durchs Gesetz verhindert werden müßten. Die Inquisition führte nie eine andre Sprache. — Dieses fürchterliche Tribunal hat immer vorsichtig und milde erklärt, daß die Gedanken der Menschen frey seyn, aber daß sie nie bekannt gemacht werden dürften, weil dadurch die öffentliche Ruhe in Gefahr kommen könnte. Die eben geäusserten Gesinnungen würden hinlänglich seyn, uns von neuen eben diesem Despotismus zu unterwerfen, wenn sie nicht von eben dem Publicum verdammt und verworfen würden, an welches das Mitglied appellirt; und ich füge hinzu, daß die christliche Religion in ihrer Ausbreitung und in ihrem Fortgange gehemmt worden wäre, wenn die Heiden nach solchen Grund-

sätzen gehandelt, und so ihre öffentliche Ruhe beschützt hätten. Ich glaube nicht, daß das, was ich über diese wichtige Sache zu sagen habe, weniger Gewicht haben wird, weil ich ein Intresse dabey habe, sie zu unterstützen. Wir dürfen bey der Vertheidigung unsrer Rechte nicht mit wenigern Ernst zu Werke gehen, weil sie unsre Rechte sind. Wenn der unglückliche Sclave vom Berg Jura vor dieser ehrwürdigen Versammlung erschiene, so würde er mit Güte und nicht mit Vorurtheil empfangen werden. Ueberdem handle ich einem geheiligten Auftrage gemäß. Ich gehorche meinen Wahlherren. Ein Theil des Landes, von 360,000 Menschen bewohnt, wovon 20,000 Protestanten sind, hat ihren Deputirten aufgetragen, das in dieser Versammlung zu vollenden, was das Edict vom November 1787 begann. Ein andrer Theil von Languedoc und viel andre Districte des Königreichs haben dasselbe Verlangen geäussert, und fodern für die Nichtcatholiken freye Religionsübung. Dies, meine Herren, ist der Grund, warum ich sie bitte ein Gesetz zuzulassen, worin festgesetzt wird: „Daß jeder Bürger frey ist in seinen Meynungen, daß er ein Recht hat, öffentlich seine Religionsgebräuche auszuüben, und daß Niemand wegen seiner Religionsmeynungen verfolgt werden darf.“ Ihr Grundsatz ist, daß Freyheit ein gemeinsames Eigenthum ist, und daß alle Bürger ein gleiches Recht dazu haben. Freyheit kommt also jedem Franzosen, gleichförmig und auf dieselbe Art zu. Sie haben alle ein Recht dazu oder keiner hat es. Wer es ungleich vertheilt, ist damit nicht bekannt; wer auf irgend eine Weise die Freyheit andrer angreift, greift seine eigne an, und verdient sie zu verliehren; ist eines Geschenks

unwürdig, dessen Werth er nicht kennt. Ausserdem haben sie erklärt, die Freyheit zu denken und nach Gefallen Meynungen anzunehmen, sey ein unveräusserbares, unbegränztes Recht. Diese Freyheit, die geheiligteste von allen, ist der Herrschaft der Menschen nicht unterworfen. — Sie nimmt ihre Zuflucht zur Seele als einem unverletzbaren Heiligthume, welches anzutasten kein Mensch ein Recht hat. — Dies ist die einzige Freyheit, die die Menschen nicht unter die Gesetze ihrer gesellschaftlichen Verbindung gebracht haben. Sie einzuschränken ist Ungerechtigkeit, sie anzugreifen Kirchenraub.

Ich behalte mir selbst das Recht vor, darauf zu antworten, was als ein Beweis angeführt wird, daß die Freyheit des Gewissens dadurch nicht gekränkt werde, wenn man den Dissentern die öffentliche Religionsübung nicht verstattet, und hoffe zu beweisen, daß dies die größte Ungerechtigkeit — daß es eine Verletzung dieser Freyheit — ein schreckliches Beyspiel von Unduldsamkeit und Verfolgung ist.

Die Nichtcatholiken (vielleicht wissen dies einige der Herren nicht) erhielten durch das Edict vom November 1787 nichts, als was man ihnen auf keine Weise verweigern konnte. Ich kann die Worte nicht ohne Scham und Unwillen wiederholen, und ich gründe meine Behauptung auf die eignen Ausdrücke des Edicts.

Dies mehr gerühmte als gerechte Gesetz bestimmt die Art, wie ihre Geburten, Heyrathen und Todesfälle registriert wer-

werden sollen. — Es gestattet ihnen folglich den Genuß ihres Eigenthums und die Ausübung ihrer Gewerbe, und nichts weiter.

Auf die Art, meine Herren, kehrt Frankreich im 18ten Jahrhundert zu der finstern Zeit der Barbarey zurück, theilt sich selbst in eine begünstigte und verfolgte Caste, und hält es für einen Beweiß einer aufgeklärten Gesetzgebung, daß Franzosen, nach einer hundertjährigen Verstoßung und Verfolgung die Erlaubniß erhalten, ihren Gewerben nachzugehn; das heißt zu leben, und daß ihre Kinder nicht für unehelich erklärt werden. Die Formen dieses huldvollen Gesetzes, dem sie sich unterwerfen müssen, sind bedrückend und erschwerend, und die Ausübung desselben war in jeder Provinz, wo sich Protestanten aufhalten, mit Unordnungen, Unruhen und Schwierigkeiten begleitet.

Ich werde hierüber noch mehr sagen, wenn die Gesetze selbst zur Untersuchung und Betrachtung des Hauses kommen. Und doch, meine Herren, ist die Verschiedenheit zwischen Franzosen und Franzosen so groß, daß eben diese Protestanten mancher Vortheile der Gesellschaft beraubt sind; Unter andern müssen sie des Vorzugs entbehren, das Ludwigskreutz, jene ehrenvolle Belohnung der Tapferkeit und geleisteten Dienste, zu tragen. Sie erhalten es nicht als Männer von Ehre, als Franzosen, sondern dann erst, wenn sie ihre Ehre verschleudern und Heuchler werden. Dies sind die Bedingungen unter denen es ihnen dargebothen wird. Um dies System von Erniedrigung und Schmach aufs höch-

ste

sie zu treiben, so sind sie wegen ihrer Gedanken geächtet, wegen ihrer Meynung für schuldig erklärt, und der Freyheit bey ihren eignen Gottesdienst beraubt. Die Strafgesetze, die nach dem Grundsatze gemacht sind, daß Irrthum Verbrechen ist, müssen noch erst abgeschaft werden. Die Protestanten sind in manchen Provinzen gezwungen, ihren Gottesdienst in Wüsten zu halten, wo sie der Rauhigkeit der Witterung ausgesetzt sind. Sie müssen sich als Verbrecher vor dem Auge des Gesetzes verbergen, oder vielmehr das Thörichte seiner Ungerechtigkeit zeigen, indem sie es täglich übertreten und überlisten.

So ist die Lage der Sachen, meine Herren, daß Protestanten, die alles für ihr Vaterland thun, von ihrem Vaterlande mit Undankbarkeit behandelt werden. Sie sind gute Bürger und werden ausgestoßen; — Sie betragen sich als Männer, denen sie die Freyheit gegeben haben, und sie haben doch nur die Freyheit der Sclaven: — Aber noch existirt eine französische Nation. An sie appellire ich zu Gunsten von 2 Millionen nützlicher Bürger, die heute das Recht freyer Franzosen fodern. Ich will ihr nicht die Ungerechtigkeit aufbürden, daß sie das Wort Intoleranz aussprechen könne, unsre Sprache erkennt es nicht mehr für ihr Eigenthum, sondern als einen von den barbarischen und veralteten Ausdrücken, die nicht mehr in Gebrauch sind, weil der Begrif, den es ausdrückte, verschwunden ist. Ich fodre auch nicht bloß Duldung, meine Herren, sondern Freyheit. So lange es wahr ist, daß Verschiedenheit in Religionsmeynungen kein Verbrechen ist, so sind schon die Ideen

von

von Duldung, Unterstützung, Nachsicht, Verzeihung, Gnade ungerecht gegen Menschen, die keiner andern Sache wegen angeklagt werden können. Mein Vorschlag wäre, das Wort Duldung gänzlich auszustoßen. Denn es stellt Bürger als Gegenstände des Mitleids und der Verzeihung vor, denen nichts zu Schulden kömmt, als daß Schicksal und Erziehung ihnen verschiedne Denkformen gegeben haben. Irrthum, meine Herren, ist kein Verbrechen. Wer Irrthümer annimmt, hält sie für Wahrheiten, und sie vertreten bey ihm die Stelle der Wahrheit. Er ist verpflichtet sie zu bekennen, und kein Mensch, keine Gesellschaft hat das Recht ihn zur Annahme des Gegentheils zu zwingen.

So fodre ich denn, meine Herren, für die französischen Protestanten und für alle Nichtcatholiken in diesem Königreiche eben dasselbe was sie für sich selbst f dern: Freyheit und Gleichheit der Rechte. Ich fodr sie für jene Unglücklichen, die aus Asien vertrieben, die letzten 18hundert Jahr verstoßen und verfolgt umher wanderten; die sich zu unsern Sitten und Gebräuchen gewöhnen würden, wenn sie durch unsre Gesetze mit uns zu einem Körper verbunden würden, und deren sittliches Verhalten wir nicht verdammen solten, da es nur die Folge unsrer eignen Barbarey und jener Erniedrigung ist, unter deren Druck sie bisher geseufzt haben.

Auch fodre ich für alle Nichtcatholiken Freyheit ihrer Religion, ihres Gottesdienstes und der Ausübung desselben in dazu geheiligten Häusern, und die Versicherung, daß sie eben

so wenig in ihren Religionsübungen gestört werden sollen, als sie in der ihrigen. Daß sie von dem allgemeinen Gesetz eben so beschützt werden als sie, so kräftig als sie, und auf dieselbe Art und Weise als sie selbst.

Wer von ihnen wird bey der großen Mischung von Wahrheit und Irrthum, worüber die Menschen streiten, kühn genug seyn, zu behaupten, daß er nie betrogen wäre, daß bey dem Streit die Wahrheit immer auf seiner Seite, und der Irrthum auf des Gegners Seite sey? Geben sie nicht zu, meine Herren, — (vielleicht solt' ich mich vielmehr an die freye und edle Nation selbst wenden) geben sie nicht zu, daß das Beyspiel solcher Nationen, die noch unduldsam sind, Einfluß auf ihre Beschlüsse haben. Sie müssen keinen Beyspielen folgen, sie müssen selbst Beyspiele geben. Seyn sie nicht ungerecht, weil andre Völker ungerecht sind. Europa seufzt nach Freyheit. Europa sieht auf ihre Lehren, und sie sind würdig, sie zu geben. Lassen sie das Gesetzbuch, daß sie entwerfen, ohne Flecken seyn, und wenn ja Beyspiele nöthig sind, so nehmen sie es von den Americanern, die die heilige Erklärung allgemeiner Religionsfreyheit zur Vorrede ihres bürgerlichen Gesetzbuchs gemacht haben. Nehmen sie es von den Einwohnern Pensylvaniens, welche gesagt haben, daß alle, die Gott anbeten, es sey auf eine Art welche es wolle, zu allen Rechten freyer Bürger berechtigt sind. Nehmen sie jenes der Einwohner von Philadelphia, die in ihren Mauern verschiedne Tempel und verschiedne Arten des Gottesdienstes sehen, und die vielleicht die Freyheit, die sie errungen haben,

ben, der tiefen und richtigen Kenntniß der Freyheit zu verdanken haben.

Ich kehre zu meinen Grundsätzen oder vielmehr zu ihren Grundsätzen zurück; denn sie sind auch die ihrigen, und sie haben sie durch die Erklärung geheiligt: „Daß alle Menschen frey und gleich gebohren sind und leben.“ Die Rechte aller Franzosen sind dieselben. Es würde nicht gerecht seyn, daß ein Theil der Bürger zum andern sagen solte: „Wir sind frey, aber ihr seyd es nicht; eure Rechte und die unsrigen sind ungleich; wir haben Gewissensfreyheit, aber ihr nicht, weil wir nicht willens sind sie euch zu geben:“ Ein solches Gesetz, das nur zufällig an der größern Menge haftet, mag von einem Despot geübt werden, aber bey einem wirklich freyen Volke kann es unmöglich statt finden.

Ich folge ihrem Beyspiel, meine Herren; ich kann kein ausschliessendes Vorrecht in irgend einer Sache anerkennen: In Glaubensmeynungen und gottesdienstlichen Dingen würde dies der höchste Grad von Ungerechtigkeit seyn. Wenn sie bey ihrer Andacht nicht gestört werden dürfen, so darf auch ich nicht gestört werden. Und wenn sie die Wenigern stören, weil sie die Mehrern sind, so machen sie sich der schändlichsten Ungerechtigkeit schuldig und sündigen gegen ihre eignen Grundsätze.

Sie sind zu weise, meine Herren, die Religion zu einem Gegenstand ihrer Eigenliebe zu machen; und jene Unduldsamkeit, die Frucht des Stolzes und der Herrschsucht, die

so manche Jahrhunderte die Erde verwüstet hat, mit der Unduldsamkeit, die aus Eitelkeit entspringt, zu vertauschen. Sie müssen sich nicht wundern, daß es Menschen giebt, die Gott auf eine von der Ihrigen verschiedne Art anbeten. Es giebt in Frankreich 2 Millionen Menschen, die sie für eben so frey halten als sich selbst, welche ihn auf eine Art verehren, die sie für die beste achten. Sie wissen nicht, ob Gott ihre Verehrung mißbilligt. Sie können sich nicht einbilden, daß sie die Macht haben solten zu thun, was nach der Erfahrung von 6000 Jahren nicht gethan werden kann; daß sie die Macht haben solten alle Menschen zu einer und derselben Art von Gottesverehrung zu zwingen. Diese Erfahrung, die von so einer langen Zeitperiode abgezogen ist, hat nicht länger gedauert, als sie blutig war. Lassen sie uns wenigstens unter uns Mühe geben, das Schwert der Unduldsamkeit in die Scheide zu stecken; lassen sie uns unsre Landsleute wieder in ihre Rechte einsetzen, Rechte, die lange mißverstanden waren. Und lassen sie uns machen, daß sie das Land lieb gewinnen, das sie bisher ausstieß und aus seinem Schooß vertrieb.

Ich unterdrücke manche Gründe, die ich von 2 Millionen unglücklicher Menschen zur Unterstützung der Freyheit, die ich fodre, hernehmen und geltend machen könnte? Sie könnten sich selbst stellen, befleckt mit dem Blute ihrer Vorfahren, und noch die Spuren ihrer eignen Ketten zeigen. Aber unser Vaterland ist frey, und wir wünschen nicht nur die allgemeinen Uebel, die es erlitten hat, zu vergessen, sondern auch die Uebel, die wir allein haben tragen müssen.

Meine Fordrung ist, daß sich Frankreich dadurch der errungnen Freyheit würdig zeige, daß es sie allen gleich zutheilt, ohne Unterschied des Ranges, der Geburt oder der Religion, und daß sie den Dissentern eben die Vorrechte einräumen, die sie für sich selbst nehmen und erklären: „Daß jeder Bürger frey ist in seinen Meynungen, daß er das Recht hat, öffentlich seine gottesdienstlichen Gebräuche zu verrichten, und daß Niemand wegen seiner Religionsmeynungen beunruhigt werden darf.“ —

Diese Rede des Herren Rabaud von St. Etienne fand den größten Beyfall. Herr Dillon, ein Geistlicher, der die Verbesserung des Vorschlags von Herrn von Castellane unterstützt hatte, durch den Zusatz der Worte: „vorausgesetzt, daß sie die öffentliche Ruhe nicht stören“ — stand sogleich auf und sagte: — „Ich nehme öffentlich die Billigung zurück, die ich der von einem meiner Mitbrüder vorgeschlagnen Verbeßrung gab.“

Das Haus fühlte das reine Opfer der Huldigung, dargebracht der Gerechtigkeit und Vernunft; und der Bischof von Clermont bemerkte, daß es einige Zeit erfodre, auf eine so wohl vorbereitete Rede zu antworten, wie die Rede des Herren Rabaud von St. Etienne gewesen sey. Aber dessen ungeachtet unterstützte er die Verbesserung eben so wie der Bischof von Lida, welcher sagte: daß es unschicklich und schädlich sey, den Protestanten zu erlauben, nicht an die Transsubstantiation zu glauben, und ihnen auch die Macht zu geben, alle Glieder der catholischen Kirche für Götzen-

... Er wolle daher für die Verbeßrung

... Kramer.

IV.

Fragmente einer neuen Reise nach Spanien.

Fortsetzung.

Historiker.

Die Spanier, ob sie gleich alle andre Arten der Litteratur vernachläßiget haben, bearbeiten dennoch die Geschichte mit gutem Erfolge.

Einige Capucinaden abgerechnet, erreicht Mariana beynahe den Tacitus.

Die Geschichte von Catalonien ist unverbesserlich geschrieben. Unglücksfälle und Aufstände sind mit Kraft und Energie geschildert. Die Jahrbücher von Saavedra werden sehr geschätzt. Der Marquis von San Philipp hat eine sehr gute Geschichte von dem Succeßionskriege herausgegeben.

Von einer Geschichte von Indien, die Don Gonzala Hermandez de Oviedo y Valdas zum Verfasser hat, wird sehr viel Wesen gemacht.

Die Geschichte von Mexico, von dem Mönch Torquemada, hat herrliche Stellen.

In

In Madrid existirt eine Academie der Geschichte. Diese Gesellschaft beschäftiget sich mit Untersuchungen über die Annalen Spaniens.

Herr de Compamanez, Chef dieser Academie, hat zu diesem Endzwecke Materialien gesammlet, die er jetzt in Ordnung bringt. Es ist ein Glück für das lesende Publicum, wenn der Mann mit der Sense ihm Zeit läßt, seine Arbeit zu beendigen. Zum Unglück aber ist der gute Mann schon bey Jahren, kränklich, engbrüstig, und wird es wahrscheinlich nicht lange mehr machen.

Herrlich wäre es, wenn es sich mit der Gesundheit und dem langen Leben wie mit militairischen Gnaden und Gunstbezeigungen des Hofes verhielte. Ein nützlicher Mann, ein aufgeklärter Mann müßte lange leben, immer gesund seyn.

Maulesel.

Die andalousischen Maulesel werden sehr geschätzt. Ausserdem daß sie stärker, kraftvoller sind als die Esel von Rouergue, von Poitou und andern französischen Provinzen, woher die Spanier ihre Maulesel bekommen, sind sie auch minder gefräßig, gehn schneller und sicherer.

Auf den gefährlichsten Wegen kann man mit einem andalousischen Maulesel ganz ohne Furcht reisen. Als ich über die Pirenäen gieng, ritt ich eines dieser Thiere, glaubte alle Augenblicke zu fallen; aber mein Führer versicherte

mich: ich würde nicht fallen; und — ich fiel auch nicht.

Gewöhnlich reiten die Spanier auf diesen Thieren, und kümmern sich im geringsten nicht, daß es einen dicken, unförmlichen Kopf, Eselsohren und ein schmutziges Fell hat; genug für sie, daß es sicher geht und nicht viel frißt.

Einzelne Bemerkungen.

Fast alle spanische Frauenzimmer haben in dem Ton ihrer Stimme so etwas sanftes, etwas bewundrungswürdiges, daß es ein Vergnügen ist, ihnen zuzuhören. Ich ziehe den Ton ihrer Stimme der besten Sonnate vor. Gluck würde nichts daran zu ändern finden; denn er ist ganz Musik.

Ich glaube, daß der König von Spanien sich zu seinen Kleidern nie die Maaße nehmen läßt; denn sie sind gewöhnlich zu kurz, zu lang oder zu weit, und man weiß nicht, was man daraus machen soll. Wenn ein Privatmann sich so bizarr kleidete: so würde jeder ihn auslachen.

Hier werden die Todten zu früh begraben, und man läßt ihnen nicht Zeit genug, wirklich zu sterben. Warum wird mit der Beerdigung nicht zwey, drey Tage gewartet? Wer heute nicht bloß scheinbar gestorben ist, wird morgen auch noch todt seyn, und dann ist bey der Beerdigung noch nichts versäumt. Im Fürstenthum Neufchatel werden die Verstorbenen erst nach Verlauf von zwey und siebenzig Stunden begraben, und man versichert, daß sich viele drey

Tage

Tage nachher, als man sie todt glaubte, wieder aufgerichtet, und zu trinken verlangt haben.

Der Spanier soll lustig seyn; ich aber finde ihn traurig. Jeden Abend lustwandle ich im Prado, und es sind ohngefähr an viertausend auf dieser Promenade; aber dennoch hört man keinen lachen.

Taubenschläge sind in Spanien unbekannt, und man schließt diese Thiere Paarweise einzeln ein. Diese eingeschlossenen Tauben scheinen beklagungswürdig; aber wenn sie sich lieben, sind sie dennoch glücklich.

Madrid ist vielleicht die Stadt, wo die wenigsten Selbstmorde vorfallen. Ein Jahr ins andre gerechnet, zählt man noch nicht vier Selbstmörder. Es ist gut, daß diese Unglücksfälle in Spanien selten sind; besser wäre es noch, wenn sie es durchgängig wären, und noch besser, wenn sich gar keiner tödtete. Indessen ist es Räthsel für mich, daß der Selbstmorde nicht noch mehrere sind, wie bishero; werde es nie begreifen können, daß die Hälfte der Menschen, so voll von Neugierde, so voll von Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, sich nicht selbst in jene Welt expedirt, um es geschwinder zu erfahren! —

Das Volk zu Madrid lebt sehr ausschweifend, und die Damen sollen galant seyn. Man sagt, die Mädchen wären verliebt, aber sehr zurückhaltend, wie denn der Spanier überhaupt in seinen Liebschaften furchtsam ist. Jahrelang verschließen die Liebhaber in ihrem Busen die heißeste Liebe; jahrelang werden sie von einer Leidenschaft gequält,

 ster-

sterben selbst öfters daran, und das bloß darum, weil sie sich nicht erklärten.

Jeder Spanier, der nicht in der Mönchskutte begraben wird, muß in seinen schönsten Kleidern beerdiget werden. Besser wäre es — so wenigstens scheint es mir; — wenn dieses schöne Kleid verkauft, von dem Werthe desselben ein Armer bekleidet, und der Todte im Hemde begraben würde.

Schade, daß drey Viertheile von Spanien unbebauet sind! Der Fehler liegt gewiß nicht am Boden; denn der ist aller Orten vortreflich, wie die Sierra Morena es beweißt. Kaum war sie urbar gemacht, besäet, vom Thau getränkt und von den Strahlen der Sonne durchdrungen, als sie auch schon den Schweiß des Arbeiters durch keimende und reifende Früchte belohnte.

Die Spanier verliehren ihre Zähne früh. Selten findet man sie bey ihnen noch nach funfzig Jahren, und wenn sie ja noch einige haben, so sind dieses so wenige, daß es der Mühe nicht lohnt, davon zu reden. *)

Sehr sonderbar, fast unbegreiflich ist es, daß in Spanien viel Atheisten sind, die gar nichts, schlechterdings nichts glauben, und ganz laut behaupten, daß das Daseyn Gottes

Vor=

*) Eine Dame meiner Bekanntschaft, die meine ganze Achtung hat, rieth mir als Zahnpulver China an, und ich — ich empfehle es hier wieder jedem, der seine Zähne conserviren will.

Klaußner.

Vorurtheil ist, Himmel und Hölle Einbildungen sind, und daß das Ohngefähr alles geordnet hat. — O wie beklage ich diese Unglücklichen!

Selten begegne ich zwey Spaniern in Gesellschaft, und wie es scheint, so liebt der Spanier die Einsamkeit und thut auch recht wohl daran. Der Mensch in der Einsamkeit lebt und empfindet besser, und genießt sein Leben zwiefach. Der Mensch in Gesellschaft ist das, was der Wein ist, mit Wasser vermischt; der Mensch in der Einsamkeit aber ist gleich dem reinen Weine. Trockne Zeit ist hier gar nicht selten. Das Wasser wird denn rar, und viele Menschen sterben für Durst.

Zu Madrid werden ausserordentlich viel gute Werke ausgeübt, und man trift hier mehr wahre Tugendhafte an, als anderswo, findet Menschenmuster (man verzeihe mir diesen Ausdruck) denen zum Wohl der Welt jeder gleichen solte. Zu Genf fand ich auch einen dieser Menschen. Carl Bonnet war es; und zu Neufchatel traf ich wieder einen dieser Classe, den Herr Robert.

An keinem Orte sah ich wohlriechendere Violen. Gestern kaufte ich einen Straus davon, und seit gestern balsamirt dieser Straus mein Zimmer.

Hier darf ein Werk nur etwas munter geschrieben seyn; so wird es gleich verbrannt. Erschiene das Meinige hier; so würde es bald in Asche verwandelt werden; und dies wäre schön, herrlich, vortreflich; denn das bringt Glück! Heil

dem

dem Werke, das verbrannt wird! das Publicum liebt die verbrannten Bücher.

Die Spanier sind zwar nur von mittelmäßiger Grösse; aber gut gebauet. Im Durchschnitt indessen alle schwarz und häßlich.

Ihre Ohren verstellen sie am meisten; denn diese sind so lang, daß ich sie nicht würde in meine Handschue stecken können.

Nach Neapel glaube ich, ist Spanien das Land, wo man die meisten betitelten Männer findet. Hier nennt sich Marquis, Graf und Ritter, wer nur Lust hat; denn alle diese Titel sind dem Raube Preiß gegeben.

Der vernachläßigte Theil in der Erziehung zu Madrid ist die Gedächtnißübung. Vielleicht aber haben die Spanier auch recht hierinnen; denn ein gutes Gedächtniß wird oft einem zur Qual. Denke ich an hundert Sachen, an hundert Personen mit Vergnügen: so giebts dagegen wieder tausend Dinge, die ich gern vergessen zu können, wünschte. Friederike zum Beyspiel! — — *)

Das Viaticum wird mit vielem Pomp getragen, und die erste Person, der es in einem Wagen begegnet, muß aussteigen und ihre Kutsche Gott leihen.

Diese

*) Im Original stand K... und meine Leser verzeihen diese kleine Abänderung, und meine Freunde erinnern sich des Mädchens, die mich täuschte. Möge doch keiner meiner Leser so seine Ruhe verliehren.

d. Uebers.

Diese leeren Ceremonien sind — wenn man es wagen darf, so zu reden? — die letzten Trümmer, worauf die im Todeskampf liegende Religion sich rettet.

Nirgends sah ich so wenig niedliche Kinder wie hier. In der Kindheit sind alle Menschen gewöhnlich hübsch; aber der Spanier ist wider den gewöhnlichen Lauf der Natur schon häßlich, ehe er die Kinderschue ablegt.

Ein dänischer Arzt behauptet in einer Disputation: daß man durch die Zähne hören könne. Man bemerkt auch in der That fast an allen Tauben, daß sie den Mund öfnen, wenn sie hören wollen. Die Spanier haben sich ebenfalls dazu gewöhnt, und das Gehör scheint bey ihnen auf der Zunge zu sitzen.

Die Kirchen sind ausserordentlich prächtig. Kömmt man hinein: so ist man Minutenlang ganz verblendet, kann nichts sehen, nichts unterscheiden. Die spanischen Mahler ermangeln niemahls ihren Heiligen und Heiliginnen die niedlichste Figur von der Welt zu geben, und Jesus selbst, so sehr er auch gekreutziget, so ganz abgespannt, — todt er auch seyn mag, wird doch als ein hübscher, großer — kurz als ein Mann, zum mahlen schön, vorgestellt.

Von der spanischen Mäßigkeit, glaube ich schon ein Wörtchen gesagt zu haben. Diese geht oft bis ins Uebertriebne. Ich erinnere mich, daß, als ich eines Tages zu Madrid in ein gutes Hauß kam, ich vier Personen fand, die sich eben zum Mittagsessen setzen wolten, welches aus

nichts weiter als einem Ey und vier Aepfeln bestand; und doch war schon alles aufgetragen.

Spanien ist voll von Propheten, die von Dorf zu Dorfe wandern, und bald ein Erdbeben, bald einen Sturm, bald das Ende der Welt prophezeien. Diese Vorhersagungen machen das Volk bestürzt, und ich glaube, daß von Rechtswegen alle diese Propheten bestraft, daß ihnen ein Knebel in den Mund gelegt werden müßte, der sie auf einige Tage am Sprechen verhinderte.

Mangel des Characters hörte ich gewöhnlich den Spaniern vorwerfen; und wenn das ist: so kann man ihnen ohnmöglich gut seyn, ohnmöglich an ihrem Umgange großes Behagen finden. Ein Mensch ohne Character taugt nichts, ist zu nichts gut; denn der Mensch muß so gut einen Character als eine Nase haben.

Die Capuciner in Madrid kommen nie aus ihrem Kloster. Hier haben sie fast alles, was sie bedürfen, und solte ihnen ja etwas fehlen: so holt dieses ein Laienbruder. Unter allen Mönchen dauern mich die Capuciner am meisten; und eben sie würde ich am mehresten beklagen, wenn nach diesem Leben keine Fortdauer zu hoffen wäre.

Jeder Soldat schläft allein. Diese Verordnung ist erst unter der jetzigen Regierung erschienen. Spanien ist also der einzige Staat, wo der Soldat sich nach seiner Bequemlichkeit in seinem Bette drehen und wenden kann, wie er will.

So angenehm, so sonorisch der weibliche Ton der Stimme ist: so hart, so kreischend hingegen ist er bey den Männern. Wenn ein Spanier redet: so scheint er böse zu seyn, zu brummen, oder einen schlimmen Hals zu haben.

Ich erwähne oft des Tons der Stimme, und das mit Vorsatz.

Herr Lavater hat so herrliche Sachen über Physiognomie gesagt; Herr Lavater will aus den Gesichtszügen die Leidenschaften der Seele, die Stärke oder Schwäche des Geistes errathen, und hat doch den Ton der Stimme mit keinem einzigen Worte erwähnt! —

Eleganz der Taille, Schönheit der Augen; aber vorzüglich das schlaue, das zaubrische im Blick zeichnet die Weiber zu Madrid vor allen andern aus, und der, der die Liebe fürchtet, hat große Ursache, die niedlichen Frauenzimmer von seiner Bekanntschaft zu Madrid herzlich zu bitten, daß sie ihn nicht mit ihren schönen Augen fixiren mögen.

Unter dem Volke, unter den Armen giebt es hier die meisten Bethbrüder und Bethschwestern. Es ist also wahr, daß Armuth und Leiden Antrieb zur Frömmeley sind.

Wenn die Zimmer hier schon sehr groß sind: so sind sie dennoch dunkel, weil die Fenster übel angelegt, die Jalousien beständig herabgelassen, und die Vorhänge immer zugezogen sind. Wie es scheint: so scheuen die Spanier den Tag, und müssen also nicht wissen, daß Klarheit das beste Möbel eines Zimmers ist.

Die Brücke über den Manzaranes *) hat 18. Millionen gekostet, **) und doch sind neun Monden im Jahre keine hundert Flaschen Wasser in diesem Fluße.

Die Spanier haben tausend gute Eigenschaften, und unter andern auch diese, daß sie über Minister und Staatsmänner laut ihre Meynung sagen. Von mehr denn zwanzig Personen habe ich, wenn sie von M. O. R... i sprachen, sagen hören: **Wir hassen ihn nicht; denn das wäre zu viel Ehre für ihn; sondern wir verachten ihn nur.**

In Spanien werden die Todten in ofnen Särgen zur Gruft getragen. Dieser Gebrauch solte aller Orten eingeführt werden; denn der Anschein des Todes ist noch nicht hinlängliche Bestätigung des wirklichen Verscheidens. Vor dreyßig Jahren ereignete sich in Frankreich eine abscheuliche Geschichte. Graf v. . . ., sehr begierig, sein Vermögen zu genießen, ließ seinen Vater in einem verborgenen Orte einschließen, und gab vor, er sey gestorben. Die Glocken verkündeten am andern Tage seine Beysetzung, und man begrub — einen Stein.

Sehr gern sehen es die Spanier, wenn sie gegrüßt werden; nie kommen sie aber einem darinnen zuvor. Begegnen

*) Fluß bey Madrid.

**) Der Herr Marquis sprechen hier sehr unbestimmt; ob von Livres oder spanischen Münzen? — das mag errathen, wer Lust dazu hat. Büsching giebt die Kosten der Erbauung dieser Brücke zu 200,000 Ducaten an.

d. Uebers.

gegnen sie jemand: so sehen sie ihn starr an, und scheinen sagen zu wollen: Grüßt mich; denn es ist eure Schuldigkeit. Mehr wie tausendmal ist mir dieses begegnet. So gern ich nun auch jedem Kinde, jedem Greise, jedem Livrediener diese Höflichkeit zuerst erzeige: so werde ich doch nie einen Spanier, mag er auch noch so reich, noch so vornehm seyn, zuerst grüßen; — nein, lieber wolte ich einer Bettelnonne mein Compliment machen. *)

Alles gaft das Volk zu Madrid an, was ihm fremd ist, und ein Spanier würde, um die Ankunft eines Cardinals oder eines andern Mannes vom Range zu sehn, gern vier Stationen laufen. Die Raserey, hinter Fürsten und Prinzen herzulaufen, ist wol durchgängig allgemein. Einzig in meiner Meynung, wäre ich ohne Zweifel, Nachahmer fände ich sicher nicht, wenn alle Souverains der Welt hinter mir vorbeygiengen, und ich mich nicht umdrehte, sie anzusehn.

Edict des Conseils.

Polizeyverfügungen.

In Athen wurden alle Gesetze beym Schall der Cymbel und des Timbanon (Art Hackebret) bekannt gemacht. Das Cym-

*) Eine Art Nonnen in Frankreich, die um die Fastenzeit nach Paris gehn und betteln; und auf Ostern nach ihren Klöstern wieder zurückkehren.
d. Uebers.

Cymbal befahl Aufmerksamkeit, stimmte das Volk zum Gehorsam, und bewirkte, daß die Athenienser das bekannt gemachte Gesetz faßten und behielten.

In Spanien werden die Polizeyverfügungen und die Edicte öffentlich durch den Henker beym Trommelschlag abgelesen, und ich habe mich vergeblich nach dem Grund eines so sonderbaren Gebrauches erkundiget. Wie kann ein Gesetz heilig, wie bey dem Volke in Ansehn seyn, wenn es durch den Henker, durch einen Menschen, der infam ist, publicirt wird? Muß aber der Henker infam seyn? — Welch eine Frage ist das! Allerdings muß er es seyn, allerdings muß er mit Weib und Kindern eine besondre Classe ausmachen. Unehrlichkeit aber ist eine wirkliche Strafe; und da es ungerecht wäre, jemand damit zu belegen, der öfters besser denkt, mehr werth ist, und mehr Verstand hat als viele Menschen, die vor ihn laufen, ihn verachten und erröthen würden, wenn sie mit ihm sprechen müßten: so solte der Henker ein Verbrecher seyn, dem das Leben geschenkt, und der bey guter Wohnung und Kost zu einem immerwährenden Gefängniß verdammt wäre, und nur bey Executionen herausgelassen würde.

Aber, kann man mir einwenden: das Geschäft des Henkers ist nicht leicht, und erfodert Zeit, ehe es erlernt wird; denn ein geschickter Henker ist rar? — Nun! so laßt für jedes Verbrechen mossaliren (mit der Keule todtschlagen) denn dazu braucht niemand Lehrzeit, Versuch und Meisterstück sind unnöthig, und der erste der beste wird klug gnug dazu seyn.

Alter-

Alterthümer.

Bey jedem Schritt, den man in Spanien thut, vorzüglich im Königreich Valencia, stößt man auf Trümmern von Gebälken, Säulen und Mosaiken; aber niemand achtet hier darauf.

Was geht mir — sagte einst Don Paue L.. — das Herculanum, was gehn mir die Ruinen von Palmira, der Marmor von Arundel an? — wenn nur mein Beichtvater gut ißt und trinkt!!

Den Beichtvater abgerechnet, hatte dieser Mann ohne Zweifel Recht, und ich bin so wenig wie er, Bewunderer von Ruinen. Ganz Griechenland wolte ich durchreisen, ohne Säulen zu besehn, ohne in die Tempel zu gehn; und könnte in Rom wohnen, ohne einen Gang nach dem Pantheon, nach dem Marsfelde, nach den coliseischen Bädern zu thun. Bald werden alle diese Trümmer nicht mehr seyn; denn die Säulen, die Triumphbögen, die Statüen von Bronze — alles zertrümmert, alles ist vergänglich. Dunkle von Mutter Natur gebildete unterirrdische Gänge, tiefe Höhlen, feuchte Grotten, und vorzüglich Felsen: — das sind für mich Antiquen.

Ein Felsen, schon Zeuge der Schöpfung, hat für mich etwas anziehendes, zwingt mich zur Anschauung, zur Bewundrung, und wenn bey mir der Gedanke aufsteigt: daß nur der Welt Ende, sein Ende, daß er nach hunderttausend Jahren noch neu seyn wird, daß in der Sündfluth dieser

Felsen unter Wasser stand; so fühle ich mich angereitzt, vor ihm niederzufallen.

Buchdrucker. Buchhändler.

Der Unterschied zwischen den spanischen Buchhändlern und ihren übrigen Herren Collegen in Europa ist sehr groß. Jene machen mit dem Wegweiser der Sünder ihr Glück, und diese mit Therese philosophe, Galanterien von Berlin, Wild, oder das Kind der Freude und andern Unflätereien. Die Inquisition ist der Zaum der ersteren, und die Polizey die Inquisition der andern; aber demohngeachtet wird alles gedruckt. Der Theologe Soa zu Madrid hat mit seinem Commentar über die Väter Jeronimus und Bonaventuri funfzigtausend Piaster verdient, und die französischen Buchhändler haben für die Manuscripte des Herrn Paw, der der erste Geschichtschreiber, der erste Politiker und (ohne Ausnahme) das größte Genie dieses Jahrhunderts ist, keine hundert Thaler geben wollen. *)

Ohne

*) Ich überlasse es meinen Lesern, sich hier an die Stelle des französischen einen deutschen eben so übel behandelten Schriftsteller zu denken. Oder solte dieser Fall bey unsrer jetzigen Aufklärung, bey unsrer Liebe zur Lectüre gar nicht möglich seyn können? — Desto besser dann für uns! unser wäre der Sieg über den Gallier, der schon zu lange uns über die Schulter ansah!

d. Uebers.

Ohne Ausnahme? — ja, ohne Ausnahme. Die erklärten Anbether des Herrn Raynal werden hier über Ungerechtigkeit schreyen; aber ihr Geschrey wird es dennoch nicht ändern können, daß dieser Schriftsteller nicht ein weitläufiger nachbethender, unrichtiger, partheyischer, ungerechter und übelberichteter Historiker ist; all ihr Geschrey wird niemanden es aus dem Gedächtnisse bringen, daß der Abt Raynal, sobald er auf den Berg Sinai, auf das brennende Gebüsch, auf die, dem Wetterstrahl ähnliche Klarheit zu reden kömmt, von Gott selbst hergekommen und mit Moses zu sagen scheint: **Daß die Erde und die Himmel mich hören!** Und alle, die ihn hören, werden nichts als Erzählungen, Anecdoten, und Abhandlungen über den Kaffe, Zucker und Indigo zu hören bekommen. *)

Plutarch rieth den Schwätzern seiner Zeit, nur mit Leuten von höherem Range als sie wären, umzugehn, damit die Gegenwart dieser Personen sie etwas furchtsam machte, sie zum schweigen brächte, oder doch zum wenigsten sie dahin vermöchte, nur dann zu sprechen, wenn es Zeit sey. Plutarchs Mittel ist sehr heilsam; schlägt aber dennoch nicht immer an.

Als **Prinz Heinrich** durch Lausanne kam, speißte Abt Raynal zu Mittag bey ihm, und unterbrach ihn beständig mit seinen Erzählungen. Vergeblich wurde er angestoßen, vergeblich wurden ihm Zeichen gegeben; Raynal fühlte

 nichts,

*) Der Herr Marquis mag verantworten, was er hier sagt.
d. Uebers.

nichts, Raynal sah nichts und schwatzte und plapperte in einem Odem weg.

Ein niedliches Weibchen von Kopf sagte einst: Man versichert, der Abt Raynal gehe wieder nach Frankreich, und dies wäre herrlich! Jetzt kömmt er alle Tage zu mir, bringt mir beständig Langeweile und fieberhafte Anfälle, und würde wahrhaftig, wenn er noch länger hier bliebe, mich endlich gar umbringen.

Kaffeehäuser.

Werden in Madrid mehr besucht als die Wirthshäuser, obgleich von diesen letztern eine große Anzahl ist. Die Spanier lieben den Kaffee, machen ihn stärker, und trinken ihn besser, wie wir. Nicht auf einmahl, sondern Tropfe für Tropfe schlürfen sie ihn. Warm trinken sie ihn gern, und heiß noch lieber; denn dann durchdringt er das Innre besser, flößt geschwinder Blut, Kopf und Herz neues Leben, Gesundheit, Munterkeit und jene berauschende magische Wärme ein, die alles verschönert, allem, was man sieht, neue Farben verleiht, und allem, was man sagt, neue Reitze giebt.

Kaffee müßt ihr trinken, ihr krummgebeugten, dickbäuchigten Leute, die ihr wegen Podagra nicht schlafen könnt, die ihr der Consomption *) wegen Langeweile habt. Nehmt nur

*) Eine Art Fieber, das in England gewöhnlich ist.

d. Uebers.

nur keine Arzeneyen mehr, tödtet euch nicht selbst: sondern Kaffee, immer Kaffee trinkt; dann werdet ihr bald mager werden, werdet transpiriren, genesen, schlafen, und dann auch eures Daseyns euch freuen, dann bald eben so mager seyn, wie ich.

Seide.

Die beste Art der Seide zu simplen glatten Stoffen ist die von Valencia und Murcia. Diese Seide ist, was man auch dawider einzuwenden haben mag, besser wie die Meßinische, selbst besser wie die aus Syrien.

Wenn die in Spanien fabricirten Seidenwaaren schlechter sind als die Stoffe ꝛc. von Lyon, von Tours und andern Orten: so liegt der Fehler nicht an der Seide, sondern an den Manufacturisten, die sich nicht Mühe genug geben, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen, die den Faden nicht egal genug weben. Daher die Ungleichheit der Zeuge, daher die Striche der — ich habe den Namen vergessen — in der ganzen Länge des Stücks.

Unter andern wissen die Spanier noch nicht, wie sehr schöne in die Augen fallende Mahlerey das Seidenzeug verschönert; wissen nicht, daß fast alle ihre Farben unrein sind, wissen nicht ein Wörtchen davon, daß die Seide, die zu einem Stücke gebraucht werden soll, in ein und denselben Kessel geworfen werden muß, damit sie keine hellere, braunere, finstrere oder glänzendere Farbe bekömmt.

Unter der Aufsicht des Herrn Victor Gluz, eines scharfsinnigen, verdienstvollen, wahren patriotischen Mannes, der Mitglied des großen Raths im Senat von Soleure ist, hat man in dieser Stadt eine Fabrik von gros de Tour, Atlas und Taffent errichtet, und schon läßt diese Manufactur, was Schönheit der Seide, Accuratesse, Geschicklichkeit der Arbeiter, Stärke und Weiche der Zeuge, Nettigkeit, Reinheit und Glanz der Farben betrift, nichts zu wünschen mehr übrig.

In Soleure giebt es auch noch andre Fabriken in Menge, und fast das ganze Jahr hindurch ist die Aar mit Schiffen bedeckt, die die Producte der Arbeit und Industrie dieser weisen Republik nach Genf, Holland, ganz Deutschland, und selbst nach Italien holen.

Ofne Tafeln.

Kennt man in Spanien nicht, und das ist nicht gut; denn an einer öffentlichen Tafel kann man die Sitten und den Character einer Nation am besten beobachten. Hier sieht man die Einwohner einer Stadt weniger geniert, und offener als an andern Orten; und deswegen sage ich noch einmahl: — es ist nicht gut, daß sie hier nicht Sitte sind! Ich weiß, daß das Vorurtheil den öffentlichen Tafeln viel zur Last legt; aber das Vorurtheil ist ein dummes Ding, das noch nie etwas vernünftiges, etwas gutes gerathen, noch weniger jemand belehrt hat; und ich halte dafür: daß, wenn man reist, um zu sehen, um zu lernen, man

man seinen Aufwärter mit dem Couvert nach der Gasttafel schicken muß, um hier — beym Feuer, bey der Thür oder bey dem Fenster, nachdem die Wittrung kalt oder warm ist — zu decken. Hier ist man ganz in seiner Sphäre; unfriesirt, in Stiefeln oder Pantoffeln. Man ißt, oder ißt nicht, man plaudert oder man schweigt: — alles nach Belieben. Besser aber ist, man schweigt, ißt und lernt durch Zuhören.

P f e r d e.

Seit einiger Zeit werden die Stutereyen vernachläßiget, und dennoch behalten die spanischen Pferde ihre guten Eigenschaften, die sie vor andern auszeichnen. Gewöhnlich sind sie schwarz oder kastanienbraun, haben gut gespitzte Ohren, einen langen Schweif, feurige Augen, Muth, Gelehrigkeit und Stolz.

Die andalousischen Pferde sollen die besten seyn, und werden vorzüglich im Felde, in der Reitbahn und zur Parade gebraucht. Die Stadt Cordua ist durch die schönen Pferde, die in ihrem G biethe gezogen werden, berühmt. Der König hat hier eine Stüterey. Die Race von Schimmeln, die dieser Provinz eigen ist, werden für eine Gesellschaft Edelleute gezogen, die Mästranza genannt werden.

K a m i n e.

Der Gebrauch der Kamine ist in Madrid beynahe gar nicht bekannt. Man ersetzt ihre Stelle durch Brazeros oder

Feuerpfannen, die man tragen kann, wohin man will und die eine sehr gleiche und sanfte Wärme verbreiten. Ich weiß nicht, was für ein Holz, Kern oder Pulver in diese Feuerpfannen geworfen wird, das so schön riecht. Vor einiger Zeit beklagte sich eine Schauspielerin beym Herzog von Alba, daß sie kein Geld habe, und ihr Zimmer so kalt sey, daß sie fröhre; und er überschickte ihr eine Feuerpfanne mit Piastern. Diese Züge von Menschlichkeit oder (wenn man will) von Galanterie, sind in Spanien nicht selten. Wie wäre es auch wirklich möglich, einer hübschen Schauspielerin, die kein Geld aber Frost hat, keine Feuerpfanne oder sonst etwas zu schicken?

Spanischer Militair-Etat.

Die spanische Infanterie besteht aus:

Einem Regiment spanischer Garde,

Einem Regiment wallonischer Garde,

Drey Regimentern National-Infanterie,

Drey Regimentern Irrländer,

Drey Regimentern Wallonern,

Zwey Regimentern Italiäner,

Vier Regimentern Freywilliger,

Vier Regimentern Schweitzer.

Jedes Regiment besteht aus zwey Bataillons, und jedes Bataillon hat acht Compagnien Füsiliers und eine Compagnie Grenadiers, die jede einen Capitain, Ober- und Unterlieutenant, ersten und zweyten Sergeanten, sechs Corporale, einen Tambour und vier und funfzig Soldaten hat.

Mit den acht Compagnien Füsiliers verhält es sich eben so.

Ein Obrist, ein Obristlieutenant, ein Major, ein Aide-major, zwey Fähndrichs und ein Feldprediger machen den Stab aus.

Die Cavallerie besteht in drey Compagnien Gardes du Corps, nämlich aus der spanischen, italiänischen und flandrischen Garde; in einer Brigade Carabiniers und vierzehn Regimentern Cavallerie.

Spanien hat acht Regimenter Dragoner.

Die Cavallerie und die Dragoner bekommen ihre Remontepferde aus Andalousien.

Es giebt noch eine in Regimenter abgetheilte Provincialmiliz, die mit jenen Regimentern nichts zu thun hat, und ohngefähr ein Corps von vierzigtausend Mann ausmacht.

Die Löhnung des Soldaten ist täglich sieben Sols *) und ein halb Pfund Brod. Die Hälfte jedes Regiments ist zu Friedenszeiten auf Urlaub, und jeder Soldat nimmt sich für zwey Monden Brod im voraus mit, und erhält das Uebrige bey seiner Zurückkunft.

Die spanische Marine besteht aus sieben Linienschiffen vom ersten, aus ein und vierzig vom zweyten, und eilf vom dritten Range. Auch haben die Spanier noch vier Bombar-

dier-

*) Etwas über zwey Groschen.

d. Uebers.

diergalioten, zwey Gonletten, sieben Halbgaleeren, acht Hucker, drey Brigantinen, eine Corvette und sieben Packetboote.

Oehl.

In einem Lande, wo selbst Oliven gebauet werden, müßte man natürlicher Weise gutes Oehl haben können; und doch ists hier das Gegentheil. In Spanien ist das Oehl schlecht, herzlich schlecht; obgleich alles mit Oehl zubereitet wird, obgleich Braten, Ragout, Suppe, kurz alles, alles in Oehl schwimmt.

Um Milch und Butter zu bekommen, muß man entweder Lärm machen, den Wirth prügeln, oder der Wirthin schmeicheln. Ist sie jung und hübsch: so wird dies einem nicht schwer; aber wenn sie nun alt ist, was macht man dann? —

Ich habe den Ort vergessen, wo ich einst, vom Hunger gequält, ankam, und einen Hasen in der Herberge fand. Ich befahl ihn zu kochen, und ohne Oehl wiederholte zwanzigmal mein Bedienten, und ich, ich repetirte es eben so oft, mußte aber dennoch leider sehen, als ich in die Küche kam, um zu fragen: ob mein Hase fertig sey, daß meine Frau Wirthin ohngeachtet meines ausdrücklichen Befehls, eben beschäftiget war, ihre Lampe in die Schüssel auszugießen.

Nachdrucker.

Glücklicher Weise sind die Nachdrucker in Spanien unbekannt, und würden es bald aller Orten seyn, wenn sie beschimpft,

schimpft, statt wie jetzt unterstützt würden. Vernunft, Gerechtigkeit, Gesetze des Commerces, und das Interesse der Litteratur verlangen, daß die Nachdrucker bestraft werden. Aber, sagt man, nur die Ehre soll den Schriftsteller lohnen. — Warum aber nur diese? warum soll er erröthen, seine Entdeckungen zu verkaufen, auf seine Ideen einen Preiß zu setzen? Warum solten ganze Nationen Lehren und Rathschläge umsonst bekommen, die ihm, wenn er sie Stundenweise lehrte, jeder Privatmann bezahlen würde?

Seitdem Geld die Losung ward, der Tausch für unsre Bedürfnisse, seitdem muß natürlicher Weise alles gekauft und verkauft werden.

Der General, der Officier und der Soldat verkaufen ihre Knochen, verkaufen ihr Blut, biethen ihr Leben zum Kauf an, und selbst die Fürsten lassen sich bezahlen; denn sind die Abgaben, Auflagen und Steuern nicht Gagen, nicht Bezahlung für sie?

Und der Schriftsteller solte erröthen, daß er sein Buch verkauft, da er doch die Sacramente, den Seegen, die Messe und das Loch, wo man ihn einscharrt, den Schall der Glocken, der seinen Anverwandten, seinen Freunden und Nachbarn seinen Tod verkündet, ebenfalls bezahlen muß?

Kann er, darf er sein Werk umsonst geben, wenn seine Erziehung große Summen gekostet hat, wenn er, um Thatsachen und Data zu bestätigen, selbst an Ort und Stelle reist, um sein Werk minder unvollkommen, seine Grundsätze einleuchtender, seine Ideen deutlicher zu machen, mit

großen

großen Kosten Chatten hat aufnehmen, Kupferplatten abdrücken, und Plane zeichnen lassen?

Nicht alle Schriftsteller haben wie Voltaire hundert tausend Livres Einkünfte. Der größte Theil der Schriftsteller schreibt ums Brod, und muß schreiben, wenn er nicht verhungern will.

Der Nachdrucker stiehlt dem Schriftsteller nicht nur sein Geld; sondern er raubt ihm auch, was ihm theurer als Gold, als Geld, als alles ist: er entführt ihm sein Theuerstes, seine Geliebte, er entführt ihm den Ruhm, verstümmelt sein Werk, und hält ihn — wenn ich so reden darf? — an den Gränzen der Nachwelt auf.

Noch mehr! — Wenn nun zum Beyspiel ein Schriftsteller in die Bastille gesetzt wird, wenn dumpf der Schall der geschlossenen Thüren, der Räuber seiner Freyheit ertönt, wer steht denn der Regierung dafür, daß der wahre (ihr scheinende) Strafbare gefangen sey, wer steht für die Treue des Buchhändlers, des elenden Nachdruckers? Könnte er nicht, um das Buch, das er druckt, noch piquanter zu machen, Lästerungen hinzufügen, einige zum Aufruhr reitzende Phrasen, einige gefährliche Grundsätze mit einfließen lassen?

Zu allen Zeiten gränzten die Verbrechen aneinander. Vom Diebstahl bis zur größten Niederträchtigkeit ist nur ein Schritt.

Was das Geschäft des Nachdruckers noch abscheulicher macht, ist, daß öfters ein Buchhändler seinen Mitbruder, seinen

seinen Nachbar, seinen Freund beraubt. In der Schweitz und noch in mehreren Ländern hat man Beyspiele, daß der Vater ein Werk nachdruckt, welches sein Sohn gekauft hat, und ich selbst habe zu Lyon einen Mann gesehn, der heimlich ein Buch nachdruckte, welches sein Vater gekauft hatte.

Und nun denke man sich die grausame Lage eines Buchhändlers, dem ein Werk nachgedruckt wird! man denke ihn sich in seinem Comptoir in dem Augenblick, wo er die Exemplare des gekauften Buches zu Maculatur werden sieht! Thränen kommen einem in die Augen, und das Herz schlägt beklommen bey dem Gedanken, daß nach Verfall seiner Wechsel, daß zur Zahlungszeit die Häscher diesem Unglücklichen Möbeln, Geräthe und Bette nehmen würden.

Jagd.

Das Osterfest und den heiligen Freytag ausgenommen, jagt der König alle Tage im Jahre, und entfernt sich oft sechs, sieben Meilen, ja öfters noch weiter von der Residenz. Vierzig Gardes du Corps müssen ihm im schnellsten Galopp folgen, und wehe dem Unglücklichen, der nicht gut reitet! — er fällt, bricht sich den Arm, das Bein oder bleibt todt liegen; und dies ist Glück für ihn, ist das beste, was ihm wiederfahren kann.

Landstraßen.

Jederman hat von der schlechten Polizey in Absicht der Landstraßen reden hören; jederman weiß, daß man in England

England so wenig wie in Persien und in der Türkey vor Diebstahl gesichert ist. Grade so ist es auch in Spanien.

Aus Mangel an Häschern und Straßenbereitern entspringt dieser Fehler warlich nicht; denn die sind in großer Anzahl da; wohl aber in ihrer schlechten Besoldung, weil sie unter keinem einzigen Gerichtshof stehen, weil die Regierung sie nicht hinlänglich beobachtet. Sie finden es daher ihrem Nutzen angemessener, mit dem Diebsgesindel durchzustechen, und die gemachte Beute zu theilen.

Fast alle Räuber in Spanien sind in Pilger oder Einsiedler verkleidet, und unter dem Vorwande, nach dem Wege, nach der Zeit zu fragen, oder zu betteln, setzen sie einem das Pistol auf die Brust, und rauben und morden zugleich, weil es nur eine Mühe ist. Ein Leichnam läßt sich ja auch besser plündern als ein Lebender, und der Todte muß dann auch wohl schweigen.

Es ist wahr, man kann in jeder Stadt eine Escorte nehmen; weil aber diese Begleitung so ausserordentlich theuer ist, weil man sie vorher bezahlen muß, weil sie auf halben Wege schon wieder zurück marschieren: so geht man doch sichrer, wenn man sich ihrer gar nicht bedient.

Die Räuber in Spanien sind, wie man sagt, gegen die Frauenzimmer (die Alten und Häßlichen abgerechnet, die niemanden in Versuchung führen können) sehr galant. Statt die schönen Reisenden, die sich verirrt haben, oder die Schäferinnen, die ihre Heerden hüthen, zu bestehlen, begleiten sie

selbige,

selbige, geben ihnen Blumensträußer, Geld, Bänder, und führen sie in die Gebüsche, wo jeder dieser Spitzbuben nach der Reihe diese Unglücklichen nothzüchtiget.

Wenn sich das Diebsgesindel jetzt mehr als sonst vermehrt: so muß man es dem Mangel der Arbeit züschreiben, dem tiefen Schlummer der Unterbedienten der heiligen Hermandad, die selbst kein Erdbeben erwecken würde. Auch die Erlaubniß: daß einige Gefangene Beutel und Brodkörbe aus ihren Fenstern hängen dürfen, trägt dazu mit bey; denn ihre Mitgefährten ermangeln nicht, ihnen durch diese Körbe, Stricke, Feilen und andre nöthige Geräthe zuzustecken, wodurch denn die Gefangenen entfliehn, wenn sie wollen, und die Straßen von neuem unsicher machen.

Die zu kleine Anzahl der Hospitäler für die bettelnden Invaliden vermehrt die Bevölkerung der Heerstraßen ebenfalls. Mord und Raub werden immer die einzigen Hülfsquellen des Menschen seyn, der keine Arbeit, kein Geld — aber Hunger hat.

Bischöfe.

In Spanien öfnet weder Geburt noch Gunst den Weg zum bischöflichen Stuhl, und der arme Capuciner muß öfters sein Kloster verlassen, sich den Bart scheeren, eine Perücke tragen, um den bischöflichen Stuhl von Toledo, Sevilla ꝛc. zu besteigen.

Die spanischen Bischöfe sind exemplarisch tugendhaft.

In allen Sprachen, in allen Sprengeln der catholischen Welt solte Lord Greevil's herrliche Abhandlung über die bischöflichen Pflichten übersetzt und bekannt gemacht werden.

Viel ist gegen die Bischöffe geschrieben worden, tausend Schmähschriften, tausend Brochüren und fliegende Blätter sind wider ihren Luxus, wider ihre Sitten und — Gott weiß wogegen noch! — erschienen; aber nie ist etwas Wahreres geschrieben worden, als das, was man in Lord Greevil's Abhandlung liest. Sie ist ohngefähr zwanzig Seiten stark, kann in vierzig Minuten gelesen werden; aber doch ist alles, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann, darinnen zu finden.

Lord Greevil, der auch über das Canonenfeuer geschrieben hat, sagt von seinem Erfinder viel Böses, und thut sicher Unrecht daran.

Der Erfinder des Pulvers, wer er auch seyn mag, (denn dies ist noch nicht ausgemacht) war sicher ein vortreflicher Mann; denn hatten wir nicht vor Erfindung desselben, Pfeile, Spieße, Schleudern, Scorpione, Wurfmaschinen, Catapulte, mit Sensen bewafnete Wagen? Sind dies nicht Mittel genug, sich langsam umzubringen? Ehre also der Kanone, Ehre dem Pulver, Ehre dem Erfinder! Jetzt sterben doch die Leute in der Bataille, Dank den Kanonen, auf der Stelle ohne Schmerzen, ohne Herzensangst und ohne daran zu denken.*) Lord Greevil hat also sehr Unrecht, und wir —

*) Berthold Schwarz ist ja wohl der allgemein anerkannte Erfinder des Pulvers?

wir — wir wollen gerechter seyn, wir wollen dem Erfinder des Pulvers herzlich danken, daß er Zeit und Nachtwachen anwandte, selbst vielleicht seine Gesundheit wagte, um das bewundrungswürdige Geheimniß zu entdecken, uns einander, fast ganz ohne Schmerz zu tödten.

Unglückliche Tage.

Die Spanier glauben, daß der Freytag ein unglücklicher Tag sey; und obgleich in allen Häfen die Ordre ist, königliche Schiffe an allen Tagen in der Woche auslaufen zu lassen: so geht doch der größte Theil der Schifcapitains — es sey nun der Equipage zu gefallen, oder aus eigner Furcht vor dem bösen Freytag, oder um sich des Ausgangs wegen nicht verantwortlich zu machen — nicht in See.

Dem Volke vorzüglich macht dieser Tag den größten Schreck. Wird jemand am Freytage krank: so ist der Freytag daran Schuld: stirbt jemand an diesem Tage: so hat der Freytag den Kranken dem Tode übergeben; verliehrt jemand an diesem Tage seinen Prozeß: so muß es der Freytag entgelten.

Dieser so sehr verschriene Tag hat aber doch seine Anhänger gehabt. Ausser daß er der Tag der Venus ist, liebte ihn auch Sixtus V. mit Leidenschaft, weil er der Tag sei-

 ner

Leider hat es die Menschheit nur zu oft erfahren, daß das Kanonenfeuer nicht immer gleich tödtet, daß Tausende verstümmelt, Tausende schmerzhaft verwundet werden.

d. Uebers.

ner Geburt war, weil er an diesem Tage Cardinal, Pabst und gekrönt wurde. Franz I. versicherte: daß ihm an diesem Tage alles wohl gelänge. Heinrich IV. liebte diesen Tag vorzüglich, weil es ein Freytag war, wo er zum erstenmahle die schöne Marquise von Vernueil sah. Sie war die einzige seiner Geliebten, die er nach Gabrielle von Estrees am meisten liebte; die er nie vergessen konnte, von der er den ganzen Tag sprach, deren Bildniß er jeden Augenblick küßte, selbst da noch küßte, sagt man, da der abscheuliche Ravaillac diesen guten König erdolchte.

Bethtage.

Die Bethtage kamen zu Anfang des siebenten Jahrhunderts nach Spanien. Damahls begnügte man sich an fasten und bethen, und jetzt wird gefastet, gebethet und ins Feld gegangen. Die Bäume werden gesegnet, das Gras wird geweiht, und das Wetter angerufen.

Dem heiligen Mamert, erst Trödler zu Pontoise, dann Pfarrer des heiligen Thomas im Louvre, dann Bischof von Babilon, verdanken wir diesen frommen Gebrauch. Vor dem Prälat Mamert überließ man alles Gott, und wußte nicht, daß Weihwasser und Gebethe die gute Eigenschaft hätten, Regenwolken ausbrechen zu lassen, oder zu zerstreuen, den Wachsthum zu befördern, die Pfirsichen zu röthen, und die Pflaumen reif zu machen.

Die

Die Herzogin von Alba.

Nicht das Geringste hat die Herzogin von Alba an sich, das nicht reitzen solte. Nichts in der ganzen Welt ist so schön wie sie; und wäre sie selbst zum Ideal der Schönheit geformt: so könnte sie nicht schöner seyn. Wenn sie durch die Straßen fährt, läuft alles an die Fenster, und selbst die Kinder verlassen ihre Spiele, um sie zu sehen.

Finanzen.

Jeder Monath des Jahres sieht einen neuen Plan entstehen, in jeder Stunde verändern die Administratores ihr Verfahren, und alle Büreaux kommen in Unordnung. Selten sind tausend Piaster im Schatz, und oft sind die Galeeren, die noch zu Vera Crux liegen, schon ausgegeben. Oft hat der König von Peru, der Gebiether des goldnen Castiliens, der Herr von Quito, Cusco, Arequipa und Porco, der Mann, für den zweymalhunderttausend Arme die Minen durchwühlen, Piaster schlagen oder Gold wiegen, nicht beym Spiel soviel, um die Karten zu bezahlen.

Aber wo kommen diese Gold- und Silberbarren hin, welcher Drache bewacht diese unzählichen Summen, die unaufhörlich von Chili und Mexico nach Spanien gehn? — Dies Geld geht nach Frankreich, England und Holland, verwandelt sich hier in Jeanetten, Mirzos, Halsbänder, Ohr- und Fingerringe, kehrt dann wieder nach America zurück, und ziert den Hals, die Hand und die Ohren der hübschen Frauenzimmer in der neuen Welt.

Leerheit der Schatzkammer ist in Spanien nichts neues. Bekannt genug ist dem ganzen Europa der schändliche Bankerott Philipp II. bekannt genug ist es, daß Ferdinand III. nie Geld hatte, daß Philipp IV. von jedem borgte, keinen bezahlte; daß Philipp V. alles zu Gelde machte, alles verkaufte, und auch gern Luft und Wasser verkauft haben würde.

Der König hat kürzlich einen Finanzrath errichtet. Herr Gabarus, ein gebohrner Franzose, ist Präsident davon. Aller Augen sind auf seine Operationen gerichtet. Er ist fremd; also um destomehr beneidet, und Neid vermehrt die Uebel, vernichtet das Gute, vergiftet, verunstaltet alles.

Herr Gabarus, sagt man, habe sich vorgenommen, nach dem Beyspiele des Herrn Necker einen compte rendu von den Finanzen zu geben, und wird ohne Zweifel dessen Pathos und rhetorische Floskeln vermeiden.

V.

Etwas den sogenannten schwarzen Orden betreffend.

Ein im Octoberstück der Neuen Litteratur und Völkerkunde, des Jahres 1789 befindlicher Aufsatz, der die Studentenorden mit Einschließung des schwarzen Ordens zum Gegenstand hatte, hat einen der Ordensbrüder dieses schwarzen Instituts vermocht die Feder zu ergreifen, um die Ehre des Ordens zu retten. Ich habe deshalb ein anonymes Schreiben

ben nebst einer dazu gehörigen Schrift erhalten, deren Einrückung ins Journal verlangt wird. Der Verfasser des obigen gedruckten Aufsatzes ist ein berühmter Mann, der gar nicht die Verschweigung seines Namens gefodert hat; nur zufällig ist dieser auf den Umschlag des Journals zu erwähnen vergessen worden. Indessen ist es natürlich, daß er jetzt nicht von mir genannt wird, um nicht einen neuen Ordensstreit zu veranlassen, da das deutsche Publicum von dieser Speise schon ohnehin genung gehabt hat. Ich habe indessen, durch den Stand und den Character dieses würdigen Gelehrten berechtigt, alle Ursache zu glauben, daß er mit Sachkenntniß und aus guter Absicht schrieb. Ich würde jedoch, da ich den Orden nicht kenne, und daher mein Urtheil darüber verschiebe, ohne Bedenken die Gegenschrift angenommen haben, wenn sie mit mehr Mäßigung geschrieben wäre. Der Verfasser dieser anonymen Schrift sagt, er sey von seinen Brüdern zu dieser Rechtfertigung authorisirt worden. In diesem Fall aber hätte er die Larve ablegen sollen; denn diese verträgt sich weder mit dem förmlich erhaltenen Auftrag, noch mit der glorreichen Sache der Wahrheit, die doch hier behauptet werden soll. Uebrigens bedaure ich einen jeden, der das in unsern Tagen höchst undankbare Geschäft übernehmen will, einen geheimen Orden zu vertheidigen.

v. Archenholz.

VI.

Schilderung eines Ungewitters und eines Wintersturms, nach Thomson.*)

Oft die Arbeiten des Jahres vernichtend, sammelt der schwüle
Süd einen mächtigen Sturm. Zuerst sieht man die Wälder
kaum regen
Ihre zitternden Wipfel; und ein leises Gemurmel
Läuft längs den gebeugten Kornfeldern. Doch so wie das luft'ge
Ungewitter schwillt voller, und in Einem mächtigen Strohme,
Unsichtbar, unermeßlich, der ganze aufrührische Dunstkreis
Ungestüm über die krachende Welt stürzt; schüttet herunter,
Niedergebeugt bis zur Wurzel der Wald einen rauschenden
Schauer
Noch unzeitiger Blätter. Gepeitschet auf ihren Höhen,
Schlucken ein die umringenden Berge den aus der nackten
Wüste

*) Noch eh' ich Herrn Schubarts Proben einer neuen Uebersetzung von Thomsons Jahrszeiten zu Gesichte bekam, hatte ich bereits eine metrische Uebersetzung derselben versucht, wovon ich hier eine Probe mittheile, und dem Kenner zu entscheiden überlasse, ob nicht vielleicht bey dem so verwickelten Periodenbau der Jahrszeiten, bey den überall eingestreuten Zwischensätzen, die gleichsam als so viel Pinselstriche zu den darin geschilderten Naturgemählden anzusehen sind, und bey der steifen und holprigen Schreibart, die selbst Engländer unserm Dichter Schuld geben, das Original in metrischer Uebersetzung sich ächter und treuer, als in prosaischer, darstellen läßt.

Der Uebers.

Wüste zerstreueten Sturm, und senden ihn in einem Strohm das
Thal hinunter. Entblößt, ausgesezt seinem äussersten Wüthen,
Durch die ganze See der Aernte rund umher rollend,
Schwimmt weit die wogigte Ebene; kann nicht, obgleich vor
dem Sturm sich
Beugend, entrinnen seiner ergreifenden Stärke; entweder
In der Luft umhergewirbelt, oder zu leerer unnützer
Spreu ausgeschüttelt. Zuweilen stürzt auch ein Regenschwall
von dem
Schwarzen Horizont weit umher nieder in einer beständ'gen
Fluth. Noch webt das vermischte Ungewitter sein Dunkel
Ueber dem Haupte, und tiefer noch immer wird die Ueber-
schwemmung;
Bis die Felder rund umher liegen versunken, und in der
Schmutzigen Welle geebnet. Plötzlich schwellen die Graben.
Schwimmen die Wiesen. Roth von den Hügeln, brüllen un-
zähl'ge
Ströhme aufrührisch, und heben den Fluß hoch empor
über seine
Ufer; vor dessen hinschießender Fluth Rinder, Schaafe und
Aernten,
Hütten, und ihre Bewohner, rollen vermischet hinunter;
Alles, was noch die Winde verschonten, ist in Einem wilden
Augenblicke zerstöret; die großen Hofnungen, und die
Wohlverdienten Schätze des mühseligen Jahres.
Auf einen Hügel entflohen, schauet hülflos der Landmann
Die elenden hintreibenden Trümmern; seinen ertrunknen
Ochsen sieht er zugleich mit seinen Arbeiten, zerstreuet
Rund um ihn, schwimmen hinunter; und straks kömmt über
seinen

Schaudernden Geist unversorgter Winter, und ein Gefolge
Theurer schreyender Kinder. Ihr Herren! seyd dann eingedenk der
Rauhen arbeitsamen Hand, die in Zierd' und Gemächlichkeit sanft euch
Hinsinken läßt; seyd eingedenk jener Glieder, gekleidet
In dunkelbraun, deren Arbeit Wärme, und anstandvoller
Stolz, ist den eurigen; und o! seyd eingedenk jenes sparsamen
Fischer, der eure Tafel mit Ueberfluß verschwendrisch bedecket,
Euer Glas macht funkeln, und eure Sinnen sich freuen!
Fodert grausam nicht, was die tiefen Regen, und alles
In die Verheerung verwickelnde Winde hinweggerafft haben.

Wann von dem bleichen Himmel die Sonne steiget hernieder,
Mit manchem Flecken, der über ihre funkelnde Scheibe
Ungewiß wandert, besudelt; so beginnen rund umher
Rothe, feurige Streifen zu glühen. Die schwankenden Wolken
Taumeln mit schwindligter Schwere, als ob sie noch zweifelten, welchem
Herrn sie sollen gehorchen; während langsam aufgehend,
Bleich, der Mond im bleyfarbigen Osten trägt einen blassen
Kreis rund um seine stumpfen Hörner. Gesehn durch die trübe
Wallende Luft, senden uns die Sterne einen gespaltnen
Strahl; oder scheinen zum öftern quer durch das Dunkel zu schießen;
Und schleppen lang hinten nach die weiße Flamme. Gerissen
In kurze Wirbel, spielt das verwelkte Laub; und auf dem Strohme

Schwimmt

Schwimmt die tanzende Feder. Mit breiten, zum Himmel gekehrten
Naslöchern schnaufst die bewußte Kuh den stürmischen Wind ein,
Selbst so wie die Matrone, bey ihrem nächtlichen Rocken,
Mit tiefsinniger Arbeit ziehet den flächsernen Faden,
Kündigt den Sturm an das laufende Licht und die prasselnde Flamme.
Vorzüglich sprechen das Federgeschlecht, die Bewohner des Himmels,
Seine Veränderung. Die Ebnen verlassend, wo sie den ganzen
Tag ihre klamme Kost pickten, spornt dick ein schwarzes Gefolge
Krächzender Krähen den müden Flug, und suchet den dichten
Schirm des Waldes. Die klagende Eule singt emsig in ihrer
Laub' ihren traurigen Sang. In die Höhe wirbelt der Wasser-
Rab' aus der Tief', und kreischet längs dem Lande. Laut schreit der
Steigende Reiher; der kreisende Mewe spaltet mit wildem
Fittig die flockigen Wolken. Der Ocean, ungleich gedrückt, schwillt
Mit gebrochner Fluth und blinder Bewegung; indem vom
Ufer, zernaget zu Höhlen durch die rastlose Welle,
Und vom rauschenden waldigten Berge, kömmt eine Stimme,
Welche feyerlich hallend gebiethet der Welt, sich zu rüsten.
Dann bricht der Sturm hervor mit plötzlichem Krachen, und wirft die
Ganze herabgestürzte Luft nieder, in einem Strohme.
Auf das leidende Meer steigt hernieder des Himmels Gewalt, und
Mit starkem Stoße kehrt sie die trübe Tiefe von Grund auf.

Durch

Durch die schwarze Nacht hin, die unermeßlich rund umher
Sitzt, scheint, zu Schaum gepeitschet, die grimmig kämpfende Salzfluth
Ueber tausend wüthende Wellen zu brennen; indessen
Gleich den Gebirgen, die Wogen, bis zu den Wolken geschwellt in
Schrecklichem Aufruhr, Wog' über Woge, bersten zu Chaos
Mit fürchterlichem Gebrüll, und geankerte Schiffsflotten treiben
Aus ihrem Stand, wie die Winde wild, durch die heulende Wüste
Mächtiger Wasser. Jetzt steigen sie strebend die aufgeblähte
Welle hinan, und schießen jetzt ungestüm in die geheimen
Kammern der Tiefe, donnernd der wintrige Welt über ihrem
Haupte. Von dannen wieder aufsteigend, beflügeln sie ihren
Lauf vor dem Hauche des voll angestrengten Himmels, und schießen
Hin nach entfernten Küsten; wofern nicht ein spitziger Felsen,
Oder tückische Sandbank ihren Lauf unterbrechen,
Und sie hinschleudern, in losen Trümmern schwimmend rund umher.

Minder nicht herrschet zu Lande das losgelaßne Gewitter
Das Gebirge donnert; und seine rüstigen Söhne
Beugen sich nieder zum Boden der Felsen, die sie beschatten.
Einsam auf mitternächtlicher Stelle, und ganz erschrocken,
Arbeitet athemlos der im Finstern wandernde Fremdling,
Und, oft fallend, klimmt er dem Sturme entgegen. Tief wallt der
Eingewurzelte Forst, und schüttelt herunter, was übrig
Noch ist von seinen verblichenen Ehren; niedergeschlagen

Und zerstreut, durch die emsige Wuth der zerfleischenden Winde,
Seine gigantischen Glieder. So raset, durch den zerstörten
Hain sich arbeitend, längs der Ebene das Ungewitter;
Und an der strohernen Hütte oder dem stolzen Palaste
Fest sich heftend, erschüttert er sie bis zur starken Grundfeste.
Schlummer fliehet erschrocken; und rund um das schwankende
Dach heult,
Gierig nach Eingang, der wilde Sturm. Dann wird auch, so
sagt man,
Durch die ganze belastete Luft langes Winseln gehöret,
Und ferne Seufzer, die, vom Geiste der Nacht ausgestoßen,
Warnen für Unglück und Tod den abergläub'gen Elenden.

Ungeheurer Aufruhr herrscht weit. Die Wolken, vermischet
Mit schnell gleitenden Sternen, schweben hin über den Himmel.
Die ganze Schöpfung wankt. Bis der König der Schöpfung,
der oft in
Stürmischer Finsterniß wohnt allein, und auf Fittigen schneller
Winde wandelt schreckenvoll heiter, gebeut eine Stille;
Dann sind stracks Luft, Meer und Erde geschweiget auf
einmahl.

Noch ist es tiefe Mitternacht. Die ermüdeten Wolken,
Langsam einander begegnend, mischen sich zu dichtem Dunkel.
Nun, da die schläfrige Welt verlohren lieget im Schlummer,
Laßt mich der ernsten Nacht, und ihrer stillen Gefährten,
Der Betrachtung, mich zugesellen; laßt mich abschütteln
Die zudringlichen Sorgen des Tags, und die Sinnen ablegen.

Wo seyd ihr nun, ihr lügenden Eitelkeiten des Lebens?
Ihr stets versuchendes und stets betrügend Gefolge!
Wo seyd ihr nun? und worauf läuft es mit euch hinaus? auf
Qual, getäuschte Hofnung, und Gewissensbiße.
Kränkender, traur'ger Gedanke! und doch erhebt der bethörte
Mensch nach vergangnen Austritten roher zerrissener Träume
Und unterbrochenen Schlummers sich empor, noch entschlossen,
Mit neublühender Hofnung den schwindligten Kreis durchzurennen.

Vater des Lichts und des Lebens! du höchstes Gut! lehr mich, was gut ist!
Lehr mich Dich selbst! bewahr mich vor Thorheit, Eitelkeit, Laster,
Vor jedem niedern Bestreben! und nähr meine Seele mit Kenntniß,
Mit sich bewußten Frieden, und mit lauterer Tugend;
Mit heil'ger, wesentlicher, nimmer verwelkender Wonne!

Schärfere Ungewitter erheben sich; und, dunkel dampfend
Aus all dem schwarzblauen Osten oder durchdringenden Norden,
Steigen auf dicke Wolken, in deren geräumigem Schooße
Liegt, gefroren zu Schnee, eine Ueberschwemmung von Dünsten.
Schwer hin rollen sie ihre wolligte Welt; und der Himmel
Trübt sich von dem versammelten Sturme. Durch die geschweigte
Luft steigt der weiße Schauer hernieder, zuerst dünne flatternd;
Bis zuletzt fallen die Flocken breit, weit, schnell aufeinander,

Und den Tag verdunkelnd, in beständigem Strohme.
Die erwärmten Felder legen ihr Winterkleid an von
Reinstem Weiß. Schimmer ist alles; ausser da, wo der neue
Schnee längs dem labyrinthischen Strohme hinschmelzet. Die Wälder
Beugen ihr graues Haupt nieder; und, ehe die kraftlose Sonne
Schwach aus dem West sendet ihren Abendstrahl, ist der Erde
Allgemeines Antlitz, tief verhüllt, und erfroren,
Eine wilde blendende Wüste, die weit begräbt die
Werke des Menschen. Mit hangendem Kopfe steht der Pflügochse
Ueberdecket mit Schnee, und heischt dann die Frucht aller seiner
Arbeit. Die Vögel des Himmels, gezähmt durch die grausame Jahrszeit,
Drängen sich rund um die worfelnde Scheuer, und fodern die kleine
Gabe, die ihnen die Vorsicht anweiset. Einer alleine,
Das Rothkehlchen, den Hausgöttern heilig, weislich beachtend
Den aufrührischen Himmel, verläßt in freudlosen Feldern
Und in dornigten Büschen seine schauernden Brüder,
Und legt vertraulich beym Menschen jährlich seinen Besuch ab.
Halb erschrocken, schlägt es erst gegen das Fenster; dann fliegt es,
Dreist auf den warmen Heerd; dann, hüpfend über die Diele,
Schauet es, indem sie lächelt, die ganze Familie seitwärts,
Pickt, stutzt, und wundert sich, wo es ist; bis vertrauter geworden,
Seine schlanken Füße anlocken die Krumen vom Tische.

Die nahrungslose Wildniß giebt aus ihre braunen Bewohner.
Obgleich von furchtsamen Herzen, und hart belagert vom Tode
In mannichfalt'gen Gestalten, finstern Schlingen und Hunden,
Und unbarmherzigern Menschen, suchet der Hase den Garten,
Angetrieben von furchtlosem Mangel. Die blöckende Gattung
Schaut an den bleichen Himmel, und drauf die schimmernde Erde,
Mit Blicken stummer Verzweiflung; dann zerstreut er sich traurig,
Und gräbt durch Haufen von Schnee nach dem verwelkten Kraute.

Nun, ihr Schäfer! seyd gütig für eure hülflose Heerde,
Täuschet das wüthende Jahr, und füllt ihre Hürden mit Futter,
So viel sie wollen; gebt ihnen Aufenthalt vor dem Sturme,
Und bewacht sie genau: Denn in dieser gräulichen Jahrszeit
Rast, aus dem brüllenden Osten, oft des Wirbelwinds Fittig
Ganzer Winterebnen Last auf, weit wehend, und schüttet,
In der Höhlung zweyer benachbarten Hügel verborgen,
Auf die unglücklichen Heerden das wogigte Ungewitter;
Bis, aufgetrieben, das Thal schwillt zu einem schimmernden Berge,
Oben mit einem Kranze, hoch in die Wolken sich kräuselnd.

Wann so der Schnee sich erhebet, und scheußlich und grimmig der ganze
Winter längs der verfinsterten Luft treibt; dann stehet in seinen
Eigenen lose sich wälzenden Feldern trostlos der Landmann;
Sieht

Sieht neue Hügel aufsteigen, von unbekannter freudloser
Stirne, und neue Auftritte, von gräulicher Aussicht, entstellen
Die unbetretene Ebene; findet den Fluß nicht, und nicht den
Wald, verborgen unter der gestaltlosen Wüste;
Sondern wandert von Hügel zu Thal, immer mehr und mehr irre;
Ungeduldig wadend durch die treibenden Haufen,
Angespornt von Heimathgedanken; die Heimathgedanken
Stürzen sich auf seine Nerven, und fodern auf ihre Stärke,
In manchem eiteln Versuche. Wie sinkt seine Seele darnieder!
Welche schwarze Verzweiflung füllt sein Herz! welches Grausen!
Wann statt des dunkeln Fleckens, welchen Einbildung wähnte
Seine buschigte Hütte, durch den Schnee sich erhebend,
Er mitten in einer rauhen Wüste sich findet, fern von der
Spur und der seligen Wohnung der Menschen; während rund um ihn
Nacht sich unwiderstehlich dicht schließt, und jeder Sturm, über
Seinem Haupt heulend, macht die wilde Wüste noch wilder.
Alsdann drängen sich die geschäftigen Bilder in seine
Seele, verdeckter Gruben von unergründlicher Tiefe,
Gräßlicher Schlünde, vom Frost unbesiegter treuloser Sümpfe;
Ungeheurer Abgründe, geebnet mit Schnee; und, was Land ist,
Unbekannt, und was Wasser, von noch ungefrorenem Springe,
In dem lockern Moraste oder dem einsamen See,
Wo die frische Quelle von dem Grunde aufsiedet.
Dieses hemmt seine furchtsamen Schritte; und nieder versinkt er

Unter der Bedeckung des gestaltlosen Klumpens,
Denkend die ganze Bitterkeit des Todes, vermischet
Mit der zärtlichen Angst, die Natur schießt durch den beklommnen
Busen des Sterbenden, der sein Weib, seine Kinder, und seine
Freunde nicht siehet. Umsonst bereitet für ihn das dienstfert'ge
Weib das hell lodernde Feuer und die warme Kleidung;
Umsonst heischen, in den vermischten Sturm hinausguckend,
Seine kleinen Kinder ihren Vater, mit Thränen
Kunstloser Unschuld. Ach! nicht Weib, nicht Kinder, soll er mehr
Schauen, nicht Freunde, nicht heilige Heimath. Jeglichen Nerven
Faßt der tödtliche Winter; verschließt die Sinnen; und, über
Seine innersten Lebensgeister kalt schleichend, legt er ihn,
Nach der Länge hin über den Schnee, ein erstarreter Leichnam,
Ausgestreckt, und bleichend in dem nördlichen Blasen.

VII. Ueber

VII.

Ueber Deutschlands Verdienste um die Welt.

Der Nationalstolz, die Quelle großer Thaten, gehört immer noch zu den seltenen Tugenden der Deutschen. Obgleich kein Volk mehr liest und so sehr wie sie mit der Geschichte bekannt ist, folglich von den Verdiensten der Deutschen ums Menschengeschlecht überzeugt seyn müßte, so erlaubt es der phlegmatische Nationalcharacter doch nicht, durch diese Verdienste berechtigt, einen gerechten Nationalstolz anzunehmen, und die Ehrfurcht aller Völker gleichsam abzutrotzen. Es ist falsch, grundfalsch, wenn wir uns mit der Hochachtung der aufgeklärtesten Nationen schmeicheln. Ich bin selbst dieser irrigen Meynung gewesen, verleitet durch hingeworfene Lobeserhebungen berühmter englischer und französischer Schriftsteller, die unsre Sprache nicht verstanden, noch mehr aber durch die wenigen, die mit derselben vertraut, von der deutschen Geistescultur mit Bewunderung sprachen. Dorat, ein Lieblingsdichter der Franzosen, war kaum ins Heiligthum von Germaniens Sprache gedrungen, so redte er mit Entzücken von Deutschlands Dichtern und sagte unter andern von dem unsterblichen Gedicht Musarion, daß die Grazien es dictirt, und Wieland es nur aus ihrem Munde niedergeschrieben habe. Auch la Harpe, der Deutsch versteht, sagt von Deutschlands Bewohnern:

Hommes Barbares autrefois
Ces peuples hardis & sauvages
N'ont su vaincre que par leurs exploits
Ils vont encore vaincre par leurs ouvrages."

Diese und andre Männer aber hatten mit den eisernen Vorurtheilen ihres Volks zu kämpfen, das auf veraltete Meynungen und elende Uebersetzungen deutscher Geistesproducte gestützt, sich entscheidende Urtheile erlaubte. Die bey wenigen noch vorhandenen Zweifel über diesen Gegenstand aber wurden durch des großen Friedrichs bekannte zur Herabwürdigung der Deutschen bestimmte und in allen Sprachen übersetzte Brochure vollends vernichtet. Wer wird sich nicht wundern, wenn er hört, daß ein Mirabeau, der Deutsch verstehn will, noch im Jahr 1788 von unsrer Litteratur die verächtlichste Meynung hatte? Weder Franzosen noch Engländer wollen mehr von Uebersetzungen aus dem Deutschen hören, es müßte denn eine neue Trenkische Robinsonade seyn. Unweise Unternehmungen dienen diese Volksstimmung zu vermehren. Der Postzug, den Friedrich mit Moliere's Meisterstücken verglichen hatte, wurde dieser Empfehlung zufolge übersetzt, im Sommer 1789 auf die englische Bühne gebracht, und, wie leicht zu erwarten war, ausgepfiffen. Man wollte nicht einmahl die Vollendung der Vorstellung erlauben. Nun wurde der deutsche Witz von englischen Kunstrichtern, Zeitungsschreibern und Journalisten grausam gemißhandelt. Dennoch wagte es ein Dritter einen neuen Versuch mit einer anglisirten Emilia Galotti zu machen. Dies Trauerspiel wird jetzt (den 20. Februar) in London einstudirt, und soll nächstens gegeben werden.

Diese

Diese schreyende Ungerechtigkeit der ehrwürdigsten Nationen gegen die Deutschen vermochte mich, da ich im zweyten Bande der jetzt unter der Presse befindlichen brittischen Annalen, eine Anrede an die Franzosen niederschrieb, sie durch einige Züge auf Deutschlands Verdienste um ihre Nation aufmerksam zu machen. Ich will sie hier wiederholen, weil etwas auf Erweckung des halberstorbenen deutschen Patriotismus Abzweckendes nicht genung gesagt werden kann. Hier ist das Fragment:

„Großes Volk! Höre nun auf ungerecht gegen andre „Nationen zu seyn. Verachte nicht Völker, die du nicht „kennst, und die die größten Ansprüche auf deine Hochachtung „haben. Ehre deine Nachbarn jenseits des Rheins, und du „wirst dich selbst ehren. Es ist nicht bloß Gelehrsamkeit, „worin die Deutschen alle Nationen der Erde übertreffen; „auch ihre großen auf alle Völker, Völkerschaften und Menschenstämme wirkenden Erfindungen der Buchdruckerkunst, „des Schießpulvers, u. a. kommen bey ihrem von allen Seiten strahlenden Ruhm nur in geringe Betrachtung. Ihre Ansprüche auf die Bewundrung der Nachwelt, auf „die Ehrfurcht der lebenden Nationen, und auf die Deinige, sind von einer ganz andern Art. Legte nicht der „deutsche Luther den Grund zu jener so gewaltigen Revolution des Geistes, ohne welche kein Zeitalter Ludewigs „XIV. in deinen Jahrbüchern verewigt worden wäre? „Zwingen dir die Deutschen, Kepler und Copernicus, „die Lehrer des Menschengeschlechts, die Newton in den „höhern Regionen den Weg wiesen, keine Bewunderung

„ab?

„ab? Wem stellst du von allen deinen philosophischen Co-
„lossen dem deutschen Leibnitz an die Seite, der alle Zwei-
„ge des menschlichen Wissens umfaßte? Führte nicht der
„deutsche Moritz von Sachsen mit so viel Muth als
„Weisheit deine Heere an? War es nicht der Deutsche
„durch mannichfaltige Staatssysteme auf sein Jahrhundert
„tiefwirkende Friedrich, der dir die Kriegskunst lehrte, und
„der deutsche Gluck, der deine Music verbesserte? Ließ
„nicht der deutsche Herschel alle je aufgetretenen Entde-
„cker im Reich des Aethers durch die Ausspähung zahlloser
„Gestirne und unbekannter Sonnenstraßen weit hinter sich
„zurück? War es nicht der deutsche Winkelmann, der
„in dem Labyrinth der alten Kunst wie noch keiner vor
„ihm herumwandelte, und aus dem Chaos herrlicher Denk-
„mäler Ordnung schuf? Welche Frau in der ganzen Ge-
„schichte war auf einem Thron größer als die deutsche Ca-
„tharina? War nicht der deutsche Mengs der größte
„Mahler des 18. Jahrhunderts? Frage in Rom, im Hei-
„ligthum der Künste, nach dem größten lebenden Bild-
„hauer, dem größten Landschaftmahler, dem größten Stein-
„schneider, und man wird dir nicht Italiener, nicht Fran-
„zosen, man wird dir Deutsche nennen. Deutschland
„war seit Jahrtausenden die Mutter von Helden; denn
„Geschichtforscher und deine Krieger wissen es. Nicht sel-
„ten, selbst in unsern Tagen, besiegten deutsche Staats-
„männer die Deinigen in großen auf die spätsten Genera-
„tionen Einfluß habenden Handlungen. Wärest du mit
„der deutschen Sprache vertraut, kenntest du ihre Energie
„und Reichthümer, so würden die großen Schriftsteller, be-
„son-

„sonders die großen ihrer Unsterblichkeit gewissen Dichter, „dieser so unbegreiflich verkannten Nation, dir deine Be„wunderung als einen gerechten Tribut selbst wider deinen „Willen abzwingen.“

Diese sehr unvollkommene Skizze, die ohnehin sich nur allein auf Frankreichs Lehrer und auf Weltbekannte Menschen bezieht, behalt ich mir vor, gelegentlich in diesem Journal zu Ehren der Deutschen in einem mehr vollendeten Bilde aufzustellen; denn allenthalben in der Geschichte auswärtiger Staaten findet man große Deutsche im Kriege und im Frieden; bald sichern sie Italiens Vormauer gegen die Türken; bald fechten sie um den englischen König Carl vom Blutgerüste zu retten; bald helfen sie dem Gesetzgeber Peter sein ungeheures Reich cultiviren. Wenn der deutsche Nationalstolz durch so viele laut in die Ewigkeit hineinschallende Thatsachen nicht erzeugt werden kann, dann ist es so traurig als unerklärbar.

v. Archenholtz.

III.

Anhang.

No. 1.

Bey J. G. J. Breitkopf in Leipzig ist seit kurzem herausgekommen:

Döderleins D., J. C. auserlesene theologische Bibliothek 4. Bandes. 8. 2 gr.

Reuß. Anweisung zur Zimmermannskunst den Anfängern und Liebhabern der Baukunst, besonders den Zimmerleuten zum Besten aufgesetzt, und mit vielen Kupfern erklärt; neue mit Zusätzen vermehrte Auflage. fol. 2 rthlr.

Die Zusätze werden für die Besitzer der vorigen Ausgabe a part verkauft. 12 gr.

Reuß. Beschreibung der vier im Churfürstenthum Sachsen neuerbauten Brücken, mit Kupfern. fol. 16 gr.

Ueber den Schachspieler des Herrn von Kempele und Entdeckung seiner Maschine, mit Kupfern. gr. 8 1 rthl.

Schættgenii Lexicon novum græco-latinum in nov. Test. a M. T. Krebsio auctum, nunc denuo, multis observat. philolog. locupletavit M. G. L. Spohn. gr. 8. Schreibp. 2 rthl. Druckp. 1 rthl. 12 gr.

Dictionaire des artistes, dont nous avons des Estampes, avec une Notice detaillèe de leurs ouvrages gravè. T. IV. gr. 8. 2 rthl. 20 gr.

Und von der neuen von dem Hrn. geh. Kirchenrath D. Döderlein in Jena besorgten neuen Ausgabe von Reinecci biblia hebraica, werden Probebogen des neuen Drucks zu dessen Bekanntmachung ausgegeben.

No. 2.

In Friederich Schneiders Buchhandlung in Leipzig werden in der Jubilatemesse 1790 folgende neue Bücher fertig und zu haben seyn:

Anselms und seines Freundes des Magisters poetische Reisen nach Kacklogallinien im Jahr 1789. aus des letztern eigenhändigen Tagebuche, nebst ihren fragmentarischen Meinungen. 8.

Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischen und geographischen Nachrichten. 12ter Theil. 8.

Familiengeschichte der Rosenbusche. Aus authentischen Quellen. 3ter und 4ter Theil. 8.

P. Jones geographisch-historisch-statistisches Handbuch für alle Stände. Zur Kenntniß der gegenwärtigen und vergangenen Zeit. 2ter Theil. Aus dem Englischen, mit Zusätzen und Berichtigungen des Uebersetzers. 8.

Cornel. Albr. Kloekhofs sämmtliche medizinische Schriften. Aus dem Lateinischen übersetzt von J. C. Laune. 2ter und letzter Band. 8.

D. Joh. Ernst. Andr. Koch, der Gesundbrunnen und das Bad zu Lauchstadt, historisch, physikalisch-chemisch und medizinisch beschrieben. Nebst einer kurzen Topographie des Städtchens Lauchstädt. 8.

Joh. Casp. Lavaters väterliche Trauungsrede an Joh. Heinr. Lavater und Jungfrau Anna Barbara Ott. 8. 4 gr.

a) Siegfried von Lindenberg. Eine komische Geschichte. Fünfte, rechtmäßige vom Verfasser durchgehends verbesserte und vermehrte Ausgabe in 4 Theilen. 8. Auf Druckpapier 1 rthl. 8.

b) Ebendasselbe auf Schreibpapier 2 rthl.

c) Acht und zwanzig Kupfer dazu von Dan. Chodowiecki, Böttger, Müller und Dornheim auf feines Schweizerpapier abgedruckt.

Der

Der Mann vom Stande. Neu verdeutscht, in 4 Theilen. 1ter Theil. 8.

Pägnia. Ein Buch zur Unterhaltung. 3te Sammlung. 8.

O-Rians Abhandlungen über die ansteckenden Fieber, in welchen theils die Natur dieser Krankheit untersucht, und theils die Unschädlichkeit des Gebrauchs, in den Kirchen und innerhalb der Städte zu begraben dargethan wird. Aus dem Französischen von J. C. F. Laune. 8. 6 gr.

Neue Originalromane der Deutschen. 35. 36 und 37ter Theil. 8.

Romwall und Louise. Ein psychologischer Roman. 8.

Joh. Erdm. Roths Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres. 8.

D. Io. Chr. Fr. Schlegel Thesaurus Pathologico-Therapeuticus Vol. I. pars IIItia. 8. maj.

Ejusdem Collectio opusculorum selectorum ad medicinam forensem spectantium Vol. Vtum. 8.

Ebendesselben neue medizinische Litteratur für practische Aerzte. 2ten Bandes 2tes und 3tes Stück. 8. 12 gr.

Neue Unterhaltungen zum Vergnügen. 1ter Theil. 8.

Der gute Vater, ein Familiengemälde in einem Akte von Florian. Frei übersetzt. 8.

Witz und Laune; eine Sammlung characterischer Anecdoten der französischen Nation. Aus dem Französischen übersetzt. 8. 12 gr.

(Die mit Preisen sind fertig und in allen Buchhandlungen zu haben.)

No. 3.

Bey L. Hochenleitter und Komp. in Wien sind zu finden: Neueste Musterschriften in deutscher, lateinischer und französischer Sprache. 4. 1 rthl.

Endlich nach so vielen mißlungenen oder doch mittelmäßig ausgefallenen Versuchen von Vorschriften, erhalten wir dieses muster- und meisterhafte Werk, welches in Ansehung der schönen Handschrift alle bisherigen deutsche Produkte weit hinter sich läßt, und in Ansehung des Grabstichels den französischen und englischen Schriftmustern ohne übertriebenes Lob an die Seite gestellt werden kann. Ob schon dieses Werk in Wien erscheinet, so ist doch, wie jeder Kenner beym ersten Anblick ersehen wird, die Urschrift keine oberdeutsche Hand, sondern von einem niedeutschen Kaliographen mit der geschicktesten Feder entworfen worden. Daher man nichts von jenen steifen und gezierten Zügen der W — — nichts von dem Nachläßigen und Unregelmäßigen der N — — — und A — — — Musterschriften wahrnimmt. Im Gegentheil kann das Einfache und Gefällige, das Leichte und Ungezwungene aller drey im Titel angeführten Schriftarten nicht genugsam angerühmet werden. Die Ehre des vortreflichen Abstiches gehört einem Wienerischen Schriftstecher, der wahrlich jedem Ausländer mit unverwandtem Blick in die Augen sehen kann. Wir sind dem Verleger recht vielen Dank schuldig, daß er sie beyde mit so gutem Glücke zu vereinigen wußte. Noch ein wesentlicher Vorzug dieser Vorschriften besteht darinn, daß hier auch vortrefliche Muster der französischen Briefschrift (de la main coulee) gegeben worden. So häufig der Gebrauch dieser Schriftart ist, so hat man doch bisher die Uebung derselben bey der Jugend verabsäumet.

Der Inhalt dieser Vorschriften ist gleichfalls sehr zweckmäßig. Sie enthalten meistens moralische Sätze aus Resewitz u. a. die durchs Oftschreiben dem Gedächtniß und Herzen verdienen eingeprägt zu werden. Jeder Musterschrift ist das große Alpha-

Alphabet beygesetzt, damit ein Schüler zu jeder Schreibstunde in Zeichnung aller grossen Anfangsbuchstaben, derer wenige im Context, besonders lateinischer Schriften vorzukommen pflegen, sich übe, und für alle Buchstaben eine gleiche Fertigkeit erlange. Nach der J. M. kann man sie in allen guten Buchhandlungen Deutschands finden.

No. 4.

In der Schwan und Götzischen Hofbuchhandlung zu Mannheim sind seit der Ostermesse 1789 folgende neue Werke verlegt worden und daselbst, so wie in den vornehmsten Buchhandlungen Deutschlands zu haben: 1.) Abbildung aller geistlichen und weltlichen Orden, mit ausgemalten Kupfern. 40 und 41s Heft. gr. 4. 2 rthl. 16 gr. 2.) Archenholz (J. W. von) Annalen der brittischen Geschichte des Jahrs 1788. 1r Bd. mit Pitts Bildniß. 8. 2 rthl. 3.) Dessen Geschichte des siebenjährigen Kriegs in Deutschland von 1756 - 1763. mit Friederichs II. Bildniß und einer illuminirten Karte. 8. 9 gr. 4.) Historische politische Briefe. 8. 10 gr. 5.) Dictionnaire (nouveau) de la langue françoise et allemande par C. F. Schwan. Tom II. Contenant les lettres D-H. gr. 4. 3 rthl. 16 gr. 6.) Franks System einer vollständigen medicinischen Polizey. 4r Bd. gr. 8. 2 rthl. 7.) Unpartheiische Gedanken über die dermaligen Nuntiaturstreitigkeiten. gr. 8. 3 gr. 8.) Jansons (F.) Uebersicht der Theorie der Rechte, des Prozesses und der juristischen Praxis. 8. 3 gr. 9.) Leben Friedrichs von Schomberg oder Schönburg, von J. F. A. Jazeer. 2 Thle. mit Kupfern gr. 8. 3 rthl. 10.) Meusels Musäum für Künstler und Kunstliebhaber. 1—10. Stück gr. 8. jedes a 6 gr. 2 rthl. 12 gr. 11.) Von Mosers (Fr. Carl Freyherrn) patriotisches Archiv für Deutschland 9. u. 10. Band mit dem Bildnissen Herzog Christoph von Wirtenberg und des regierenden Herrn Markgrafen von Baden. gr. 8. jeder 1 rthl. 12 gr. 12.) Dessen Geschichte

schichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland 2 Bände mit Kupf. gr. 8. 3 rthl. 16 gr. 13.) Dessen neue Fabeln, 12. 6 gr. (die ältern Fabeln kosten 12 gr.) 14.) Scopolis (J. A.) Anfangsgründe der Metallurgie, mit 20 Kupfertafeln. gr. 4. 3 rthl. 8 gr. 15.) Tagebuch der Mannheimer Schaubühne. 6 Hefte. 1 rthl. 12 gr. 16.) Ist es rathsam, den deutschen Kayser in der neuen Wahlcapitulation noch mehr einzuschränken? und welche Veränderungen sind bei der Wahlcapitulation überhaupt zu treffen. gr. 4. 12 gr.

Comödien.

17.) Die Abentheuer einer Nacht, Lustspiel in 3 Aufzügen gr. 8. 5 gr. 18.) Offen-Fehde, Lustspiel in 3 Aufzügen, gr. 8. 6 gr. 19.) Die Matrone von Ephesus von Lessing, ergänzt von K. L. Rabeck. 8. 3 gr. 20.) Der Sklavenhändler, ein Singspiel in zwey Aufzügen. gr. 8. 6 gr.

21.) Friedrich Willhelm II. Königs in Preußen Concession für die evangelischen Brüdergemeinen, nebst Bestätigung ihrer ehevorigen Privilegien, mit erläuternden Anmerkungen von Fr. Carl Freyherrn von Moser. 8. 6 gr.

Portraits.

Des Marschalls Friedrich von Schomberg. gr. 8. a 6 gr. Herzog Christophs von Wirtenberg. gr. 8. a 6 gr. Carl Friedrichs Markgrafen von Baden. gr. 8. a 6 gr. sämmtlich von Egidius Verhelst gestochen.

No. 5.

I. C. F. Scherber's Leisure-Hours during his stay in the Island of Minorca, or the voyage of the two Hanoverian Battalions of Prince Ernst and Goldacker to Minorca, together with a series of letters, containing a description of that isle, its inhabitants, their religion, government, &c. and other accounts of and relative to it; the siege of St. Philip's-Castle and its surrender the return of the Hanoverian Troops to England and their arrival there.

Angezeigtes ist der Titel einer Schrift, welche in 2 Theilen ppr. ein Alphabet ausmachen, und gleich nach beendigter Leipziger Jubilatemesse zur Hälfte erscheinen wird, falls mein Unternehmen hinlängliche Unterstützung finden sollte. In nächst darauf folgender Michaelismesse erscheint der zweyte Theil gewiß und beschließt das Ganze.

Da dem Autor mehr daran liegt, ein nützliches und unterhaltendes englisches Lesebuch zu liefern, als ansehnlich zu lucriren: so enthält derselbe sich alles dessen mit Fleiß, was dem Unternehmen nur dem geringsten Anstrich von Anlockung geben könnte; und über den Werth benannter Schrift zu sagen wäre. Vielmehr begnügt derselbige sich blos damit, anzuzeigen, daß sie größtentheils Thatsachen enthalte, die er selbst gesehen, und wovon er glaubt, eine treue Darstellung werde den Leser nicht ohne Unterhaltung lassen. Die Beurtheilung seiner Arbeit überläßt er übrigens sachkundigen Männern, und hält sich daneben versichert, ohne doch ihrem Urtheile im Geringsten vorgreifen zu wollen, daß er sich bey dem Fleiße und der Genauigkeit, womit er das Ganze ausgearbeitet zu haben glaubt, mit einer günstigen Aufnahme werde schmeicheln dürfen.

Ich für meinen Theil, habe als Verleger nichts zu sagen, als daß ich für einen correcten leserlichen Druck auf gutem Schreibpapier sorgen und erwähntes Buch in einem zwar prunklosen, aber doch netten Gewande werde auftreten lassen.

Um

Nur mein Unternehmen aber doch wenigstens einigermaßen vor den Speculationen der Hrn. Nachdrucker in Sicherheit zu setzen, die wie Corsaren auf den Raub lauren, wenn irgend ein litterarisches Product erscheint, was einigen Nutzen abzuwerfen Hofnung giebt; so sehe ich mich genöthiget, das einzige Mittel mich zu schützen in Ausübung zu bringen; und biete dahero den Liebhabern der englischen Sprache dieses Buch für 16 gr. in Louisd'or a 5 Rthl. Subscription oder Pränumeration an, wovon allenfals die Hälfte vor Erscheinung des ersten Theils, und die andere Hälfte bei dessen Ablieferung geleistet werden kann. Im Subscriptionsfalle verbindet man sich auf beide Theile, und darf ich nicht zweifeln, die resp. Herren Theilnehmer werden sich vor Ablieferung des Buchs mit der Zahlung gehörig einstellen. Der Termin bleibt bis zur nächsten Jubilatemesse offen; und kann man an allen Orten, wo dieses Avertissement bekannt wird, in den Buchhandlungen unterschreiben. Finden sich in dieser Frist so viele Theilnehmer, daß ich ohne Schaden das Unternehmen wagen kann; so wird ohne Anstand mit dem Drucke angefangen.

Wer Pränumeration oder Subscription sammlet, erhält den gewöhnlichen Rabat. Celle, im Oktober 1789.

Ernst August Richter,
Buchhändler.

Bücheranzeige. No. II.

In der Gräffschen Buchhandlung in Leipzig sind folgende neue Bücher erschienen, die in allen Buchhandlungen zu finden sind:

1) Materialien zum nützlichen Gebrauch für denkende Kaufleute, gesammlet von Joh. Andr. Engelbrecht. 2 Bände. 8. 3 Rthlr.

Zur Empfehlung dieses, dem denkenden Kaufmann nützlichen Buches, dürfen wir nur den Inhalt hersezzen. Erster Band: Von der Stadt Bremen alten Seerechten und ihrer Sorgfalt für die Aufnahme der Schiffarth. — Vom Handel. — Kaufmännisches Gutachten wegen mit Arrest belegter Güter, aus Frankfurt am Mayn. — Von der Cochenille. Bemerkungen über den Handel von Cherson mit der pohlnischen Ukraine. — Wichtige Nachricht an die Seefahrer. — Von den Consuln handelnder Nationen. — Großbritannische Parlamentsakte von 1786. die Vorzeigung der Manifeste betreffend u. s. w. — Preußische Verordnung wegen Ausprägung neuer Dukaten. — Beitrag zu J. C. Krusens allgemeinen und besonders Hamburgischen Contoristen. — Schiffarths- und Handlungs-Traktat zwischen England und Frankreich. — Bruchstücke aus der Assekuranzwissenschaft: 1) Von Versicherungen der Frachtgelder; 2) Ob und in wiefern die Masse eines insolventen Assekurateurs dem Assekurirten verhaftet bleibt, wenn die Assekuranz noch nicht

* ab.

abgelaufen ist? 3) Von den Pflichten des Schiffers bey Havareien; 4) Ob ein Schiff, das unter Convoy abgehen sollen, ohne solche abgehen darf? — Akte der vereinigten Staaten von Virginien wegen gestrandeter Schiffe. — Handlungs- und Schiffarths-Traktat zwischen Frankreich und Rußland. — Von den Leinwandsfabriken in der Grafschaft Ravensberg. — Von den Knoppern. — In wie fern ist es schicklich, dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freystaate, dessen Wohlfahrt auf Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen? — Ueber die Schiffahrt, den Handel und die Fabriken von Marseille. — Akte, die Einziehung und Bezahlung der Schulden zu regulieren, und die Einbringung der Negern innerhalb der hierin benannten Zeit zu verbieten. — Schreiben an den Verfasser des ersten Bruchstücks aus der Assekuranzwissenschaft. — Authentische Verzeichnisse aller in den Jahren 1785. 1786. 1787, bis den 31. August desselben Jahres, zu Bremen seewärts eingekommenen Waaren. — Handelsnachrichten. — Bücheranzeigen.

Inhalt des zweiten Bandes. Von Grönland und dem dortigen Wallfischfange. — Schreiben an den Verfasser des zweiten, dritten und vierten Bruchstücks aus der Assekuranzwissenschaft. — Patent, wodurch der Handel nach Island hinführo frei gegeben wird. — Handelstraktat zwischen Frankreich und den Beys in Egypten. — Versuche des Mittelalters, die Nord- und Ostsee durch Kanäle zu vereinigen, oder Geschichte der Lüneburgischen sogenannten Schaalfahrt. — Von

Con-

Contrebande. — Königlich dänische Verordnung, betreffend die Algierischen Seepässe. — Verzeichniß von den aus Archangel in 127 Schiffen im Jahr 1787 verschifften Waaren. — Von der Schiffahrt auf der Weser. — Vergleich zwischen Minden und Bremen wegen der freien Schiffahrt und Stapelgerechtigkeit der Stadt Minden. — Geschichtserzählung eines Assekuranzprozesses. — Von dem Campecheholz. — Königlich Schwedische Verordnung für ein General-Diskontokomtoir. — Ueber Schwedens Geld und Bank. — Ueber das Verhältniß der Einfuhr und Ausfuhr in und aus Schweden. — Gutachten in Assekuranzsachen. — Dänisches Plakat, betreffend einige allgemeine Ermunterungen und Unterstützungen für Schiffsausrüstungen auf dem Fischfange unter Island. — Wie Islands Handel bisher geführet worden. — Einige Nachrichten von der Insel St. Domingo, aus dem Briefe eines Einwohners. — Propositiones der Londner Phönix Assekuranz-Societät. — Etwas vom Luxus. — Oldenburgische Strandungsordnung. — Anmerkungen über den Handel der Häfen, Triest, Fiume und des Königreichs Ungarn. — Von dem Nutzen geographischer Kenntnisse für einen Kaufmann. — Vom Juchten. — Gedanken über das Gutachten in Assekuranzsachen. — Authentische Verzeichnisse der in den Monaten Sept. Octob. Nov. u. Decemb. 1787 zu Bremen seewärts eingekommenen Waaren. — Handelsnachten. — Bücheranzeigen.

2) Louisa; or the Cottage on the Moor. By Mrs. Helme. In two Volumes. The fifth edition corrected and augmented. 8. 14 gl.

3) Luise; oder die Bauerhütte im Marschlande. Aus dem Engl. der Mistreß Helme, nach der fünften verbesserten Ausgabe übersetzt. Zwey Bändchen. Mit dem Motto: „Ihr guten Betrübten! Ihr edeln „Wenigen! die ihr noch hier, doch ungebeugt, un„term Drucke des Lebens steht, haltet nur noch eine „Weile aus: so ist alsdann, was euerm begrenzten „Blicke, der einen Theil nur übersah, ein Uebel schien, „kein Uebel mehr. Des Winters Stürme werden „geschwind vorüber gehen, und Ein grenzenloser „Frühling wird alles umfassen." 8. 18 gl.

Das sehr günstige Vorurtheil, das im Auslande für diesen Roman erregt ward, da in einem Zeitraum von 9 Monaten 5 Auflagen in London erschienen, hat sich bey Lesern der deutschen Uebersetzung erhalten. Vier und zwanzig Kapitel, deren jedes mit einem in entfernter Beziehung auf ihn passenden Motto aus interessanten Schriftstellern beginnt, machen das Ganze aus. Schreibart und Inhalt gereichen dem Herzen und dem Verstande der Verfasserin zu gleich großer Ehre, und nicht selten wird man wegen der eingestreuten moralischen Betrachtungen aufs lebhafteste für sie eingenommen.

Original sowohl als Uebersetzung sind so gedruckt, wie Leser von Geschmack es wünschen mögen, und besonders ist in Rücksicht der Correktheit des erstern die

mög-

möglichste Genauigkeit beobachtet, da die englische Sprache jezt von so Vielen erlernt wird, und die Lectüre derselben so stark gewonnen hat.

4) Neue Leipziger gelehrte Anzeigen, oder Nachrichten von neuen Büchern und kleinen Schriften, besonders der Chursächs. Universitäten, Schulen und Lande, auf das Jahr 1790. gr. 8. 3 Rthlr.

Der Beyfall, mit dem die neuen Leipziger gelehrten Anzeigen vom Jahr 1789, davon der Herr Prof. Beck Redacteur ist, aufgenommen worden sind, ist sehr aufmunternd für uns gewesen, sie von nun an zu verlegen. Wir glauben uns schmeicheln zu dürfen, daß wir bey der Direction, die der gelehrte und verdienstvolle Herr Prof. Beck auch künftig so eifrig und rühmlich führen wird, immer mehr und mehr den Beyfall und das Vertrauen des Publikums erhalten werden; wenigstens soll, so viel an uns liegt, alles dahin abzwecken, dieselben zu verdienen, und uns ihrer immer würdiger zu machen.

Wöchentlich erscheinen zwey halbe Bogen in gr. 8. mit lateinischen Lettern gedruckt, und so oft es erforderlich ist, werden Supplemente hinzugefügt, die größtentheils wichtige ausländische Werke anzeigen. Auch kommen bisweilen Beylagen, welche Ankündigungen oder Inhaltsanzeigen von erscheinenden oder erschienenen in- und ausländischen Büchern, Antikritiken und dergleichen enthalten, hinzu; die Zahl derselben läßt sich nicht bestimmen, da es darauf ankommen wird, wie oft man durch zweckmäßige Nachrichten in den Stand gesetzt seyn wird, dergleichen Beylagen zu liefern. Am

Ende des Jahres wird eine Uebersicht der gesammten Litteratur des Jahres gegeben. Ueber die innere Einrichtung ist folgendes zu bemerken:

1) Eine vorzügliche Absicht ist die Bekanntmachung der sämtlichen, größern und kleinern, Produkte sächsischer Gelehrten, besonders von den beyden Universitäten, deren sämtliche Akademische Schriften angezeigt werden, und von den Schulen. Bey der Anzeige der Schriften hiesiger Universitätslehrer enthält man sich, wie billig, alles Lobes und Tadels. Das Publikum findet also in diesen Zeitungen vollständige Annalen der sächsischen Litteratur. Werke und Erfindungen sächsischer Künstler sind nicht davon ausgeschlossen.

2) Von den vornehmsten Schriften jeder Messe soll keine unangezeigt bleiben; auch die wichtigsten Abhandlungen aller Zeitschriften sollen ausgezeichnet werden, welches fast keine Zeitung thut; bey jedem Stücke werden sich kurze Anzeigen der ausländischen Litteratur befinden, und wichtige ausländische Werke sollen recensirt werden.

3) Die Recensionen sollen und können nicht weitläuftige Auszüge oder Abhandlungen seyn, sondern in gedrängtem Auszug das Wichtige eines Buchs darstellen, und in lehrreicher Kürze beurtheilen. Ihre Länge richtet sich nach der (nicht körperlichen, sondern geistigen) Beschaffenheit eines jeden Buchs; Titel aber und Inhalt desselben wird so genau angegeben, als jeder Litterator es wünschen muß.

4) Keine Recension wird durch Partheylichkeit, Härte, oder durch einen unanständigen Ton mißfallen, alle

alle werden sich durch Würde, Güte und Billigkeit empfehlen. Daher denn auch keine namenlos oder auf andere Art eingesandte Recensionen angenommen werden.

5) Werden auch litterarische Nachrichten, mit kleinerer Schrift gedruckt (denn man wird den Raum möglichst zu benutzen suchen) gegeben, wozu der Redacteur von ausländischen Correspondenten manche seltne Beyträge erhält.

6) Auch Antikritiken werden aufgenommen; doch nur insoferne, als sie in einem Tone geschrieben sind, der nicht wider die Sittlichkeit und Würde eines Schriftstellers ist. Was indessen sowohl diese, als andere Nachrichten, die für die oben erwähnten Beylagen bestimmt sind, betrift, so werden dieselben nicht unentgeldlich aufgenommen, sondern man muß sich eine billige Vergütung für jede Zeile gefallen lassen.

Der Preis für den ganzen Jahrgang ist für diejenigen, welche sich unmittelbar an uns wenden, 2 ½ Thaler Convent. Münze; auswärts und postfrey durch Sachsen aber 3 Thaler. Für die löblichen Postämter und Zeitungs-Expeditionen hat die hiesige chufürstliche Zeitungsexpedition die Hauptversendung übernommen.

5) Szenen in Paris, während und nach der Zerstöhrung der Bastille. Nach französischen und englischen Schriften und Kupferstichen. Mit Kupfern die interessantesten Szenen darstellend. 3te Sammlung 8. 16 gl.

Bey

Bey dieser dritten Sammlung hat sich der Verfasser in der Vorrede zu derselben über verschiedene Punkte, Anfragen und dergl. so deutlich erklärt, daß es wohl keiner fernern Angebung des Gesichtspunktes mehr bedarf, aus welchem man die Szenen zu betrachten hat. Das Resultat derselben ist, daß sie nicht blos als nouvelle du jour, sondern als eine mit dichterischer Freiheit behandelte Geschichte, anzusehen sind. — Das Interesse des Werks ist gewachsen, die in den erstern Sammlungen angelegten Szenen kommen der Ausführung näher, die Karaktere der Personen entwickeln sich immer mehr, und das Ganze stellt uns ein Bild feiner Intriken, eine Schilderung der Aeußerungen von Personen verschiedener Stände in mancherlei Situationen, und ein lebhaftes Gemälde des Innern der Stadt Paris dar, welches gewiß niemand ohne Theilnahme lesen wird.

6) Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben des Grafen von Mirabeau, 1s Heft, mit einem komisch-satyrischen Kupfer. 8. 8 gl.

Diese Schrift stellt ihren Gegenstand so auf, wie er, nach so vielen Beyspielen, die als unbestochne Zeugen von dem Karakter des Grafen von Mirabeau zu betrachten seyn dürften, aufgestellt zu werden wohl verdiente.

Bei Friedrich Maurer in Berlin sind im abgewichenen Jahre 1789 nachstehende Bücher herausgekommen, und um beigesetzte Preise zu haben:

1. Annalen des Theaters, 4tes Heft, gr. 8. 6 gr.

Dieses Heft enthält ausser einigen Gedichten, worunter vorzüglich die, am Geburtsfeste des Prinzen von Preussen am 3ten August 1789 auf dem Berliner Nationaltheater gehaltene Rede, allgemeinen Beifall erhalten hat, ein Räsonnement über Joh. Friedr. Reineke, den Schauspieler, und Nachrichten vom englischen, dänischen und schwedischen Theater, vom Schauspiel in China, vom Nationaltheater in Berlin, vom deutschen Theater in Holland, und von den Theatern in Paris.

Die vorzügliche Dauer dieser, mit einer zweckmäßigen Abänderung unter obigem Titel fortgehenden periodischen Schrift, ist hinlänglich Bürge dafür, daß die darin enthaltenen Aufsätze den Freunden des Schauspiels immer angenehm und interessant sind.

2. Beobachtungen und Entdeckungen aus der Naturkunde, von der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin; 3ten Bandes 4tes Stück. Auch unter dem Titel: Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin; 9ten Bandes 4tes Stück, mit einem illumin. Kupf. gr. 8. 12 gr.

Ausser einer kurzen Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung dieses ruhmwürdigen Instituts, besonders der günstigen Veränderung, die es durch das ihm von Friedrich Wilhelm dem Gütigen geschenkte Haus erhalten hat, und ausser einer Anzeige des Inhalts und einem Register der Namen und Sachen des ganzen dritten Bandes, trift man 9 Abhandlungen und Aufsätze an, die insgesamt den Naturfreunden, in deren Lieblingsfach sie einschlagen, Vergnügen und Belehrung verschaffen werden. Vorzüglich angenehm sind gewiß einem großen Theil davon Herrn Klaproths chemische Untersuchung des Rubins, und Herrn Karstens oryktognostische Anmerkungen über den Apatit, Prasem und Wolfram, nach den Abänderungen davon, welche sich im Kabinette des Hrn. Ludolph Hannsen in Leipzig befinden. Von der in vorigen Stücken angefangenen

und fortgeführten kurzen Beschreibung und Abbildung einiger Vögel in Guinea liefert Hr. Isert hier die 9te Tafel, auf welcher der Franciskaner Loxia Franciscana und der Capernstrauch mit hochrother Frucht, der ihn vermuthlich mit nährt, schön abgebildet erscheinen.

3. Ueber den Unterricht junger Aerzte auf dem Krankenbette, von Carl August Wilhelm Berends, der Philosophie und Arzneiwissenschaft Doktor, der klinischen Medicin öffentlichem ordentlichen Professor auf der Universität zu Frankfurt, und Königl. Stadt- und Landphysikus; 8. 3 gr.

Der Werth der Bildung junger Aerzte am Krankenbette, unter der Leitung eines bewährten Arztes, bedarf keiner Empfehlung. Doch selbst der geschickteste Arzt stiftet bisweilen nicht das hiebei beabsichtete Gute, weil überhäufte Geschäfte ihm nicht Zeit lassen, über die Art nachzudenken, wie er es sicher stiftet Diesen Weg hat Hr. Prof. Berends in diesen wenigen Bogen so vorgezeichnet, daß man wohl sieht, er kenne ihn aus eigener genauer und geprüfter Erfahrung. Jeder Arzt, der die Gelegenheit hat, sich auf diesem Wege um die Bildung der Schüler der Arzneiwissenschaft verdient zu machen, wird hier Vorschriften antreffen, durch deren Befolgung er dieses schon an sich so schätzbare Verdienst noch weit mehr erhöhen kann.

4. Von den kaukasischen Völkern der mythischen Zeit. Ein abermaliger Beitrag zur Historie und Geographie der Mythologie. Für Gymnasiasten. Von Theodor Jakob Ditmar, Professor; gr. 8. 4 gr.

Eine mit vielem Fleiß und mit vieler Belesenheit in den Alten abgefaßte Einladungsschrift.

5. Fragmente, Nachrichten und Abhandlungen zur Beförderung der Polizei-Oekonomie und Naturkunde. Zweites Heft; gr. 8. 10 gr.

Die große Mannichfaltigkeit dieses Stücks erlaubt nicht, den Inhalt desselben hier ganz anzuzeigen. Vorzüglichen Nutzen können die Nachrichten von der Einrichtung des Armenwesens im Königreich Preussen und dem Herzogthum Litthauen, und die Fragmente über Handlung, Manufakturen und Fabriken stiften; nicht minder werden die Bemerkungen über die Schaafzucht in Spanien gefallen, mit welchen der Verfasser zugleich

eine gedrungene Geschichte dieses so wichtigen Zweiges der spanischen Staatswirthschaft verwebt hat. Indessen verdienen noch mehrere von diesen kleinen Aufsätzen Beherzigung, und die Gesindeanstalten in Virginien, so weit es sich anderwärts thun läßt, Nachahmung.

6. Geschichte der churmärkischen Forsten und deren Bewirthschaftung; nebst einer Anleitung, wie sie hätten behandelt werden müssen. Von C. F. K. Mit 3 illumin. Kupf. gr. 8. 12 gr.

Nachdem der Herr Verf. im Ersten Abschnitt die Geschichte dieser Forsten seit 20 Jahren, als dem Zeitpunkt, wo man die höchst üble Bewirthschaftung derselben mit Ernst abzustellen anfing, allgemein vorgetragen hat, zeigt er mit Hülfe eines dazu ganz eigentlich gezeichneten Plans, bis zur größten Evidenz, im zweiten Abschnitt das Zweckwidrige der bisherigen Eintheilung der Forstreviere, und thut mit der nämlichen Gründlichkeit im dritten Abschnitt einen Vorschlag, wie man die Forsten zu ihrem weit größern Nutzen und mit weit geringerm Nachtheil der durch die getadelte Einrichtung beeinträchtigten Hütungsinteressenten eintheilen könne. Man sieht allenthalben, daß dies Werk in wirklichen Revieren, aus eigner Erfahrung, und aus dem Unterricht geschickter Forstbeamten geschöpft sey; und es ist einem Jeden zu empfehlen, der nicht bei einer bloß handwerksmäßigen Forstverwaltung stehen bleiben will.

7. Geschichte des heutigen Europa, vom fünften bis zum achtzehnten Jahrhundert. In einer Reihe von Briefen an seinen Sohn. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen von Joh. Friedr. Zöllner, Oberkonsistorialrath und Probst in Berlin. Siebenter Theil; 8. 1 thlr.

Dieser Theil von einem Werke, das ein Jeder, der es aus dem in der Vorrede zum ersten Theile angegebenen Gesichtspunkte, im Verhältniß gegen denjenigen Theil der Lesewelt, betrachtet, für den es eigentlich bestimmt ist, unter die nützlichsten Produkte der historischen Kunst rechnen wird, enthält den großen Kampf zwischen der Krone und dem Parlament in England, der sich mit Karls I. Hinrichtung und mit der Zertrümmerung der Monarchie endigte, und ist gewiß allen Lesern vorzüglich willkommen, die an den so ähnlichen

Digitized by Google

Schauspielen unsrer Zeit in Frankreich und den österreichischen Niederlanden nur einigen Antheil nehmen.

8. Geschichte der Königin Elisabeth von England. Aus bisher noch unbekannten englischen Originalschriften, Akten, Urkunden, Briefen und Manuscripten, von Mademoiselle von Keralio. Aus dem Französ. Erster Band, mit dem sauber gestochenen Bildniß Elisabeths; 8. 1 thlr. 12 gr.

Man findet sehr wenige Monarchen, deren Regierung mit der Regierung dieser berühmten Königin eine Vergleichung aushalten dürfte, die gewiß eins der glänzendsten Schauspiele in der ganzen neuen Geschichte liefert. Um aber diese große Regentin gehörig würdigen zu können, war eine genauere Uebersicht der Begebenheiten unter Heinrichs VIII. Regierung, und eine richtige Kenntniß der Regierungsform und der alten Gesetze Englands unumgänglich nothwendig. M. Keralio verschaft dieselbe ihren Lesern in diesem ersten Theil, und die Art, wie sie sich dieser Pflicht entledigt, bürgt hinlänglich für ihren Beruf, Elisabeths Geschichte zu schreiben. So wie ihre Heldin mit männlicher Kraft regierte: so hat sie ihre Thaten mit männlicher Gründlichkeit dargestellt. Elisabeths eigentliche Geschichte fängt erst mit dem zweiten Theile an. Der Uebersetzer hat hin und wieder einige Abkürzungen des Originals für gut gefunden, wofür ihm das Publikum Dank wissen wird, und wetteifert mit der Verfasserin, um dem Leser ein so angenehmes als nützliches Werk zu liefern.

9. Lanassa. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Zweite verbesserte rechtmäßige Auflage; 8. 6 gr.

Der Beifall, den die erste Umarbeitung dieses Schauspiels so allgemein erhalten hat, konnte doch nicht den Verfasser derselben gegen die Fehler verblenden, die es in der ersten Auflage noch verunstalteten; er hat im Gegentheil Hrn. Plümike mit neuem Muthe beseelt, durch die gegenwärtige Auflage diesen Beifall ganz verdienen zu wollen.

10. Ob und wiefern die Kanzel der schickliche Ort zur Aufklärung sey? Eine nöthige Pastoralfrage für unsre Zeiten; 8. 5 gr.

Der Herr Verf. beweist aus dem vorangeschickten Begriff von Aufklärung, und aus der Verfassung des

gegenwärtigen subjektiven Christenthums, daß von der Kanzel her aufgeklärt werden müsse; und giebt hernach so viele und so vortrefliche Regeln über die Art und Weise, wie man von der Kanzel aufklären müsse, wenn man nicht Verwirrung und Unheil anrichten will, statt wohlthätiges Licht zu verbreiten, daß jeder Volkslehrer, der ihnen folgt und folgen kann, gewiß mit Vermeidung aller Abwege das Ziel erreichen wird.

11. Sagen der Vorzeit, von Veit Weber. Erster Band: Männerschwur und Weibertreue; der Harfner; das Ritterwort. Zweite verbesserte Auflage; mit einem Kupfer, gezeichnet von D. Chodowiecki, und gestochen von D. Berger; 8. 1 thlr. 8 gr.

Der Rang, den sich der Herr Verfasser dieser hinreissenden Erzählungen durch sie in der Schriftstellerwelt erworben hat, durch welche er vielleicht mehr Nutzen stiftet, als manches trockene System der Moral, bewog ihn nur um desto stärker, sie auch von den kleinsten Flekken zu reinigen; und es wird jedem Leser bei der Vergleichung beider Auflagen Vergnügen machen, wenn er den Fleiß, die Kunst und die Feinheit erblickt, wodurch allein die Verbesserungen in dieser Auflage haben entstehen können.

12. Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner; von J. F. Zöllner und J. S. Lange. Fünften Jahrgangs viertes Vierteljahr. 40stes bis 52stes Stück. 1788. 8. 12 gr.

Wegen der überhand genommenen Geschäfte des Hrn. Oberkonsistorialraths Zöllner, hat diese, mit so großem als gerechtem Beifall fünf Jahre lang herausgekommene und allgemein nützliche Wochenschrift, mit diesem Vierteljahr geschlossen werden müssen. Der Inhalt desselben ist: Ueber spekulative Philosophie; über das Erhabene und Schöne, vorzüglich in Rücksicht auf beide Geschlechter; allgemeine Uebersicht des menschlichen Wissens. Am Ende befindet sich, wie gewöhnlich, ein Register über den ganzen Jahrgang.

13. Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteristik der Menschheit. Als eine Fortsetzung von den wöchentlichen Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner. Zweiter Band, drittes und viertes Vierteljahr; 8. 1 thlr.

Die Verfasser dieser Wochenschrift, welche mit Ruhm auf der ehrenvollen Bahn ihres würdigen Vorgängers fortwandeln, suchen den wechselseitigen Zusammenhang und den Einfluß aller einzelnen Ursachen auf den Charakter und auf die Glückseligkeit der Nationen zu entwickeln, und beschließen in diesem Bande die Lehre von den Wirkungen des Klima, mit der Erklärung einiger auffallenden Besonderheiten in der Organisation der Amerikaner, und mit Anführung der Einschränkungen, unter denen man nur den Einfluß des Klima behaupten muß. Dann handeln sie von der Wichtigkeit des verschiedenen Bodens und der verschiedenen Lage eines Bodens, und zeigen die merkwürdigen Folgen eines fruchtbaren oder unfruchtbaren Erdreichs, der Berge oder der Ebenen; der Inseln der Meeresküsten und des Mittellandes, und der verschlossenen, vielgetheilten und offenen Länder. Den Beschluß macht eine Abhandlung über die muthmaßliche Beschaffenheit des ersten Geburtsortes der Cultur; und am Ende findet man ein Register über den ganzen ersten Jahrgang dieser Wochenschrift.

14. Joh. Ludw. **Wagners** (gegenwärtig Königl. Preuß. Postdirektors zu Graudenz) Schicksale während seiner unter den Russen erlittenen Staatsgefangenschaft in den Jahren 1759 bis 1763, von ihm selbst beschrieben, und mit unterhaltenden Nachrichten und Beobachtungen über Siberien und das Königreich Casan durchwebt. Im Anhange einige Aufsätze aus den besten Reisebeschreibungen über diese Länder, nebst eignen Bemerkungen vom Herausgeber. Mit Kupf. 8. 1 thlr. 10 gr.

Herr **Wagner** erzählt ganz in dem ungekünstelten Ton eines ehrlichen Mannes die traurigen und äußerst sonderbaren Schicksale, die er wegen der Treue gegen seinen König erdulden mußte, und sagt als Reisebeschreiber gewiß manches noch wenig bekannte von diesen Gegenden. Man wird dadurch nicht allein sehr angenehm unterhalten, sondern auch unterrichtet. Die von ihm noch gelassenen Lücken sind durch den Fleiß des Herausgebers mit belehrenden Auszügen aus den weitläuftigen und kostbaren Reisebeschreibungen eines Pallas, Gmelin u. a. m. ausgefüllt; und die Kupfer dienen dazu, den Lesern einige wichtige Szenen aus des Hrn. Verf. merkwürdigen Geschichte, die sibirische Hundefahrt,

die tungusische Nation, und des Verfassers Bildniß anschaulich zu machen.

15. Beherzigungen verschiedener wichtigen Gegenstände; oder Etwas gegen die Langeweile an Feiertagen; von Heinr. Würzer, Doktor der Philosophie; 8. 8 gr.

Geschichte in erzählender oder dialogischer Form wechselt in diesen Blättern, die zum Zeitvertreibe der denkenden Menschenklasse bestimmt sind, mit philosophischem Räsonnement ab, um desto sicherer den Zweck dieses periodischen Werkgens zu erreichen.

16. X, Y, Z, oder neue Aufschlüsse über die deutsche Union und schottische Maurerei. Ein Blick in den innern Gang geheimer Gesellschaften; gr. 8. 6 gr.

Ein nöthiges Buch für diejenigen, welche die in ihr Nichts zurückgefallene deutsche Union und das berüchtigte Buch: Mehr Noten als Text, besser verstehen wollen.

Der Herausgeber, der in der Vorrede seine Gedanken über die verschiedenen Zwecke geheimer Gesellschaften philosophisch entwickelt, theilt in dieser Schrift lauter Originaldokumente über die Geschichte der deutschen Union, und der Bahrdtischen neuerfundenen, sogenannten schottischen Maurerei, in dem Zirkel einiger Freunde mit, und liefert hier die ganze Belehrung für die Brüder des ersten Grades. Derjenige Theil des Publikums, der mit dem Innern geheimer Gesellschaften wenig bekannt ist, wird hier vielleicht manches finden, das für ihn interessant seyn wird; und für den übrigen Theil ist manche Veranlassung zu wichtigen Vergleichungen zwischen mehreren Verbindungen dieser Art in dieser kleinen Schrift enthalten.

17. Ueber spekulative Philosophie; von Joh. Friedr. Zöllner, Oberkonsistorialrath u. Probst; 8. 14 gr.

18. Allgemeine Uebersicht des menschlichen Wissens; von Joh. Friedr. Zöllner; 8. 10 gr.

Diese beiden besondern Abdrücke von zweien der vorzüglichsten Abhandlungen des Herrn Probst Zöllner, aus den wöchentlichen Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner, sind gewiß ein dankenswerthes Geschenk für diejenigen, die sich von ihm über so interessante Materien gern belehren lassen, und doch das ganze Werk,

woraus diese Untersuchungen abgedruckt sind, nicht anschaffen wollen, oder können.

19. Collection d'Auteurs classiques François. Septième Volume. Conten. les Oeuvres de Molière. Tom. V. VI. gr. 12. 1 thlr.

Diese Sammlung hat bis jetzt die erregten Erwartungen des Publikums völlig befriedigt, und die immer mehr und mehr vergrösserte Sorgfalt der Herausgeber für die Richtigkeit des Textes, die in den letztern Theilen gewiß unverkennbar ist, wird noch mehr dazu beitragen, die Zufriedenheit der Käufer in Zukunft zu erhöhen. Für einen jeden, der sich eine gut und richtig gedruckte Sammlung der besten französischen klassischen Werke um einen höchst wohlfeilen Preis wünscht, ist es rathsam, sich aufs baldigste die bis jetzt herausgekommenen Bände dieser Sammlung anzuschaffen, damit ihm der Ankauf der folgenden um desto weniger beschwerlich werde. Wer auf dieses Werk pränumerirt, erhält jeden Band für den sehr billigen Preis von 16 gr.

20. Éloge du Roi de Prusse. Par l'Auteur de l'Essai Géneral de Tactique. Nouvelle Édition augmentée. 8. broché. 15 gr.

Diese Ausgabe der vortreflichsten Lobschrift auf den vortreflichsten König, zeichnet sich nicht nur durch einen besonders guten Druck und vorzügliche Textesrichtigkeit aus; sondern sie übertrift auch an Brauchbarkeit alle übrigen Ausgaben, selbst die größte Pariser, weil sie mit den Bemerkungen und Berichtigungen bereichert ist, welche die Verteutscher dieses Werks, besonders Herr Oberkonsistorialrath Zöllner, ihm beifügten, und die wegen ihres großen Werths keinesweges überflüssig sind. An der Schönheit dieser Edition haben auch Herr Wilh. Meil und Herr D. Berger Theil, indem ersterer dazu eine geschmackvolle und passende allegorische Vignette gezeichnet, und der letztere, ausser derselben, auch die bekannte holländische Medaille auf Friedrichs Tod gestochen hat. Am Ende befindet sich die Erklärung dieser äußerst schönen Medaille.

Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. IV.

April.

Leipzig, bey G. J. Göschen.

Ankündigung.

Die Besorgung der Ausgabe des 1. Bandes meiner vermehrten und verbesserten Briefe über die kantische Philosophie, welche wegen des Manheimer Nachdrucks von acht dieser Briefe aus dem teutschen Merkur beschleuniget werden mußte, nöthiget mich, die Erscheinung des ersten Stückes meiner angekündigten Beyträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse in der Philosophie bis auf Johannis hinaus zu setzen. Ich verlängere daher auch den Subscriptionstermin bis Ende Mays, und ergreife diese Gelegenheit, um mich über den Zweck meines Unternehmens mit ein paar Worten näher zu erklären. Der Hauptfehler aller bisherigen, meines Wissens von Niemand für unfehlbar erkannten, Philosophie, selbst die Kritische, nach ihrer bisherigen Darstellung nicht ausgenommen, ist, meiner Ueberzeugung nach, der Mangel eines allgemeingeltenden Princips; und eines der wesentlichsten Mißverständnisse, wodurch unsre Selbstdenker bisher abgehalten wurden, sich über ein solches Princip zu vereinigen, ist die Verwechslung allgemeingeltender Gründe mit allgemeingeltenden Grundsätzen gewesen. An jenen hat es dem menschlichen Geiste nie fehlen können; an diesen hat es der Philosophie immer gefehlt. Unsre Pflichten und Rechte in diesem, und der Grund unsrer Hofnungen in einem künftigen Leben mußten von jeher auf unerschütterlichen Fundamenten fest stehen; aber es hat der Philosophie bis jetzt noch nicht gelungen, diese Fundamente auf ihrem Gebiethe in allgemeingeltenden Grundsätzen aufzustellen (wie aus den gegenwärtig mehr als je regen Streitigkeiten über die ersten Grundsätze der Moral und des Naturrechtes, und die Erkenntnißgründe der Grundwahrheiten der Moralität und Religon offenbar ist) — weil es ihr selbst an einem allgemeingeltenden ersten Grundsatze gebrochen hat. Das unumgängliche, eben itzt mehr als jemals dringende, Bedürfniß, und die wesentlichsten Bedingungen eines solchen ersten Grundsatzes zu erörtern, unter den von jeher allgemeingeltenden Gründen denjenigen aufzusuchen, der durch

Simpli-

Simplicität und Evidenz geschickt; und überhaupt durch seine Natur dazu gemacht ist, einst das allgemeingeltende Princip alles Philosophirens zu werden, und dann nach und nach einerseits die merkwürdigsten Grundsätze der bisherigen Philosophie nach allen ihren Systemen und Vorstellungsarten, andererseits die Hauptmomente der Kritischen auf den Grundsatz zurück zu führen, den ich für den Ersten, und schon jetzt für den Ausdruck eines allgemeingeltenden Grundes halte — soll die Beschäftigung meiner Beyträge seyn, die nur meine eigenen, aber auch alle meine bisher ungedruckten und künftigen philosophischen Aufsätze (die Briefe über die kantische Philosophie ausgenommen) enthalten sollen. Ich hoffe, mein erster Grundsatz soll sich unter andern auch durch die Deutlichkeit und leichtere Verständlichkeit empfehlen, die er über meine Betrachtungen bringen wird, und deren Mangel weit allgemeiner eine Folge von der Beschaffenheit der Grundsätze, als der Darstellungskunst eines philosophischen Schriftstellers ist. Diejenigen unter den zahlreichen Widerlegern der kritischen Philosophie (ich spreche hier nicht von den wenigen selbstdenkenden Prüfern derselben) welche meine vorläufigen in dem Versuche der Theorie des V. V. vorkommenden Aeusserungen über den allgemeingeltenden Grundsatz aller Philosophie bereits öffentlich persifliert haben, und diejenigen, die schon jetzt eine Widerlegung davon unter der Feder haben, ersuche ich die ersten Stücke der Beyträge abzuwarten, oder wenn ja der Verleger keinen Aufschub gestatten wollte, sich bey mir zu erkundigen, was ich denn eigentlich unter jenem allgemeingeltenden Princip verstünde. So hat es wenigstens ein weiland berühmter Professor in Padua gehalten, der sein Werk, in welchem er den Aristoteles gegen die Parallaxis zu vertheidigen beschlossen hatte, durchaus nicht eher publicieren wollte, als bis er den Galilei (mit dem ich mir alle Vergleichung verbitte) gefragt hatte: was denn die Parallaxis für ein Ding wäre. Jena, den 1. März, 790.

Reinhold.

Neue Litteratur und Völkerkunde.
Für das Jahr 1790. No. IV.
April.

Inhalt.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. IV.
April.

I.

Patriotischer Versuch des Herausgebers.

Der Büchernachdruck hat keinen größern Feind als mich. Ich war es, noch ehe ich selbst eine Zeile drucken ließ, aus Enthusiasmus für die Wissenschaften, und aus einem empörenden Gefühl bey einer so offenbaren Verletzung von Recht und Billigkeit. Ich arbeitete daher auf mannigfaltige Art gegen diesen Misbrauch bey mehreren Großen, die aber zu viel Phlegma, und zu wenig Eifer hatten, sich einer so edlen Sache thätig anzunehmen; auch wandte ich mich, so wie die berühmten Gelehrten Campe und Ehlers gethan hatten, durch einen Brief vom 28. August 1786 *) an den verstorbenen, oder nach der Hofsprache zu reden, den Höchstseligen Kayser, wiewohl vergebens. Ich legte sodann im Februar 1788

*) Der Brief ist gedruckt. Litteratur und Völkerkunde, November 1786.

1788 der vor drey Jahren in London errichteten Generalassecuranzsocietät einen Plan vor, um vermöge eines besondern in Deutschland gegründeten Instituts durch Prämien und zweckmäßige Maaßregeln sich den Schutz des Eigenthums selbst zu sichern, den Herrscher und Gesetze nicht sichern wolten. So wie man die lauschenden Diebe aus ihren Raubhöhlen jagt, so würden die lauschenden Nachdrucker dadurch trotz aller ihrer Patente durch den Hunger aus ihren beschützten Raubwinkeln getrieben, und, den Grundsätzen ihres Gewerbes getreu, vielleicht Straßenräuber geworden seyn. Die englische Societät setzte sich mit mir in Correspondenz, zeigte sich dem Plan geneigt, und sandte mir die ausführlich abgefaßten Regeln ihres wahrhaft wohlthätigen Instituts, das jedoch leider aus brittischen Localursachen noch im nehmlichen Jahr eingieng. Hier ist also ein neuer Versuch gegen dieses Uebel, obwohl von einer andern Art. Der Erfolg dieses Versuchs, den ich als Nationalsache betrachte, wie er auch immer ausfallen mag, da er jeden deutschen Biedermann, er sey Schriftsteller oder nicht, intereßiren muß, soll in diesem Journal gemeldet werden.

v. Archenholtz.

An Sr. Königl. Majestät den neuen Beherrscher der österreichischen Monarchie.

Allergnädigster Monarch!

Ein Weltbürger, beseelt durch den Wunsch fürs Gemeine Beste, wagt es mitten unter dem Tumult der verwickeltsten Staatsgeschäfte, die so sehr gehäuft vielleicht noch nie auf einmal zu dem Loos eines Monarchen gefallen sind, sich Ew. K. M., dem von ganz Europa bewunderten Gesetzgeber, zu nähern, und Allerhöchst Dero Aufmerksamkeit wegen einer Sache zu erflehen, die der Cultur unsers Jahrhunderts zufolge unter den mächtigen Wirkungsmitteln auf ganze Völker nicht das Kleinste ist. Man hat mit dem Bücherwesen in den Staaten, die Ew. K. M. jetzt zu beherrschen wie vom Himmel gesandt sind, einen Unfug getrieben, der noch nie in einem aufgeklärten Lande gestattet worden ist. Die in Deutschland ohnehin verwaißten Wissenschaften wurden hier besonders herabgewürdigt, und die Geistesproducte auswärtiger Gelehrten, oft höchst mühsam bearbeitet, oft mit Aufopferung der besten Lebenskräfte erzeugt, und zur Nahrung darbender Familien bestimmt, als eine Beute betrachtet. Dieser Raub, Allergnädigster Monarch! wodurch allen ausserhalb der österreichischen Monarchie lebenden deutschen Gelehrten gleichsam der Krieg angekündigt wurde; ein Raub, der den österreichischen Namen nicht beliebt machen konnte, der die Ungerechtigkeit gegen Nachbarn und Freunde zur Landessitte machte, würde — welches die Nachwelt von unserm Zeitalter kaum glauben

 wird —

wird — — durch den ehrwürdigen Namen der Gesetze geheiligt. Geleitet durch sehr mißverstandene mercantilische Grundsätze, glaubte man die ersten Gesetze der Billigkeit aus den Augen setzen zu dürfen. Man hörte weder auf das Klagegeschrey der Auswärtigen, noch auf die Vorstellungen Sachkandiger österreichischer Patrioten; auch das Aussenbleiben der Repressalien, die man selbst bey einer so schreyenden Ungerechtigkeit, in den preußischen Staaten, in Sachsen und andern Ländern, aus Gründen von Nationalehre sich schämte auszuüben, blieb ohne Wirkung, und man fuhr fort gewaltsam zu erndten, wo man nicht gesäet hatte. Ich habe selbst dabey gelitten, es aber weniger gefühlt wie andre hülfbedürftige Schriftsteller, deren Sache ich eigentlich hier vor Ew. K. M. Thron bringen würde, wenn nicht schon die Sache det Gerechtigkeit bey einem so weisen Regenten alle andre Bewegungsgründe entbehrlich machte. Ich flehe also allerunterthänigst im Namen so vieler leidenden Schriftsteller, für die Ehre der Wissenschaften, und für die Ehre Deutschlands, um die Abstellung des Büchernachdrucks in Ew. K. M. Staaten an. Ich wage es mit desto größerer Zuversicht, da diese Nationalbittschrift nicht zu den Füßen eines neuen Herrschers gelegt wird, dessen Gerechtigkeitsliebe man gutmüthig voraussetzt. Ich bringe sie vor den Thron eines als Gesetzgeber bereits hochglänzenden Monarchen, begabt mit den erhabensten Regententugenden, die sein bisher glückliches Volk fünf und zwanzig Jahr erprobt, und alle Nationen laut bewundert haben.

Diese

Diese gottähnlichen durch die zweckmäßigste Anwendung bereits offenbarten Tugenden, zum Seegen für so viele Völker bestimmt, fodern mich, einen ferne wohnenden deutschen Patrioten, zur Anbetung auf, womit ich ersterbe

Ew. K. M.

Berlin den 23. März 1790.

allerunterthänigster
v. Archenholtz,
vormahls Hauptmann in königl. preuß. Diensten.

An den Staatskanzler Fürsten v. Kauniß.

Gnädigster Fürst!

Wenn ich mich erkühne, die ungeheuer gehäuften Staatsgeschäfte Ew. Fürstl. Gnaden in dieser thatenschwangern Zeit zu unterbrechen, so wird mich der Gegenstand rechtfertigen. Eine zahlreiche Classe edler deutscher Bürger im Auslande erwartet jetzt von dem Thron der österreichischen Monarchie die Strahlen der Gerechtigkeit, die für sie nie von dort herabflossen, nun hervorgehn zu sehn. Auch ohne die Aeusserung des gnädigen Wohlwollens, womit Höchstdieselben mich bey meiner Anwesenheit in Wien zu beehren geruhet haben, würde ich es wagen, mich wegen einer

ner die Wissenschaften höchst intereßirenden Sache an einen erklärten thätigen Beschützer derselben zu wenden. Ich habe mich unterstanden, Sr. K. M. dem neuen Herrscher die Unterdrückung vorzulegen, die bisher das Loos so vieler würdiger Gelehrten Deutschlands war, die das Oberhaupt des germanischen Reichs als den Schutzgott der Gerechtigkeit betrachteten, allein mit tiefgefühlter Kränkung sehen mußten, daß durch Gesetze, vom Kayserthron herabgekommen, die auffallendsten Eingriffe ins Eigenthumsrecht deutscher Staatsbürger sanctionirt wurden. War je etwas fähig, gnädigster Fürst! die in Deutschland noch nie von einem Monarchen gehörig beschützten Wissenschaften zu untergraben, der deutschen Nation das ihr von allen Völkern zuerkannte Attribut des gelehrtesten Volks der Erde zu rauben, die Keime des Genies zu ersticken, und dem österreichischen Namen unter vielwirkenden Menschen Feinde zu erwecken, so waren es diese dem 18ten Jahrhundert so wenig angemessenen den Nachdruck begünstigenden Gesetze, die in einem luxuriösen Zeitalter die mühsamen Geschäfte der Gelehrten, wodurch die Menschen ihren Unterricht, und die Staaten ihren Glanz erhalten, den Handarbeiten der Tagelöhner gleich machten. Ich habe Se. K. M. um deren Abstellung angefleht, da überdem kein Nachtheil für den Staat, sondern offenbare Vortheile mancherley Art davon zu erwarten sind. Würdigen Eure Fürstl. Gnaden diese unterthänigste Bitte, gerecht wie je eine war, beym Thron eines gerechten Monarchen zu unterstützen, und der Sachwalter einer Sie als Staatsmann und als Mensch hochverehrenden Classe deut-

scher

scher Bürger zu seyn. Diese Handlung ist dem Abend eines glorreichen Lebens würdig.

Ich ersterbe in tiefer Ehrfurcht

Ew. Fürstl. Gnaden

Berlin den 23. März 1790.

unterthänigster
Hauptm. v. Archenholtz.

An die Herren Alxinger, Birkenstock, Blumauer, Born, Denis, Gemmingen, Haschka, Mastalier, Pentzel, Ratschky, Retzer, Schmid, Sonnenfels, Stephanie, und die andern um Oestereichs Litteratur verdiente Gelehrten und Patrioten.

Edle Männer!

Erlauben Sie, daß ein Ihnen nicht unbekannter Schriftsteller, der die Aeusserungen des deutschen Nationalgeistes zwar noch nicht erlebt hat, ihn aber nicht für unmöglich hält, sich erdreisten mag, Ihre Aufmerksamkeit auf das Wohl der deutschen Litteratur in gegenwärtigem entscheidenden Zeitpunct aufzufodern. Sie, Würdige Männer, waren es, die durch Ihre Schriften der österreichischen Monarchie einen zuvor nie gehabten Glanz verschaften, und ohngeachtet des geringen Schutzes, ja vielmehr trotz des Widerstandes vom Thron ein noch in der vorigen Genera-

tion rohes und unwissendes Volk zu unterrichteten Menschen machten. Dieser Ruhm ist groß, und macht Ihre ohnehin durch litterarisches Verdienst ausgezeichnete Namen in Deutschlands gelehrten Jahrbüchern doppelt ehrwürdig. Setzen sie diesem Ruhm die Krone auf, durch eine Vereinigung für den Flor der deutschen Litteratur bey Ihrem neuen Herrscher, der den hohen Werth der Wissenschaften kennt, davon überzeugende Proben gegeben hat, und nur eines Winkes bedarf, um in den österreichischen Staaten den bisher so weit getriebenen Bücherunfug abzustellen, der, einzig in seiner Art, einem cultivirten Volke so wenig Ehre brachte. Gegen den vornehmsten Zweig dieses Unfugs, den Büchernachdruck, haben sich die meisten unter Ihnen, Edle Männer, bereits öffentlich erklärt, als elende, an Herz und Kopf verwahrloßte Menschen, durch den Schild mercantilischer Vortheile gedeckt, unter der Regierung Joseph II. die Zeiten des Faustrechts wieder einführten; den von wilden Menschenstämmen entlehnten Grundsatz: „Was mir nützlich ist, ist Recht“ geltend machten; ja sich sogar erfrechten, um Ihre Unterstützung zur Ausführung dieser schamlosen Plane zu bitten. So wie man in jenen barbarischen Tagen von den Gipfeln der Raubschlösser den Reisenden auflauerte, um sie dem Herkommen gemäß zu plündern, so raubten diese Nichtswürdigen am Ende des 18ten Jahrhunderts die Geistesproducte oft dürftiger Schriftsteller mit kayserlichen Patenten in der Tasche, und waren dabey unverschämt genug, sich auf das Allgemeine Beste zu berufen. Nie wurde dies erhabne Wort, das so oft Männer von Geisteskraft zu großen Thaten auffoderte, so schänd-

lich

lich entweiht. Viele Ihrer Mitbürger, voll der Begierde ihren Verstand auszubilden, und sich mangelnde Kenntnisse zu erwerben, durch dies Hohnsprechen des gemeinen Menschenverstandes getäuscht, wurden als Käufer Theilnehmer dieser so ungerechten Erwerbungsart, und während der Zeit, daß ihnen der Schriftsteller, der sie unterrichtete theuer war, handelten sie so ungroßmüthig, ihm vorsetzlich zu schaden; sie kauften von seinen Räubern sein entwendetes, durch Sudeleyen und Fehler ganz entstelltes Eigenthum, um oft bey großem Reichthum etwas Silbermünze zu ersparen. Das Wiedervergeltungsrecht unterblieb, obgleich mehr als einmahl unter den Buchhändlern in Norddeutschland die Idee entstand, die besten in Oesterreich erzeugten Bücher auch nachzudrucken, und mit der travestirten Aeneis den Anfang zu machen.

Ich darf Sie, Edle Männer! wohl nicht erst auf die Folgen dieser Verfahrungsart aufmerksam machen. Sie wissen sie selbst. Große Werke wurden seltner; Genies zur Ehre der Nation gebohren, legten ihre Feder beyseite, um sich allein sterilen Amtsarbeiten zu widmen, die Brod brachten, welches die unbeschützten, ja gleichsam verfolgten Buchhändler ihnen nur sparsam zu verschaffen vermochten. Andre mit Ruhm gekrönte Schriftsteller ließen sich herab, um ihre Geisteskinder gegen Raub zu sichern, Subscriptionen zu erbetteln. Männer, durch ihre alles umfassende Gelehrsamkeit, durch Scharfsinn und durch eisernen Fleiß ausgezeichnet, fähig Werke für die Ewigkeit zu liefern, wurden Journalisten, oder begnügten sich, kleine Aufsätze für Jour-

nale zu schreiben. So war es, so ist es noch. Gewiß wird eine Abänderung erfolgen, und den Wissenschaften vielleicht eine noch nie in Deutschland gesehene Sonne aufgehen, wenn Sie, Edle Männer! Ihre Bemühungen bey einem erleuchteten Monarchen zu diesem großen Zweck vereinigen wollen. Wirken Sie mittelbar oder unmittelbar nach Ihren Kräften und Verhältnissen. Mancher große österreichische Patriot ist dem Thron nahe (wer wird sich hier nicht unter andern des würdigen Kanzlers Baron v. Kresel erinnern) und bedarf bey dem besten Willen nur einer Erinnerung. Ich habe im Namen der Wissenschaften ein Bittschreiben an Ihren Monarchen, und ein anderes an seinen großen Staatskanzler gesandt, das aber Ihrer kräftigen Unterstützung bedarf. Diese sind Sie Sich selbst, den Musen den Sie opfern, Ihrem Vaterlande und der Nachwelt schuldig.

Berlin den 23. März
1790.

v. Archenholtz.

Ich sehe mich genöthigt hier eine Anmerkung zu machen. Im Journal der Litteratur und Völkerkunde 9. Band November 1786 stand folgendes:

„Nein, Freund! Ich werde keine Reisebeschreibung „von Oesterreich machen, ob mein Bedienter eine schreiben „wird, das weiß ich nicht. Leider wird diese so nützliche „als

„als angenehme Lectüre, die uns mit fremden Nationen „und ihren Eigenheiten, mit ihren Natur- und Kunstpro- „ducten, und überhaupt mit dem Zustand ihrer Cultur be- „kannt macht, und schon so manches Gute bewirkt hat, jetzt „durch zahllose Schmierereyen ganz herabgewürdigt. Es „darf nur ein Mann, der in seinem Leben etwas hat dru- „cken lassen, eine Postchaise besteigen, so erwartet man gleich „von ihm starke Bände über Sitten und Gebräuche gan- „zer Völker, den Geist ihrer Gesetzgebung, u. s. w.“

Mit so viel Erstaunen als Kränkung habe ich gehört, daß man in Wien diese Worte für die Kayserstadt beleidigend gefunden hat, und zwar ist diss von berühmten Männern geschehn, die eine wohlgemeinte Anspielung auf den in Deutschland wahrlich weit getriebenen Unfug der Reisebeschreibungen so sonderbar gemisdeutet haben. Ich glaubte dadurch sinnlich zu machen, daß nur ein ununterrichteter Mensch, von der Schreibsucht angegriffen, nach einem sehr kurzen Aufenthalt in einer solchen Stadt einen so unreifen Gedanken haben könnte. Es wäre schändlicher Undank von mir gewesen, wenn ich eine so gütige Aufnahme als ich in Wien genoß, mit muthwilligen Beleidigungen hätte erwiedern wollen. Noch mehr! Diese Beleidigung wäre in jeder Rücksicht offenbarer Unsinn gewesen, der doch, wie ich glaube, nicht die Characteristic meiner Schriften ist. Denn solte wohl eine Kayserstadt, die volkreichste und geldreichste Stadt Deutschlands, und im sittlichen Gesichtspunct gewiß eine der merkwürdigsten in der Welt, der überdem damahls (1786) täglich neue, zum Theil sehr sonderbare auf

Sitten,

Sitten, Gebräuche und Denkungsart starkwirkende Gesetze gegeben wurden, solte eine solche Stadt so wenig Stof zu Bemerkungen geben, daß sie irgend ein schreiblustiger Mensch ohne weitere Umstände hätte niederschreiben können? Ich im Gegentheil war so sehr von der Größe des Gegenstandes überzeugt, daß ich es für verwegen hielt, die mir in einem Zeitraum von wenig Wochen aufgestoßenen Bemerkungen über eine so wichtige Stadt dem Publicum auch nur in Bruchstücken mitzutheilen. Ja nicht einmahl einzelne Züge der neuesten seit dem Tode Theresiens sehr veränderten österreichischen Sitten wird man weder in meinem Journal noch andern seitdem von mir erschienenen Schriften gefunden haben. So viel zu meiner Rechtfertigung, deren Nothwendigkeit ich nie geträumt hätte.

v. Archenholtz.

II. Un-

II.

Unfälle und Ermordung der Franzosen, welche 1565 auf Befehl Karls IX. mit einer Flotte zur Besitznehmung und Anbauung Florida's abseegelten.

Ausser einer kleinen Einleitung, rührt der nachstehende Bericht von Nicolaus Challoux aus Dieppe her. Er war vermuthlich Zimmermann auf einem der Schiffe, die zu dieser Fahrt ausgerüstet waren, und verdient als Augenzeuge eben sowohl Glauben, als sein und seiner Gefährten bejammernswürdiges Schicksal, das Mitleiden der Zeitgenossen und Nachwelt erweckt. Seine Erzählung wurde ins Lateinische, und von Höniger von Tauber Königshofen 1583 ins Deutsche übersetzt. Sie befindet sich in dem dritten Theile seiner neuen Welt, Basel 1583. Wenn unter der Regierung Karls IX. Fanatismus und Religionshaß die höchste Stufe erreicht hatten, so wird uns diese schauderhafte Begebenheit, welche nur einige Jahre vor der pariser Bluthochzeit vorfiel, weniger befremden. Ich glaube, daß sie nicht ohne reges Mitleiden und ohne Theilnehmung gelesen werden kann. Auf mich machte sie selbst in der alten platten Sprache den wehmüthigsten Eindruck, dessen Spuren sich nicht so leicht wieder tilgen lassen. Erregt diese Erzählung nicht ein ähnliches Mitgefühl, so bescheide ich mich gern, daß es mir bey der Uebertragung in die neuere Sprache

an

an derjenigen Darstellungsgabe mangelt, welche bey Auftritten dieser Art den Leser nicht ungerührt lassen kann.

Berlin, im Dec. 1789.

Valentin Schmidt.

Juan Ponce aus Leon, einer der spanischen Abentheurer, die in dem Zeitraum der Entdeckung der neuen Welt das Meer befuhren, um Länder zu finden und sich Ehre und Reichthum zu erwerben, hörte nach der Besiegung von Portorico von einem Brunnen, der sich irgendwo gegen Mitternacht befinden solte, und die Kraft hätte, Alte und Schwache zu verjüngen, und mit jugendlicher Stärke und neuem Feuer zu beleben. Der Gedanke, ihn zuerst aufzuspüren, war seinem schwärmerischen Kopfe so werth und hatte sich seiner Seele so fest eingedrückt, daß keine Vorstellung von der Ungereimtheit dieses albernen indianischen Volksmährchens bey ihm aufkommen konnte. Er rüstete daher 1512 zwey Raubschiffe aus, und der Zufall ließ ihn bald Bimini, eine der Lucayischen Inseln entdecken. Er ruhete hier nicht lange, fuhr westwärts, und kam glücklich an ein festes Land, welches er Florida nannte. Voll Freude über eine so wichtige Entdeckung vergaß er nunmehr seinen Brunnen, durchwanderte einen Theil des Landes, und kehrte dann nach Portorico und Spanien zurück.

An dem Hofe wußte er die Gefahren seiner Reise und die Wichtigkeit seiner Entdeckungen so geltend zu machen, daß der König seine Bitte erfüllte, und ihn zum Gouverneur von Bimini und Florida ernannte. Mit dieser Würde bekleidet, segelte er nach Portorico, rüstete daselbst ein Geschwader aus, in der Absicht, Colonisten in den entdeckten Ländern anzusetzen. Er erreichte Florida wieder, wurde aber von den Eingebohrnen mit solcher Wuth empfangen, daß viele Spanier getödtet wurden, die andern aber mit ihrem Anführer entflohen. Ponce'n selbst traf ein vergifteter Pfeil, der seinem Leben nach seiner Zurückkunft in Cuba, ein Ende machte.

Die Nachricht verursachte ein allgemeines Schrecken. Lange wolte es niemand wagen, ein Land in Besitz zu nehmen, das mit so furchtbaren Einwohnern bevölkert war. Ferdinand Soto, stolz auf die Eroberung von Peru, daran er Theil hatte, und auf den unermeßlichen Reichthum den er besaß, bat Carl V. um Erlaubniß, Florida zu erobern. Er erhielt sie, und jeder bewunderte den kühnen Geist des Unternehmers, der auf eigne Gefahr und Kosten ein solches Wagestück versuchte. Die Aussicht zum Gewinnst und reiche Geschenke machten, daß er über 1000 Krieger zusammen brachte. Er kam an, besiegte einen Kagiken nach dem andern, drang tief in das Land ein, und unterjochte viele Stämme der Eingebohrnen. Diese wurden in den Gruben angestellt, welche aber nicht die Ausbeute trugen, die Soto in Peru erhalten hatte. Voll Unwillen über fehlgeschlagene Hofnung, starb er 1543 in Florida. Seine Gefährten wur-

wurden theils niedergemacht, theils giengen sie nach Mexico und Spanien.

Diese Unfälle machten andere nicht weiser. Mehrere baten um Erlaubniß, Florida zu erobern, allein sie erhielten sie nicht, weil man wußte, daß die Tyranney der Spanier unter Soto die Eingebohrnen aufs äusserste erbittert hatte. Die Geschichte liefert uns hinlängliche Beyspiele, daß Geistliche, die so gut die Schwärmerey zu nähren verstanden, sich in weltliche Händel mischten. So geschah es auch hier. Mit dreister Stirn und frommen Worten belehrte ein Dominicanermönch, der Bruder Ludwig Cancellus, den Kayser, daß er durch Gebet, Ermahnung und Lehre die Einwohner von Florida nicht allein zu Proselyten machen, sondern auch seinem Zepter unterwerfen werde. Der gute Kayser widersprach nicht, sondern rüstete ein Schif aus, ihn nebst vier Ordensbrüdern hinzubringen. Die Fahrt war glücklich. Unbewafnet stiegen diese Herolde des Friedens ans Land, und predigten der haufenweise herzueilenden Schaar Indianer Buße und Bekehrung. Der rohe Haufe staunte zwar anfänglich diesen sonderbaren Auftritt an, aber troz aller Rednerkünste, die Bruder Ludwig anwandte, ungeachtet jener sanften Belehrung, der er so viel zutraute, und des darauf folgenden Nachdrucks in Worten erwachte bald der Grimm, und er fiel die Redner so an, daß Ludwig und zwey Dominicaner auf der Stelle niedergemacht wurden, und die beyden andern nur mit Mühe entrinnen konnten. Diese segelten nach Spanien zurück. Nach der Aussage eines Spaniers, der von des Soto Gesellschaft sich noch in der Gegend ver-

verborgen hielt, sollen die Eingebohrnen die Körper gebraten, die Haut mit Stroh ausgestopfet, und nebst den Hirnschädeln in ihren Tempeln aufgehängt haben.

Französische Corsaren hatten darauf die Küste besucht, bis es 1564 Karln IX. gefiel, eine Armade unter Anführung Johann Ribaldus auszurüsten und Florida in Besitz zu nehmen. Diese Fahrt lief aber so unglücklich ab, daß man den Bericht des Nicolaus Challour von Dieppe, der wahrscheinlich Schifszimmermann war, nicht ohne Rührung lesen kann. Er selbst erzählt ihn als Augenzeuge folgendermaßen:

Ribaldus erhielt Befehl, auf königliche Kosten Seesoldaten zu werben, und sieben Schiffe auszurüsten. Der Werbeplatz war Dieppe. Der Ruf des Admirals, und der allgemeine Geist zur See sein Glück zu machen, verursachte bald einen starken Zulauf. Zwar verzögerte sich die Abreise, und in Dieppe hielten sich die Angeworbenen an vier Monate auf, ehe sie dem königlichen Lieutenant Ribaldus im Namen des Königs schworen. Nach abgelegtem Eide erhielt jeder einen sechsmonatlichen Sold, wodurch aber der größere Theil zu Unordnungen und Ausschweifungen aller Art verleitet wurde. Als daher die Geworbenen im May 1565 befehligt wurden, sich in die Schiffe zu sammeln, fand Ribaldus bey der Musterung eine weit geringere Anzahl, als ihm geschworen hatten. Er ließ die Meineidigen aufsuchen, und mit Gewalt auf die Schiffe führen. Am 22. May 1565 erhob sich der Wind, und wir segelten etwa mit 300 Leuten, die mehrentheils Handwerker waren, Weiber und

Kinder hatten, und sich in Florida niederzulassen gedachten, ab. Kaum waren wir] auf der See, als ein fürchterlicher Sturm, der uns den Untergang zu drohen schien, uns nöthigte, die Segel nach dem Winde zu richten. Das Geschwader flog davon, und trieb uns noch an demselben Tage in den Hafen Havre de Grace. Von hier segelten wir nach einem dreytägigen Aufenthalt wieder ab. Ein widriger Wind trieb uns an die Insel Urich. Die Engländer, als Herren derselben, nahmen uns liebreich auf, bis sich am 14. Junius ein Nordwind erhob, mit dem wir glücklich absegelten. Zwey Monate trieben wir uns auf der offenen See umher, ohne ein Land zu sehen, als eine der lucayischen Inseln. Am 14. August entdeckten wir die Küste von Florida. Da die Indianer unsere Flotte gewahr wurden, zündeten sie ein großes Feuer an. Wir schickten ein Jachtschif ab, welches in einen Fluß einlief, an dessen Ufer die Eingebohrnen kamen, und kleine goldene Münze gegen andere Waaren umtauschten. Wir suchten zu erforschen, woher sie das Gold hätten, und erfuhren, daß ehedem dort ein Schif zu Grunde gegangen wäre, an dessen Bord man dergleichen Münzen gefunden hätte. Wir trafen auch da einen Spanier, der etwa vor 20 Jahren sich vom Schifbruch gerettet, und seit der Zeit von Wurzeln und der Speise, welche ihm die Eingebohrnen reichten, genährt hatte. Diesen Europäer befragten wir nach dem Wohnort unserer Landsleute. Er wisse nichts davon, gab er zur Antwort, habe aber von den Indianern verstanden, daß sie etwa 50 italiänische Meilen nordwärts sich aufhielten. Wir segelten daher längst der Küste fort, und warfen an dem Auslauf

eines Flußes des Nachts immer die Anker aus. Endlich ließen wir vier Schiffe zurück, und fuhren am 29. August mit drey kleinen Schiffen den Fluß aufwärts, und kamen an die Citadelle Carlsburg, welche die Franzosen gebauet haben.

Ribaldus wurde von der Besatzung mit Jubelgeschrey und Freudenschüssen empfangen. Sie war in den bedrängtesten Umständen. Ihre Nahrungsmittel waren aufgezehrt, und die Indianer konnten nur für schweres Geld und unter äusserster Bedrohung dahin gebracht werden, ihnen Speisen zu liefern. Aller Proviant, der sich in den drey Schiffen befand, wurde in die Festung geschaft, der Hausrath hereingebracht, und die Handwerker mußten mit ihren Familien sich auch dort hin begeben. Als wir etwas geruhet hatten, gieng ich mit einigen andern aus der Citadelle auf das Land, um von den Einwohnern nähere Kenntniß zu erlangen. Die Männer sind wohlgewachsen und haben eine röthliche Haut, die sie mit verschiedenen Farben anmahlen. Sie gehen nackend einher, nur um die Gegend der Schaam tragen sie ein Schurzfell. Ihre Augen sind groß und feurig, das Haar hängt ihnen über den Rücken hinunter, im Kriege hingegen flechten sie es in Zöpfen auf dem Kopf, und stecken Pfeile hinein. Sie sind überhaupt sehr geübte Schützen.

Ihre Kinderzucht ist schlecht, denn sie bestrafen kein Laster an den Kindern. Die Ehe halten sie heilig. Kriege führen sie mit Wuth, und bedienen sich dabey vergifteter

 Pfeile.

Pfeile. Ihre runden Häuser stehen auf starken Bäumen. Des Nachts werden sie leicht von einer Art Ungezieffer gebissen, davon die Wunden höchst gefährlich sind. Sie pflegen daher unter den Häusern ein beständiges Feuer zu unterhalten, und im Rauch zu leben. Ihre größten Kostbarkeiten sind Vogelfedern, rothe und grüne Steine, die man am Gestade des Meers findet.

Ihre Nahrung besteht in Wurzeln, Früchten, Kräutern, Würmern und Fischen. Sie genießen fast alles halb roh. Sie haben Maiz und wilde Weinbeeren.

Das Land schien mir mehrentheils bergigt und waldigt zu seyn. Die Einwohner erzählten mir manche seltsame Dinge von wilden Thieren, die hier seyn sollen; ich übergehe sie aber, und erwähne nur einiger Thiere, die ich selbst gesehen habe. Hiezu gehören eine Menge fürchterlicher Crocodille, die an den Gestaden mit weit aufgesperrtem Rachen auf den Raub lauern. Die Einwohner haben eine besondere Fertigkeit darin, sie mit ihren vergifteten Pfeilen zu tödten. Sie müssen nämlich in den offenen Rachen getroffen werden, weil sonst kein Schuß ihre Haut durchdringt. Man hatte eben einen geschoßen, von dessen Fleisch ich auch aß. Es war so weiß als Kalbfleisch, und weich und wohlschmeckend. Er hatte einen Schlund mit starken Zähnen oben und unten besetzt, war etwa 12 bis 13 Fuß lang, hatte kurze Füße mit Klauen, und einen langen und dicken Schwanz, worin er seine vorzüglichste Stärke hat. Ferner habe ich unweit des Landes eine geflügelte Schlange gesehen

die

die getödtet war. Sie hatte vier Flügel. Die Indianer hatten ihr den Kopf abgehauen, und aufbewahret. Warum sie es thun, weiß ich nicht.

Der königliche Lieutenant und Admiral Ribaldus war eifrig auf die stärkere Befestigung der Citadelle bedacht, damit wir auf alle Fälle uns darin gegen die Angriffe der Indianer sichern könnten. Aber uns drohete von einer ganz andern Seite eine größere Gefahr. Eine spanische Armade von fünf Schiffen, davon das Hauptschif etwa 400 Tonnen, und das zweyte 150 führte, und die andern sämtlich mit Lebensmitteln, Ammunition und Soldaten gut besetzt waren, landete noch im September dieses Jahr Abends um 9 Uhr eben da an, wo unsere vier Schiffe vor Anker lagen. Wir schickten sogleich einige vornehme Abgesandten zu den spanischen Befehlshabern, mit der Anfrage: „Was sie im „Sinn hätten, und warum sie mit ihren Schiffen so nahe „an die unsrigen führen?" Sie antworteten: „Ob es „uns etwa unbekannt wäre, daß Spanier und Franzosen „öffentlich und beständig Krieg hätten? Es bedürfe daher „keiner feindlichen Ankündigung; sie wären unsre offenbaren Feinde, von welchen wir nichts als Unglück zu befürchten hätten. Die siegende Parthey würde von der „Landschaft Besitz nehmen." Auf diese Nachricht lichteten die Unsrigen die Anker und entflohen. Die Spanier, welche nach drey Stunden die Entfernung gewahr wurden, verfolgten sie, aber vergeblich. Darauf fuhren sie in den Fluß Delphin ein, machten mit den Indianern ein Bündniß wider uns, fertigten über 600 Krieger ab, die mit Hülfe

 der

der Einländer das Castell angreifen und uns überfallen solten.

Ich kann hier die wahrscheinliche Ursache nicht verschweigen, warum die Wilden sich zu unserm Nachtheile mit den Spaniern verbündeten; Laudunet, Commendant der Festung, hatte unter der Besatzung nicht Mannszucht genug gehalten: Hunger und Noth hatten schon lange den Entschluß bey ihm erregt, sobald er könnte, das Land zu verlassen. Um das Murren unter seinen Leuten zu hemmen und einen Aufstand vorzubeugen, ließ er rings herum die Soldaten rauben und plündern. Tag und Nacht überfielen sie daher die Einwohner, und nahmen was sie fanden. Durch Erpressungen und Mißhandlungen wurden die Gemüther erbittert, sie sannen auf Rache, und die Gelegenheit war ihnen also willkommen, sie zu nehmen.

Drey von unsern Schiffen hatten sich wieder auf den Ankerplatz gesammelt; das Hauptschif aber war noch auf dem hohen Meere. Der Admiral hielt es fürs sicherste, mit den drey Schiffen ein Seetreffen zu wagen, weil er befürchtete, daß sie sonst, wenn die Soldaten ans Land gesetzt würden, leicht von den Feinden weggenommen werden könnten. Alle Officier fielen seiner Meynung bey. Ribaldus nahm daher nicht allein die Seesoldaten, die er mitgebracht hatte, sondern auch die Besatzung des Castells, vertheilte sie in die Schiffe, ermunterte Anführer und Gemeine zur Treue und Tapferkeit, und machte sich zum Angrif bereit.

Am

Am 11. Sept. rückte er gegen die spanische Flotte los. Aber plötzlich entstand ein fürchterliches Ungewitter. Der Sturm trieb die Schiffe auseinander, wir hatten noch das Glück, die Segel niederzulassen und die Anker auszuwerfen. Die feindliche Flotte hingegen wurde ein Spiel des Windes. Der Sturm und das Ungewitter dauerte bis zum 23. dieses Monats. Die Spanier nutzten diese Zeit zu unserm Verderben. Sie wußten, daß wir die Krieger aus dem Castell auf die Schiffe gebracht hatten, und nur Handwerker mit ihren Weibern und Kindern, Alte und Kranke, etwa 250 an der Zahl, da waren. Während des Ungewitters erreichten die Feinde das Gestade; die Indianer führten sie durch gefährliche Wälder, Flüße und Sümpfe, bis sie am 20sten noch vor Tages Anbruch in einer stürmischen Regennacht unvermuthet das Castell überfielen, und ohne Widerstand eroberten. Unser widriges Schicksal wolte, daß sogar die Schildwachen, die die Nacht hindurch in beständigem Regen gewacht hatten, gegen Morgen von ihren Posten gegangen waren und sich zur Ruhe begeben hatten. Sie wurden das erste Opfer der feindlichen Wuth. Man überfiel sie in den Betten und hieb sie nieder. Kranke und Gesunde, Weiber, Kinder und Säuglinge wurden erstochen. Das Jammergeschrey tönte gen Himmel. Nur Wenige entflohen durch verborgene Ausgänge auf die Schiffe, welche auf dem Fluß Delphin unter dem Commando von Jacob Ribaldus und Ludwig Ballard standen. Der Commendant Laudunier entsprang mit andern über den Wall.

Ich gieng von ungefähr mit Tages Anbruch mit Meisel und Schrooteisen versehen, zu meiner Baustelle. Kaum war ich aus meiner Wohnung, als ich das fürchterliche Geschrey hörte, und den Zusammenlauf in den Straßen gewahr ward. Noch im ersten Schrecken liefen zwey Spanier mit Spießen auf mich zu; die Angst gab mir Kraft, und ich lief auf den Wall zu. Laut und dankbar muß ich hier die Unterstützung meines Gottes rühmen, da ich mit geringer Mühe auf den 9 Fuß hohen Wall heraufstieg, ungeachtet ich sonst wegen meines Alters und meiner Leibesschwäche ihn nur mit äusserster Anstrengung zu ersteigen vermochte. Eine höhere Hand rettete mich glücklich aus der Gefahr. Sporenstreichs eilte ich auf den dichten Wald zu, und ich hatte nicht eher Muth mich umzusehen, bis ich ihn bis auf einen Büchsenschuß erreichte. Hier war eine Anhöhe, und da niemand mehr mich verfolgte, sahe ich in der Entfernung die blutige Verwüstung, welche die Spanier im Castell anrichteten. Das Herz hätte mir bey dem jammernswürdigen Anblick brechen mögen. Man ereilte Weiber, Jünglinge und Knaben und erstach sie. Auf drey Festungen weheten schon spanische Fahnen, und wüthend war das Gefecht beym vierten Bollwerk, welches das stärkste war. Der gänzliche Untergang der Unsrigen war daher gewiß; an eine Zurückkehr in das Castell war nicht zu denken, und mein Tod schwebte mir vor Augen. Endlich empfahl ich meine Seele und mein Leben dem Allmächtigen, dankte ihm für seinen geleisteten Beystand, und flehete ihn herzlich um fernere Erhaltung an, wenn es seinem gnädigen Willen gemäß wäre. Im Vertrauen auf Gott gieng ich in den Wald

hinein

hinein, wußte aber, unkundig der Gegend, nicht, wohin ich mich wenden solte. In diesem kummervollen Zustande hob ich meine Hände gen Himmel, und bethete ungefähr also:

„O Gott unserer Väter, barmherziger Gott, einiger Helfer! Es ist dein Befehl, daß wir aus dem Rachen der Hölle und der Tiefe des Todes in unsern Nöthen zu dir schreyen sollen, dann wollest du uns erhören und retten. Daher bitte ich dich, o Gott, du wollst nach der Hofnung und dem Vertrauen, das ich auf dich setze, mich aus den Gefahren erretten, und mir väterlich einen Weg zeigen, damit ich einen Ausgang aus diesen Trübsalen und Aengsten finde, und mein unglückliches Alter, welches mit schweren und tiefen Schmerzen beladen ist, aus der Anfechtung erlösen. Auch bitte ich dich, himmlischer Vater, daß du mich vor Kleinmuth und Schwachheit bewahrst, daß mein Herz, Sinn und meine Gedanken nicht durch Furcht vor wilden Thieren und grausamen Feinden überwältigt werden, und ich dadurch in Zweifel an deine Barmherzigkeit gerathe. Erhalte meinen Glauben fest an deinen Weissagungen bis an mein Ende. Denn dir ist es bewußt, daß unsere Feinde uns um des Evangeliums willen hassen. O Herr, Herr, hilf mir, mich umgeben allenthalben Trübsale; ich bin zu schwach, mich daraus zu befreyen; du allein bist der Herr, der aus Nöthen erlöset. Du bist der Herr, der die Irrenden in der Wüsten und auf ungebahnten Wegen leitet. Du bist es, der Hungrige und Durstige ohne Menschenhülfe speisen und tränken kann, der die Seele mit neuer Kraft erquicket.

Darum hoffe ich allein auf dich,' o Herr, du wirst mich in meinen Nöthen nicht verlassen, noch dein Antlitz allezeit vor mir verbergen." Nach Verrichtung meiner Andacht drängte ich mich weiter durch den finstern und unwegsamen Wald, der mit Hecken und starken Bäumen so verwachsen war, daß ich mich oft so in das Dickigt verwickelte, daß ich weder vorwärts noch zurück konnte. In tiefen Gedanken mochte ich mich einige Stunden lang durchgearbeitet haben, als ich plötzlich ein Geheul und Geschrey von Menschen hörte. Unschlüßig, ob ich es wagen dürfte demselben nachzugehen oder nicht, blieb ich wohl eine Viertelstunde, bis ich endlich Muth fassete, und der Stimme nachgieng. Ich entdeckte bald einen französischen Edelmann, Namens Blonderius, und nicht weit von ihm den Secretär der Landschaft Florida Herrn Robert. Nachher fanden wir noch einige, die in der Irre als verscheuchte Schafe dort herumtrieben. Als wir uns versammelt hatten, und einer dem andern seine Noth und ausgestandene Gefahr erzählte, fiengen wir an uns zu berathschlagen, auf welche Weise wir den Nachstellungen unserer grausamen Feinde entgehen könnten. Die Meynungen waren getheilt, bis uns einer, den wir für einen klugen und erfahrnen Mann hielten, also anredete:

„Lieben Brüder und Landsleute! Wir sehen augenscheinlich, daß wir in der höchsten Noth und Gefahr des Leibes und Lebens stecken, denn wohin wir unsere Augen und Gedanken richten, sehen wir nichts als schreckliche Barbarey. Ja, Himmel, Erde, Meer, Wälder, Menschen und alles,

was

was hier ist, scheint sich wider uns verschworen zu haben. Mein Rath wäre daher, lieber die menschliche Barmherzigkeit zu versuchen, als jämmerlich von den wilden Thieren zerrissen zu werden. Wer weis, ob sich nicht die Spanier unserer erbarmen, und uns das Leben schenken, wenn wir uns ihnen unterwersen. Gesetzt auch, daß sie keine Schonung an uns beweisen, so ist es um ein böses Stündlein zu thun, und wir kommen auf einemmahl der Marter ab. Sie sind ja Menschen, und haben menschliches Gefühl. Solten wir nicht hoffen dürfen, daß sie uns Gnade erzeigen, wenn wir uns ihnen ergeben? denn welcher Trost, oder welche Aussicht bleibt uns zu unserer Erhaltung übrig? durch welche Mittel und Wege können wir entrinnen? Ist es nicht besser, uns in die Hände der Menschen zu begeben, als hier von den wilden Thieren zerrissen zu werden, oder den Hungertod elendiglich zu sterben? denn dadurch könnten wir in Verzweiflung gebracht werden, und mit dem zeitlichen Leben das Heil unserer Seelen verliehren. Dieses können wir vermeiden, wenn ihr meinem Rath folgt, und euch den Spaniern unterwerft. Finden wir keine Gnade, so sind wir Gott den Tod schuldig, und es ist besser, wir finden ihn bald. Denn wir sterben oder leben, so sind wir des Herrn.“

Diesen Rath fielen alle einstimmig als dem heilsamsten bey. Ich hingegen widersprach also:

„Lieben Brüder und Freunde! Unsers Landsmanns Rath ist uns nicht nützlich. Erwäget selbst einmahl, welche Gnade

Gnade wir von den Spaniern in dem ersten Grimm zu erwarten haben. Sie schonten nicht unserer Weiber, ja nicht einmahl der unschuldigen Kinder, wie viel weniger dürfen wir als Männer Gnade hoffen können, da sie denken, daß wir ihnen nur so lange ergeben bleiben, bis wir unsere Gelegenheit absehen. Ihr wißt es alle, daß sie nicht allein wegen des Ausbruchs der Feindseligkeiten zwischen den beyden Königen wider uns ergrimmt sind, sondern sie sind unsere Todfeinde, weil wir das Evangelium angenommen haben. Schande wäre es für uns, und verriethe Kleinmüthigkeit, wenn wir eher unsere Hofnung auf Menschen, als auf Gott den Allmächtigen und einigen Helfer setzten. Er kann, wenn er will, aus Todesnöthen retten. Ihr wisset, wenn menschliche Hülfe vorbey war, reichte er seinen mächtigen Arm zur Errettung. Denket an einen Joseph, David, Elias, Daniel, an jene drey Männer im feurigen Ofen, und mehrere Propheten und Apostel, besonders an Petrus und Paulus. Hat sie nicht Gott, wenn alle Hofnung verschwunden schien, oft aus Noth und Gefahr befreyet? Oder meynet ihr, daß die Hand Gottes nun kürzer und schwächer sey, daß sie euch nicht mehr helfen könne? Denket ihr nicht an die Wunder, die Gott in Aegypten that, als er sein Volk herausführte? Pharao war ihnen auf den Füßen, daß es unmöglich schien, ihm zu entfliehen. Das Meer wich zurück, und Gott führte sein Volk hindurch, Pharao hingegen ertrank mit seinem Heere. Solte der Gott, der es vierzig Jahre lang in der Wüste erhielt, auch uns nicht können durch ungebahnte Pfade und Wildnisse in Sicherheit leiten? Er, er lebet noch, und ist heute noch

der Starke, der Mächtige, der er vor 4000 Jahren war. Laßt uns ihm vertrauen, und an seinen Beystand nicht zweifeln. Darum sage ich gerade und unverhohlen: Unsers Mitbruders Rath gefällt mir ganz und gar nicht, ich will ihm auch nicht folgen, sondern mich dem Schutz und Schirm Gottes empfehlen, der wird mich nicht verlassen."

So ungefähr redete ich zu den Gefährten meines Elends. Dennoch verließen uns sechs und wanderten nach dem Castell zurück. Allein es war der letzte Gang ihres Lebens. Sie waren kaum recht aus dem Gehölze heraus von der Anhöhe herunter, so kamen schon Spanier, und erstachen sie ohne Gnade. Sie schleiften sogar ihre Leichname ans Ufer des Flusses zu den übrigen ermordeten Körpern.

Ich muß hier noch ein Beyspiel der Unmenschlichkeit unserer Feinde anführen. Ich erwähnte zuvor, daß die Capitäns Jacob Ribaldus und Ballard mit drey Schiffen unweit des Castells vor Anker lagen. Viele aus der Festung waren so glücklich gewesen, zu ihnen zu flüchten. Die Eroberer richteten alles Geschütz auf die Schiffe, um sie in Grund zu bohren. Der fortwährende Sturm und das heftige Regenwetter machte alle Versuche vergeblich. Von den Unsrigen blieb auch nicht ein Mann. Die Spanier sannen nun auf eine List, und schickten einen Trompeter ab, der den Franzosen den Frieden anbieten mußte, wenn sie sich mit ihrer Flotte ergäben. Mit Unwillen verwarfen die Anführer diesen schimpflichen Vorschlag. Jene sandten nun einen

einen Officier ab, der Friedensunterhandlungen pflegen solte. Die Bedingungen waren, daß die Unsrigen ihre Schiffe mit Lebensmitteln, Ammunition und Geräthschaft übergeben, die Mannschaft aber in den Booten zu der andern Flotte hinschiffen solte. Diese lag, wie ich vorher sagte, auf dem Meere vor Anker.

Ribaldus nebst den übrigen erwiederten: „Wir haben keinen Krieg mit euch angefangen, dürfen ihn also durch einen beschimpfenden Frieden nicht enden. Auf Befehl unsers Königs liefen wir etwa vor 6 Monat aus, nicht als Seeräuber oder als Feinde, die andere angreifen solten. Dieses ist uns vielmehr vom Könige und unserm Admiral aufs schärfste untersagt; ja wir dürfen nicht einmahl in den unter spanischer Hoheit stehenden Gebieten anlanden, keinen fremden Unterthan beleidigen, damit man auch uns unsere Fahrt ungehindert ziehen ließe. Diesen Befehl haben wir gehorsam befolgt. Ihr aber habt wider Billigkeit und Kriegsrecht die Unsrigen angegriffen, und Unschuldige barbarisch gemordet. Dieser Frevel wird euch noch gereuen und nicht ungeahndet bleiben. Was den Frieden betrift, so wisset, daß wir Leib und Leben daran wagen, ehe wir euch die Schiffe übergeben. Werdet ihr uns angreifen, so werden wir uns bis aufs Blut vertheidigen. Der Sieger entscheide dann über das Schicksal der Ueberwundenen."

Als der Officier diese Antwort den Spaniern sagte, wuchs ihre Erbitterung so sehr, daß sie ihre Wuth noch an den Körpern der Ermordeten ausließen. Sie stachen mit Dolchen

Dolchen ihnen die Augen aus, warfen sie in den Fluß, daß der Strohm sie zu den Schiffen hintreiben mußte. Die gemißhandelten Leichname wiesen sie vom Castell, daß die Unsrigen sie sehen solten, um ihnen die empfindlichste Kränkung zu machen.

Ich fahre jetzt in der Beschreibung meiner erlittenen Unfälle fort. Die Gefährten meines Leidens, die, bewogen durch meine Vorstellung, ihr ferneres Schicksal mit mir theilen wolten, zogen mit mir durch die Wildnisse nach der Seite, wo wir das Meer zu entdecken hoften. Durch göttliche Führung erreichten wir nach unzählichen Beschwerden einen Berg, von dem wir in einer weiten Entfernung die hohe See vor uns liegen sahen. Jedoch dies war nur eine kleine Freude. Von jetzt an lebten wir in beständiger Todesgefahr. Von der Seite, wo wir heruntersteigen mußten, war der Berg fürchterlich jäh und steil. Keiner konnte festen Fuß fassen. Wir mußten auf unsern Bäuchen hinabrutschen, uns an die hervorragenden Hecken halten, bis wir endlich, unter tausend Angst zwar den Fuß desselben erreichten, aber an den Händen und am ganzen Körper so zerfleischt und verwundet waren, daß das Blut allenthalben unsere zerrissenen Kleider färbte, und der Verlust desselben uns ganz abmattete. Allein für körperliche Schmerzen hatten wir in diesem bejammernswürdigen Zustande fast kein Gefühl mehr, da wir doch alle uns lebendig wieder trafen. Wir raften, einer durch den andern besonders in Rücksicht auf die überstandenen Leiden ermuntert, unsere Kräfte zusammen, und erblickten vor uns einen Wald auf einer Anhöhe,

Höhe, der unserm Gesichte das Meer verbarg. Wir mußten auf denselben loß, hatten aber zuvor noch eine geräumige Ebene zu durchwandern. Aber was wir da erlitten haben, geht über alle Beschreibung. Das Thal war sumpfigt und schlammigt, und fast unzugänglich. An allen Orten war es mit Mooß, einer unbekannten Art Farrenkrauts und Wasserrohr so dick bewachsen, daß wir kaum durchkommen konnten. Die Rohrstengel waren hart wie Holz, die Blätter so spitzigt, daß sie unsern verwundeten Körper allenthalben noch mehr zerstachen, daß das Blut hervorquoll, als wären wir durch Waffen verwundet. Zu diesen Leiden gesellten sich unaufhaltsame Regengüsse, daß wir bis an den Leib beständig im Sumpf waten, und je weiter wir uns durcharbeiteten, immer tiefer ins Wasser geriethen. Es war kein Wunder, daß mit der Abnahme unserer Kräfte auch unser Muth sank. Es war fast eine Unmöglichkeit durchzukommen, wir mußten entweder zurück, oder hier unser Leben auf die elendeste Weise enden. Unter Thränen und Jammergeschrey umarmten wir uns zum letztenmahle, nahmen klagend von einander für diese Zeitlichkeit Abschied. Dann wendeten wir uns in gemeinschaftlichem Gebeth an Gott, bekannten ihm unsere Sünden, und bäthen um ein seliges Ende. Unter andern Gebethen, die wir vor ihn brachten, sprachen wir ungefähr also:

„Ach Herr, was bemühest du deine starke Hand in Zerschlagung und Zerknirschung dieser elenden Würmer? Unsere Seele ist durch die mannigfaltige Trübsal zwar beynahe verschmachtet, allein wir haben deine große Gnade und Gütig-

keit

keit öfters erfahren; darum setzen wir alles in deine Hände, dein Wille geschehe! O gütiger Vater, ist es demselben gemäß, so erlöse uns aus dieser Todesangst; ist aber unser Stündlein vorhanden, so schenke uns deinen heiligen Geist und Trost, damit uns die Furcht vor dem Tode nicht überwältige und wir keiner Verzweiflung Raum geben. Denn müssen wir hier gleich sterben, so sterben wir doch dir; solches bezeugen wir vor deiner göttlichen Majestät mit Herz und Mund. Werden wir aber beim Leben erhalten, so werden wir deine wunderbare Führung erkennen und öffentlich dankbar verherrlichen!"

Als wir unser Schicksal dem Höchsten anheim gestellet hatten, war es, als wenn ein Strahl der Hofnung in unsere Brust käm. Wir zogen unter unzähliger Arbeit weiter; allein nun erreichten wir einen tiefen Bach, der sich durchs Thal ergoß. Ihn durchzuwaten, war ganz unmöglich; durchzuschwimmen war wegen des reißenden Strohms mit augenscheinlicher Lebensgefahr verknüpft. Unsere Angst wuchs von neuem. Wir standen, sahen bald auf uns, bald auf den ströhmenden Bach, der mit Pfeilsschnelle sich nach dem Meere zu ergoß. Endlich fiel mir ein Mittel ein, auch diese Schwierigkeit zu überwinden. Ich ließ meine Gefährten da, mit der Versicherung, daß ich gewiß wieder zu ihnen kehren würde, gieng abermahls durch den Weg, den wir zuvor genommen hatten, zu dem Gehölze, das am Fuß des Berges war. Mit Hülfe des Meisels und Schrooteisens gelang es mir, einen dicken und langen Ast abzuschroten, und mit ihm wieder zu meinen

Landsleuten zu kommen. Vielleicht hilft uns Gott durch dieses Mittel, war meine Anrede. Wir wollen losen, wer zuerst sich auf die Stange setzen und sein Leben wagen soll. Denn nur einer konnte auf einemmale darauf sitzen. Es geschahe. Wir ließen die Stange etwa bis zur Hälfte des Bachs hinein, drückten sie darauf an unserer Seite nieder, bis der, welchen das Loos getroffen hatte, und auf derselben saß, über die Mitte des Strohms gekommen war, dann stießen wir ihn mit der Stange nach der gegenüberstehenden Seite zu, bis es ihm gelang, das Rohr und anderes Schilfgras, welches am dortigen Ufer stand, zu ergreifen, und sich auf die Art ans Land zu helfen. Eben so verfuhren wir mit den übrigen. Den letzten zogen wir mit einem Bastseile, welches aus Rohr und Grase geflochten war, hinüber. Diese Gefahr war zwar überstanden, allein das verschluckte Meerwasser und die Anstrengung unserer Kräfte nebst dem fortwährenden Regen und Wind hatten uns so geschwächt, daß wir kaum gehen konnten. Jedoch die Noth zwang uns, uns weiter zu schleppen. Als wir uns etwa noch zwey Stunden lang hingequält hatten, fanden wir wieder einen Fluß, der noch größer war als der erste. Auch über diesen kamen wir unter göttlichem Beystand, durch Hülfe unserer Stange.

Nach Untergang der Sonne erreichten wir ganz entkräftet den Wald. Der Mattigkeit ungeachtet konnten wir vor Furcht und Angst nicht schlafen, weil uns der Gedanke an wilde Thiere und Ungeziefer in dieser Landschaft stets beunruhigte. Wir lehnten uns an die Bäume. Mit Tages-

anbruch giengen wir aus dem Walde, und entdeckten zu unserer unbeschreiblichen Freude wieder die hohe See. Ehe wir aber das Gestade erreichen konnten, mußten wir wiederum durch eine sumpfigte Gegend, die mit Gesträuchen und Wasserrohr bewachsen war. Wir sanken oft bis an die Arme ins Wasser, bis es uns gelang, etwa vier Büchsenschüsse vom Meere zu kommen.

Plötzlich wurden wir einen Haufen Leute gewahr, die wir für Feinde hielten, die uns auf der Flucht aufhalten wolten. Dieser Schrecken dauerte nicht lange. Es waren zwanzig Landsleute, die, eben so abgerissen und elend als wir, ihr Heil in der Flucht suchten. Hierunter befand sich auch der Commendant des Castells, Lauduner. Freudenthränen weinten wir bey unserer Zusammenkunft. Wir berathschlagten jetzt, was wir zu unserer Erhaltung thun solten. Zwey von unserer Gesellschaft erstiegen einen hohen Baum, und entdeckten das Schif, worauf Mallard Capitain war. Sie gaben ihm mit einem Fetzen ihres Hemdes ein Zeichen, welches er wahrnahm, und sogleich ein Boot, uns einzunehmen absendete. Ehe wir nahe ans Gestade kommen konnten, mußten wir noch durch einen tiefen Sumpf und zwey Flüsse, die wir durch Hülfe meiner Stange und zweyer andern, die Laudunner mit sich führte, auch glücklich zurücklegten.

Von Hunger, Durst, Nässe, Wunden, Arbeit und dem Mangel an Ruhe hingeworfen, waren wir am Ufer. Einige waren niedergefallen und lagen für todt da. Die

Schifsleute kamen uns zu Hülfe, und trugen und schleppten ihre elenden Mitbrüder ins Boot. Hätten sie nicht Barmherzigkeit geübt; so wären wir jetzt nicht mehr. Kaum waren wir auf dem Schiffe, als uns die Franzosen mit Speise und Trank erquickten, uns pflegten, und unsere Wunden verbanden. Ihnen haben wir, nächst Gott, unser Leben zu danken; er sey ihr Vergelter in Ewigkeit! Am folgenden Tage nahete sich uns der Capitain Jacob Ribaldus mit seinen Schiffen. Das allgemeine Elend, worin wir waren, der Mangel an Proviant und Munition, die Abnahme unserer Kräfte, die Ungewißheit über des Admirals Schicksal, und die Furcht vor den Spaniern, billigten den gemeinschaftlichen Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren. Man vertheilte in beyde Schiffe die Unglücklichen, welche der feindlichen Wuth entgangen waren, und sich aus dem Castell zu ihnen gerettet hatten, und segelte am 25. September ab. Die Nordwinde trieben uns bald auf der hohen See auseinander. Auf der Fahrt traf eins unserer Schiffe auf ein spanisches Schif, welches uns angrif. Unser Geschütz that dem feindlichen aber so vielen Schaden, daß es sich auf die Flucht begab. Wir setzten ihm nicht nach, dankten Gott für den erhaltenen Sieg, bey dem nur von unserer Seite der Schifskoch sein Leben eingebüsset hatte. Im Verfolg unserer Fahrt hatten wir zwar viel von Sturm und Ungewitter auszustehen, daß wir auch oft gegen spanische Küsten mit Gewalt getrieben wurden. Wären wir da gelandet, so war unser Untergang gewiß. In dem Zustande, worin wir uns befanden, konnten wir fast keinen Widerstand thun. Die aus dem Castell Entflohenen konn-

ten kaum ihre Blöße decken; die meisten trugen nur ein Hemde und zerrissene Kleider. Diese solten gegen Kälte, Regen und Wind aushalten. Zu diesem Ungemach kam der Mangel an frischem Wasser. Täglich erhielten wir nur einen kleinen Becher voll, und auch dieser Trunk war stinkend und abschmeckend; ein kleines Stück verschimmeltes Brod war unsere Speise. Hierdurch fielen die meisten, als sie ans Land gesetzt waren, in schwere Krankheit, und ein großer Theil derselben wurde ein Raub des Todes. In Rochelle, wo wir anlandeten, nahm man uns sehr mitleidig auf. Man bewirthete uns, beschenkte uns reichlich, und hielt uns in den Herbergen frey. Wir vergaßen dabey unserer erlittenen Trübsale.

Jetzt will ich noch die Schicksale unsers Admirals Johann Ribaldus erzählen. Er fand sein Hauptschif, welches von ihm getrennt worden war, wieder, streifte nunmehr auf dem Meere, um die Spanier zu entdecken. Ihm war alles unbewußt, was im Castell vorgefallen war. Endlich durchsuchte er die Gränzen von Florida, um den Feinden die Landung zu verwehren. Der Sturm erhob sich aufs neue mit fürchterlichem Ungestüm. Die Flotte wurde auf eine Sandbank ans Gestade geworfen. Sie konnte sich nicht mehr rühren. Das Wasser drang mit Macht in die Schiffe. In dieser Noth banden sie die Boote zusammen, und die gesammte Mannschaft rettete sich nur mit wenig Lebensmitteln aufs Land. Nur ein einziger Mann, ein Officier, der viele Kenntnisse hatte und allgemein beliebt war, Namens Grange, büßte sein Leben durch den Mastbaum ein,

... Allein kaum waren die Men... ... als sie in weit größere Noth ... reichte kaum auf einen Tag für ...schaft. Sie hatten keine Nahrung, ... wilde Früchte, die sie in den Gebüschen ... plagte sie der Durst. Nirgend fan... ...Wasser, aus Pfühlen und stinkenden Süm... ...trinken. Acht Tage hindurch lebten sie von ... Nahrung.

Am neunten Tage fanden sie zu allgemeiner Freude ... Küste ein kleines Schif. Sie hoften durch Hülfe ...selben den Bewohnern des Castells von ihrem Unfall Nachricht geben zu können, damit sie ihnen zu Hülfe eilen. Denn auf keine andere Art konnten sie eine Bothschaft in die Festung gelangen lassen, weil sie zu Lande zwar nur 12 Meilen bis zu derselben hatten, allein durch den dazwischen liegenden großen Fluß Delphin, über den niemand schwimmen oder hindurchwaten konnte, verhindert wurden, dahin zu kommen. Daher arbeiteten sie unabläßig an der Ausbesserung des Schiffes, ja man riß sich die Hemden vom Leibe, zog Baumwolle aus den Wämsern, und zerriß seine Kleidung, um damit jede Spalte in dem Gefäße verstopfen zu können, so gut es sich thun ließ.

Während dieser Arbeit ließ der Admiral Johann Ribaldus einige der Vornehmen und Verständigen, die er in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen pflegte, auf einen Platz zusammenkommen, und sprach also zu ihnen:

„Ihr

„Ihr meine Gefährten und Landsleute, unsere Trübsale und Leiden übertreffen die menschliche Standhaftigkeit, unmöglich kann sie dieselben länger ertragen. Es wäre wünschenswürdiger, zu sterben, als ein so elendes und jammervolles Leben ferner fortzuführen. Jedoch unsere Religion befiehlt uns, an der göttlichen Vorsehung nicht zu zweifeln, sondern selbst in Todesnöthen unser Vertrauen auf sie zu setzen. Dabey sollen wir aber kein Mittel verabsäumen, uns zu erretten. Denn es heißt: Mensch, hilf dir; so will ich dir auch helfen. Aus dieser Ursache ist mein Rath, einige in dem kleinen Schiffe zu unsern Freunden ins Castell abzusenden, damit sie von unserer Noth Nachricht erhalten und uns Hülfe senden. Wisset ihr aber einen bessern und heilsamern Rath, so will ich ihn hören und demselben folgen.“ Mit Thränen pflichtete ein jeder der Meynung bey. Der Admiral fiel mit der Versammlung auf die Knie, und betete. Alsdann berathschlagten sie sich, wen sie absenden wolten. Man erwählte sechszehn Personen, die unter Anführung Thomas Vassor von Dieppe dieses ausführen solten.

Allein, noch ehe sie abfuhren, wurden unsere Leute einen Haufen Krieger mit einer fliegenden Fahne jenseit des Flusses gewahr. Es war eine schreckliche, aber höchst wahrscheinliche Vermuthung, daß es unsere Feinde, die Spanier wären, allein in der Noth, darin sie sich befanden, war kein anderer Weg übrig, als Frieden zu suchen. Man sandte daher vornehme Abgeordnete mit Vorschlägen ab. Die Spanier empfiengen dieselben ehrenvoll und liebreich. Ihr Hauptmann, Namens Vallemandus, versprach auf das Wort

eines Christen, Edelmanns und Ritters, den Franzosen sei-
ne Geneigtheit, Gnade und Unterstützung. Die Spanier,
waren seine Worte, pflegten nie anders zu handeln. Dem
Ueberwundenen, besonders der französischen Nation, wieder-
führe Gnade und Leben. Von dieser Sitte seiner Vorfah-
ren werde er nicht abweichen. Denn wenn er strenger ver-
führe, als seine Nation gewohnt wäre, so müßte er besor-
gen, daß dadurch eine ewige Feindseligkeit zwischen beyden
Völkern entspringen möchte. Die Franzosen solten daher
unerschrocken kommen, und kein Leides besorgen. Der Haupt-
mann ließ darauf einen Nachen mit fünf Spaniern beman-
nen, welche die unsrigen über den Fluß setzen solten. Auch
diese wiederholten die Versicherung von des Hauptmanns
Gunst und Gnade.

Johann Ribaldus ahndete nichts böses. Er bestieg
mit dreyßig seiner Gefährten zuerst den Kahn, und fuhr
hinüber. Vallemandus empfieng ihn sehr freundlich und ach-
tungsvoll, allein die übrigen Franzosen, die mit ihm gekom-
men waren, wurden an einen abgesonderten Ort geführet,
und ihnen die Hände auf den Rücken gebunden. So wur-
den immer zwey und zwey aneinander geknüpfet. Valle-
mandus hielt unsern Ribaldus mit falschen und einschmei-
chelnden Worten so lange auf, bis alle Franzosen herüber ge-
schift, und eben so wie die ersten, Paarweise gebunden wa-
ren. Als Ribaldus und die andern Officier ihre Mannschaft
unter spanischer Bedeckung gebunden fortführen sahen, er-
schracken sie ungemein. Sie hatten den Muth, Valleman-
dus an seine Zusage und ritterliches Wort zu erinnern.
Die-

Dieser wiederholte dieselbe, mit dem Zusatz, daß sie unbesorgt seyn könnten, weil er den Franzosen nur deshalb die Bande angelegt habe, damit sie desto sicherer in das Castell geführt werden könnten. Denn daselbst wolle er seine Zusage öffentlich mit einem Eide bestätigen und bekräftigen.

Als sie von dem Castell nicht sehr entfernt mehr waren, ließ Vallemandus von den Unsrigen diejenigen absondern, welche Schifleute, Ruderknechte, Schifbauer und Büchsenmeister waren, oder irgend eine Handthierung verstanden, die beym Seewesen nöthig ist. Er fand einige dreyßig. Nicht lange darauf kam ein Fähnlein Soldaten in voller Rüstung aus dem Castell uns entgegen. Die Unsrigen waren indeß auf einen Haufen geführt, und von ihrer Bedeckung verlassen. Unter fürchterlichem Geschrey und kriegerischer Musik fielen die neuangekommenen Spanier auf die Franzosen los, erstachen und erschlugen diese unglücklichen Schlachtopfer, welche gebunden und unbewafnet unter den Händen dieser Blutgierigen fielen. Vor dem Schall der Trommeln und kriegerischen Instrumente hörte man das Jammergeschrey der Elenden so wenig, als das Stöhnen und Aechzen der Sterbenden. In einer halben Stunde waren sie alle, mehr als achthundert an der Zahl gewürget.

Johann Ribaldus berief sich auf Vallemandus Ehrenwort, auf Treu und Glauben, auf seine Ritterpflicht und Zusage. Er flehte ihn an, seines Lebens zu schonen, allein vergebens. Hinterrücks lief einer der blutdürstigen Rotte auf ihn zu, und gab ihm einen Stich mit dem Dolch. Ri-

baldus sank blutend zu Boden, und plötzlich liefen mehrere hinzu, und tödteten den Helden mit vielen Wunden.

So elend und jämmerlich fielen unsere Mitbrüder, die sich auf Treu und Glauben ergeben hatten. Diese Unmenschlichkeit war unsern Feinden noch nicht hinlänglich. Sie schoren dem Ribaldus den Bart ab, und schickten ihn als ein Siegeszeichen in Briefen nach Spanien. Zum Gedächtniß dieser verabscheuungswürdigen Handlung spalteten sie sein Haupt in vier Theile, und steckten an jeder Ecke des Castells einen Theil auf eine Stange. Seinen Körper haueten sie in Stücken. Die übrigen Leichname trugen sie auf einen Haufen, und verbrannten sie als Ketzer und Feinde des katholischen Glaubens. Diese Nachrichten habe ich aus dem Munde einiger Augenzeugen, die mit Briefen nach Spanien abgesandt wurden. Hierunter befand sich auch ein französischer Edelmann, Christoph Biton, der aus Spanien glücklich nach Bourdeaux zu entkommen Gelegenheit fand.

Mein Bericht ist daher der Wahrheit gemäß, da ich selbst bey den erst erwähnten Vorfällen gegenwärtig gewesen bin, und die letztbemerkten traurigen Nachrichten aus dem Munde glaubwürdiger Personen habe, die gleichfalls Augenzeugen dieser schrecklichen Begebenheit waren.

Zum Beschluß muß ich eines Gerüchts erwähnen, das vorzüglich die Spanier veranlasset haben soll, den Franzosen nachzusetzen, und nach Leib und Leben zu trachten. Einige Hofschranzen, behauptet man, hätten dem Johann Ribaldus

die

die Ehre beneidet, als Anführer dieser Armade fortzusegeln. Sie hätten daher dem spanischen Hofe gemeldet, daß diejenigen, welche sich nach Florida auf die Reise begäben, mehrentheils Hugenotten wären. Selbst Carl IX. habe diese Schiffahrt jedem frey gestellet, um nur mit Glimpf und Fug diese Ungehorsamen und Abtrünnigen aus dem Reiche zu entfernen. Er würde es daher nicht ungnädig aufnehmen, wenn man ihnen nachsetzte. Sie wären vogelfrey, und es wäre der Wunsch des Königs, jeden Ketzer so glimpflich los werden zu können. Wie weit dieses Gerücht gegründet sey, wage ich nicht zu entscheiden, sondern überlasse das Urtheil hierüber einem jeden Leser. Soviel ist aber unbezweifelt gewiß, daß die hinterbliebenen Witwen und Waisen, Freunde und Verwandten eine rührende Bittschrift*) an den König ergehen ließen, diese Frevelthat zu rächen. Carl IX. hat sich auch darüber beym spanischen Hofe beschweret. Die Unruhen in Frankreich aber, welche von der Zeit an fortwährten, machten, daß nichts deshalb weiter verfügt wurde, und diese Greuelthat ungeahndet bliebe.

*) Sie ist dem dritten Theile der Neuen Welt gleichfalls in der Uebersetzung beygefügt. Da aber der wesentliche Inhalt derselben eine gedrängte Erzählung der Begebenheiten ist, so wäre ihre Mittheilung überflüßig.

III. Habe-

III.

Habsburg, Borußia und Brabant am Strohme der Zeit. Eine allegorische Prophezeyhung am Ende des Jahres 1789, zur fünften Stiftungsfeyer der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt, den 7. Jan. 1790. Von Franz von Kleist.

Gottes Sonne! deines Hauptes Schimmer,
Ist erloschen beym erreichten Ziel,
Einsam steh ich an der Felsen Trümmer,
Seh des Reifes Diamanten Flimmer,
Heil'ge Eichen deren Laub entfiel!
Seh den Bach bey dem sonst Hirten weiden,
Still und traurig ohne Schäferspiel,
Seh's und fühle daß der Erde Freuden,
Gleich der Rose, blühen und verscheiden!
Schöne Rose bald bist du verblüht!
Giftger Mehltau träufelt früh schon nieder,
Auf der Jugend wonniges Gebiet, —
Und die Charitin der Freude flieht!
Eilet auf ätherischem Gefieder,
Hin wo glorreich Gottes Flamme brennt
Wo beglückt seraphische Gebrüder
Keine Hölle von den Himmeln trennt,
Und die Menschheit sich unsterblich nennt!

Hier

Hier nur im edenischen Gefilde,
Legt die Freude dann die Flügel ab,
Und erscheint im schönsten Wonnebilde,
Lächelt uns mit liebevoller Milde,
Raubt uns nimmer was sie einmahl gab.
Jahre werden scherzende Minuten,
Jugendlich verwirft der Greis den Stab,
Abgetrocknet sind die Thränenfluthen,
Und kein Schmerz betastet mehr die Guten,
Hier wo Gott und die Vergeltung thront.
Sprich wenn nahst du holde Götterstunde
Wo Verheißung ihren Glauben lohnt,
Und Erfüllung bey der Hofnung wohnt?
Seelen sich im hohen Geister Bunde,
Schön vereint zu ew'ger Wollust sehn,
Und entzückt, mit hoher Sternenkunde
Auf Orions Flammentempeln stehn,
Und im Schatten fremder Welten gehn?

„Eilend naht sie, ungestümer Bitter,
Rauscht heran im schnellen Strohm der Zeit,
Wie der Sturm im brausenden Gewitter,
Cedern spaltet, und herab die Splitter,
Libanon, auf deine Höhen streut,
Ach! so mächtig pflückt auch sie die Früchte
Jugendlicher, kühner Thätigkeit,
Spricht erzürnt das zaubernde vernichte,
Reißt der Rose Blüthen vom Gesichte,
Und verhüllt des Blickes Gluth in Nacht!

Statt

Statt des Lebens süße Wonnegüther,
Schenkt sie uns der Zukunft Himmelspracht,
Und der Tod der ihr zur Seite wacht,
Ist des Schatzes fürchterlicher Hüter!
Glorreich zwar und groß ist der Gewinn!
Doch der Tod er ist ein karger Bieter,
Und die Hofnung eine Schmeichlerin!
Prüfe gnau mit weisem Forschersinn, —
Trau ihr nimmer und verehre beyde;
Rufe nicht die große Stunde her,
Denn zu flüchtig stürzt zu deinem Leide
Gleich dem Strohm des Lebens holde Freude,
In der Zukunft zauberisches Meer!
Jahre gleichen sanften Morgenträumen,
Werdend schön — verschwunden wonneleer;
Gleichen Früchten die nur einmahl keimen,
Deren Pflege unter tausend Bäumen,
Der erfahrne Gärtner nie vergißt!
Schau herab im Spiegelstrohm der Zeiten,
Wo die Nacht den glühen Morgen küßt,
Schmeicheley den goldnen Schein vermißt, —
Schau herab in die Vergangenheiten,
Sieh des Jahres lezten Glanz entfliehn,
Riesenschatten über Gräber schreiten;
Sieh die Flamme der Vergeltung glühn,
Und der Zukunft Siegespalmen blühn!"

Also flüsterte aus fernen Höhen,
Unsichtbar ein stiller Genius
Flüsterte, wie leise Weste wehen,

Wenn

Wenn im Thale sie die Rosen sehen,
Die zum duftumwallten Abendkuß
Ihnen sanft im Purpurschimmer winken. —
Und ich staunte — sah den Zauberfluß,
In den sterbend alle Stunden sinken,
Und die Jahre neues Leben trinken,
Sah den Strohm, den Wunderstrohm der Zeit! —
Rauschend stürzt er über Thal und Hügel,
Gleich dem Donner der Verheerung dräut,
Wenn in schauervoller Dunkelheit
Auf des Sturmes fürchterlichen Flügel
Er sich schreckend den Gefilden naht!
Seine Wellen waren goldne Spiegel
Ewigkeit sein nie gemeßner Pfad,
Den noch keiner, ungeweyht betrat.
Einen Greis sah ich am Ufer liegen,
Von erhabner, heiliger Gestalt;
Sanfte Freude sprach aus seinen Zügen,
Und doch schien der Gram die Stirn zu pflügen,
Silberlockigt war sein Haupt umwallt.
Einen Speer führt seine starke Rechte,
Drohend mit unsterblicher Gewalt,
Vor ihm zittern furchtsam die Geschlechte,
Und der Hölle grauenvolle Nächte,
Weichen wenn der Greis den Speer erhebt.
Um ihm sitzen jugendliche Schönen,
Licht vom Strahl der Majestät umschwebt,
Die des Greises Speer zu decken strebt,
Seine Töchter! — Goldne Kränze krönen,
Ihre Häupter, und in Waffen blitzt,

Die

[illegible] Kampf wie ferne Donner tönen,
Jede Jungfrau, die im Kreise sitzt,
Von des Greises mächt'gen Arm beschützt:
[illegible]gekleidet, in zwey weiten Reihen,
Sitzen sie mit Fackeln in der Hand;
Viele schienen lächelnd sich zu freuen,
Froh dem Greise Rosen hinzustreuen,
Welch' er schweigend dann in Kränze wand;
Andre weinten mit erbleichten Wangen,
Und zerrissen klagend ihr Gewand,
Sehn mit düstrem, neidischen Verlangen,
Auf die Schwestern die mit Rosen prangen.
Bey dem Greise liegt ein blut'ges Schwert,
Eine Palme auf der andern Seite! —
Eine Schlange nur vom Gift genährt,
Deren Odem schon die Welt verheert,
Mensch und Thier sind ihrer Raubsucht Beute;
Und ein Tiger noch vom Blut benetzt,
Ist des Greises drohendes Geleite! —
Kein Gebohrner nahte noch bis jetzt,
Sich dem Strohm, dem Greise unverletzt! —
Unsichtbar von Neugier angezogen,
Naht ich mich dem Greise, der so sprach:
Höret auf zu stürmen, wilde Wogen,
Strohm der Zeit so schnell vorbeygeflogen,
Stehe still! denn ach! heut ist der Tag,
Wo dies Jahr das mächtigste der Brüder,
Endlich auch dem Schicksal unterlag!
Töchter! Töchter! taucht die Fackeln nieder!

Weinet Klagen! Echo! ruf sie wieder!
Weinet, denn das stolze Jahr entfleucht!“
Also sprach er, als mit stiller Zähre,
Die herab zum Schwanenbusen schleicht,
Jede Jungfrau ihre Fackel neigt!
So zerbricht im Sturm die goldne Aehre,
Die zu früh der Erde Balsam trank,
Und herabgesenkt von eigner Schwere,
In den Staub, hin zur Vernichtung sank!
Und nun tönt der Töchter Trauersang:
„Ach! es flieht das prächtigste der Jahre,
Und noch donnert wilder Krieg im Hain;
Und noch zittern in dem Silberhaare,
Eines Vaters, bey des Sohnes Bahre
Glühe Thränen; und die Mütter weyhn,
Sich noch trostlos ihren bangen Klagen!
Ach! umsonst auf Belgrad's Felsenstein,
Konntet ihr Panonier, euch wagen,
Und im Kampf die wilden Moslems schlagen!
Ach! umsonst, Ruthenier, verschmäht,
Ihr Gefahr und Sturm vor Benders Mauren,
Wo bestürzt die weiße Fahne weht, —
Denn vergebens, ach! vergebens fleht,
Schon ermüdet von zu langen Trauern,
Immer Frieden noch die Menschheit euch;
Und doch kann der Schmerz euch nicht durchschauern,
Blickend auf das halb zerstörte Reich!
Und doch wird nicht Eure Seele weich,
Nicht vom Mitleid eure Brust durchdrungen!

Ach! das göttlichste der Jahre flieht!
Wo die Freyheit hohen Sieg errungen,
Und vom Arm der Geisteskraft umschlungen,
Glorreich schön in neuer Größe blüht!
Wo nach langen, stillen Zauberschweigen,
Hoch empor die heil'ge Fackel glüht,
Und die Väter ihren Enkeln zeigen,
Daß sie nicht die Knie vor Fürsten beugen,
Wenn Sie Herrscher und nicht Väter sind!
Goldnes Jahr, du bist dahin geschwunden
Ach! Du eiltest, schönes Götterkind
Hoher Thaten Mutter, eiltest zu geschwind
In den Strohm der großen Himmelsstunden!
Welten klagt; es ist dahin geflohn!
In den Kranz der Ewigkeit gewunden,
Schwebt es jetzt, o süßer Freudenlohn,
Um des Schöpfers hohen Sternenthron!"
Also klagte aller Völker Stimme,
Als jetzt Habsburg drohend so beginnt:
„Ha! was säum ich mit erhabnem Grimme,
Daß nicht gleich der goldne Strahl verglimme,
Der in Westen vom Olympe rinnt?
Flohen nicht vor meinen mächt'gen Händen,
Die noch nicht im Kampf ermattet sind,
Stambol's Söhne? — Soll ich nicht vollenden
Meinen Ruhm? Die stolzen Waffen schänden,
Welche siegend Belgrad kaum erkannt?
Freyheit ja, dich will ich unterdrücken,
Stolze Thörin, frevelndes Brabant!
Jetzt erst solst du des Tyrannen Hand,

Solst

Sollst sie zitternd an dir selbst erblicken!
Leichen will ich auf die Fluren streun,
Flammen sollen deinen Ruf ersticken,
Marter soll zu alter Qual sich reihn,
Wirst du jammernd einst um Hülfe schreyn!
Doch wirst du die Wuth zu schweigen zwingen,
Die fanatisch dein Geschlecht ergreift;
Wirst du mir dein Scepter wiederbringen,
Und mir feyernde Päane singen,
Eh mein Zorn zu kühnen Thaten reift;
Dann will ich die Frechheit dir vergessen,
Die so zügellos schon ausgeschweift,
Will nicht zürnend dein Vergehen messen,
Und mit Thränen deine Wangen nässen,
Wenn dein Bürger meinem Schwerte sinkt.
Nein! Kein Blut soll strafend euch benetzen,
Ob mir gleich Asträa drohend winkt,
Die im Glanz der goldnen Waffen blinkt,
Keine Macht soll Euer Recht verletzen,
Das ihr thöricht zu erfechten denkt;
Nein! beschützt von heiligen Gesetzen,
Die euch Euer Vaterland geschenkt,
Sey's vergessen wie ihr mich gekränkt!!"
Und sie schwieg; da naht im goldnen Glanze
Sich Brabant, erzürnt, und stark an Macht,
Schön gekrönt mit einem Palmenkranze!
„Zittre Habsburg, sprach sie, vor der Lanze,
Welche Freyheit flammend mir gebracht!
Zittre! denn für feige Sclavengelder

Fecht ich nicht im wilden Kampf der Schlacht,
Nein! für Freyheit rauschet durch die Wälder,
Schwertgeklirr, und zittern meine Felder,
Von der Rosse fürchterlichen Huf!
Ha! umsonst willst du sie wiedergeben,
Die Gesetze die die Vorzeit schuf!
Keiner höre! Falschheit ist ihr Ruf!
Rosenbande will sie schmeichelnd weben,
Daß mich wieder Eisen Fessel drückt,
Will den Löwen nur zu fangen streben
Den der Freyheit Flammenglut entzückt,
Und der kühn die Siegespalmen pflückt!
Drohung ohne Kraft sie auszuüben,
Ist des Wahnsinns lächerliche Wuth!
Komm noch bin ich stark und kühn geblieben,
Und dein Leichnam soll die Ströhme trüben,
Soll sie färben mit Tyrannen Blut!
Nahe dich um deinen Stolz zu kühlen,
Höher flammt mein kühner Riesenmuth;
Sieh! Brabanter — wie sie nach dir zielen,
Nahe dich mein starkes Schwert zu fühlen!"
Und schon zuckte Habsburg kühn das Schwert
Als sanft lächelnd und mit holder Güte,
Voll Gefühl vom hohen innrem Werth
Von Irenens Mutterschooß genährt,
Schön und reizend wie die Götterblüthe,
Die den May mit ihrer Schönheit schmückt,
Wenn des Sturmes brausendes Gewüthe,
Nicht mehr tobt, und wieder neu beglückt,
Die Natur aus ihrem Grabe blickt;

Naht

Naht sich jetzt Borußia dem Streite! —
„Schweigt! so sprach sie zürnend, daß ich nicht
Euch zu strafen von der mächt'gen Seite,
Dieses Schwert, das mir die Gottheit weihte,
Flammend ziehe, und mit treuer Pflicht,
Groß als Held, der Menschheit Rechte ehre,
Die nur frech Tirannen Ehrgeiz bricht,
Und nicht Stolz noch Fürstendünke höhre
Weisheit dich, und dich Gehorsam lehre!
Schweigt! und seht in meinem reichen Schooß,
Liegt Irenens hohe Götterfreude;
Ueberfluß ist mein beglücktes Loos,
Nectar ströhmt auf blumdurchmischten Moos,
Und entfernt vom ehrbegiergem Neide,
Eingewiegt in stiller Fröhlichkeit,
Wohnt bey mir im reinen Aetherkleide
Unbeschränkt und jeglichem geweiht,
Edler Freysinn und Gerechtigkeit! —“
Also sprach sie, und die Schwestern sanken,
An des Friedens wollustreiche Brust;
Gleichgestimmt in göttlichen Gedanken,
Schloßen sich die kriegerischen Schranken,
Und der Ruhe hohe Himmelslust,
Kehrte wieder auf Irenens Flügel!
Keiner war der Zwietracht mehr bewußt; —
Freyheit unter deinem Geistes Siegel,
Floh jetzt Eris von dem blut'gen Hügel! — —
Nun erhob sanft freundlich sich der Greis,
Und gestützt auf seinem mächt'gen Speere,

Sprach er: „Töchter singt dem Schicksal Preis! —
Denn es nahn nach Kampf und blut'gen Schweiß,
Ruhmgekrönet jene tapfern Heere
Nahen, mit des Friedens süßem Glück!
Und, o singt dem Ewigen zur Ehre,
Singt, ich sehe mit Prophetenblick,
Freyheit kehrt in ihrem Schooß zurück!“
Und es sangen alle Nationen,
Alle Töchter hohen Dankgesang,
Schwenkten jubelnd ihre goldnen Cronen,
Und es tönte feyernd durch die Zonen,
Schallend Paucken- und Trommetenklang!
Und der Freyheit Götterpalmen blühten,
Ausgelöscht war aller Geisteszwang,
Und der Weisheit hohe Fackeln glühten,
Flammend jetzt auf allen Weltgebieten?
Doch auf dir mein theures Vaterland
Glänzte schöner noch Athands Feuer,
Weil dein Volk es lange schon empfand,
Daß der Weisheit goldnen Zauberband,
Und die Harmonie der Götter Leyer,
Nur die Freude fesselt! Und auch heut,
Werde Weisheit uns aufs neue theuer,
Dann nur sie, erhabne Brennen, beut,
Euch den Lorbeer der Unsterblichkeit!

IV. Akt.

IV.

Allgemeine Bemerkungen über die Hindernisse der Erfindung und ersten Verbreitung der Schreibkunst.

Nur dem Menschen, dem seine eigene Vervollkomnung nicht am Herzen liegt, der die Masse seiner Kenntnisse nicht zu vergrößern, durch sie seinen Verstand aufzuhellen, sein Herz für den Genuß jedes Glücks empfänglicher, und gegen die Last jedes Unglücks stärker zu machen sucht, ist es gleichgültig, welche Kenntnisse unter seinen Zeitgenossen im Umlauf sind, und auf welche Classen sie sich erstrecken. Wer aber diese genannten wohlthätigen Wirkungen der Wissenschaften auf Kopf und Herz kennt, und wen das Wohl seiner Zeitgenossen intereßirt, dem muß es sehr wichtig seyn, über den Grad von Aufklärung *) seiner Zeitgenossen, ihre Ausbreitung über einzelne oder mehrere Stände, und die Ursachen dieser großen und schönen Wirkung nachzudenken.

Wenn wir die Geistesbildung der Menschen im Ganzen zu den Zeiten des schönen Griechenlands und Roms mit

*) Dies für seinen Begrif so passende Wort, ist zwar durch unberufene Schreyer in einen übeln Ruf gekommen; allein soll dies uns abhalten es zu gebrauchen? Soll darum die Sprache einen Verlust leiden?

mit den unsrigen vergleichen, so finden wir bey aller sonstigen Aehnlichkeit zwischen beyden einen sehr auffallenden Unterschied. Bey Griechen und Römern war die ganze Masse ihrer gelehrten Kenntnisse, das ganze Resultat des reifsten Nachdenkens der hellsten Köpfe der Nation über die den Menschen am meisten intereßirenden Gegenstände, Gott, Verhältniß des Menschen gegen ihn, Welt, und ihren Ursprung, Seele, und ihre wahrscheinliche Unsterblichkeit, einzig und allein Eigenthum des gebildetern Theils der Nation, und diese Kenntnisse kamen samt ihren vortreflichen Folgen nie auf den ungebildetern größern Theil derselben. Der Grund dieser geringern Ausbreitung ist die Art die Kenntnisse in Umlauf zu bringen. Dies geschah entweder durch mündlichen Unterricht oder durch Schriften. Jener war aber von dem unsrigen dadurch sehr verschieden, daß er nicht öffentlich gegeben ward, sondern der Weise oder Gelehrte blos durch seinen Umgang, der nicht jedem frey stand, auch nicht feil war, die welche sich ihm anvertrauten, zu bilden suchte. Hiezu kommt, daß wenn sie auch Schulen hatten, diese doch nur grammatische Sprachschulen waren, und in ihnen nicht wie bey uns Rücksicht auf totale Geistesbildung genommen ward. Ferner fehlte ihnen die Art von Volkslehrern, deren Stelle unsere Prediger vertreten solten, d. h. Männer die öffentlich die Resultate alles Nachdenkens über die dem Menschen wichtigsten Gegenstände verbunden mit den Wahrheiten der Religion vortragen, und ihre nothwendige Uebereinstimmung miteinander zeigen sollen.— Schon hieraus sieht man den großen Vorzug der neuern Zeiten vor jenen, der noch auffallender beym schriftlichen Unterricht

wird. Wir sind nämlich durch die Erfindung der Buchdruckerkunst in den Stand gesetzt, eine große Zahl von Büchern für den Preis zu kaufen, für welchen man im Alterthum kaum eins besaß, und selbst dem gemeinen Mann ist es durch sie erlaubt, sich Kenntnisse, zu erwerben sobald er nur will. Es läßt sich sogar der wie es mir scheint nicht unsichere Schluß machen, daß erst durch die Buchdruckerkunst, die Lesekunst recht allgemein geworden sey, denn die Verbindung beyder ist auffallend.

Ist nun schon der Nutzen der Buchdruckerkunst augenscheinlich, wie vielmehr muß es nicht der Nutzen der Kunst seyn, welche jene erst möglich machte, der Schreibkunst. Allein so sehr er uns einleuchtet, die wir im vollen Genusse aller der Vortheile sind, die sie gewährt, so folgt daraus doch nicht, daß er zur Zeit ihrer Erfindung eben so anschaulich war. Daher sind vielleicht einige philosophische Bemerkungen über ihre Erfindung, und die Aufnahme die sie bey den Nationen zur Zeit ihrer Erfindung sich versprechen mußte, nicht unnütz. — Zwar ist der Gegenstand historisch, und es solte hier also bloß mit Factis bewiesen und widerlegt werden, allein, wo keine Facta sind, läßt sich nicht damit disputiren, und überdem gelten in manchen historischen Untersuchungen philosophische aus dem Geiste der Nationen geschöpfte Räsonnements mehr als historische Gründe.

Doch zur Sache.

Schreibkunst ist die Kunst, durch willkührliche für die Töne der Sprache einmahl erfundene und festgesetzte Zeichen

seine Gedanken auszudrücken. Wären diese Zeichen nicht willkührlich, so müßten sie nothwendig seyn, d. h. sie müßten mit dem Wesen der Sache übereinstimmen und es darstellen, und dann wäre es Bilderschrift; hiezu kommt noch dies, daß die Bilderschrift die Sache selbst darstellt, und ihre Zeichen nicht für die Töne der Sprache, sondern für den Ausdruck der Sache selbst erfunden sind. Von Bilderschrift geht jede Nation aus, dies lehrt die Geschichte der ältesten Zeiten, und was die neuern Weltumsegler, deren philosophischen Bemerkungen wir so viele Aufschlüße in der ältern Geschichte verdanken, bey den rohen Nationen, die sie besuchten, gefunden und bemerkt haben, bestätigt es. Noch mehr aber erhellt es aus der Natur der Sache selbst; denn da jedes uncultivirte Volk nur sinnliche Vorstellungen hat, und zu abstracten sich kaum durch Hülfe sinnlicher Zeichen erheben kann, welches jede Sprache zeigt, so wird es, da es abstracte Ideen sinnlich bezeichnen muß, die sinnlichen gewiß eben so darstellen. Hiezu kommt, daß da ein rohes Volk selten in die Nothwendigkeit solche Schrift zu gebrauchen versetzt wird, indem es sie höchstens auf Grabmählern oder dergleichen zur Aufbewahrung gewisser ihm wichtiger Thatsachen gebraucht, es die drückende Umständlichkeit und unbequeme Weitläuftigkeit dieser Darstellung nicht fühlt, und sich folglich nicht allein so lange als möglich damit behilft, sondern sogar keine andere Darstellung wünschen wird. Von Seiten der Kunst läßt sich hier nichts einwenden, denn auch die unförmlichste Bildung ist, wenn sie mit dem darzustellenden Gegenstande auch nur die entfernteste Aehnlichkeit hat, dem Wilden das schönste Kunstwerk, weil er nichts schö-

neres

neres kennt, und der Künstler ist ihm ein Dädalus, und muß nach seiner Vorstellung den Göttern die Kunst nothwendig abgesehen haben. Ja es läßt sich behaupten, daß die bildenden Künste, auch wenn die Schreibkunst nie erfunden wäre, zu eben dem Grade von Vollkommenheit bey Alten und Neuen gekommen seyn würden, weil sie mit ihr in keiner Verbindung stehen, und eine ganz andere Kraft der menschlichen Seele zu ihrer Bearbeitung fodern, die Einbildungskraft. Hierauf führt auch die Geschichte; Dädalus that vor Homer schon den ersten Riesenschritt in der Bildhauerkunst; und die Mexicaner mahlten Pizarros Flotte, und schickten sie dem Montezuma, eben darum, weil sie sie ihm nicht beschreiben konnten. Diese Darstellung der Gegenstände durch ihre Formen gewährt auch durch den Anblick ein sinnliches Vergnügen, und kommt der Einbildungskraft, die immer einen um so höhern Flug hat, je weniger der kalte grübelnde Verstand sich zu beschäftigen gewohnt ist, zu Hülfe; denn auch die roheste Kunst hat ihre Reize.

Zwischen dieser Bilderschrift und der Buchstabenschrift steht eine sehr unbekannte Schriftart wie es scheint in der Mitte, die Hieroglyphen. Etwas bestimmtes und wahres läßt sich über sie nicht sagen, weil sie zu tief im Alterthum liegt, und ihre Kenntniß nur bey einem Stande der Nation blieb, und nie allgemein ward. — Sie scheint überdem nicht sehr wichtig für die Erfindung der Buchstabenschrift, da sie nach den einstimmigen Nachrichten des Alterthums nur nach Aegypten gehört. — Im Ganzen ließe sich etwa folgendes von ihr sagen: Sie hatte noch keine

all-

andere als sinnliche Zeichen, zerlegte aber schon die darzustellenden Thatsachen und Gedanken in einzelne Ideen, und drückte sie durch Bilder aus. Für abstracte Begriffe hatte sie schon Zeichen, aber sinnliche, und kurz sie that den großen Schritt in der Darstellungskunst, daß man nicht mehr die Facta wie sie geschehen waren abbildete, sondern das Ganze in einzelne Theile zerlegte, und sie nun durch allgemeine aber sinnliche von der Sache selbst hergenommene Zeichen darstellte.

Wenn man nun auch annimmt, daß der unbekannte Erfinder der Buchstabenschrift die Hieroglyphen gekannt habe, so bleibt doch der Schritt den er that unglaublicher Riesenschritt, und er selbst eins der ersten, wo nicht das erste Genie der Erde. Denn welchen Schritt mußte er thun? Er mußte von dem Gegenstande selbst abstrahiren, bloß auf das ihn bezeichnende Wort sehen und dies darstellen; und nicht allein das, sondern er mußte die Worte der Sprache in einzelne Theile, in Töne, zerlegen, sonst wäre es höchstens Sylbenschrift geworden. Wenn wir nun auch diesem Erfinder alle die Geistescultur, deren sein Zeitalter fähig war geben, welches immer noch wenig genug gegeben seyn möchte, so bleibt diese Erfindung doch die schwerste aller Erfindungen, und zugleich die ehrenvollste für ihren Erfinder. Sie dem Zufall zuzuschreiben, wäre absurd, und so viel wir diesem auch verdanken, so sind wir doch, wenn auch alle Erfindungen von ihm herrührten, die Schreibkunst ihm nicht schuldig, und können es nicht seyn, ob ich gleich nicht behaupten mögte, daß er sie nicht befördert hätte. Die historischen

Nachrichten von der Erfindung der Schreibkunst sind äusserst unvollständig, und ihr Ursprung liegt also ganz im Dunkeln; der Orient, und vermuthlich Phönicien, ist nach der Uebereinstimmung aller Nachrichten ihr Vaterland. Man nennt einen gewissen Thot oder Thaaut, was dieser aber erfunden hat (wenn er etwas erfand) läßt sich nicht ausmachen; allein er mag so wenig gethan haben als er will, so wenig Buchstaben erfunden haben als nur möglich ist, so bleibt er doch immer dasselbe große Erfindergenie, das er wäre, wenn er alle Buchstaben erfunden hätte, denn es kommt hier nicht auf die Zahl und Menge des Erfundnen an, sondern es ist hier wie bey vielen andern Erfindungen der erste Schritt das schwerste, und das was eigentlich Ehre bringt.

Was nun diese neue Erfindung in ihrem Mutterlande Phönicien für ein Glück gemacht habe, läßt sich nie ausmachen, denn hievon schweigen die alten Schriftsteller ganz, die aber samt und sonders in ihren Nachrichten von Schrift und Schreibkunst wenig oder gar keine fides haben. Dies scheint ein gefährliches Paradoxon, das der Glaubwürdigkeit dieser Schriftsteller vielleicht auch im Allgemeinen nachtheilig werden könnte, allein es scheint nur. Beweisen ließe es sich etwa auf folgende Art.

Wenn das Zeugniß eines Schriftstellers Glauben verdienen soll, so muß er entweder Vollbringer oder Gehülfe der Thaten seyn, die er erzählt, oder er muß ein Augenzeuge der Ereignisse seyn, an denen er selbst keinen Antheil hatte. Aus den Zeiten nun, wo die Schreibkunst erfunden

ward, und lange (vielleicht mehrere Jahrhunderte) nachher haben wir keine Schriftsteller, und können keine haben, weil — es keine gab, und geben konnte, denn zwischen Schreibkunst erfinden und Bücher schreiben liegt noch etwas in der Mitte, was man häufig übersehen hat, — Lesen. — Aus eben diesem Grunde konnten auch diejenigen von den alten Schriftstellern, welche wir noch besitzen, und welche von Schreibkunst reden, keine haben, und die Quellen ihrer Nachrichten sind also Sagen. Wie tief dies ihren Werth in dieser Rücksicht setzt, fühlt man bald. Gesetzt nun aber auch, sie hatten einige Monumente mit Inschriften aus jener Zeit, so bedurften diese doch erst einer Erklärung, um verstanden und gebraucht zu seyn. Die Schriftzüge waren gewiß nicht mehr denen ähnlich, deren sich die Schriftsteller, die die Denkmahle gebrauchten, bedienten, so daß sie also nicht mit eignen Augen sehen konnten. Wer erklärte ihnen nun diese Monumente? Die Tradition, die hier alles thun mußte. Mit diesen Sagen hat es wieder eine eigne Bewandniß; die Griechen der Zeit, aus welcher wir Historiker haben, mußten die Sagen mißverstehen. Man bedenke die Zeit, in der die Sagen entstanden, und vergleiche sie mit der, in welcher sie verstanden werden solten. Jene waren die Zeiten der uncultivirten Rohheit, wo der Mensch noch unfähig ist abstracta zu denken, wo sein ganzer Ideenkreis bloß auf die Sinnenbegriffe eingeschränkt, und er folglich sehr arm an Vorstellungen ist, wo seine Sprache sinnlich ist, wo er alles personificirt, jede Naturkraft zum Gott macht, u. s. w. — diese hingegen waren die Zeiten der werdenden und blühenden Prosa, wo das bilderreiche poetische der Sprache wegfällt,

wo der Mensch abstract und präcis denkt, weil er sich bestimmt ausdrücken kann, und folglich jene bilderreichen Sagen buchstäblich nehmen und mißverstehen wird. Buchstäblich wird er sie aber nehmen müssen, weil ihm der Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Ausdrucksart unbekannt ist. Dem gebildetern Menschen ist es leicht von einer Idee zur andern fortzugehen, sie zu verbinden und so Erfindungen zu machen. Eben so leicht wird er glauben sey es dem rohen Menschen geworden. Dies ist auch der Fall mit der Verschiedenheit der Sitten, in die Simplicität der Vorzeit setzt sich der gebildete Mensch schwer, obgleich leichter als in die Simplicität der Ideen, zurück. — Hiezu kommt nun, daß die Griechen fast von lauter Nationen umgeben waren, die mit ihnen auf einem gleichen wo nicht höhern Grade der Cultur standen, und daß sie mit denen Völkern, welche noch in dem Stande der Cultur waren, den die uralten Griechen hatten, in sehr weniger Verbindung standen. Daher fehlte ihnen die Vorstellung von einem Volke, das an Ideen ärmer war als sie selbst. *) Wir sind hierin weit glücklicher, **) da wir eine Menge Völker kennen gelernt haben, die auf einer sehr niedrigen, selbst auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehen.

Wenn

*) Das so eben gesagte bestätigt Diodor von Sicilien, wenn er mythologische Gegenstände behandelt, wo er die alten Mythen wie Facta seiner Zeit betrachtet.

**) Und eben deswegen ließe sich vielleicht behaupten, wir verständen Homers Gedichte besser, als die Griechen etwa in der schönen socratischen Zeit.

Wenn man nun über die älteste Geschichte der Schreibkunst nachdenkt, so hat man wohl nicht die Wahl zwischen dieser Schriftsteller Autoritäten, und zwischen Gründen und Principien, die aus einer philosophischen Betrachtung und Vergleichung der Denkungsart des Culturzustandes und der Sitten vieler rohen Nationen gezogen, und auf jedes uncultivirte Volk anwendbar sind; obgleich, sobald von einem besondern einzelnen Volke die Rede ist, die Data welche seine Geschichte liefert nicht verworfen, sondern nach diesen Grundsätzen benutzt werden müßen.

Im Allgemeinen aber und ohne Rücksicht auf einen Schriftsteller irgend einer Nation und seine Nachrichten, giebt uns die allgemeine Geschichte roher Völker Winke über das Betragen einer solchen Nation gegen diese Kunst, und über die Aufnahme, die sie finden wird und muß. Aus ihren Angaben läßt sich auch bestimmen, auf welchem Grade der Cultur ein Volk erst fähig ist Schreibkunst anzunehmen, und wie lange es sie verachten und verwerfen wird.

Die Gründe, warum ein uncultivirtes Volk nicht gern und bald Schreibkunst annehmen und sich ihrer bedienen wird, sind etwa folgende:

Es wird sie für entbehrlich halten; denn wozu soll es sie in der Zeit, wo der Bedürfnisse so wenig sind und diese Bedürfnisse selbst so wenig zusammengesetzt sind, gebrauchen? Sagt man es soll Bücher schreiben, so bedenkt man den Unterschied der Zeiten nicht, worüber soll es Bücher schreiben? worauf? für wen? und ist nicht einem Volke, dem man ein Ge-

Geschenk mit der Schreibkunst machte, die Idee Buch ganz und gar fremd? Vielleicht konnte es Briefe schreiben? allein warum soll es das schreiben, was es mündlich bestellen lassen kann? Ein rohes Volk hat keine Posten, muß immer Bothen schicken, wozu man, wenn es Geheimnisse betrift, gewiß Menschen von geprüfter Treue nehmen, oder allenfalls selbst gehen wird.*) — Zur Aufbewahrung wichtiger Thatsachen und großer Männer Namen konnte es sie gebrauchen, — allein was setzt dies voraus? Lesekunst, und zwar allgemeine Lesekunst, die, so lange sich die Schreibkunst nur mit dem Andenken großer Männer und Thaten beschäftigt, und auf Stein, Metall und Holz existirt, nicht denkbar ist. Ueberdem hat es bessere Mittel historische Nachrichten und das Andenken an die Grosthaten der Helden der Vorzeit auf die Nachkommen zu bringen. Lieder, bey deren Gesange sie Vergnügen und Belustigung empfinden, welches bey dem todten Buchstaben der Schrift wegfällt. Ueberdem gehören sie zu religiösen Feyerlichkeiten, und machen einen Theil ihrer Gottesverehrung aus; wie ungern sich aber der rohe Mensch in seinen Vergnügungen und in seiner Religion stöhren oder von irgend einem sich etwas entreißen läßt, ist bekannt. Hiezu kömmt noch, daß auf diese Lieder ihre ganze Ruhmsucht hinausläuft, daß der Gedanke in den Liedern der heiligen Sänger fortzuleben alle ihre Wünsche

*) Ich glaube hier nicht zur Unzeit an die bekannte Anecdote von einem americanischen Wilden, der einen Brief bestellen solte, zu erinnern.

Wünsche umfaßt, und diese Art von Stolz die stärkste Triebfeder zu Heldenthaten bey ihnen ist.*) — Da nun der ungebildete Mensch keinen Nutzen der Schreibkunst einsehen kann, und er nicht gewohnt ist sich anzustrengen, und Mühe und Arbeit zu übernehmen, wo er nicht sogleich den Nutzen voraussieht und mit Händen greifen kann, so sieht man bald, was er mit der Schreibkunst machen wird. Ueberdem treten hier alle die Hindernisse ein, die sich dem Erfinder entgegen stellten. Es hat jedes rohe Volk gewöhnlich Bilderschrift, und ist also daran gewöhnt, wenn es einen Gegenstand bezeichnen will, ihn abzubilden. Wie schwer wird es ihm nun nicht werden, sich ein Wort bloß als Schall zu denken, ohne die Sache selbst, und diesen Schall wieder in Zeichen, die nur den Schall selbst angehen, auszudrücken!

Ferner hängt der Mensch, je ungebildeter und roher er ist, destomehr an dem Vorurtheil, daß das Alte dem Neueingeführten vorzuziehen sey; eine Bemerkung, die wir täglich bey einzelnen Menschen zu machen gezwungen werden, und die von ganzen Völkern so gut wie von einzelnen Individuen gilt. Einem Volke ist es auch nicht so sehr zu verdenken, daß es das Alte immer werther hält, als das, was es noch nicht kennt; es weiß, seine Vorfahren befanden sich wohl dabey, und hoft es auch, ob es sich aber bey dem Neuen so wohl befinden wird, kann es nicht voraussehen. Es handelt nach dem Grundsatz, ein Sperling in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache.

Viel-

*) Hierauf läuft aller Stolz der Helden Homers hinaus.

**) Ein Grund, der vorzüglich auf occidentalische Sprachen paßt.

Vielleicht entschlöße es sich noch eher dazu, wenn nur nicht die Erlernung der Schreibkunst wie jeder andern Mühe kostete, und diese scheut der Wilde und Halbbarbar; Nichts thun, den ganzen Tag sich sonnen, und immer vollauf haben ist sein Himmel, dies zeigen seine Götter. Hiezu kömmt, daß die Erlernung der Schreibkunst dem Menschen, dessen Geisteskräfte noch ungebildet sind, ungleich mehr Mühe kosten muß, als z. B. selbst Kindern.

Redet nun gar das Volk von welchem ein anderes die Schreibkunst erhält eine andere Sprache, als das welche sie bekömmt, so tritt eine neue Schwierigkeit ein. Die Zeichen jener Sprache müßen erst in diese transponirt werden, die Worte der Sprache müssen in einzelne Töne gespalten werden, und wird dies der rohe Mensch können? wird er sich z. B. das Wort Baum nicht als einen Schall denken? Wird er ferner nach den obigen Gründen es wollen?

Hiezu kömmt noch, daß der rohe Mensch niemahls Prosa hat, er kennt nur das Lied. So wie alle seine Ideen sinnlich, und selbst die abstracten ihm ein Vehikel vom sinnlichen nicht denkbar sind, so ist in seiner Sprache alles sinnlicher Ausdruck, alles poetisch. Vorzüglich wird sie es dann werden, wenn er etwas feyerliches sagen, etwas längeres erzählen will; in jenem Fall bringt ihn der Affect dahin, in diesem die sinnliche Darstellung dessen was er erzählen will, die oft dramatisch werden wird. Sobald er im Affect spricht wird er rythmisch, d. h. in Versen sprechen.

V.

Nicolaus Gabrini Rienzi,

Volkstribun zu Rom im 14ten Jahrhundert.

Eine auf Thatsachen gegründete historische Erzählung.

Unter der Zahl berühmter Volksempörer behauptet Nicolaus Gabrini Rienzi unstreitig einen sehr vorzüglichen Rang. Von Geburt der unbedeutendste Mann von der Welt, hatte er seine nachherige Erhebung bloß seinem unerschütterlichen Muth und seinen übrigen großen Talenten zu verdanken. Sein vorgegebener Vater war weiter nichts als ein gemeiner Gastwirth zu Rom, und seine Mutter trieb daselbst die Handthierung einer Wäscherin. Indeß müssen seine Eltern doch nicht ganz unbemittelt gewesen seyn, da sie ihm eine in der That sehr gute Erziehung gaben. Schon von seiner frühesten Jugend an beschäftigte er sich mit dem Studieren nützlicher Wissenschaften, und verachtete die kindischen Belustigungen seiner andern Mitschüler, die mit ihm von gleichem Alter waren. So nahm er mit jedem Jahre an Gelehrsamkeit und Kenntnissen immer mehr und mehr zu, ohne daß sein von Natur lebhafter und durchdringender Verstand unter diesen ernsthaften und über seine Jahre so sehr erhabenen Beschäftigungen den mindesten Schaden erlitt. Der ausserordentliche Fleiß mit welchem er studirte, gab ihm ein ernsthaftes und gebieterisches Ansehen,

wodurch er wirklich seinen Mitschülern einen hohen Grad von Achtung gegen sich einflößte. Ausserdem hatte die Natur ihn mit einem sehr wohlgewachsnen Körper und der angenehmsten Gesichtsbildung beschenkt. Dabey war er ein großer Redner, und verstand die Kunst zu unterhalten so gut, daß ohngeachtet seiner etwas grämlichen Miene, die Vornehmsten Roms ihn mit Vergnügen an ihre Tafel zogen. Dieser Umgang mit Personen, deren Stand so sehr über den seinigen erhaben war, machte zuerst seinen ihm angebohrnen Ehrgeiz rege. Das Gewerbe seiner Eltern erschien ihm daher bald in einem eben so verächtlichen Licht, als unerträglich ihm sein niedriger Stand wurde, der ihn bis zu den Bedienten derjenigen herabsetzte, die ihn seine Eitelkeit doch als seines Gleichen betrachten ließ.

Von Stund an sann er nun mit dem glühendsten Bestreben auf Mittel, sich sobald als möglich aus dem Staube empor zu schwingen. Durch seine Geschicklichkeit hatte er sich zwar bereits* eine große Anzahl Freunde erworben, aber bey genauerer Untersuchung fand er keinen einzigen von ihnen tauglich, um sich desselben zu Ausführung seiner Absichten zu bedienen. Wahrscheinlich hatte er schon damahls jenen ausserordentlichen Entwurf ausgebrütet, den nur ein Kopf wie der seinige wirklich auszuführen allein fähig war. Er suchte daher seinem ganzen Betragen einen Anstrich von Sonderbarkeit zu geben, weil er zuverläßig überzeugt war, dadurch die Augen aller seiner Mitbürger zuerst auf sich zu ziehen.

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, vernachläßigte Gabrini alle seine bisherigen Bekanntschaften, und schien sich von nun an mit weiter nichts als mit den Büchern und dem Studiren beschäftigen zu wollen; selbst seine Erhohlungsstunden brachte er einsam unter den Trümmern des alten Roms zu. Hier sah man ihn oft Stundenlang an einem Grabmahl sitzen und alle seine Sinne anstrengen, um die auf demselben eingegrabene durch die Hand der Zeit aber entstellte lateinische Inschrift zu entziffern. Auch sammelte er unter diesen Ruinen eine Menge merkwürdiger Steine, die er mit sich nach Hause nahm, und als den kostbarsten Schatz sorgfältig aufhob. Seine Freunde fragten ihn oft, was für Bewegungsgründe ihn doch antrieben, so viel unnütze Steine zusammen zu häufen, und was denn eigentlich der wahre Zweck seines täglichen Aufenthalts unter den Gräbern und Ruinen sey? Er antwortete hierauf: Daß ihn alles dieses an die ehmahlige Größe des alten Roms und an jene glückliche Zeiten erinnere, wo diese vormalige Hauptstadt der Welt die Seligkeit der Freyheit in ihrem ganzen Umfange genoß.

Bey diesen täglichen Beschäftigungen erwarb sich Gabrini nach und nach eine so große Kenntniß in der Entzifferungskunst der schwersten Inschriften. Er glaubte dabey fest, daß diese Wissenschaft viel zu seinem künftigen Glück beytragen würde; eine Meynung, die ihn auch wirklich nicht betrog. Seine Bereitwilligkeit, womit er alle Fragen beantwortete, die man ihn deshalb vorlegte, machte ihn bey männiglich sehr beliebt; seine Philosophie und ein kleines

von seinem Vater erspartes Vermögen setzten ihn in den Stand unabhängig zu leben, und was ist ein Mann von Kopf nicht zu unternehmen fähig, der keines andern Menschen bedarf?

Seine Mitbürger, besonders diejenigen, deren Aufmerksamkeit er vorzüglich auf sich zu ziehen suchte, von seinem sonderbaren Betragen verführt, fiengen bald an, ihn als einen Mann zu betrachten, dessen Gelehrsamkeit für das Vaterland von großem Nutzen seyn konnte. Gabrini besaß in der That sehr reelle Verdienste, auch sorgte er dafür, sich bey jeder Gelegenheit nie anders als von seiner besten Seite zu zeigen, und die von ihm ganz bezauberten Römer glaubten bald mit der größten Ueberzeugung, daß bey den dermaligen Umständen er mehr als irgend ein andrer fähig seyn würde, Roms verdunkelten Glanz wieder herzustellen.

Die Erfüllung dieses Wunsches hieng hauptsächlich von der Rückkehr des Pabstes ab. Clemens VI, der damahls die dreyfache Crone trug, hielt sich zu Avignon auf, und bezeigte nicht die geringste Lust, seinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen. Die Abwesenheit des Oberhaupts der Kirche hatte diese Stadt nicht allein in Verfall gebracht, sondern auch die größten Unordnungen veranlaßt. Sie war der Raub zweyer gegen einander erbitterten Factionen der Guelfen und Gibellinen geworden, deren Wuth nur die Gegenwart des Pabstes allein Schranken setzen konnte. Raimund, Bischof zu Orvietto, führte zwar während der

Abwesenheit Clemens VI. in seinem Namen das Ruder der Regierung, aber diesem Prälaten, der vielleicht alle gute Eigenschaften eines guten geistlichen Hirten besaß, fehlten dennoch dabey alle weltliche Regententalente. Er war sanftmüthig, gelinde, und überließ sich bey den mehresten Vorfällen herzlich gerne der Leitung eines Andern, weil es ihm gewöhnlich an hinreichender Einsicht gebrach, selbst den besten Weg zu wählen. Da er nun bey keiner Gelegenheit seine Autorität recht geltend zu machen wußte, so war es sehr natürlich, daß ihn die Römer bloß für einen guten Hausverwalter des Pabstes hielten, dessen Hauptpflicht die Eintreibung und Besorgung der Einkünfte seines Herrn sey.

Stephanus Colonna, das Haupt der zahlreichen und erlauchten Familie, deren Namen er führte, gleich ehrwürdig durch sein hohes Alter, seinen erhabenen Ursprung, und die Hülfsmittel, die ihm die Macht seines Hauses darboth, war vor allen andern vorzüglich im Stande, sich den Römern furchtbar zu machen, deren Oberherrschaft er mit dem Bischof von Orvietto theilte. Da ihm aber das Interesse des Pabstes wenig am Herzen lag, so begnügte er sich bloß mit der Hochachtung und Ehrfurcht des gemeinen Volks und der Liebe des Adels, dessen Hauptstütze er auch in der That war. Auf diese Weise blieb Rom das traurige Opfer innerlicher Unruhen. Der Mächtige unterdrückte den Schwachen, und ungestraft trat der Schuldige den Unschuldigen zu Boden. Täglich hörte man von Mordthaten und Räubereyen, ohne daß sich irgend jemand die Mühe gab, die Urheber dieser Greuel zur Rechenschaft zu ziehen. Die Großen

fanden

fanden fast immer bey diesen Unordnungen ihren Vortheil, indem sie gegen Erlegung ansehnlicher Summen die Meuchelmörder und Missethäter in Schutz nahmen, und von ihnen unterstützt, begiengen diese Bösewichter mit jedem Tage neue Laster und Verbrechen.

Gabrini blutete das Herz bey dieser unseligen Lage, in der sich sein Vaterland befand. Laut wiederholten die Stimmen seiner Mitbürger seine Klagen, und alle sahen einmüthig auf ihn, als dem einzigen, den sie für fähig hielten, all diesem Uebel zu steuern. Diese so günstige Stimmung benutzte er auch wirklich so gut, daß er sich zum Deputirten ernennen ließ, der im Namen des ganzen römischen Volks die Rückkehr Clemens des VI. erflehen solte.

Gleich nach seiner Ankunft zu Avignon bat er um Gehör, und stellte dem Pabst mit vieler Beredsamkeit sowohl den traurigen Zustand Roms, als auch die Vortheile dar, die er sich selbst verschaffen würde, wenn er sich entschließen könnte, diese Hauptstadt in Zukunft wieder zu seinem beständigen Aufenthalt zu machen. Clemens hörte seine Rede mit Vergnügen an, aber der Entschluß, Avignon nicht zu verlassen, hatte schon zu sehr Wurzel bey ihm geschlagen. Außerdem fürchtete er auch mit Recht sein Ansehen in einer Stadt in Gefahr zu setzen, deren Einwohner gewohnt waren, für Niemand Ehrfurcht zu zeigen, und deren umliegende Gegenden von vier oder fünf kleinen Tyrannen mit eisernem Scepter regiert wurden, ohne daß er sich im Stande befand ihrer unrechtmäßigen Gewalt ein Ende zu machen.

chen. Sobald also Gabrini seine Rede beschlossen hatte, überhäufte ihn der Pabst mit Lobeserhebungen seiner Beredsamkeit, und schickte ihn hierauf zu seinem Günstling dem Cardinal Johann Colonna.

Gabrini hatte in seiner Rede das Haus der Colonnen eben nicht geschont, welches denn auch wirklich zum Theil an den Unordnungen Schuld war, welche Rom verwüsteten. Der Cardinal fand sich dadurch nicht wenig beleidigt; er empfieng daher den nur zu aufrichtigen Redner eben nicht auf die beste Art, und da Gabrini kurz darauf krank wurde, so mußte er, weil er nirgends Unterstützung und Hülfe fand, seine Zuflucht zu einem öffentlichen Krankenhospital nehmen.

Indeß war doch der Cardinal viel zu sehr ein Freund wahrer Verdienste, als daß er nicht durch Gabrini's traurige Lage hätte gerührt werden sollen. Er nahm sich daher auch bald seiner auf das thätigste an, ließ allen Groll fahren, und verschafte ihm nach wieder erlangter Gesundheit eine nochmahlige Audienz bey dem Pabst, der ihn bei dieser Gelegenheit zum apostolischen Notarius ernannte. Mit diesem Titel geschmückt, kehrte Gabrini nach Rom zurück, wo er seinen Mitbürgern von dem Erfolg seiner Gesandtschaftsreise Bericht abstattete. Die abschlägige Antwort des Pabstes, auf dessen Rückkehr sie doch die größte Rechnung gemacht hatten, erneuerte ihre Klagen. Gabrini schien davon gerührt zu seyn, aber um sie doch einigermaßen zu trösten, gab er ihnen nicht undeutlich zu verstehen, daß sie

von

von nun an ihre Rettung bloß sich selbst zu verdanken haben müßten. Von diesem Augenblick an, suchte er sich immer mehr und mehr Anhänger zu machen. Sein neues Amt verschafte ihm dazu die günstigste Gelegenheit, weil er bey Ausübung desselben täglich eine Menge Menschen zu sprechen bekam. Durch das Feuer seiner Beredsamkeit nahm er alle seine Clienten für sich ein, und von Zeit zu Zeit bemühte er sich die beynahe schon ganz erloschne Hofnung zur Wiedererlangung der Freyheit aufs neue in ihrem Herzen anzufachen. Nachdem er sich nun auf diese Weise eine beträchtliche Anzahl Freunde und Anhänger erworben hatte, fieng er auch bald an eine deutlichere Sprache zu führen. Zugleich übte er seine Amtspflichten mit so vieler Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit aus, und alle andre Beamten Groß und Klein, schienen in Vergleich gegen ihm, so ungerecht und Geldgeitzig zu seyn, daß man ihn durchgehends für ein Wunder der Tugend hielt, und den höchsten Grad des Zutrauens ihm schenkte!

In kurzer Zeit war auch die Zahl seiner Freunde eben so stark, als die Zahl der mißvergnügten römischen Bürger. Voll Vertrauen auf ihre Unterstützung wagte er es sogar eines Tages den versammelten Senatoren ins Gesicht zu sagen: Sie allein wären die Urheber der Unglücksfälle des Volks, und die wahren Unterdrücker der Freyheit, daher man denn vollkommen Recht hätte, sie als Tyrannen des Vaterlandes zu betrachten. Diese eben so unehrerbietige als dreiste Aeusserung wurde von einem der gegenwärtigen Senatoren auf der Stelle mit einer Maulschelle bestraft. Ga-

brini

brini sah sich gleich überall nach seinen Anhängern um. Er hofte, daß vielleicht der eine oder andre sich seiner annehmen und ihn rächen würde; aber auch kein einziger schien über seine Beschimpfung aufgebracht zu seyn. Er verließ daher eilfertig die Versammlung mit glühendem Gesicht und mit noch weit glühenderer Rache in seinem Herzen.

Seine wärmsten Freunde besuchten ihn bald in seinem Hause und bezeigten ihm ihr Beyleid über die ihm zugefügte Beleidigung. Mit einer mißvergnügten Miene antwortete er, daß man ihn nicht beklagen, wohl aber rächen müßte. Da nun seine Freunde, die weder einen so durchdringenden Verstand wie er besaßen, noch von seinem großen Plan deutlich unterrichtet waren, nicht einzusehen vermochten, wie eine Beschimpfung wieder gut zu machen sey, die ihm von einer der angesehensten und vornehmsten Personen in Rom widerfahren worden wäre, so entgegnete er ihnen in einer Art von prophetischer Begeisterung: „O, ihr Kleinmüthigen! „bald, sehr bald, werdet ihr die kleinste der Pflanzen sich „über die stolzesten der Cedern erheben sehen.“ — Doch um sich keiner ähnlichen Behandlung wieder auszusetzen, entschloß er sich, an seiner Stelle in Zukunft bloß stumme Dinge reden zu lassen. Er sprach also zum Volk von Stund an nur durch hieroglyphische Bilder, die er auf einzelne Stücken Leinwand mahlen und hin und wieder zur Schau aufhängen ließ. Roms Bürger betrachteten diese Schildereyen mit gierigen Blicken, und hörten mit ofnem Ohr die Erklärungen an, die ihnen verschiedene von Gabrini unterrichtete Leute davon machten. Eben so wie sich nach und nach

die

die Zahl dieser Gemählde vermehrte, eben so vervielfältigte sich auch die Anzahl der Wißbegierigen. Besonders versammelte sich der niedrige Pöbel, auf den niemand Acht gab, auf den öffentlichen Plätzen, wo jene räthselhaften Bilder zur Schau ausgestellt waren, und jauchzte den Auslegern derselben lauten Beyfall zu, obgleich freylich nur ein sehr kleiner Theil den wahren Sinn davon begrif. Man hatte den Gabrini anfänglich hochgeschätzt, allmählig fieng man nun auch an Ehrfurcht für ihn zu fühlen. Dieser beynahe allgemeine Volkstaumel erstreckte sich sogar bis auf einige vom Adel, die ihm, gleich als ob sie seine zukünftige Größe geahndet hätten, mit der ausgezeichnetsten Ehrerbietigkeit begegneten; doch gab es auch andre, die ihn für weiter nichts als einen Narren und Unsinnigen hielten, und dieser Meynung gemäß behandelten. Gabrini gab sich eben keine Mühe, diesen Uebelgesinnten vortheilhaftere Gesinnungen für sich einzuflößen. Jene seinem Verstande so ungünstige Idee schien ihm vielmehr günstig zu seyn, weil man, von derselben verführt, auf seine verborgne Absichten destoweniger Achtung gab. Deshalb begieng er denn auch täglich noch eine Menge unregelmäßiger Handlungen, die zwar eben keine besondre Klugheit verriethen, die er aber bald wieder gut zu machen wußte, sobald er nur Niemand mehr zu fürchten brauchte.

Auf diese Weise arbeitete er eine Zeitlang geduldig unter der Hülle der Thorheit an der Wiederherstellung der römischen Volksfreyheit und an seinem eignen Glück. Endlich erschien der günstige Augenblick, wo er sich deutlicher erklären konnte. Doch wünschte er vor der Ausführung seines

wich-

Wenn man nun über die älteste Geschichte der Schreibkunst nachdenkt, so hat man wohl nicht die Wahl zwischen dieser Schriftsteller Autoritäten, und zwischen Gründen und Principien, die aus einer philosophischen Betrachtung und Vergleichung der Denkungsart des Culturzustandes und der Sitten vieler rohen Nationen gezogen, und auf jedes uncultivirte Volk anwendbar sind; obgleich, sobald von einem besondern einzelnen Volke die Rede ist, die Data welche seine Geschichte liefert nicht verworfen, sondern nach diesen Grundsätzen benutzt werden müßen.

Im Allgemeinen aber und ohne Rücksicht auf einen Schriftsteller irgend einer Nation und seine Nachrichten, giebt uns die allgemeine Geschichte roher Völker Winke über das Betragen einer solchen Nation gegen diese Kunst, und über die Aufnahme, die sie finden wird und muß. Aus ihren Angaben läßt sich auch bestimmen, auf welchem Grade der Cultur ein Volk erst fähig ist Schreibkunst anzunehmen, und wie lange es sie verachten und verwerfen wird.

Die Gründe, warum ein uncultivirtes Volk nicht gern und bald Schreibkunst annehmen und sich ihrer bedienen wird, sind etwa folgende:

Es wird sie für entbehrlich halten; denn wozu soll es sie in der Zeit, wo der Bedürfnisse so wenig sind und diese Bedürfnisse selbst so wenig zusammengesetzt sind, gebrauchen? Sagt man es soll Bücher schreiben, so bedenkt man den Unterschied der Zeiten nicht, worüber soll es Bücher schreiben? worauf? für wen? und ist nicht einem Volke, dem man ein

Ge-

Geschenk mit der Schreibkunst machte, die Idee Buch ganz und gar fremd? Vielleicht konnte es Briefe schreiben? allein warum soll es das schreiben, was es mündlich bestellen lassen kann? Ein rohes Volk hat keine Posten, muß immer Bothen schicken, wozu man, wenn es Geheimnisse betrift, gewiß Menschen von geprüfter Treue nehmen, oder allenfalls selbst gehen wird.*) — Zur Aufbewahrung wichtiger Thatsachen und großer Männer Namen konnte es sie gebrauchen, — allein was setzt dies voraus? Lesekunst, und zwar allgemeine Lesekunst, die, so lange sich die Schreibkunst nur mit dem Andenken großer Männer und Thaten beschäftigt, und auf Stein, Metall und Holz existirt, nicht denkbar ist. Ueberdem hat es bessere Mittel historische Nachrichten und das Andenken an die Grosthaten der Helden der Vorzeit auf die Nachkommen zu bringen. Lieder, bey deren Gesange sie Vergnügen und Belustigung empfinden, welches bey dem todten Buchstaben der Schrift wegfällt. Ueberdem gehören sie zu religiösen Feyerlichkeiten, und machen einen Theil ihrer Gottesverehrung aus; wie ungern sich aber der rohe Mensch in seinen Vergnügungen und in seiner Religion stöhren oder von irgend einem sich etwas entreißen läßt, ist bekannt. Hiezu kömmt noch, daß auf diese Lieder ihre ganze Ruhmsucht hinausläuft, daß der Gedanke in den Liedern der heiligen Sänger fortzuleben alle ihre Wünsche

*) Ich glaube hier nicht zur Unzeit an die bekannte Anecdote von einem americanischen Wilden, der einen Brief bestellen solte, zu erinnern.

Wünsche umfaßt, und diese Art von Stolz die stärkste Triebfeder zu Heldenthaten bey ihnen ist.*) — Da nun der ungebildete Mensch keinen Nutzen der Schreibkunst einsehen kann, und er nicht gewohnt ist sich anzustrengen, und Mühe und Arbeit zu übernehmen, wo er nicht sogleich den Nutzen voraussieht und mit Händen greifen kann, so sieht man bald, was er mit der Schreibkunst machen wird. Ueberdem treten hier alle die Hindernisse ein, die sich dem Erfinder entgegen stellten. Es hat jedes rohe Volk gewöhnlich Bilderschrift, und ist also daran gewöhnt, wenn es einen Gegenstand bezeichnen will, ihn abzubilden. Wie schwer wird es ihm nun nicht werden, sich ein Wort bloß als Schall zu denken, ohne die Sache selbst, und diesen Schall wieder in Zeichen, die nur den Schall selbst angehen, auszudrücken!

Ferner hängt der Mensch, je ungebildeter und roher er ist, destomehr an dem Vorurtheil, daß das Alte dem Neueingeführten vorzuziehen sey; eine Bemerkung, die wir täglich bey einzelnen Menschen zu machen gezwungen werden, und die von ganzen Völkern so gut wie von einzelnen Individuen gilt. Einem Volke ist es auch nicht so sehr zu verdenken, daß es das Alte immer werther hält, als das, was es noch nicht kennt; es weiß, seine Vorfahren befanden sich wohl dabey, und hoft es auch, ob es sich aber bey dem Neuen so wohl befinden wird, kann es nicht voraussehen. Es handelt nach dem Grundsatz, ein Sperling in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache.

Viel=

*) Hierauf läuft aller Stolz der Helden Homers hinaus.

**) Ein Grund, der vorzüglich auf occidentalische Sprachen paßt.

Vielleicht entschlöße es sich noch eher dazu, wenn nur nicht die Erlernung der Schreibkunst wie jeder andern Mühe kostete, und diese scheut der Wilde und Halbbarbar; Nichts thun, den ganzen Tag sich sonnen, und immer vollauf haben ist sein Himmel, dies zeigen seine Götter. Hiezu kömmt, daß die Erlernung der Schreibkunst dem Menschen, dessen Geisteskräfte noch ungebildet sind, ungleich mehr Mühe kosten muß, als z. B. selbst Kindern.

Redet nun gar das Volk von welchem ein anderes die Schreibkunst erhält eine andere Sprache, als das welche sie bekömmt, so tritt eine neue Schwierigkeit ein. Die Zeichen jener Sprache müßen erst in diese transponirt werden, die Worte der Sprache müssen in einzelne Töne gespalten werden, und wird dies der rohe Mensch können? wird er sich z. B. das Wort Baum nicht als einen Schall denken? Wird er ferner nach den obigen Gründen es wollen?

Hiezu kömmt noch, daß der rohe Mensch niemahls Prosa hat, er kennt nur das Lied. So wie alle seine Ideen sinnlich, und selbst die abstracten ihm ein Vehikel vom sinnlichen nicht denkbar sind, so ist in seiner Sprache alles sinnlicher Ausdruck, alles poetisch. Vorzüglich wird sie es dann werden, wenn er etwas feyerliches sagen, etwas längeres erzählen will; in jenem Fall bringt ihn der Affect dahin, in diesem die sinnliche Darstellung dessen was er erzählen will, die oft dramatisch werden wird. Sobald er im Affect spricht wird er rythmisch, d. h. in Versen sprechen.

Der Ton in welchem ein roher Mensch spricht ist überdem immer höher gestimmt als unser Erzählungston, den unsre feine Cultur so herabgestimmt hat, daß laut reden auf der einen Seite unbescheiden, auf der andern gefährlich ist. Der rohe Mensch darf nun aber sagen was er denkt, daher spricht er laut, melodisch, welche Sprache, sobald er im Erzählen ins rythmische fällt, Gesang werden wird. Daher kommt es, daß er Gedicht und Gesang nie getrennt denken kann, sondern beydes in dem Worte Lied (επος) begreift. Hieraus sieht man nun, daß ein geschriebenes Lied für ihn Unding seyn muß, denn warum solte er das schreiben, was er weit behaglicher singen kann. Ueberdem geht auch der Gesang bey der Schrift verlohren, der für sein Gedächtniß, (welche überhaupt seine stärkste Seelenkraft ist) ein besseres Hülfsmittel als der Gesang abgiebt. — Daher kömmt es, daß die ältesten Inschriften alle in Versen sind.

Ein neuer Grund läßt sich von der Erzählungsart roher Menschen hernehmen. Sich kurz zu fassen, ist ihnen unmöglich, jeden kleinen Umstand müßen sie erzählen, denn alle sind ihnen gleich wichtig, mit einem Worte, der rohe Mensch spricht sehr breit. Er wird irgend eine That, den Sieg eines Heers oder Kämpfers nicht ohne Recapitulation aller Umstände auch der kleinsten erzählen können, d. h. er wird ohne alle Umstände sich einzeln vorzustellen die That nicht unter einen Blick fassen und in einen Begrif verengen, und eben deswegen nicht ausdrücken können. Er kann noch nicht Haupt- und Nebenumstände unterscheiden, und wird daher einen so gut wie den andern erzählen zu müßen glauben. —

ben. — So wird er nun auch schreiben. Hier trift ihn nun mit einemmahl eine Menge Unbequemlichkeiten, die vorzüglich in der Unbehülflichkeit und Zwecklosigkeit der Schreibmaterialien liegen. Denn mit der Schreibkunst sind nicht sogleich auch die bequemen Werkzeuge, die wir jetzt haben, erfunden worden. Wie lange grub man in Stein, Metall und Holz, und wie lange hatten nicht selbst die Römer noch ihren stylus und ihre tabulus ceratas?

Aus diesem allen erhellt nun sehr klar, daß ein uncultivirtes Volk sehr ungern Schreibkunst annehmen wird, und daß überhaupt vor der Erfindung der Prosa, zu welcher wahrscheinlich Schreibkunst Anlaß gab, an keine allgemeine Einführung der Schreibkunst zu denken ist, und keinem Volke, das noch auf der poetischen Stufe der Cultur steht, wird man allgemeine Schreibekunst, und eben daher auch keine Schriften beylegen können.

Die Anwendung hievon auf einzelne Völker, Griechen, Hebräer und ihre Schriften, Zonen u. s. w. läßt sich leicht machen.

Diese vielleicht nächstens.

Fr. Eb. R.

V.

Nicolaus Gabrini Rienzi,

Volkstribun zu Rom im 14ten Jahrhundert.

Eine auf Thatsachen gegründete historische Erzählung.

Unter der Zahl berühmter Volksempörer behauptet Nicolaus Gabrini Rienzi unstreitig einen sehr vorzüglichen Rang. Von Geburt der unbedeutendste Mann von der Welt, hatte er seine nachherige Erhebung bloß seinem unerschütterlichen Muth und seinen übrigen großen Talenten zu verdanken. Sein vorgegebener Vater war weiter nichts als ein gemeiner Gastwirth zu Rom, und seine Mutter trieb daselbst die Handthierung einer Wäscherin. Indeß müssen seine Eltern doch nicht ganz unbemittelt gewesen seyn, da sie ihm eine in der That sehr gute Erziehung gaben. Schon von seiner frühesten Jugend an beschäftigte er sich mit dem Studieren nützlicher Wissenschaften, und verachtete die kindischen Belustigungen seiner andern Mitschüler, die mit ihm von gleichem Alter waren. So nahm er mit jedem Jahre an Gelehrsamkeit und Kenntnissen immer mehr und mehr zu, ohne daß sein von Natur lebhafter und durchdringender Verstand unter diesen ernsthaften und über seine Jahre so sehr erhabenen Beschäftigungen den mindesten Schaden erlitt. Der ausserordentliche Fleiß mit welchem er studirte, gab ihm ein ernsthaftes und gebieterisches Ansehen,

wo-

wodurch er wirklich seinen Mitschülern einen hohen Grad von Achtung gegen sich einflößte. Ausserdem hatte die Natur ihn mit einem sehr wohlgewachsnen Körper und der angenehmsten Gesichtsbildung beschenkt. Dabey war er ein großer Redner, und verstand die Kunst zu unterhalten so gut, daß ohngeachtet seiner etwas grämlichen Miene, die Vornehmsten Roms ihn mit Vergnügen an ihre Tafel zogen. Dieser Umgang mit Personen, deren Stand so sehr über den seinigen erhaben war, machte zuerst seinen ihm angebohrnen Ehrgeiz rege. Das Gewerbe seiner Eltern erschien ihm daher bald in einem eben so verächtlichen Licht, als unerträglich ihm sein niedriger Stand wurde, der ihn bis zu den Bedienten derjenigen herabsetzte, die ihn seine Eitelkeit doch als seines Gleichen betrachten ließ.

Von Stund an sann er nun mit dem glühendsten Bestreben auf Mittel, sich sobald als möglich aus dem Staube empor zu schwingen. Durch seine Geschicklichkeit hatte er sich zwar bereits eine große Anzahl Freunde erworben, aber bey genauerer Untersuchung fand er keinen einzigen von ihnen tauglich, um sich desselben zu Ausführung seiner Absichten zu bedienen. Wahrscheinlich hatte er schon damahls jenen ausserordentlichen Entwurf ausgebrütet, den nur ein Kopf wie der seinige wirklich auszuführen allein fähig war. Er suchte daher seinem ganzen Betragen einen Anstrich von Sonderbarkeit zu geben, weil er zuverläßig überzeugt war, dadurch die Augen aller seiner Mitbürger zuerst auf sich zu ziehen.

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, vernachläßigte Gabrini alle seine bisherigen Bekanntschaften, und schien sich von nun an mit weiter nichts als mit den Büchern und dem Studiren beschäftigen zu wollen; selbst seine Erhohlungsstunden brachte er einsam unter den Trümmern des alten Roms zu. Hier sah man ihn oft Stundenlang an einem Grabmahl sitzen und alle seine Sinne anstrengen, um die auf demselben eingegrabene durch die Hand der Zeit aber entstellte lateinische Inschrift zu entziffern. Auch sammelte er unter diesen Ruinen eine Menge merkwürdiger Steine, die er mit sich nach Hause nahm, und als den kostbarsten Schatz sorgfältig aufhob. Seine Freunde fragten ihn oft, was für Bewegungsgründe ihn doch antrieben, so viel unnütze Steine zusammen zu häufen, und was denn eigentlich der wahre Zweck seines täglichen Aufenthalts unter den Gräbern und Ruinen sey? Er antwortete hierauf: Daß ihn alles dieses an die ehmahlige Größe des alten Roms und an jene glückliche Zeiten erinnere, wo diese vormalige Hauptstadt der Welt die Seligkeit der Freyheit in ihrem ganzen Umfange genoß.

Bey diesen täglichen Beschäftigungen erwarb sich Gabrini nach und nach eine so große Kenntniß in der Entzifferungskunst der schwersten Inschriften. Er glaubte dabey fest, daß diese Wissenschaft viel zu seinem künftigen Glück beytragen würde; eine Meynung, die ihn auch wirklich nicht betrog. Seine Bereitwilligkeit, womit er alle Fragen beantwortete, die man ihn deshalb vorlegte, machte ihn bey männiglich sehr beliebt; seine Philosophie und ein kleines

von

von seinem Vater erspartes Vermögen setzten ihn in den Stand unabhängig zu leben, und was ist ein Mann von Kopf nicht zu unternehmen fähig, der keines andern Menschen bedarf?

Seine Mitbürger, besonders diejenigen, deren Aufmerksamkeit er vorzüglich auf sich zu ziehen suchte, von seinem sonderbaren Betragen verführt, fiengen bald an, ihn als einen Mann zu betrachten, dessen Gelehrsamkeit für das Vaterland von großem Nutzen seyn könnte. Gabrini besaß in der That sehr reelle Verdienste, auch sorgte er dafür, sich bey jeder Gelegenheit nie anders als von seiner besten Seite zu zeigen, und die von ihm ganz bezauberten Römer glaubten bald mit der größten Ueberzeugung, daß bey den dermaligen Umständen er mehr als irgend ein andrer, fähig seyn würde, Roms verdunkelten Glanz wieder herzustellen.

Die Erfüllung dieses Wunsches hieng hauptsächlich von der Rückkehr des Pabstes ab. Clemens VI, der damahls die dreyfache Crone trug, hielt sich zu Avignon auf, und bezeigte nicht die geringste Lust, seinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen. Die Abwesenheit des Oberhaupts der Kirche hatte diese Stadt nicht allein in Verfall gebracht, sondern auch die größten Unordnungen veranlaßt. Sie war der Raub zweyer gegen einander erbitterten Factionen der Guelfen und Gibellinen geworden, deren Wuth nur die Gegenwart des Pabstes allein Schranken setzen konnte. Raimund, Bischof zu Orvietto, führte zwar während der

Abwesenheit Clemens VI. in seinem Namen das Ruder der Regierung, aber diesem Prälaten, der vielleicht alle gute Eigenschaften eines guten geistlichen Hirten besaß, fehlten dennoch dabey alle weltliche Regententalente. Er war sanftmüthig, gelinde, und überließ sich bey den mehresten Vorfällen herzlich gerne der Leitung eines Andern, weil es ihm gewöhnlich an hinreichender Einsicht gebrach, selbst den besten Weg zu wählen. Da er nun bey keiner Gelegenheit seine Autorität recht geltend zu machen wußte, so war es sehr natürlich, daß ihn die Römer bloß für einen guten Hausverwalter des Pabstes hielten, dessen Hauptpflicht die Eintreibung und Besorgung der Einkünfte seines Herrn sey.

Stephanus Colonna, das Haupt der zahlreichen und erlauchten Familie, deren Namen er führte, gleich ehrwürdig durch sein hohes Alter, seinen erhabenen Ursprung, und die Hülfsmittel, die ihm die Macht seines Hauses darboth, war vor allen andern vorzüglich im Stande, sich den Römern furchtbar zu machen, deren Oberherrschaft er mit dem Bischof von Orvietto theilte. Da ihm aber das Interesse des Pabstes wenig am Herzen lag, so begnügte er sich bloß mit der Hochachtung und Ehrfurcht des gemeinen Volks und der Liebe des Adels, dessen Hauptstütze er auch in der That war. Auf diese Weise blieb Rom das traurige Opfer innerlicher Unruhen. Der Mächtige unterdrückte den Schwachen, und ungestraft trat der Schuldige den Unschuldigen zu Boden. Täglich hörte man von Mordthaten und Räubereyen, ohne daß sich irgend jemand die Mühe gab, die Urheber dieser Greuel zur Rechenschaft zu ziehen. Die Großen

fanden

fanden fast immer bey diesen Unordnungen ihren Vortheil, indem sie gegen Erlegung ansehnlicher Summen die Meuchelmörder und Missethäter in Schutz nahmen, und von ihnen unterstützt, begiengen diese Bösewichter mit jedem Tage neue Laster und Verbrechen.

Gabrini blutete das Herz bey dieser unseligen Lage, in der sich sein Vaterland befand. Laut wiederholten die Stimmen seiner Mitbürger seine Klagen, und alle sahen einmüthig auf ihn, als dem einzigen, den sie für fähig hielten, all diesem Uebel zu steuern. Diese so günstige Stimmung benutzte er auch wirklich so gut, daß er sich zum Deputirten ernennen ließ, der im Namen des ganzen römischen Volks die Rückkehr Clemens des VI. erflehen solte.

Gleich nach seiner Ankunft zu Avignon bat er um Gehör, und stellte dem Pabst mit vieler Beredsamkeit sowohl den traurigen Zustand Roms, als auch die Vortheile dar, die er sich selbst verschaffen würde, wenn er sich entschließen könnte, diese Hauptstadt in Zukunft wieder zu seinem beständigen Aufenthalt zu machen. Clemens hörte seine Rede mit Vergnügen an, aber der Entschluß, Avignon nicht zu verlassen, hatte schon zu sehr Wurzel bey ihm geschlagen. Außerdem fürchtete er auch mit Recht sein Ansehen in einer Stadt in Gefahr zu setzen, deren Einwohner gewohnt waren, für Niemand Ehrfurcht zu zeigen, und deren umliegende Gegenden von vier oder fünf kleinen Tyrannen mit eisernem Scepter regiert wurden, ohne daß er sich im Stande befand ihrer unrechtmäßigen Gewalt ein Ende zu machen,

chen. Sobald also Gabrini seine Rede beschlossen hatte, überhäufte ihn der Pabst mit Lobeserhebungen seiner Beredsamkeit, und schickte ihn hierauf zu seinem Günstling dem Cardinal Johann Colonna.

Gabrini hatte in seiner Rede das Haus der Colonnen eben nicht geschont, welches denn auch wirklich zum Theil an den Unordnungen Schuld war, welche Rom verwüsteten. Der Cardinal fand sich dadurch nicht wenig beleidigt; er empfieng daher den nur zu aufrichtigen Redner eben nicht auf die beste Art, und da Gabrihi kurz darauf krank wurde, so mußte er, weil er nirgends Unterstützung und Hülfe fand, seine Zuflucht zu einem öffentlichen Krankenhospital nehmen.

Indeß war doch der Cardinal viel zu sehr ein Freund wahrer Verdienste, als daß er nicht durch Gabrini's traurige Lage hätte gerührt werden sollen. Er nahm sich daher auch bald seiner auf das thätigste an, ließ allen Groll fahren, und verschafte ihm nach wieder erlangter Gesundheit eine nochmahlige Audienz bey dem Pabst, der ihn bei dieser Gelegenheit zum apostolischen Notarius ernannte. Mit diesem Titel geschmückt, kehrte Gabrini nach Rom zurück, wo er seinen Mitbürgern von dem Erfolg seiner Gesandtschaftsreise Bericht abstattete. Die abschlägige Antwort des Pabstes, auf dessen Rückkehr sie doch die größte Rechnung gemacht hatten, erneuerte ihre Klagen. Gabrini schien davon gerührt zu seyn, aber um sie doch einigermaßen zu trösten, gab er ihnen nicht undeutlich zu verstehen, daß sie

von

von nun an ihre Rettung bloß sich selbst zu verdanken haben müßten. Von diesem Augenblick an, suchte er sich immer mehr und mehr Anhänger zu machen. Sein neues Amt verschafte ihm dazu die günstigste Gelegenheit, weil er bey Ausübung desselben täglich eine Menge Menschen zu sprechen bekam. Durch das Feuer seiner Beredsamkeit nahm er alle seine Clienten für sich ein, und von Zeit zu Zeit bemühte er sich die beynahe schon ganz erloschne Hofnung zur Wiedererlangung der Freyheit aufs neue in ihrem Herzen anzufachen. Nachdem er sich nun auf diese Weise eine beträchtliche Anzahl Freunde und Anhänger erworben hatte, fieng er auch bald an eine deutlichere Sprache zu führen. Zugleich übte er seine Amtspflichten mit so vieler Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit aus, und alle andre Beamten Groß und Klein, schienen in Vergleich gegen ihm, so ungerecht und Geldgeitzig zu seyn, daß man ihn durchgehends für ein Wunder der Tugend hielt, und den höchsten Grad des Zutrauens ihm schenkte!

In kurzer Zeit war auch die Zahl seiner Freunde eben so stark, als die Zahl der mißvergnügten römischen Bürger. Voll Vertrauen auf ihre Unterstützung wagte er es sogar eines Tages den versammelten Senatoren ins Gesicht zu sagen: Sie allein wären die Urheber der Unglücksfälle des Volks, und die wahren Unterdrücker der Freyheit, daher man denn vollkommen Recht hätte, sie als Tyrannen des Vaterlandes zu betrachten. Diese eben so unehrerbietige als dreiste Aeusserung wurde von einem der gegenwärtigen Senatoren auf der Stelle mit einer Maulschelle bestraft. Gabrini

brini sah sich gleich überall nach seinen Anhängern um. Er hofte, daß vielleicht der eine oder andre sich seiner annehmen und ihn rächen würde; aber auch kein einziger schien über seine Beschimpfung aufgebracht zu seyn. Er verließ daher eilfertig die Versammlung mit glühendem Gesicht und mit noch weit glühenderer Rache in seinem Herzen.

Seine wärmsten Freunde besuchten ihn bald in seinem Hause und bezeigten ihm ihr Beyleid über die ihm zugefügte Beleidigung. Mit einer mißvergnügten Miene antwortete er, daß man ihn nicht beklagen, wohl aber rächen müßte. Da nun seine Freunde, die weder einen so durchdringenden Verstand wie er besaßen, noch von seinem großen Plan deutlich unterrichtet waren, nicht einzusehen vermochten, wie eine Beschimpfung wieder gut zu machen sey, die ihm von einer der angesehensten und vornehmsten Personen in Rom widerfahren worden wäre, so entgegnete er ihnen in einer Art von prophetischer Begeisterung: „O, ihr Kleinmüthigen! „bald, sehr bald, werdet ihr die kleinste der Pflanzen sich „über die stolzesten der Cedern erheben sehen.“ — Doch um sich keiner ähnlichen Behandlung wieder auszusetzen, entschloß er sich, an seiner Stelle in Zukunft bloß stumme Dinge reden zu lassen. Er sprach also zum Volk von Stund an nur durch hieroglyphische Bilder, die er auf einzelne Stücken Leinwand mahlen und hin und wieder zur Schau aufhängen ließ. Roms Bürger betrachteten diese Schildereyen mit gierigen Blicken, und hörten mit ofnem Ohr die Erklärungen an, die ihnen verschiedene von Gabrini unterrichtete Leute davon machten. Eben so wie sich nach und nach

die

die Zahl dieser Gemählde vermehrte, eben so vervielfältigte sich auch die Anzahl der Wißbegierigen. Besonders versammelte sich der niedrige Pöbel, auf den niemand Acht gab, auf den öffentlichen Plätzen, wo jene räthselhaften Bilder zur Schau ausgestellt waren, und jauchzte den Auslegern derselben lauten Beyfall zu, obgleich freylich nur ein sehr kleiner Theil den wahren Sinn davon begrif. Man hatte den Gabrini anfänglich hochgeschätzt, allmählig fieng man nun auch an Ehrfurcht für ihn zu fühlen. Dieser beynahe allgemeine Volkstaumel erstreckte sich sogar bis auf einige vom Adel, die ihm, gleich als ob sie seine zukünftige Größe geahndet hätten, mit der ausgezeichnetsten Ehrerbietigkeit begegneten; doch gab es auch andre, die ihn für weiter nichts als einen Narren und Unsinnigen hielten, und dieser Meynung gemäß behandelten. Gabrini gab sich eben keine Mühe, diesen Uebelgesinnten vortheilhaftere Gesinnungen für sich einzuflößen. Jene seinem Verstande so ungünstige Idee schien ihm vielmehr günstig zu seyn, weil man, von derselben verführt, auf seine verborgne Absichten destoweniger Achtung gab. Deshalb begieng er denn auch täglich noch eine Menge unregelmäßiger Handlungen, die zwar eben keine besondre Klugheit verriethen, die er aber bald wieder gut zu machen wußte, sobald er nur Niemand mehr zu fürchten brauchte.

Auf diese Weise arbeitete er eine Zeitlang geduldig unter der Hülle der Thorheit an der Wiederherstellung der römischen Volksfreyheit und an seinem eignen Glück. Endlich erschien der günstige Augenblick, wo er sich deutlicher erklären konnte. Doch wünschte er vor der Ausführung seines

wich-

wichtigen Plans nichts so sehnlich, als zu wissen, ob die Römer auch noch alsdann die nämliche Zuneigung gegen ihn äussern würden, wenn sie ihn mit allen Kennzeichen der unumschränkten Gewalt geschmückt sehen solten. Er entschloß sich daher, ihnen mit königlichem Prunk vor die Augen zu treten, und erschien auch eines Tages wirklich in dem glänzendsten Aufzuge auf einer zu diesem Behuf ausdrücklich errichteten Bühne.

Die Pracht seiner Kleider, und sein sehr auffallender mit verschiedenen goldnen Cronen gezierter weißer Huth blendete in der That den großen Haufen. Er hatte diese Art von Diadem mit Vorsatz gewählt, überzeugt, daß wenn das Volk dieses deutliche Merkzeichen der königlichen Würde ruhig auf seinem Scheitel sehen könnte, es ihm auch dereinst desto leichter und williger als König anerkennen würde. Nachdem der erste Lerm, den die Ueberraschung eines so unerwarteten Anblicks erregte, vorüber war, hielt Gabrini eine Anrede, die wirklich anfänglich die ganze Aufmerksamkeit der zahllosen Menge fesselte. Mit der Beredsamkeit eines Cicero entwarf er das Bild von Roms ehmahliger Größe. Er verbreitete sich über die Siege der alten Römer, über ihre Triumpfe, und über den Tribut, welchen die mächtigsten Könige der Erde ihnen zollen mußten. Hierauf mahlte er mit den stärksten Farben den Zustand des damahligen Roms: Innerhalb durch seine eignen Bürger zerrüttet, und Auswärts ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues, seitdem es eine wahre Mördergrube und der Aufenthalt aller nur ersinnlichen Laster und Verbrechen geworden war.

Zugleich stellte er der Versammlung vor: Daß es zwar nur eines einzigen Mannes bedürfte, um alles wieder in seinem vormahligen Zustand zu versetzen, daß aber auch dieser Mann von den Gesetzen und den Beystand gutdenkender Bürger unterstützt werden müßte. Hiezu einen aus dem Adel zu wählen, sey nicht rathsam, weil solcher wahrscheinlich die Gewaltthätigkeiten seiner Standesgenossen begünstigen würde. Noch weniger aber wäre ein Mann aus dem ganz geringen Haufen zur Ausführung eines so großen Unternehmens geschickt, weil er aus Mangel an gehöriger Einsicht, weder die Urquelle des Uebels entdecken, noch die nöthigen Maaßregeln zur Abstellung desselben würde ergreifen können. Nun schilderte er umständlich alle Eigenschaften, die ein wahrer Befreyer des Vaterlandes haben müßte, und schloß endlich seine Rede mit dem sehr deutlichen Wink, daß man alle diese Tugenden vereinigt bey ihm anträfe, und folglich auch nur ihn allein zum Oberhaupt wählen könnte. Verschiedene Edelleute, die bey dieser Scene gegenwärtig waren, entfernten sich, noch ehe die Rede geendigt war, mit den sichtbarsten Merkmahlen des Unwillens, während der große Haufen, der es noch nicht wagte, seine günstigen Gesinnungen gegen den Redner ganz zu entdecken, wenigstens mit lautem Freudengeschrey ihm Beyfall zujauchzte.

Zufrieden mit dem guten Erfolg dieses ersten Versuchs, versammlete Gabrini einige Tage nachher seine Anhänger auf den aventinischen Berg. Hier stellte er ihnen vor: wie nothwendig es sey, die Abwesenheit des Stephan

Colonna, Gouverneurs von Rom zu nützen, um sich der Stadt zu bemächtigen, und die alten Gesetze auf das schleunigste wieder herstellen zu können. Zur Hinwegräumung alles übrigen Scrupels, den sich vielleicht noch der eine oder andre wegen der vorhabenden Empörung machen dürfte, versicherte er ausser dem bereits erwähnten nichts von Wichtigkeit zu unternehmen, ohne zuvor die Erlaubniß des Pabstes dazu erhalten zu haben, dem man indeß, wie er gewiß wüßte, durch die Verbannung des Gouverneurs den größten Dienst leisten würde.

So gelang es ihm dann alle Gewissenszweifel seiner Anhänger nach und nach zu beruhigen, die, indem sie seine Absichten unterstützten, zugleich das wahre Interesse des Pabstes zu befördern wähnten, und ihm also auch mit Gut und Blut Beystand zu leisten versprachen. Nicht zufrieden mit diesem mündlichen Versprechen, mußte nun noch ein jeder, den von ihm schriftlich aufgesetzten Bund unterschreiben. Hierauf entließ er sie, nachdem er noch vorher den Tag zu einer zweyten Versammlung bestimmt, und jeden der Verschwornen insbesondre ersucht hatte, soviel von seinen Anverwandten und Freunden, als er nur irgend dazu überreden könnte, mitzubringen.

Gabrini war verheyrathet, aber er hielt es seiner für unwürdig, oder wenigstens doch nicht für rathsam, seine Gattin mit seinem großen Vorhaben vorläufig bekannt zu machen, die es denn auch also nur erst durch die Stimme des allgemeinen Gerüchts erfuhr. Demohngeachtet entschloß sie

sich,

sich, auch das Ihrige zu der bevorstehenden Revolution beyzutragen, und während dem ihr Mann bemüht war, die vornehmsten Bürger auf seine Seite zu bringen, arbeitete sie mit nicht geringerm Erfolg bey den Weibern und Töchtern derselben.

Sobald alles erfoderliche zu Ausführung des entworfnen Plans veranstaltet war, gab Gabrini unverzüglich seinen Freunden Nachricht davon. Zugleich ließ er auf allen Straßen ausrufen: daß ein jeder Einwohner der Stadt am bevorstehenden heiligen Abend des Pfingstfestes, sich unbewafnet bey der Engelsburg einfinden solte; ein in der That sehr dreistes Unternehmen, welches genugsam beweißt, daß Gabrini mit dem päbstlichen Vicarius einverstanden war; wobey es indeß doch immer räthselhaft bleibt, daß die Gegenparthey, besonders der so mächtige römische Adel, all diesem Unfug und den Folgen desselben so gelassen zusah.

Zur bestimmten Zeit verfügte sich dieser kühne Volksempörer um Mitternacht in eine Kirche, wo er dem heiligen Geist eine Menge Messen lesen ließ, die er mit der größten Andacht anzuhören schien. Erst um 9 Uhr des Morgens verließ er die Kirche wieder. Er war vom Kopf bis zu den Füßen bewafnet, und wurde vom päbstlichen Vicarius begleitet, der alle seine Schritte zu billigen schien. Ihm folgten hundert bewafnete Bürger in völliger Rüstung. Einige Edelleute von Gabrini's Parthey trugen drey Standarten vor ihm her. Die erste war das Pannier der Freyheit, auf der andern waren der h. Petrus, der h. Paulus und der

h. Georg gemahlt, und auf der dritten erblickte man eine Menge Sinnbilder von Gabrini's Erfindung. Der theils durch seine Jünger herbeygeführte, theils auch von Neugierde gereizte Pöbel, folgte dem Zuge in großer Menge bis aufs Capitol nach, voll Erwartung der Dinge, die da kommen solten.

Bey seiner Ankunft daselbst bestieg Gabrini die Rednerbühne, und schilderte nochmahls dem Volk auf eine sehr lebhafte Art den übeln Zustand der öffentlichen Angelegenheiten. Diese auf einen bessern Fuß zu setzen, sagte er, sey sein einziges Bestreben, und zwar durch Gesetze, die fähig wären, jenen zahllosen Räubereyen und Unthaten, die bisher den Staat verwüstet hatten, Einhalt zu thun. Er befahl hierauf, daß diese Gesetze laut vorgelesen werden solten. Sie schienen auch in der That so weise, und zur Wiederherstellung der guten Ordnung so zweckmäßig abgefaßt zu seyn, daß sie von dem ganzen Auditorio einmüthig gebilliget wurden. Theils aus Erkenntlichkeit, theils auch durch Schwärmerey verführt, oder vielmehr von Gabrini's Emissarien dazu angestiftet, rufte nun das Volk ihn laut für ihren unumschränkten Beherrscher aus, dem sie in Zukunft nur einzig und allein gehorchen wolten. Aber Gabrini war zu klug, als daß er diese Ehre ganz nach dem Wortverstande hätte annehmen sollen. Er erklärte vielmehr, daß er jederzeit ein getreuer Unterthan des Pabstes seyn wolle, und die vom Volk ihm angebothene oberste Gewalt auf keine andre Weise anzunehmen gesonnen wäre, als wenn Clemens VI. ihn darin zu bestätigen für gut finden würde. Ein allgemeines Zu-

jauch-

jauchzen begleitete diese Antwort, denn selbst alle diejenigen, welche das päbstliche Interesse wahrhaft beherzigten, stimmten in das Freudengeschrey des großen Haufens mit ein. Gabrini dankte sodann in einer zweyten Rede, und versprach alle seine Kräfte anzustrengen, um das römische Volk vollkommen glücklich zu machen. Hierauf sagte er ihnen, daß sie für diesesmal nur wieder sich nach Hause verfügen könnten. Frohlockend verließen sie nun das Capitol, und meldeten allen ihren Mitbürgern, die sich nicht mit ihnen zugleich dahin begeben hatten, den glücklichen Erfolg einer so unerwarteten Staatsveränderung, die in kurzer Zeit ganz Europa in das größte Erstaunen setzte.

Der Pabst vernahm diese Neuigkeit mit ausserordentlicher Bestürzung. Er erinnerte sich noch sehr lebhaft Gabrini's Beredsamkeit und seiner übrigen Talente, und war vollkommen von der Gefahr überzeugt, die er von einem Mann zu befürchten hatte, der nicht allein die Kunst der Schmeicheley im höchsten Grade, sondern auch alle Fähigkeiten besaß, sein Ansehen bey denjenigen zu erhalten, die er einmahl für sich einzunehmen gewußt hatte. Mitten unter der angstvollsten Erwartung baldiger vielleicht noch weit betrübterer Nachrichten, wurde er von den Abgeordneten überrascht, die Gabrini nach Avignon sandte, um sich vom Pabst in seiner angemaßten Autorität bestätigen zu lassen. Clemens, der sich gewiß keines solchen Schrittes vermuthend war, säumte keinen Augenblick, alles vorgefallene gut zu heißen, und von nun an nannte sich Gabrini öffentlich einen vom Pabst selbst bestätigten Volkstribun, ein Titel,

der in Betracht der unumschränkten Gewalt, die er besaß, in der That noch bescheiden genug war.

Um seine Regierung gleich im Anfang auszuzeichnen, und sich vollends bey den Römern beliebt zu machen, ließ der neue Tribun unverzüglich alle Missethäter, die man bisher ungestraft geduldet hatte, in Verhaft nehmen. Innerhalb wenig Tagen waren alle Gefängnisse der Stadt von ihnen angefüllt, und Gabrini zeigte sich bey dieser Gelegenheit als einen so strengen Rächer des Verbrechens, daß in kurzer Zeit Ruhe und Sicherheit wieder in Roms Mauern zurückkehrten.

Indeß war der Gouverneur Stephan Colonna, der einige Tage abwesend gewesen war, wieder zurückgekommen. Mit dem größten Erstaunen vernahm er die Auftritte, die sich während der Zeit zugetragen hatten, und sogleich faßte er auch den standhaften Entschluß, aus allen Kräften an der Wiederherstellung seines verlohrnen Ansehens zu arbeiten. Doch ehe er noch wegen der dazu dienlichen Maaßregeln mit sich selbst einig werden konnte, ließ der Tribun ihm andeuten, ohne Widerrede die Stadt sogleich zu verlassen. Voll Wuth über diese seinen Stolz so beleidigende Foderung, gab er zur Antwort: Daß er den Gabrini aus den Fenstern des Capitols herabstürzen lassen wolte, wofern er sich noch einmahl unterstehen würde, ihn mit einem so unverschämten Ansinnen zu belästigen. Da er aber wenig Stunden nachher seinen Palast von einem starken Haufen bewafneten Pöbel umringen sah, der die lautesten Drohungen gegen ihn ausstieß, so hielte er es für das rathsamste, seinem üblen

Geschick nachzugeben und die Stadt zu räumen. Auch folgte ihm wenig Tage nach seiner Abreise der noch zurückgebliebene Adel auf einen ähnlichen Befehl des Tribuns.

Doch diese Herren sahen sich kaum in Sicherheit, als sie sogleich auf Mittel sannen, den Untergang des neuen Despoten zu befördern. Sie versammelten sich zu diesem Endzweck; da bey diesen Zusammenkünften aber ein jeder mehr auf sein Privatinteresse, als auf das allgemeine Beste Rücksicht nahm, so kam es bald zwischen ihnen zu einem öffentlichen Bruch. Alle kehrten nun mißmüthig auf ihre Schlößer zurück, mit dem festen Vorsatz, sich einander allen nur ersinnlichen Schaden zuzufügen.

Der Tribun, der überall treue und verschmitzte Kundschafter hatte, beschloß diese Trennung zu benützen. Er beschied daher den sämmtlichen Adel nach Rom, um daselbst der von ihm neu gestifteten Republik den Eid der Treue zu schwören. Dieser Befehl war ihrem Ohr ein Donnerschlag, und nur zu spät bereueten sie nun ihre Uneinigkeit. Zu schwach, um einzeln Widerstand zu leisten, zwang man sie bald zu gehorchen, und eben diese Männer, welche bisher eine so lange Zeit das römische Volk gedrückt, und das päbstliche Ansehen verlacht hatten, unterwarfen sich jetzt mit Demuth und Zittern der Gewalt des kühnen Usurpators.

Gabrini empfieng sie mit einer stolzen Miene. Er warf ihnen mit vieler Bitterkeit ihre begangenen Gewaltthaten und Verbrechen vor, und drohte sie auf das strengste

zu bestrafen, woferne sie sich in Zukunft noch ein einzigesmahl ähnlicher Vergehungen schuldig machen würden. Mit der größten Unterwerfung hörten sie einen ihren Stolz so erniedrigenden Vortrag an, und legten sämtlich den Eid der Treue ab, worauf denn Gabrini ihnen die Erlaubniß ertheilte, nach eigner Willkühr entweder in Rom zu bleiben, oder auf ihre Güther zu gehen. Verschiedene benutzten dieses Anerbieten, andre aber wolten lieber freywillig ausserhalb Roms Mauern ihre Tage zubringen, als innerhalb derselben von einem Mann abhängen, dessen Herkommen so weit unter dem ihrigen war.

Der Tribun schien sich wenig oder gar nicht um alle diejenigen zu bekümmern, die es für gut fanden, die Stadt zu verlassen. Selbst denen, welche zurückblieben, begegnete er verächtlich, um dadurch dem Volk zu zeigen, wie wenig er die Unternehmungen des Adels fürchtete. In der Folge aber fieng er doch an, sie mit mehrerer Schonung zu behandeln, indem er verschiedene Edelleute zu den wichtigsten Ehrenämtern des neuerrichteten Staats beförderte.

Während Gabrini solchergestalt sein Ansehen in Rom immer mehr und mehr befestigte, erscholl der Ruf seiner Unternehmungen durch ganz Europa. Die von ihm zur Flucht gezwungenen Verbrecher waren aller Orten die redendsten Zeugen seiner Gerechtigkeitsliebe. Seine wenigstens äusserlich angenommene Unterwürfigkeit gegen die Befehle des Pabstes, und die gute Ordnung, welche seit der durch ihn bewirkten Revolution in Rom und den umliegenden Ge-

genden herrschte, dienten mehr als zur Genüge zum Beweise von seiner Mäßigkeit und seinen übrigen Regententugenden. Doch nicht allein die Stadt Rom, mit dem dazu gehörigen Gebiete, sondern noch ausserdem ein ansehnlicher Theil von Italien unterwarf sich seinen Gesetzen. Seitdem kehrten durch Gabrini's Vorsorge Gerechtigkeit und Friede wieder zu diesen gesegneten Fluren zurück. Die natürlichen Folgen davon waren Sicherheit und Ueberfluß. Mit einem Worte, Gabrini wurde überall als der Wiederhersteller und Wohlthäter seines Vaterlandes angesehen, von dem man mit unbezweifelter Gewißheit die Wiederzurückbringung der ehemaligen goldnen Zeiten hofte.

Sobald der Tribun von der Hochschätzung unterrichtet war, womit man überall seinen großen Talenten huldigte, sendete er unverzüglich eine große Menge Staatsbothen an alle benachbarte Fürsten, die ihnen den Vorschlag thun mußten, sich und ihre Unterthanen den neuen Gesetzen zu unterwerfen, die er mit so vielem Beyfall zur Wohlfarth der Römer eingeführt hatte. Einige dieser Fürsten nahmen den Antrag wirklich an, andre hingegen begnügten sich, Gabrini's Bothen mit vieler Achtung zu behandeln, ohne übrigens etwas gewisses zu versprechen. Diese Abgesandten trugen keine Waffen, sondern bloß einen dünnen, silbernen Stab in der Hand, als ein Merkzeichen ihrer Sendung. Der Anblick dieses Stabes war schon allein vermögend, ihnen von Seiten des gemeinen Volks alle nur ersinnliche Bezeugungen von Ehrerbietigkeit und Ehrfurcht zuzuziehen. Viele warfen sich sogar vor diesen Abgeordneten auf die

Knie, indem sie mit lauter Stimme Roms großen Tribun segneten.

Doch das Schicksal hatte ihm in dieser glücklichen Epoche noch weit ruhmvollere Auftritte vorbehalten. Sogar der vom Pabst in Bann gethane Kayser, Ludwig von Bayern, dem man bereits in der Person Carls von Mähren einen Gegenkayser gewählt hatte, ließ ihn um seine Freundschaft und seinen Beystand zur Beylegung der Unruhen, welche aus jener Wahl entspringen konnten, ersuchen. *) Um die nämliche Zeit sahe sich der Tribun auch noch mit einem andern nicht weniger wichtigen Auftrag beehrt. Ludwig von Anjou, der erste dieses Namens, König von Ungarn, schickte eine Gesandtschaft nach Rom, um ihn sowohl, wie das römische Volk, um Gerechtigkeit wegen der Ermordung seines Bruders des Königs Andreas anzuflehen, welche Unthat er der Gemahlin dieses Fürsten, der Königin Johanna von Neapel, beschuldigte, und die er zu rächen bereits unterwegens war. Diese durch ihre Schönheit und Galanterien so bekannt gewordene Fürstin, schickte zu ihrer Vertheidigung gleichfalls Abgeordnete nach Rom, und so genoß Gabrini, das für ihn so schmeichelhafte Vergnügen, zu einer und der nämlichen Zeit, die Abgesandten von drey mächtigen europäischen Fürsten an seinem Hof zu sehen.

Die Gesandten des Königs von Ungarn erhielten zuerst eine öffentliche Audienz. Der Tribun erschien dabey, dem Gebrauch gemäß, in einem sehr prächtigen Anzuge. Eine

Krone

*) 1346.

Krone von großem Werth bedeckte sein Haupt, und in der rechten Hand hielt er einen goldnen Scepter, auf dessen Spitze man eine Weltkugel, mit einem Kreutz über derselben, erblickte.

Nachdem er sich auf eine Art von Thron niedergelassen hatte, hörte er mit ernsthafter Miene, sowohl die Beschwerden, welche man gegen die Königin Johanna führte, als auch ihre Vertheidigung an. Das von allen Seiten herbeyströhmende Volk, welches sehnlichst an dieser prunkvollen Scene Antheil zu nehmen wünschte, füllte den Saal so sehr an, daß kein Apfel mehr zur Erde fallen konnte. Diejenigen, so am weitesten vom Thron entfernt standen, und daher nichts von den bey dieser Gelegenheit gehaltenen Reden verstehen konnten, begnügten sich, den Tribun mit gierigen Blicken zu betrachten, dessen Ruhm und Majestät ihre ganze Bewunderung auf sich zog. Eine so erhabene Rolle schmeichelte Gabrini's Eitelkeit zu sehr, als daß er sie in kurzer Zeit hätte endigen sollen. Auch war die Beschleunigung des Endurtheils in einer so delicaten Sache immer gefährlich, und überdem heischte es noch sein eigner Vortheil, den Krieg zwischen dem König von Ungarn und der Königin Johanna soviel nur möglich zu verlängern. Diese Uneinigkeit begünstigte die Unternehmung Ludwigs von Bayern auf Sicilien, und der Tribun wolte sich diesen Fürsten gerne geneigt machen, um desto sicherer auf dessen Unterstützung zu rechnen, sobald der günstige Zeitpunct, in welchem er das päbstliche Joch gänzlich abschütteln konnte, eingetreten seyn würde. Gabrini verlangte daher eine lange Bedenkzeit,

[illegible], um desto reiflicher über die ihm vorgetragenen Gründe beyder Partheyen nachdenken zu können, und die Gesandten fuhren indeß fort, durch ihre Gegenwart den Glanz seines Hofes zu verherrlichen.

Auf diese Weise sahe sich der Tribun, angebetet von den Römern, geliebt in dem übrigen Italien, und hochgeschätzt von den mehresten der europäischen Fürsten. Nur Philipp von Valois, König von Frankreich, war der einzige, welcher öffentlich Geringschätzung, die sehr nahe an Verachtung gränzte, gegen ihn äusserte. Dahingegen fuhr der Pabst nicht allein fort, alles was er bisher unternommen hatte, zu billigen, sondern überhäufte ihn auch noch dazu mit den größten Lobsprüchen wegen seines klugen Betragens, wodurch denn das Ansehen des Tribuns nicht wenig befestigt wurde.

Welcher Mensch würde wohl von einem so glänzenden Glück nicht geblendet worden seyn! Bey so vielen Tugenden, die Gabrini in der That besaß, war er doch wie alle übrigen Menschen Schwachheiten unterworfen. Von seiner eignen Größe betäubt, und weniger bedachtsam in seinem äusserlichen Benehmen, wie bisher, wurde er nur zu bald selbst der eigne Urheber seines Falls, der eben so schnell erfolgte als seine Erhöhung.

Als Richter und Vermittler so mächtiger Fürsten hielt er es zu sehr unter seiner Würde, von irgend jemand abzuhängen. Er suchte daher nach und nach die Römer zu über-

überreden, daß die Hartnäckigkeit, womit sich der Pabst weigerte, Avignon zu verlassen, zur Genüge anzeige, wie gleichgültig er gegen sein treues Volk gesonnen sey. Da man also nun ein für allemahl nichts von ihm zu erwarten hätte, so wäre es höchst nothwendig, bey Zeiten an einen neuen Beschützer des Vaterlandes zu denken, auf den man wahres Zutrauen haben könnte, ohne sich ferner um den Pabst zu bekümmern, der zwar herzlich gerne Steuern und Abgaben von ihnen erheben lassen möchte, aber niemahls willig sey, ihnen bey vorfallender Gelegenheit die geringste Hülfe und Beystand zu leisten.

Diese Reden wurden Clemens VI. sogleich hinterbracht, der in der ersten Aufwallung seines Zorns verschiedene fürchterliche Drohungen gegen den kühnen Eingreifer in seine Rechte ausstieß. Auch der römische Adel hatte indeß Zeit genug gehabt sich wieder zu vereinigen und die kleinen Streitigkeiten unter einander beyzulegen. Kaum ward also das Mißvergnügen, welches der Pabst gegen den Tribun äusserte, bekannt, als die Edelleute auch sogleich anfiengen Soldaten zu werben, um den ihnen so verhaßten Usurpator aus Rom zu verjagen. Indeß blieb doch Gabrini bey allen ihren Bewegungen eben so gleichgültig, als bey dem Mißmuth und den Drohungen des Pabstes. Weit entfernt sich davon schrecken zu lassen, verharrte er vielmehr standhaft bey dem einmahl gefaßten Vorsatz, sich gänzlich unabhängig zu machen.

Doch

Doch durch nachstehenden Zug, den man weder der Staatsklugheit noch dem Ehrgeiz zuschreiben kann, zeigte der Tribun zur Genüge, daß oft die klügsten und verständigsten Männer die kindischten Schwachheiten zu begehen fähig sind. Er kam nämlich auf den eben so sonderbaren als lächerlichen Einfall, sich zum Ritter schlagen zu lassen. Dieser Titel, nach welchen er so sehr geizte, und der ihn der Classe des niedern Adels, den er doch sehr gedemüthigt hatte, beygesellen solte, war in der That eben nicht der angemessenste für einen Mann, der sich sogar weigerte, den Pabst länger für seinen Souverain zu erkennen. Es sey nun, daß Gabrini voraussah, daß er seine angemaßte Größe nicht auf seine Familie vererben würde, der er doch wenigstens nach seinem Tode einen ehrenvollen Rang versichern wolte; oder — was sich doch kaum wegen der Verachtung, die er gegen den Adel äusserte, vermuthen läßt — daß er sich dadurch die Adlichen günstig zu machen wünschte, wenn er auf diese Weise ein Mitglied von ihnen wurde; oder, daß es auch einer von jenen bizarren Einfällen war, von welchen man nie eine rechtliche Ursache angeben kann; genug, er erklärte öffentlich, daß er sich den bevorstehenden ersten August, mit allen dabey erfoderlichen Ceremonien zum Ritter würde schlagen lassen. Vielleicht glaubte auch der Tribun, daß er seiner Herrscherwürde keinen Eintrag thun könnte, wenn er einen Titel annehme, den zu führen, selbst die größten Könige der damahligen Zeit, sich für eine Ehre schätzten.

Auf=

Ausserdem wollen auch noch verschiedene Schriftsteller behaupten, daß Gabrini, der immer Gelegenheit suchte, das nach öffentlichen Spectakeln so begierige römische Volk zu befriedigen, es sehr gerne sah, wenn er dabey stets als Hauptacteur erscheinen konnte. Ein jeder neuer Titel, welchen er annahm, gab also auch Gelegenheit zu einem neuen Fest für die Römer. An dem zu obiger Feyerlichkeit bestimmten Tage, begab sich der Tribun gerades Weges nach der Kirche St. Johann von Lateran. Der Zug gieng mitten durch eine unzählige Menge Volks, welches von den entferntsten Gränzen Italiens herbeygeeilt war, um einem so prunkvollen Schauspiel beyzuwohnen. Gabrini war in einem langen mit Gold eingefaßten Rock von weißen Atlas gekleidet, und von seiner gewöhnlichen Leibwache begleitet, welche aus funfzig Mann wohlbewafneter Soldaten bestand, die nie von seiner Seite wichen.

In der Kirche erwartete ihn bereits der ganze Adel Roms und der umliegenden Gegenden. Nach verschiedenen Ceremonien, bey welchen sich der päbstliche Vicarius selbst persönlich zugegen befand, badete sich Gabrini in dem nämlichen Gefäß, in welchem sich Kayser Constantin der Große, bevor er die Taufe empfieng, gebadet haben soll. Dieses Gefäß wurde von den Römern wie ein Heiligthum angesehen; verschiedene betrachteten daher die Handlung des Tribuns, als eine Entheiligung Gottgeweihter Dinge. Doch die Ehrfurcht, die noch der größte Theil immer gegen ihn hegte, erstickte bald dieses leise Murren, und Neugierde nahm wieder die Stelle des Mißvergnügens ein.

Nach

Nach dem Bade ließ sich der Tribun das Schwert umgürten, schickte das Volk nach Hause, und blieb die ganze Nacht über in der Kirche, um seine Waffennacht zu halten. Mit anbrechendem Morgen wurden die Thüren geöffnet, und in kurzer Zeit war die ganze Kirche vom Volk wieder angefüllt. Gabrini befahl nun das hohe Amt zu halten, welches alle Zuschauer auf den Knien andächtig anhörten. Durch den ganzen Tempel herrschte sowohl während als nach dieser Handlung eine feyerliche, allgemeine Stille. Der Tribun nützte diesen Augenblick, um besser gehört zu werden. Mit lauter vernehmlicher Stimme und zu wiederholtenmalen ladete er den Pabst Clemens, die beyden Gegenkayser Ludwig und Carl, die deutschen Churfürsten und alle Cardinäle sämtlich ein, sich vor seinem Richterstuhl persönlich zu stellen, und sich wegen desjenigen zu verantworten, was ihnen zur Last gelegt wurde.

Der gute Bischof von Orvietto, welcher wahrscheinlich die ganze Ceremonie mehr für ein Possenspiel als für eine ernstliche Sache ansah, würde vielleicht auf diese Einladung, so auffallend sie auch immer war, gar nicht Acht gegeben haben, wenn ihm nicht unter den Anwesenden ein heimlicher Feind Gabrini's leise ins Ohr geraunt hätte, daß dadurch der päbstlichen Oberherrschaft zu nahe getreten würde. Plötzlich schien nun der ehrliche Prälat aus seinem Schlummer zu erwachen. Er protestirte feyerlich gegen die Rede des Tribuns, erklärte, daß er dieses dreiste Verfahren gar nicht billige, und verließ die Versammlung weit mißmüthiger, daß ihm seine Ehre nicht erlaubte, dem Ende der Feyerlichkeit

keit beyzuwohnen, als über die neue, dem päbstlichen Ansehen zugefügte Beleidigung und Beschimpfung.

Gabrini blieb bey der Protestation ganz kaltblütig, und eben so gleichgültig sah er auch den Bischof sich fort begeben. Er zog nun sein Schwert, und that gegen die drey damahls bekannten Welttheile eben so viel Luftstreiche, mit den jedesmahl beygefügten Worten: Das gehört mir zu! Das ganze Fest schloß sich mit einer großen Schmauserey, welche der Tribun auf seine Kosten dem Volk gab. An diesem Tage wurde sogar jener bloß zum Gebrauch der Päbste bestimmte marmorne Tisch zu St. Johann von Lateran mit Speisen bedeckt und an demselben gegessen.

Einige Tage nachher übersendete Gabrini sowohl dem Pabst Clemens, als auch den beyden Gegenkaysern, schriftliche Vorladungen, sich nach Rom zu verfügen, und ihr Urtheil daselbst anzuhören. Er behauptete in diesen Aufsätzen: daß die Oberherrschaft über die Erde einzig und allein dem römischen Volk gebühre, und folglich auch ihm, der er das Haupt desselben sey. Man müsse daher weder Päbste noch Kayser wählen, ohne die Einwilligung dieses höchsten Tribunals vorher einzuziehen, und er lade also hiemit vor dasselbe alle Päbste, Kayser, Könige oder Fürsten ein, die das Gegentheil zu behaupten sich erdreisten würden. In der Unterschrift nante er sich, so wie in allen seinen Mandaten und Briefen: „einen Candidaten des heiligen Geistes, „den strengen und gnädigen Befreyer von Rom, den Eife-

„ter für Italien, den Freund der Menschheit, und zuletzt „Tribunus Augustus.“ —

Von diesem Augenblick an, sahe man in Rom nichts als die abentheuerlichsten und prunkvollsten Feste, die zwar die Römer nicht wenig belustigten, im Grunde aber doch dem Tribun den meisten Schaden zufügten. So gerieth er zum Beyspiel auf den bizarren Einfall, sich öffentlich vor dem Volk krönen zu lassen. Er ließ daher sieben Lorbeerkränze winden, die ihm von eben so viel Personen von ausgezeichnetem Range, an deren Spitze sich der Erzbischof von Neapel befand, überreicht wurden. Zur Seite des Tribuns stand, mit einem bloßen Schwert in der Hand, ein Kerl aus dem gemeinsten Pöbel, der, so oft ihm ein Kranz um die Schläfe gewunden wurde, solchen jedesmahl ihm wieder abreißen mußte. Er duldete diese anscheinende Beschimpfung bloß, um dadurch seine Demuth anzuzeigen, und den Triumphatoren des alten Roms nachzuahmen, die es zuließen, daß ihre Soldaten oft die anzüglichsten Lieder sangen, in welchen ihre Fehler ihnen vorgeworfen wurden. Die Hauptabsicht von allen dem war freylich, die Sinne des gemeinen Volks zu rühren; aber Gabrini vergaß dabey leider die weise Maxime: daß der durch auffallende Dinge anfänglich in der That eingenommene Pöbel, immer doch wieder mit der Zeit der Vernunft Gehör giebt, und alsdenn den Gegenstand seiner vormaligen Bewunderung, eben so sehr zu verachten pflegt, als er ihn vorher angestaunet hat.

Dem

Dem Tribun fehlte es zwar noch lange nicht an Stof zu neuen Lustbarkeiten, aber die Römer fiengen bald an gleichgültig gegen Schauspiele zu werden, die durch ihre Menge den Reiz der Neuheit in ihren Augen verlohren hatten. Gabrini hielt es also für rathsam, wenigstens vor der Hand alles öffentliche Gepränge einzustellen, und sich bloß zu begnügen, für seine Person in dem prächtigsten Aufzuge, den er nur erdenken konnte, vor dem Volk zu erscheinen. Während dieser Zeit hatte der vom Pabst aufgereizte Adel ein mächtiges Kriegsheer angeworben, welches unvermuthet im Felde erschien,* und unweit Rom ein Lager bezog.

(Der Beschluß folgt.)

F.

VI.

An das Vertrauen.

Empfange mich in deinem Schooß!
Was weilst du länger denn mich zu beglücken?
Bist du denn nur der Freude Loos?
Soll ich dich nie an meinen Busen drücken?

Schwer ist das Leben ohne dich,
Dein Fittich schaft die rauhe Pilgerwege
Zur Rosenflur — Umschirme mich,
Daß ich mich ganz in deine Schatten lege.

Wenn dein Gefühl den Busen hebt,
Sind Lieb' und Freundschaft nicht mehr leere Töne,
Um wen dein sanft Gefieder schwebt,
Den drückt nur halb des Kummers bange Thräne.

Du warst die erste Huldgöttin
Die die Empfindung für das Herz erzeugte,
Natur war deine Schöpferin,
Die uns in dir den Kelch des Trostes reichte.

Schnell schwand mein Morgen ohne dich,
Soll auch mein Mittag ohne dich verziehen?
Soll unter seinem schwülen Strich
Kein Lüftchen wehn, mir keine Blume blühen?

Du schwebst in dem geweihten Blick
Der Zärtlichkeit im Feuerkuß der Liebe,
Mit dir nur giebt das Herz zurück,
Was ohne dich in ihm verschloßen bliebe.

Wer ohne dich hienieden wallt
Ermädet bald auf seinem Klippenwege,
Wenn dir die Freundschaft Kummer lallt,
Beruhigt sich das Herz durch seine Schläge.

Schweb' auch um mich — ich harre dein
Müd wie ein Wandrer auf der Schatten Kühle,
Schenk deinen vollen Kelch mir ein,
Daß sich mein schweres Herz erleichtert fühle.

Zieh meinem Kummer nicht vorbey,
Schwül ist mein Tag, schwer ohne dich mein Leben.
Empfange mich! ich bleib dir treu,
Willst du denn stets nur um die Freude schweben?

VII.

An das Jahr 1789.

Jahr!
Das mir in mancher Hinsicht merkbar war,
Du eilest unaufhaltsam fort zu deinen Brüdern.
Laß noch im Fluge jedes Glück,
Das ich in dir genoß, laß jeden Augenblick
Statt lauten Danks dir mit gerührtem Lebewohl erwiedern.

Wie trat ich dich einst an? Wie end' ich dich?
Wardst du je freventlich entweiht durch mich?
Was sagt hievon dein Stundenheer der Ewigkeit einst wieder?
Ist auch nur eine meiner Thaten werth
Daß sie mit dir zur Rechenschaft zurücke kehrt?
Was legst du einst hierüber für ein Zeugniß nieder?

Ach! nie vergeß ich dich.
Du warst ein treuer Freund für mich,
Elisens Freundschaft blühte mir auf deinem Wege.
Du reichtest mir die Seligkeit,
Für die ich dir ein Denkmahl, unentweyht,
In meinem Herzen niederlege.

Wie sich ein Freund vom Freunde trennt,
Mit einer Wehmuth die allein die Freundschaft kennt,
Seh ich dich jetzt von hinnen-ziehen.
Nimm nicht mein Glück
Mit dir zurück,
Sey, was du warst, mein Freund auch noch im Fliehen.

So lebe wohl!
Dankbare Rückerinnerung soll
Dich zur Vergangenheit, wohin du ziehst, begleiten.
Jahr, nie vergeß ich dich,
Du warst ein treuer Freund für mich.
Und dich, dich solte nicht mein Dank begleiten?

IV.
Anhang.

No. I.

Ueber die Ausdünstung und ihre Wirkungen in die Atmosphäre, von Michael Hube. In 2 Büchern, gr. 8.

Diese Schrift ist, nach dem Zeugniß des Herrn Verfassers — des Herrn Directors und Professors Hube in Warschau — eine Arbeit von mehreren Jahren und die Folge mühsamer Untersuchungen, welche theils auf eigene Beobachtungen, theils auf fremde Versuche und Erfahrungen gegründet sind. Die letztern hat er allezeit wiederholt und man kann sich auf deren Richtigkeit verlassen. Es ist, sagt der Herr Verfasser, leichter neue Versuche zu erdenken, als durch Vergleichung die schon vorhandenen neuen Wahrheiten zu entdecken und die Summe unserer Kenntnisse zu vermehren. Das erste Buch handelt über die Ausdünstung überhaupt, das zweyte enthält die Anwendung der Theorie der Ausdünstung auf die Lufterscheinungen.

Aus dem reichen Vorrath von neuen Bemerkungen und gründlichen Untersuchungen, welche dieses Werk in 74 Kapiteln enthält, führt der Verleger nur folgende an.

Im ersten Buch:

Von der Auflösung und Niederschlagung überhaupt, in so fern als man sie kennen muß, um sich zu überzeugen, daß die Ausdünstung des Wassers eine wahre Auflösung desselben in der Luft ist. Von Veränderung der Wärme durch die Auflösung. Wesentlicher Unterschied zwischen der Ausdünstung des Wassers; das Wasser wird auf eine doppelte Art von der Luft aufgelöst, und diese wird bey der einen Art der Auflösung sehr

stark, bey der andern viel weniger, und oft gar nicht merklich, ausgedehnt. Vermehrung der Federkraft der Luft durch die Ausdünstung von der Wärmematerie. Erklärung merkwürdiger Erscheinungen, welche von der Ausdünstung des Wassers und anderer Flüßigkeiten herrühren. Verhalten der festen Körper, welche das Wasser oder die Feuchtigkeit einsaugen, wenn sie sich entweder durch die Nässe ausdehnen, oder durch die Trocknung zusammenziehen. Daraus folgen Untersuchungen über Hygrometer und Haarhygrometer. Es wird nicht nur das Wasser von der Luft und andern Körpern aufgelöst, sondern auch die Luft vom Körper. Untersuchungen über die Niederschlagung der Luft aus dem Wasser und des Wassers aus der Luft.

Im zweyten Buch:

Beschreibung der atmosphärischen Elektrizität. Wärme der Atmosphäre; sie rührt allein von der Erde her und nicht unmittelbar von der Sonne in der Luft. Vom Thau. Wie die Nebel entstehen und aufhören. Von den Wolken, ihre Schwere, ihre Erzeugung und Vergrößerung. Unter welchen Umständen und in welchen Gegenden der Erde die brennbaren Luftwasser zu Wolken Gelegenheit geben. Gestalt der Wolken; wie sie sich in einer sehr großen Höhe über der Erde bilden, durch elektrische Ausströhmungen. Ursachen, warum die Wolken durch den Regen oder Schnee nie erschöpft werden. Von den Winden. Ursache des allgemeinen Ostwindes heißer Länder. Von den Küstenwinden heißer Länder. Unterschied in der Witterung in den heißen und in den kalten Ländern. Ostwind bey Sonnenaufgang. Allgemeine Ursache der Winde. Von der Veränderung des Barometers. Von den Winden des mittelländischen Meeres. Von Winden und Stürmen, welche durch Wolken veranlaßt werden.

Das Buch ist bereits fertig, 1 Alphabeth und 6 Bogen stark, und wird in der Ostermesse dieses Jahres ausgegeben.

Georg Joachim Göschen,
Buchhändler in Leipzig.

No. 2.

No. 2.

Es ist bekannt, daß sich in England eine große Gesellschaft reicher und einsichtsvoller Männer mit Herrn Banck verbunden hat, Entdeckungsreisen nach Africa zu veranlassen und zu unterstützen. Diese Unternehmung ist außerordentlich wichtig und zieht die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich. Durch sie hat man die Hofnung, daß eine große Lücke in der Erdkunde und Menschenkenntniß ausgefüllt, das große Gebiet der Wissenschaften überhaupt bereichert, für Handlung und Betriebsamkeit eine neue Aussicht gewonnen werden wird. Der Herr Bibliothekar und Rath Cuhn in Cassel hat sich entschlossen, sobald etwas von diesen Reisen in England durch Druck bekannt gemacht wird, solches in einer deutschen Uebersetzung in meinem Verlag herauszugeben. In der Erwartung des Erfolgs jener neuen Entdeckungsreisen entsteht die Frage: was wissen wir schon jetzt von Africa? Die Beförderung dieser Kenntniß schien dem Hrn. Rath Cuhn eine nützliche Vorbereitung auf den künftigen Zuwachs zu seyn. Zu dem Ende wird er in der bevorstehenden Leipziger Ostermesse dieses Jahres, ebenfalls in meinem Verlag, den ersten Band einer

Sammlung merkwürdiger Reisen in das Innere von Africa

herausgeben. Sie enthält gedrängte und fruchtbare Auszüge der merkwürdigsten ältern und neuern Reisen der Engländer, Franzosen, Italiener und anderer Nationen, welche für deutsche Leser Interesse haben und zur Belehrung und Unterhaltung etwas beytragen können. Der eigentliche Zweck dieser Sammlung ist das Innere von Africa; Reisen nach der Küste werden nur dann aufgenommen, wenn sie sich durch Vorzüge der Darstellung und durch neue Bemerkungen auszeichnen.

Der erste Band wird ungefehr 32 Bogen in gr. 8. stark und ganz gewiß in der Ostermesse dieses Jahres ausgegeben.

Georg Joachim Göschen,
Buchhändler in Leipzig.

No. 3.

Ankündigung einer deutschen Ministerialzeitung für das Jahr 1790.

Deutschland ist mit Zeitungen überhäuft; hat aber unter allen keine einzige, die dem deutschen Minister, Rath, oder an öffentlichen Geschäften theilnehmenden Reichsbürger ganz allein gewidmet ist.

Selbst die sogenannte Staats-Gelehrte-Politisch-Historische und oeconomische Zeitungen, worunter nur sehr wenige einen Anspruch auf Realität, und das, was man gut und brauchbar heißt, machen können, sind bey weitem nicht so eingerichtet, daß sie dem deutschen Staatsmann im Ganzen, oder nur öfters in kleinen Theilen wegen Einmischung der vielen, und unnützen Nebendinge intereßiren.

Eine für Staats- und Geschäftsmänner ganz allein bearbeitete Zeitung muß einen Hauptplan zum Grund haben; sie soll sich immer ähnlich seyn, niemal ausschweifen, oder gar auf das unbedeutende fallen. Nur selten darf sie den Ton des ernsthaften Vortrags verlassen; auch soll sie niemal Nachrichten einmischen, die von dem Grundplane abgehen; dem Leser muß bey jedem wichtigen Vorfalle Gelegenheit zum Nachdenken verschaffet werden; das Denken, oder was Staatsmänner combiniren heißen, ist aber nicht anderst, als durch solide Ausarbeitung, und Darstellung des Bezugs auf ältere Geschichtsnachrichten, Staatenkunde, und Verhältnisse, ihre Conventionen, Handlungs- und anderes Interesse betreffende Verträge, Allianzen, Friedensschlüsse und Familiensachen zu erleichtern.

Selbst derjenige, der in dem Tempel der höhern Staatswissenschaften nicht eingeweihet ist, kann sich aus der Vorlegung einer Nachricht in Verbindung ihrer Anlässe, Verhältnisse, Intriken und Folgen, die Selbstständigkeit eines Raisonnements verschaffen, und vielleicht auch eines weitklügern, als man öfters in dem Kreiße der angesehensten

Män-

Männer, besonders in Reichs- und Municipalstädten bis zum Ekel hören kann: kurz, eine Ministerialzeitung setzt eine mühsame planmäßige Bearbeitung, Erfahrung und Staatskunde zum voraus; sie unterscheidet sich in der ersten Uebersicht schon ganz von dem Wuste derjenigen Zeitungen, deren einziges Verdienst im getreuen Abschreiben aller anderer Zeitung- und Correspondenznachrichten sie seyn wahr oder erdichtet, ohne Prüfung und Beurtheilung besteht.

Von dieser planmäßig zubearbeitenden Zeitung legt man daher dem deutschen Staatsmann einen kurzen Entwurf der innerlichen Einrichtung vor, und zwar

1.) werden in dieser Zeitung alle, jedoch nur wichtige europäische Kriegs- Staats- Finanz- und Familiensachen vorgetragen.

2.) Wo es thunlich, kommt bey jedem Artikel nebst den nöthigen Voraussetzungen eine Entwickelung des Gegenwärtigen, sodann eine Betrachtung des vergangenen Verhältnisses, und eine angemessene Ueberlegung der Folgen vor.

3.) Wie man zum voraus erinnert hat, werden bey erscheinenden wichtigen Artikeln die besondere Staatsverhältnisse, Conventionen, Handlungsverträge, Friedensschlüsse, Völker- und Länderkunde, sodann merkwürdige insbesondere hierauf Bezug habende Begebenheiten der Vorzeiten in gedrängter Kürze, beygefügt werden. Dieses geschieht, damit man den deutschen Staats- und Geschäftsmann entweder auf Aehnlichkeiten hinführe, oder mit Deutungen zuvorkomme, oder auch einem minder erfahrnen doch Quellen öfne.

4.) Weil diese Zeitung ganz allein für den deutschen Staatsmann bestimmt seyn soll, wird man vorzüglich unter den Rubriken: **Reichstag, Reichshofrath, Reichskammergericht**, die von diesen drey Reichsgerichten bekannt gewordene Vorfallenheiten von einer Woche auf die andere anführen; auch soll der Bedacht genommen werden, vorzüglich anzumerken, wie weit Reichsgesetze, Reichsherkommen oder Analogie bey besondern Vorfallenheiten anschlagen mögen.

5.) Be-

5.) Beförderungen in Kriegs- und Civilbedienstungen, Ehrenbezeigungen, Sterbfälle und dergleichen, werden nur von jenen Personen bemerkt werden, die dem deutschen Staatsmanne wichtig seyn können.

6.) Auch die Anzeigen von neuen Büchern, Deductionen und Verordnungen in deutschen Staatssachen sollen eingerückt werden, wenn sie ihres innern Werths halber die Aufmerksamkeit des Staatsmannes verdienen. Hingegen wird dasjenige, was man Recension heißt, in all- und jedem Betracht vermieden werden, um dieser Zeitung ihre Eigenheit nicht zu benehmen.

Was die weitere innere Verhältnisse dieser Zeitung betrift, wird zum voraus bemerkt, daß man

a) sich zum strengsten Gesetze mache, alles, was gegen Moralität in geistlichen und weltlichen Dingen auf was immer für eine Art anstößig seyn kann, zu beseitigen; niemal wird der Patriotismus aus jenen Gränzen treten, die ihm Staatsklugheit, Politik und Unpartheylichkeitsliebe gesetzt haben. Daher

b) werden auch Nachrichten, die auf offenbar-mißbrauchte Menschheits- Völker- und Publizitätsfreyheit sich beziehen, niemals eine Aufnahme finden; weil Publizitätsmißbrauch von dem vernünftigen Staatsmanne als die Pest und das Verderbniß guter Sitten angesehen wird, wodurch Mißtrauen gegen die Regierung eingepflanzt wird, sodann die Verachtung der Staats- und Landesdicasterien und ganzer geistlichen und weltlichen Gemeinheiten, und am Ende gar noch die Störung der allgemeinen Staatenruhe und Sicherheit erfolget.

c) Beleidigende Raisonnements über Höfe und Privatpersonen, geistliche oder weltliche Verfassungen, Religion, Sitten und Gebräuche, sie mögen auch wirklich gegründet seyn, sind dem Plan dieser Zeitung schnurstracks zuwider, weil solcher ganz allein auf solide Gegenstände nützliche und belehrende Nachrichten über den Zusammenhang der neuesten

für

für den Staatsmann wichtigen Begebenheiten mit Vergleichung ähnlicher älterer Vorfälle und Ueberlegung der anscheinenden Folgen abzielet. Ueberhaupt wird niemal aus den Augen gelassen werden, daß der wahre Philosoph und tugendhafte Weltbürger die Verfassung seiner Nation, immer, und in allen Theilen respectiren müsse, weil, was diesem entgegengesetzt ist, kein Mann thut, der sein Vaterland und seine Nebenmenschen liebt.

d) Anonymische Schriften und Aufsätze, sie mögen wahr oder unwahr seyn, werden nicht angenommen. Und da diese Zeitung sich auf eine richtige und planmäßige Correspondenz, größtentheils aber auf mühsame Ausarbeitungen gründet, so werden weder fremde Beyträge erwartet, noch gegen Zahlung eingerückt.

Die Selbstbearbeitung muß dieser Zeitung eine haltbare Fortdauer gegen eine Menge von Journalen und periodischen Schriften verschaffen, die ohne ihr Feld mit Unkosten und Mühe zu bestellen, nur von unentgeldlichen fremden Aussaaten zu erndten gewohnt sind, und am Ende aus Abgang wohlthätiger Subsidien zu ihrem und ihrer Verleger Schaden brach und verödet auf sich liegen.

Das vortheilhafteste und schätzbarste wird bey dieser Zeitung unter andern seyn, daß ein Staatsmann die großen Unkosten erspart, die ihm öfters nothwendige Reichsgerichtliche Correspondenz beyzuschaffen; da er hingegen das wichtigste der Vorfälle von allen dreyen höchsten Reichsgerichten mit einem geringen Aufwand auf einem Blatte von Zeit zu Zeit beysammen erhalten wird.

In Hinsicht auf das äusserliche Verhältniß dieser Zeitung werden

1.) Wöchentlich 2 Blätter auf Schreibpapier in 4to mit gespaltenen Columnen und leserlicher Schrift geliefert, und nach dem Ueberfluß der Materien auch Beylagen, am Ende des Jahrs aber ein Registerbogen beygefügt werden.

2.) Die

2) Die Zeitung wird durch die K. R. Oberpostamts Zeitungsexpedition zu Nürnberg als dem Hauptspeditionsort, sämtlichen Reichs- und Postämtern unter dem Eingang angeführten Titel: Deutsche Ministerialzeitung für das J. 1790 abgegeben werden. Es hat sich daher ein jeder an sein ihm nächstgelegenes Postamt zu wenden.

3.) Der Preiß dieser Zeitung ist 5 Fl. Rheinisch oder Reichsmünze. Die Zahlung geschieht gegen Subscription im December eines jeden Jahrs, und hat keine Austretung denn eine halbjährige statt.

Die gänzliche Ueberzeugung scheint fast vorhanden zu seyn, daß eine in dieser Art sich auszeichnende ganz einzige Zeitung keiner Empfehlung bedürfe, und sowohl geistlichen als weltlichen Staatsmännern, die besonders am Ruder der Ministerialgeschäfte stehen, willkom- und fast unentbehrlich seyn müsse. Es ist ohnehin bekannt, daß Staatsmänner, ja selbst die mehrsten Fürsten und regierende Herren von allen Staatsbegebenheiten gerne und zwar frühzeitig wissen möchten, ohne viel, und besonders unnützes Zeug zu lesen, wozu ihnen die Zeit fehlt. Diese Zeitung wird sich deßwegen eine körnigte und zweckmäßige Gründlichkeit, und zwar in der Art eigen machen, daß sie vielleicht auch Beyzugsweise für ein Handbuch der Geschichte und Staatenkunde dienen dürfte; hat man sich den Beyfall vieler Leser zu versprechen, so wird für die Fortsetzung dieser Unternehmung auf viele Jahre hin gesorgt werden.

Nürnberg im November 1789.

Der Verleger
Ernst Christoph Grattenauer,
Buchhändler.

No. 4.

No. 4.

In der Treuttelschen Buchhandlung in Strasburg ist zu haben:

Charles IX, Tragédie par M. de Chénier, 8. schöne Ausgabe . . Preis l. 3. 12 s.
Ebendasselbe, 8. ord. Pap. . l. 2. 10 s.
Ebendas. ohne Noten . l. 1. 4 s.
Karl der neunte, oder die Bartholomäusnacht, ein Trauerspiel aus dem Französischen des Herrn von Chenier übersetzt, 8. gebunden . . 24 s.

Der Ruhm dieses Trauerspiels ist entschieden. Noch nie hat ein Schauspiel die religiöse Schwärmerey, die Tiranney, den Hofdespotismus in Frankreich so ganz geradezu angegriffen, wie dieses; es ist das erste, welches mit Wahrheit ein Nationalschauspiel, und die Zierde und das Siegel der französischen Freyheit genannt werden kann. Der Verfolgungsgeist, der zu den Zeiten Karls des neunten am französischen Hofe regierte, wird in diesem Stücke in seiner Blöße dargestellt. Der Cardinal von Lothringen erscheint hier auf der Bühne, wie er auf der sogenannten pariser Bluthochzeit den schändlichen Befehl zum Mord anrieth, und den Mördern Segen und Ablaß ertheilte. Man hört das dumpfige Signal der Sturmglocke, wodurch den Bürgern das Zeichen gegeben wird, ihren Brüdern den Dolch ins Herz zu stoßen. Das Schaudervolle dieser Handlung wird durch den vortreflichen Character des Kanzlers de l'Hopital wieder besänftiget, dessen Edelmuth hier einen schönen Contrast macht.

Dieses Trauerspiel wurde zu Paris in fünf Tagen viermal, und in einem Monat neunzehnmal aufgeführt, und noch immerfort ist der Zulauf bey dessen Vorstellungen, ausnehmend groß.

Ganz Frankreich erwartete dessen Bekanntmachung mit der größten Ungeduld; es ist nicht zu zweifeln, das Publicum in Deutschland werde mit Vergnügen eine kraftvolle deutsche

deutsche Uebersetzung aufnehmen, die von einem in Paris wohnenden Gelehrten bearbeitet worden, welcher ein Vorbericht und eine historische Notiz aus den Noten des Verf. und aus der Geschichte voransteht.

Strasburg den 26. Hornung 1790.

Treuttel.

No. 5.

Der Mahler Herr Bach, Mitglied der Academie zu Florenz, und der kurfürstl. pfälzischen Academie der schönen Künste, welcher seit kurzem von seinen Reisen hieher zurückgekehrt ist, und in Rom Gelegenheit gehabt hat, die Umrisse der schönen Köpfe und Partien aus den vorzüglichsten Gemählden als aus der weltberühmten Schule von Athen, des Disputs, des Sacraments, des Parnassus, Heliodor, Attila und aus der Bataille des Constantin u. s. w. vom unsterblichen Raphael, in der Größe des Originals in den Zimmern des Vaticans durchzuzeichnen, ist gesonnen, eine Sammlung dieser Zeichnungen, Heftweise in 4 Theilen, jedes Heft zu 12 Blatt, auf Pränumeration herauszugeben.

Da man also bey diesem Werk sicher darauf rechnen kann, die wahren Umrisse von den Köpfen eines Raphaels vor sich zu sehen; so verdient ein solches Werk schon in dieser Rücksicht empfohlen zu werden, und es ist kein Zweifel, daß es sowohl angehenden Künstlern und Kunstliebhabern in diesem Betracht sehr willkommen seyn wird.

Der Pränumerationspreis für jeden Theil dieses Werks ist 3 Rthlr. Um nun ein so nützliches Unternehmen zu befördern, hat die hiesige Academie der Künste für 36 Exemplare des ersten Theils bereits pränumerirt, und fodert zugleich alle wahren Künstler und Kunstliebhaber auf, nach ihrem besondern Verhältniß, durch Pränumeration Herrn Bach in den Stand zu setzen, das Werk je eher je lieber liefern zu können. Damit aber von dem wahren Character

ter dieser schönen Umrisse nichts verlohren gehe, wird der Künstler solche mit der äussersten Genauigkeit auf den Platten als wären solche mit der Feder frey gezeichnet, aufbringen, und liefern. Hiernächst aber auch dem Werke einen ausführlichen Text in französischer und deutscher Sprache nebst Pränumerantenliste vordrucken lassen. Liebhaber belieben sich demnach mit ihrer beliebigen Pränumeration auf den ersten Heft, welcher bestimmt zur bevorstehenden Leipziger Michaelismesse geliefert, und mit den übrigen von Messe zu Messe continuiret werden wird, oder auch sogleich auf das ganze Werk, an den Herausgeber selbst oder an die hiesige königl. academische Kunsthandlung, Hrn. Morino und Comp. und an die hiesige Miliussche Buchhandlung postfrey zu wenden. Uebrigens verspricht der Künstler dieses Werk auf dem besten Schweitzerpapier auf ganze Bogen abdrucken zu lassen, und bittet die resp. Pränumeranten, ihre Namen und Charactere bey Zeiten gefälligst einzusenden, damit solche dem Verzeichniß derselben gehörig beygedruckt werden können.

No. 6.

In der Frommannischen Buchhandlung zu Züllichau sind seit kurzem fertig eworden:

1.) Aussichten zur Festsetzung des Elementarunterrichts in den Bürger- und Gelehrtenschulen. Allen Schulmännern und Schulvorstehern gewidmet. Mit einer Vorrede des Herrn Professor Trapp. 10 Bogen. gr. 8. 8 gr.

Dies ist das Werk eines schlesischen verdienten Schulmanns von dem Herrn Rath Campe Braunschw. Journal August 1788. Nachricht gab, als von einer unerwarteten Collision einer zu veranstaltenden Schulencyklopädie. Herr Professor Trapp rühmt in der Vorrede den Verfasser als einen Mann von hellen, pädagogischen Einsichten, von nicht gemeinen

nen Sach- und Sprachkenntnissen, von unzuermüdenden Eifer für das Beste der Jugend und so charakterisirt ihn auch dies Werk selbst. Er beginnt im ersten Theile mit sehr nützlichen Bemerkungen über Unterricht und Methode, und zeigt dann, wie ein Elementarwerk oder Corpus Paedagogiae für Bürger- und Gelehrtenschulen beschaffen seyn müsse. Seine Idee von einer solchen Schulencyklopädie ist folgende. Eine Sammlung von Unterrichtsmitteln aller Art, die sich aber auf dem Papiere darstellen lassen, durch welche auf die zweckmäßigste Art das Materielle des Unterrichts in die Seele des Schülers gelegt werden kann, während daß dieser seine Kräfte übt und sich Fertigkeiten, die er in seinem künftigen Stande braucht, zu eigen macht. — Diese Sammlung von Büchern, Vorschriften, Abbildungen, Tabellen und Dictaten ist das Elementarwerk, und ein solches denkt der Verfasser herauszugeben. Er will diese Sammlung: 1) den Fähigkeiten der Kinder von der Mittelgattung; 2.) den Jahren der Schüler und dadurch den Graden der Fertigkeiten solcher Mittelköpfe, und 3.) den Klassen, in welchen man diese Schüler nach der gegenwärtigen Beschaffenheit der Schüler unterrichtet, anpassen und alles in Hinsicht auf die vorhandenen Schulen entwerfen, verfassen, ordnen. Damit nun auch jeder Schulmann selbst urtheilen könne, wie ohngefähr das Werk beschaffen seyn werde, so hat der Verfasser im zweyten Theile Proben jeder Art der Unterrichtsmittel hier mitgetheilt, die der Idee, welche er vorher gemacht hat, vollkommen entsprechen. Möchte der Herr Verfasser nur Aufmunterung genug finden, sein ganzes Werk nach dem hier entworfenen Plan auszuführen und dann recht viele Schulen und Erzieher sich finden, die nach derselben ihre Zöglinge belehrten, bildeten und vervollkommten. Um so mehr da der Verfasser nach wiederholten Erklärungen, bey den Schulbüchern auf alles Honorar Verzicht thut, damit sie den allerbilligsten Preiß haben könnten. — Da auch der Verfasser nichts sehnlicher wünscht, als bey der Ausführung seiner Ideen die höchstmöglichste Nützlichkeit zu erreichen, so wird ihm

ihm nicht nur jede Erinnerung angenehm seyn, sondern er bittet auch darum, daß man sie ihm franco an die Verlagshandlung eingesandt mittheilen mögte, dankbar wird er die Erfüllung dieser Bitte erkennen.

Damit nun auch das Publikum von der Ausführung seines Plans en detail noch besser urtheilen könne, erscheint zur diesjährigen Ostermesse in derselben Handlung 1.) ein aus 2 Theilen bestehendes deutsches A B C. ein lateinisches A B C. unter dem Titel: Natur und Gott. Alle 3 mit den dazu gehörigen Methodenbüchern.

2.) G. T. Gallus Handbuch der brandenburgischen Geschichte, 2ter Theil, 23 ½ Bogen, kl. 8. 20 Gr.

Correctheit des Styls, weise Auswahl des dem dilettanten Wissensnöthigen, lebhafte Darstellung der Begebenheiten und ein gewisser Enthusiasmus für alles was edel und gut ist, der durch das ganze Buch herrscht, und den Leser unaufhaltbar mit sich fortreißt — dies waren die Hauptvorzüge des ersten Theils dieser Geschichte — dies sind sie nicht minder bey diesem 2ten Theile. Vorzüge, die diese Geschichte sowohl zu einem Lesebuch für Dilettanten, als zu einem Schulbuch für Lehrer und Schüler mit dem größten Rechte machen. Dieser Band fängt übrigens mit den brandenburgischen Markgrafen und Churfürsten aus dem baierschen Hause an, und geht bis zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges.

3.) Magazin für Prediger ꝛc. 10ter Theil, 1 Alphabet 2 Bogen, gr. 8. 20 Gr.

Fortdauernd erhält sich dies brauchbare und nützliche Werk den sich einmahl mit so vielem Recht erworbenen Beyfall, und dieser neue Theil verdient in jeder Rücksicht den vorigen an die Seite gesetzt zu werden, so zweckmäßig gewählt sind die in denselben abgehandelten Materien, so gut sind diese ausgeführt. Er enthält zwölf, theils mehr, theils

theils weniger ausgeführte Entwürfe über Evangelische, 15 über Epistolische und 1, über freye Texte, Casualreden aber sind 1. Einführungs, 1. Trau- und 1. Confirmationsrede, 1. am Erndtefest und 2. Unterredungen am Krankenbette.

4.) D. J. D. Metzgers Annalen der Staatsarzneykunde, 1ster B. 1stes St. 13 Bogen, kl. 8. 12 Gr.

Enthält I. Abhandlungen. Morgagnis gerichtlich medizinisches Gutachten: über die Befugniß der Hebammen von der Jungfrauschaft zu urtheilen. II. Rezensionen über verschiedene wichtige in dies Fach einschlagende deutsche und ausländische Werke, und über einige academische Schriften. III. Beyträge A. 3 Obductionsberichte nebst Anmerkungen darüber; B. Jahreslisten von Königsberg. IV. Kurze Nachrichten. Diesmal von Königsberg über ein neues dort zu errichtendes Irrhaus und über Howards Aufenthalt in K. Schon diese bloße Inhaltsanzeige characterisirt den wohl angelegten Plan des Verf. am deutlichsten, und läßt hoffen, daß das Publicum durch gehörige Aufmunterung ihm zu einer langen Fortdauer dieses Journals Gelegenheit geben werde. Das 2te Stück erscheint in der diesjährigen Ostermesse.

No. 7.

Zur diesjährigen Ostermesse wird unter mehrern in der Frommannischen Buchhandlung zu Züllichau fertig.

Gartenöconomie für Frauenzimmer; oder Anweisung die Producte des Blumen- Küchen- und Obstgartens in der Haushaltung auf das mannichfaltigste zu benutzen. Erstes Bändchen. Vom Blumengarten.

In diesem ersten Bändchen wird gezeigt, wie die Blumen, Blüthen, Gartenkräuter und Orangefrüchte entweder durch

durch Zurichtung zu Speisen, Torten und Backwerk, oder zu Säften, Confitüren und Zuckerwerk, oder endlich durch Mischung mit Liqueurs oder Weinen zu Getränken gebraucht werden können. Im zweyten Bändchen werden die Leserinnen in den Küchengarten geführt werden und Anweisung erhalten, die Erdgewächse auf allerley Art zuzubereiten, und sie zur Dauerspeise zu machen. Das dritte Bändchen begreift den Obstgarten in sich, und hier werden sie fast den reichhaltigsten Unterricht erhalten.

Durch diese Gartenöconomie hoffen Verf. und Verleger sich um somehr den Beyfall und Dank ihrer Leserinnen zu verdienen, je weniger man bis jetzt darauf aufmerksam gewesen, alles aus den Gärten zu nützen, und wie oft, besonders auf dem Lande mit großer Weitläuftigkeit und vielen Kosten aus großen Städten Dinge angeschaft werden, die nun eine gute Wirthin sich weit vortheilhafter nach dieser Anweisung aus ihren eigenen Garten wird bereiten können — das Ganze wird in Briefen eingekleidet seyn, um so mit der strengsten Ordnung auch Unterhaltung zu verbinden, und dabey Trockenheit zu vermeiden.

No. 8.

In der Frommannschen Buchhandlung erscheint noch in der diesjährigen Ostermesse:

Practische Erklärung des Neuen in den königl. preuß. Landen eingeführten Landescatechismus. Für Prediger und Schullehrer. Mit einer Vorrede zur Untersuchung der Frage: Ist ein Landescatechismus nothwendig oder nüzlich, und wie muß er beschaffen seyn.

Der Verf. dieses Buchs wird sich bemühen, alles nach seiner besten, aus der Schrift erlangten Ueberzeugung zu erklären, und diese seine Ueberzeugung so vorzutragen, wie er glaubt, daß die Religionswahrheiten den Catechumenern gelehrt und empfohlen werden müßen.

No. 9.

... ausführlichen Ankündigung.

... Bibliothek aller Nationen, welche ich hier... ist ein fortlaufendes periodisches Werk, des... seyn soll, gute amüsante Lectüre zur Unter... und Nahrung des Geschmacks zu liefern, die fast ... Menschen, die nur nicht ganz verunglückt aus den Händen der Mutter-Natur kamen, suchen und lieben. Ueber ...on und Einrichtung des Werks, die ich den Lesern glaube so bequem als möglich gemacht zu haben, finde ich nur folgendes Wenige zu sagen nöthig. 1.) Die blaue Bibliothek aller Nationen wird eine allgemeine und fortlaufende Sammlung aller Wundermährchen, Sagen und abentheuerlichen Erzählungen und Romane, aller Völker, und, so zu sagen, der Arabesken und Grotesken aller bekannten Litteraturen seyn, mit Auswahl gesammelt, und mit Geschmack übersetzt, bearbeitet und redigirt. 2.) Sie enthält also eine vollständige Sammlung a) aller guten Feenmährchen, in welcher Sprache und Litteratur sie sich finden; b) aller alten Volks- und Ritterromane neu und soviel als möglich nach dem Muster des Grafen von Tressan in seinem Corps d'Extraits de Romans de Chevalerie bearbeitet; c) aller abentheuerlichen komischen Romane, Possen, Schnurren und Phantasien, die sich zu dieser Sammlung qualificiren. Jedem Bande wird eine kurze Litterarnotiz über seinen Inhalt voranstehen. 3.) Jährlich erscheinen davon sechs Bände, oder alle 2 Monate richtig ein Band, zwischen 25 und 30 Bogen stark, in klein Octav, sauber auf gutes weißes Papier gedruckt, mit einem schön gestochenen Titelkupfer in einem steifen blauen Umschlag broschirt, so daß man es gleich lesen, und auch allenfalls so in die Bibliothek stellen kann. 4.) Jeder Band hat ausser dem allgemeinen Titel des Werks noch einen besondern seines Inhalts, so daß also Liebhaber auch jeden Band, wenn sie das Werk eines oder

des

des andern Verfassers allein haben wolten, nach dem Schlusse des Jahrgangs, in welchen er gehört, einzeln von der Verlagshandlung haben können. Eher als vor Schlusse des Jahres aber kann, um Verwirrungen zu vermeiden, kein einzelner Band weggegeben werden. 5.) Das Engagement und Abonnement der Leser bey diesem Werke, das als ein zweymonatliches Journal anzusehn ist, geht immer auf ein ganzes Jahr, oder 6 Bände, weil ich die Disposition der Jahrgänge so machen werde, daß auch ein Werk von mehr als einem Bande immer in einen Jahrgang zusammenkommt, und der Besitzer eines ganzen Jahrgangs also nie etwas Unvollständiges bekommt. 6.) Das Abonnement des Jahrgangs von 6 Bänden ist 1 Louisd'or oder 5 Rthlr. sächß. Courrant, welches beym Empfange des ersten Bandes gezahlt wird. Wer bey Lieferung des 3ten Bandes sein Abonnement noch nicht gezahlt hat, dem kann der 4te Band nicht ausgeliefert werden. Diese strenge Genauigkeit kann allein auf beyden Seiten Klagen und Verdruß verhindern. Nach Schlusse des laufenden Jahres tritt das Werk bey der Verlagshandlung in den gewöhnlichen Ladenpreiß ein, und sie wird keinen einzelnen Band unter 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 6 Gr. verlassen. 7.) Wer mit Ende des Jahres abgehen will, muß bey Lieferung des 5ten Bandes, nämlich Ende Octobers aufsagen. Wer da nicht aufsagt, für dessen Rechnung läuft die Lieferung noch künftiges Jahr fort. 8.) Liebhaber können zu jeder Zeit im Jahre antreten, sie machen sich aber immer zu allen 6 Bänden des Jahrgangs verbindlich. Solten sie auch das ganze Werk vom Anfange an complet, und also die schon erschienenen Jahrgänge verlangen, so können sie dieselben immer bey der Verlagshandlung zu 5 Rthlr. als den Abonnementspreiß erhalten. 9.) Das Werk beginnt mit diesem Jahre, und der erste Band, welcher schon unter der Presse ist, erscheint unfehlbar zu Ende Februars. 10.) Die Ettingersche Buchhandlung zu Gotha hat den Verlag und Debit dieses Werks. 11.) Da

11.) Da ich bey dieser Sammlung die Eigenthumsrechte eines jeden respectiren und sie nie beeinträchtigen werde, so ist auch im Gegentheile für die edlen Menschenfreunde, die deutschen Nachdrucker, und ihre infamirende Industrie, durch eine gewisse Nebenspeculation gesorgt, die ihren Beyfall wohl schwerlich haben möchte. Doch dies Letztere geht überhaupt ehrliche Leute nichts an. 12.) Mein Name gehört nicht mit zur Sache; und ich habe jetzt Ursach und Lust hinter dem Vorhange zu bleiben. Wer mir etwas über diese Unternehmung zu sagen hat, sey so gütig, es unter der Adreße: **An den Herausgeber der blauen Bibliothek aller Nationen**, unter Einschlusse an die Ettingersche Verlagshandlung nach Gotha einzuschicken; und diese wird mir es richtig behändigen. Uebrigens ist auch dafür gesorgt, daß der Fortgang dieses Werks nicht mit meinem Tode in Stecken gerathe. Der Plan liegt fertig und ausgearbeitet in meinem Pulte, die Materialien dazu sind auf lange Zeit gesammlet und vorhanden, und meine verbündeten Freunde und Mitarbeiter mit der Arbeit selbst so bekannt, und gewiß zur Redaction eben so fähig und geschickt als ich: wie leicht könnte also nun in solchem Falle einer von ihnen an meine Stelle treten, und es fortführen? Ich werde meiner Seits gewiß alles Mögliche thun, mir auch diesmal den Beyfall unsers Publicums, den ich gewiß sehr hoch schätze, zu verdienen. Geschrieben den 10. Jänner 1790.

Der Herausgeber.

Die Endes genannte Verlagshandlung, welche alle obgedachte Bedingungen mit dem Hrn. Herausgeber genau bestimmt und festgesetzt hat, versichert übrigens dem hochgeehrtesten Publico auch bey dieser Unternehmung alle die exacte und solide Bedienung, welche sie bisher in allen ihren Geschäften zu zeigen gewohnt war, und bittet alle wohllöblichen Buchhandlungen und Postämter ihr ihre Bestellungen auf dieses Werk unverzüglich anzuzeigen. Die

aus-

ausführliche besonders gedruckte Ankündigung dieses Werks ist in derselben Buchhandlung zu haben. Gotha, den 20sten Januar 1790.

Die Ettingersche Buchhandlung.

No. 10.

Bey Friedrich Gotthold Jacobäer sind in diesem 1789. Jahre folgende neue Bücher herausgekommen und zu haben:

Mercier's neuestes Gemählde von Paris zum Behuf für Reisende und Nichtreisende, 2 Bände, 8. Mit einem saubern illuminirten Prospect der Bastille 2 Rthlr.

Der Gang der Vorsehung, oder wird es mit dem Menschengeschlecht besser oder schlimmer? 8. 16 Gr.

Eduard Rosenhain, oder Schwachheiten unsers Jahrzehends, 8. 16 Gr.

Für Eltern und Ehlustige unter den Aufgeklärten im Mittelstande, eine Geschichte vom Verfasser von Sophiens Reise, in 5 Bänden, 8. Schreibpap. 5 Rthl. 8 Gr.

Ebendasselbe auf Druckpapier 4 Rthlr.

(Dieses Buch ist nun geschlossen.)

Posselts Geschichte der Deutschen, gr. 8. 1 Rthlr.

— — Ovids Lieder der Liebe, 8. 12 Gr.

Das Leben eines Lüderlichen, ein moralisch-satirisches Gemählde, nach Chodowiecki und Hogarth, mit saubern Titelkupfern, 1ster Theil, 8. Neue verb. Auflage 1 Rthlr.

Sanders Erbauungsbuch zur Beförderung wahrer Gottseligkeit, vierte Auflage, gr. 8 12 Gr.

Weilers erbauliche Belehrungen, 3tes Bändchen, gr. 8. 12 Gr.

Baldingers, Neues Magazin für Aerzte, 11ter Band, 1stes und 2tes Stück, gr. 8. 14 Gr.

Tissot, von Nerven und deren Krankheiten, 2te sehr verbesserte und vermehrte Aufl. 1ster Theil, 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Mirabeau Leben und Selbstgeständnisse 10 Gr.

No. 11.

Die sechste durchaus verbesserte, vermehrte und Originalausgabe von meiner practischen französ. Grammatik, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann, hat nunmehr die Presse verlassen, und ist bey mir, wie auch in allen grossen Buchhandlungen Deutschlands, für 54 Kr. Reichsgeld zu bekommen. Die vorhergehende Edition kostete 1 Fl. 4 Kr. Ich habe den Preis dieser neuen Auflage wegen des sehr fehlerhaften Nachdrucks — worin ganze Zeilen fehlen — der vor kurzem in der Schweiz erschienen ist, und für 1 Fl. verkauft wird, heruntergesetzt. Der Nachdruck ist von der 4ten Edition; demohngeachtet hat sich der Nachdrucker die Freyheit genommen: Fünfte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe — Frankfurt und Leipzig 1790. auf den Titel zu setzen. Da nun der Nachdruck die 5te ist, so habe ich meine neue verbesserte, vermehrte und Originaledition auf dem Titel die 6ste genannt; und auch deswegen, damit das Publicum nicht so leicht durch den Nachdruck angeführet werde. Auf der letzten Seite meiner neuen Ausgabe habe ich auch aus dieser Absicht: Ende der ächten Ausgabe, setzen lassen. — Die Herren Buchhändler, die sich an mich selbst wenden, erhalten von meiner Grammatik, wie auch von der 2ten verbesserten und stark vermehrten Ausgabe meiner Lecture pour les jeunes Gens, worin alle darinn vorkommende Wörter und Phrases auf deutsch erkläret sind, einen beträchtlichen Rabat. — Frankfurth a. M. den 25. Jänner 1790.

J. V. Meidinger,
Lehrer der französ. und ital. Sprache.

No. 12.

Schon lange Zeit war es eine Lieblingsbeschäftigung meiner Erholungsstunden, die merkwürdigsten Handlungen und

und Reden unsers großen deutschen Kaisers Josephs des Zweyten aus den besten Quellen zu sammeln, sie zu ordnen, um durch das Nebeneinanderstellen ihre Uebersicht, und das Urtheil über seinen Character zu erleichtern. Die vielen wichtigen Vorfälle, wovon das geschäftvolle Leben dieses von Seiten seines Verstandes als Herzens gleich großen Regenten so reich ist; die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf jeden seiner Schritte; die Freyheit, welche dieser weise Regent jedem redlichen Beobachter seiner öffentlichen und Privathandlungen ertheilte, dieselbe auch öffentlich bekannt zu machen, brachten in mir den Entschluß hervor, diese zu meinem Vergnügen veranstaltete Sammlung dem Publicum mitzutheilen.

Nur der leider zu früh erfolgte Tod unsers nun verewigten großen Josephs, bewegt mich, diesen gefaßten Entschluß zu beschleunigen; ich kündige dahero hiermit diese Sammlung unter dem Titul:

Anecdoten und Characterzüge aus dem Leben Josephs des Zweyten, römischen Kaysers

einem deutschen Publicum an, und um die jetzt mehr als jemals gespannte Aufmerksamkeit desselben so geschwind als möglich zu befriedigen, soll diese Sammlung ununterbrochen Heftweise erscheinen. Jedes Heft, etwa 5—6 Bogen stark, kostet 20 Kr.

Wer aber auf einen Band von 4 Heften vorausbezahlt, erhält solchen um 1 Fl. Der Ladenpreis jedes Hefts ist 24 Kr.

Von obigem Werk habe ich die Commißion und Versendung übernommen, und bitte daher, mir die Anzahl und Bestellungen bald wissen zu lassen. Man kann in allen vorzüglichen Buchhandlungen Deutschlands, oder wo diese Anzeige ausgegeben wird, pränumeriren. Auf hiesigem kaiserl. Reichspostamt wird Pränumeration augenommen.

Neuwied, den 1. März 1790.

J. L. Gehra, Buchhändler.

No. 13.

No. 13.

Den Musikfreunden wird hiedurch bekannt gemacht, daß Sedaines Oper: la Reine de Golconde, componirt vom Herrn Capellmeister Schulz, und mit der deutschen Unterlegung vom Herrn Professor Cramer in Kiel, in einem leichten spielbaren Clavierauszuge erschienen ist. Dieses lyrisch-dramatische Werk, in welchem, durch die Vermischung der Helden- und Hirtenwelt, ein an mannichfaltigen Empfindungen reiches Sujet, von dem Dichter mit allen Grazien der pastorellen Poesie geschmücket ward, gab dem beliebtesten Liedercomponisten der Deutschen hinlänglichen Stof, es mit dem anmuthigsten Reize seiner schmelzenden Melodien, seines in seiner Gattung Einzigen Recitativs, und den übrigen Kräften zu bearbeiten, die man an seiner Muse gewohnt ist. Es ward zuerst in Reinsberg für ein Fest gesetzt, welches Se. königl. Hoheit, der Prinz Heinrich, der regierenden Königin von Preussen gab; und hat hierauf vorigen Winter den Debüt des Herrn Capellmeisters in seiner neuen Stelle zu Copenhagen ausgemacht. Dort ward es für das dänische ausgezeichnete Ballet, mit einer beträchtlichen Anzahl Tänze vermehrt, deren Auszug hier mitgedruckt erscheint, und erwarb sich einen fast beyspiellosen Beyfall des dasigen musikverständigen, und mehr fast, als eine Stadt in Deutschland sich rühmen kann, musikliebenden Publicums. Es ist als 3ter Theil der Polyhymnia seines Herausgebers in demselben Formate, auf weißem Elephantenpapier, 31 Bogen stark. Von jetzt bis zum Ende der letzten Meßwoche Ostern 1790, wird es den Pränumeranten (Subscription verbittet man sich) für 3 Rthl. 9 Gr. (Louisd'or zu 5 Rthl.) überlassen. Nachher ist der Verkaufpreiß unabänderlich 4 Rthl. 12 Gr. — Die Käufer werden gebeten, ihre Pränumeration entweder an mich Endesunterschriebenen, der ich den sämtlichen Verlag des Herrn Professors in Commißion genommen habe, postfrey nach Altona oder auch nach Kiel directe an den Herausgeber selbst zu übersenden. Sie erhalten sodann mit der promtesten

testen Beförderung die bestellten Exemplare franco Hamburg, Leipzig, Nürnberg und Frankfurth am Mayn nach ihren respectiven Wohnörtern zugesandt.

Auch wird noch bis zu diesem Termin Pränumeration auf den 2ten Theil der Polyhymnia, den Clavierauszug des Ewaldschen Paßionsoratorium, vom Herrn Capellmeister Schulz, mit 18 Gr. Louisd'or (nachher Ladenpreis 1 Rthlr. 4 Gr.) angenommen, wovon die Exemplare auch sogleich übersendet werden können.

Zur Oster- und Michaelismesse werden ferner, als 7ter 8ter und 9ter Theil der Polyhymnia, und 2ter Theil der Flora erscheinen: 1) Kunzens Clavierauszug seiner Composition von Baggesen Oper: Holger, Danske. 2) Kunzens Compositionen der Chöre und Gesänge zu Klopstoks Bardiere: Hermann und die Fürsten. 3) Schulzens Composition der Operette: La Fee Urgele. 4) Clavierauszug aus Glucks Alceste, sämtlich mit untergelegtem deutschen Text.

Altona, den 1. Febr. 1790.

J. H. Kaven,
königl. privil. Buchhändler.

No. 14.

Ich mache dem Publico hiedurch bekannt, daß ich den Verlag meiner sämtlichen auf eigene Kosten gedruckten musicalischen und andere Werke dem Herrn Buchhändler Kaven in Altona, in Commißion übertragen habe.

Von diesem meinen unmittelbaren Verlage nehme ich jedoch mein Buch: Klopstock, Er und über Ihn, aus, welches besagtem Herrn Kaven von mir von nun an in eigenen Verlag gegeben worden ist. Zukünftige Michaelismesse erscheint davon der zweyte Theil auf gleichförmigem Papier mit dem ersten und dritten gedruckt, sehr verbessert und vermehrt, wie auch der vierte ganz neue Theil. Alsdann wird, hoffe ich, in ununterbrochener Folge jede Messe ein Theil bis

zur völligen Vollendung des Werks herausgegeben werden. An Herrn Buchhändler Kaven also, oder auch unmittelbar an mich nach Kiel, bitte ich die Herren Buchhändler und andere Beförderer meines Verlags, sich auf die bekannten Bedingungen zu adreßiren; so wie ich zugleich diejenigen, welche sich bisher für die Herausgabe meines: Klopstock Er und über Ihn, freundschaftlich intereßiret, ersuche für Herrn Kaven dieselbe Gefälligkeit als gegen mich zu haben, über dieses Werk aber sich ausschliessend an ihn zu wenden.

Kiel, den 26. Jan. 1790.

Carl Fr. Cramer.

No. 15.

Im Verlage der Hofmannschen Hofbuchhandlung in Weimar ist kürzlich herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1790, mit einem Kupfer (von Hrn. Prof. Göttling in Jena) kl. 8. 12 Gr.

(wird auch unter dem Titel: Almanach für Scheidekünstler verkauft)

In ebendemselben Verlag erscheinen zur nächsten Oster-Messe:

Buchholz, D. W. H. S. Beyträge zur gerichtlichen Arzneygelahrheit und zur medicin. Polizey, 3tes Bändch. 8. Weimar.

Schulz, Fr. kleine prosaische Schriften, 4tes Bändch. 8.

Geschichte der Comisarden. Bey Gelegenheit der jetzigen Revolutionen in Frankreich von neuem erzählt, 1ster Th. 8.

Martinuzzi, oder Leben eines geistlichen Parvenu's, in Beziehung auf neuere Erscheinungen erzählt, vom Verf. des Moriz 8.

Roth, C. F. W. kurz erläutertes genealog. System menschlicher Kenntnisse für die studierende Jugend und andere Liebhaber der Wissenschaften und Künste, Fol. 3 Gr.

Acten,

Acten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte, 2ter Band, 5. bis 14tes Stück.

Repertorium der neuesten Kirchengeschichte, oder Universalregister über die 24 Bände der Novor. Actorum histor. eccl. und der Actor. nostri Tempor.

Huth, Gottfr. allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst, 1sten Bandes 2ter Th. mit Kupf. gr. 8.

No. 16.

Das versprochene Repertorium der neuesten Kirchengeschichte, oder Universalregister über die 24 Bände der Novorum Actorum hist. eccl. und der Actorum nostri Temporis wird nebst dem 100sten Theile der Lezteren, welcher bisher noch gefehlet hat, abgedruckt, und in der Leipziger Jubilatemesse abgeliefert werden, und den 13ten Band der Actor. hist. eccl. nostri Temp. ausmachen.

Weimar, im März 1790.

K. L. Hofmanns sel. Witwe und Erben.

No. 17.

Bey Georg Emmanuel Beer in Leipzig sind in der bevorstehenden Ostermesse folgende neue Bücher zu haben:

Bieneri, C. G. Commentarii de Origine et Progressu legum juriumque Germanicor. Pars IIda 8. maj. 1 Rthl.

Handlungszeitung, allgemeine, auf das Jahr 1790. gr. 8. das Jahr 2 Rthl.

à Linné (Caroli) Systema naturae, per regna tria naturae edidit I. G. Gmelin, Tomi primi pars quarta, 8. maj.

Nouveau Monde peint, à l'usage des enfans IV. Tomes avec 48 Figures enlum. 4. 4 Rthl.

Der Prediger bey besondern Fällen, oder Auswahl der zweckmäßigsten Predigten und Reden, die einem Prediger in seinem

nem Amte zu halten nur vorkommen möchten. Nebst vorangeschickter kurzer Erinnerung, 3ter Theil, gr. 8. 20 Gr.

Derselbe Theil unter dem Titel:

Der Prediger an christlichen Festen, oder Auswahl der zweckmäßigsten Festpredigten. Nebst vorangeschickten Erinnerungen, gr. 8. 20 Gr.

Soldatenspiel für kleine Kinder, zur leichten Erlernung des A. B. C. ein unterrichtendes Geschenk von einem Kinderfreunde, mit 56 illuminirten Kupfern. 12 Gr.

Tagebuch, Leipziger gelehrtes, auf das Jahr 1789, gr. 8. 7 Gr.

Terpsichoriden, 8. 8 Gr.

Unterricht, kurzer und auf Erfahrung gegründeter, von dem was man beym Erkauf eines Ritter- oder andern Landguths und Grundstücks, theils aus der Landwirthschaft, theils aus der Rechtsgelahrtheit zu wissen und zu beobachten nöthig hat, 8. 8 Gr.

No. 18.

Der durch seine Schriften hinlänglich bekannte D. Carl Heinrich von Römer, öffentlicher Lehrer des Staatsrechts zu Wittenberg, bearbeitet nebst mehrern gleich geschickten Männern eine Wochenschrift, welche den 3 März a. c. ihren Anfang nimmt, und im Verlage des dasigen Buchhändlers F. G. Kühne unter dem Titel: Der Zuschauer an der Elbe, erscheint; sie ist zunächst für ungelehrte Leser bestimmt, und wird zur Aufklärung aller neuen Staats- und Weltbegebenheiten dienen. Jede Mittewoche erscheint ein Bogen in 8., und wenn man diesen bey dem Verleger wöchentlich abholen läßt; so pränumerirt man auf 2 Monat mit 4 Groschen. Wer aber dieses Wochenblatt alle 2 Monate brochirt im bunten Umschlag zu haben verlangt, pränumerirt darauf 6 Groschen; jedoch müssen die Pränumerationsgelder postfrey eingesendet werden. Ausserdem kostet jeder einzelne Bogen 9 Pfennige, das Stück auf 2 Monate un-

unbrochirt 6 Groschen, und brochirt 8 Gr. Am Ende des Jahrs wird Titelblatt und Register unentgeldlich nachgeliefert. Der Ladenpreiß für den ganzen Jahrgang ist unbrochirt 1 Thl. 16 Gr., brochirt 2 Thaler. Auswärtige belieben sich mit ihren Verschreibungen ausser den Verleger an die ihnen nahgelegenen Buchhandlungen oder an die Churf. Wohllöbl. Zeitungsexpedition zu Leipzig zu wenden, welche auch gegen eine billige Vergütung des Portos die Blätter auf Verlangen wöchentlich postfrey übersenden wird.

No. 19.

Kurzes Handbuch der Apothekerkunst zum Gebrauch für Lernende, von J. B. T. Stettin, bey Kaffke, 1790. 8. 6 Bogen.

Es scheint zwar, daß wir keinen Mangel an pharmaceutischen Büchern haben, aber sie sind entweder zu kostbar um allgemeinnützig, oder zu weitläuftig und unverständlich, um für Anfänger mit Nutzen gelesen zu werden. So ist z. E. Hagens Lehrbuch, ob es schon in vielen Händen ist, doch noch nicht so sehr ausgearbeitet, als es verdiente, weil der Preiß manchen armen Wißbegierigen abschreckt. Göttlings Einleitung in die pharmaceutische Chemie, ist ein brauchbares, wohlfeiles Werkchen, es schränkt sich aber nur auf die Chemie ein. Netz Anfangsgründe der Apothekerkunst, ist besser zu Vorlesungen geschickt, als für den Lehrling; desgleichen ist auch Gmelins Einleitung in die Pharmacie, mit mehr Nutzen für einen schon geübten zu lesen, als wie für einen Anfänger. Die vielen Dispensatorien helfen endlich dem Lernenden gar nichts; er lernt mechanisch Formeln kennen, ohne etwas dabey zu denken. Das erbärmliche Product der Apothekercatechismus, worin noch hie und da gelesen wird, verdient einmahl verbannt zu

werden, weil ein solcher Mischmasch von Unsinn nur schädliche Folgen stiftet. Um nun diesen Bedürfnissen für Anfänger der Apothekerkunst abzuhelfen, liefert der Verfasser gegenwärtiger Schrift ein Werkchen, welches kurz und deutlich ist, und richtige Begriffe von Chemie und Pharmacie enthält, und wodurch Allgemeinnützigkeit, Kenntnisse und Lust sie zu erweitern, hervorgebracht werden können. Da Kürze vorzüglich nöthig war, so hat er alles nicht unumgänglich nöthige, besonders diejenigen Sachen, von welchen die Dispensatorien häufig Auskunft geben, weggelassen, alles Wesentliche aber berührt, und hierbey die Methode, die Sachen in Fragen und Antworten vorzutragen, gewählt, weil diese die Unkundigen viel leichter fassen und behalten; doch sind die Fragen nicht zwecklos untereinander geworfen, sondern nach Plan geordnet, welcher ungefähr demjenigen, den Herr Prof. Hagen vorgezeichnet hat, ähnlich ist. Er hat bloß bewährte Erfahrungen glaubwürdiger Männer zum Grunde gelegt und für wahr ausgegeben, und alles noch nicht völlig entschiedene als unbestimmt angezeigt. Zuletzt hat er noch zwey Tabellen beygefügt; die ersten, um die bey pharmaceutischen Arbeiten vorfallenden Verwandschaften sinnlicher zu machen; und die zweyte, die von Fr. Bindheim ist, um eine nochmahlige Uebersicht des Ganzen zu geben. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser durch dieses Werkchen seinen Endzweck erreichen und vielen Nutzen stiften werde. Der Preis ist 8 Groschen.

No. 20.

Der fast unübersehbare Vorrath von Musicalien aller Art läßt beynahe in keinem Fache einen Mangel entdecken; und demohngeachtet hört man hin und wieder Klagen über Mangel an Musicalien. Woher entstehen diese Klagen? Hat man nicht die ausgesuchtesten musicalischen Stücke grosser Männer? Hat nicht jeder Liebhaber durch die Erfindung des Notendrucks außerordentlich gewonnen? Ist aber durch

die

die Schriften dieser großen Männer jedem Mangel abgeholfen? — Vielleicht ist diese Frage durch folgendes beantwortet:

Nicht jeder Liebhaber der Musik ist ein Kenner derselben, und nicht jeder Clavierspieler ist ein Musikus. Solte nun wol für diesen Liebhaber und für diesen Clavierspieler bey dem großen Vorrathe von Musicalien zweckmäßig gesorgt seyn? Dieses ist eine leicht zu beantwortende Frage: denn unter den jetzt vorhandenen Musicalien ist gewiß für einen jeden Liebhaber etwas, habe er auch Geschmack wie er wolle; allein diese Liebhaberey ist mit gar vielen Kosten verknüpft. Gesetzt, es fände jemand Vergnügen an kleinen, leichten, dabey aber geschmackvollen Arien, Rondo's und dergleichen, würde dieser nicht, um seine Neigung zu befriedigen, ganze Sammlungen anschaffen müssen, um etwas hieraus für sich zu wählen. Oder, es fände jemand Vergnügen daran, zum Zeitvertreibe kleine Stücke ohne Anweisung zu lernen; würde nicht auch dieser seinen Zeitvertreib theuer bezahlen müssen? — Und endlich, wie viel Mangel spührt man nicht bey angehenden Lehrmeistern des Clavierspielens, die oft wegen der Auswahl der Anfangsstücke für ihre Schüler in der größten Ungewißheit sind.

Diesen Mangel abzuhelfen, und den sich selbst bildenden Clavierspieler es zu erleichtern, hat sich eine Gesellschaft theoretischer und practischer Musiker entschlossen:

Eine musicalische Monatsschrift, monatlich zweymal einen Bogen in Queerquart, herauszugeben, und zwar mit der Einrichtung:

1.) Soll das erste Blatt dieses Bogens eine Anweisung zum Clavierspielen enthalten, welche jedesmal auf dem ersten Blatte aller folgenden Bogen fortgesetzt werden soll. Deswegen soll auch nur dieses erste Blatt eines jeden Bogens paginirt werden, damit beym Schlusse eines Jahres ein jeder nach Gefallen die vorräthigen Bogen zerschneiden,

[illegible] zum Clavierspielen besonders hef-
werde[illegible]
Fo[illegible] [illegible] übrigen drey Blätter eines jeden Bo-
Ap[illegible] [illegible]ndige Angloisen, Quadrillen, Francoi-
S[illegible] [illegible]ondo's, Arien mit untergelegten Text,
[illegible] [illegible]gleichen beliebte Stücke von den besten
[illegible]er Zeit enthalten. Das vierte Blatt eines
[illegible] welches allein nur immer Angloisen und Qua-
[illegible]enthalten soll, kann abermals ein besonderes Heft
[illegible] nur das zweyte und dritte Blatt eines Bogens
[illegible]zertrennlich. Diesen Stücken soll auch die nöthigste
[illegible]ngerordnung beygesetzt werden.

3.) Soll unter dieser Sammlung auch auf Stücke für die Harfe mit Begleitung einer Flöte Rücksicht genommen werden, damit auch Liebhaber dieser Art Unterhaltung finden.

Die Stücke, welche geliefert werden sollen, sind nicht das Product eines Componisten, sondern man soll aus vielen Sammlungen die besten und ausgesuchtesten Stücke erhalten, doch immer mit dem Beding, daß sie leicht und gefällig sind. Diesen Stücken soll der Name des Verfassers gewissenhaft vorgesetzt werden, und wenn Liebhaber etwas zum Einrücken einsenden, welches ungenannt bleiben soll, denen verspricht man Verschwiegenheit.

Vom 1sten April dieses Jahres an soll monatlich zweymal, nehmlich zum Anfange und in der Mitte des Monats ein Bogen unter obengenanter Gestalt erscheinen. Der Preiß für jeden einzelnen Bogen, welcher immer auf gut Schreibpapier sauber gedruckt werden soll, ist zwey gute Groschen festgesetzt, folglich beträgt das Quartal 12 Groschen. Bis gegen Anfang jeden Quartals, kann aufs nächste pränumerirt werden; so wie zu diesem ersten noch der Termin bis Ende dieses Märzmonats offen ist. Will jemand seines Orts oder Gegend Collectionen übernehmen, der erhält auf 10 Exemplar das 11te frey. Wegen Fracht oder sonstigen Provisionen kann man sich bey diesem wohlfeilen Preiß auf nichts

nichts weiter einlassen. Der Buchdrucker Hendel besorgt im Namen der ganzen Gesellschaft alle Aufträge, weswegen sich auch alle respective Liebhaber hieher wenden mögen, wo man die beste Bedienung erfahren wird; doch bittet man alle Aufträge und Gelder franco einzusenden.

Halle in Sachsen, den 25. Febr. 1790.

Die Hendelsche Notendruckerey allhier.

No. 21.

Verlagsbücher Joh. Christ. Kriegers des jüngern in Gießen. Jubilatemesse 1790.

Abhandlung vom Torf, dessen Ursprung, Nachwuchs, Aufbereitung, Gebrauch und Rechten zum Torf- und Steinkohlenbrand, 8. 8 Gr.

Vom Anbau der vorzüglichsten in- und ausländischen Holzarten, oder von der Holzcultur, 8. 5 Gr.

Vom Anbau der vorzüglichsten Futtergewächse, 8. 4 Gr.

Bergen, L. C. Denkwürdigkeiten in dem Leben Jesu nach den 4 Evangelisten, 1ster Theil, 8. 20 Gr.

Hrn. Bernhard Grundlehren der Hydraulik und deren Anwendung, mit Anmerkungen herausgegeben von C. C. Langsdorf, mit Kupfern, gr. 8. 3 Rthl.

Beschreibung eines mit mehr Holzersparung wohleingerichteten Backofens, mit Kupf. 8. 5 Gr.

Burserius von Kanilfeld Anleitung zur Kenntniß und Heilung der Petechen, gr. 8. 1 Rthl.

v. Cancrin, Fr. L. Abhandlung von einer feuerfesten und am Brand erspahrenden Fruchtriege und einer neuen Methode, Heu und Grummet bey nasser Witterung zu dörren und zu trocknen, mit Kupf. 8. 6 Gr.

— vollständige Abhandlung vom Kalkbrennen, m. K. 8. 12 Gr.

Neue Casualbibliothek für Prediger, 2ter Theil, 8. 6 Gr.

Grundriß der Forstwissenschaft, 8. 4 Gr.

Hezel,

Hezel, W. Fr. Orion, ein Blatt für Bibel und Religion, 1stes und 2tes Stück, 8. 10 Gr.

Höpfners, L. J. F. Naturrecht, 5te Aufl. 8. 20 Gr.

Krebs, M. A. Lehrbuch der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, mit Anmerkungen von K. C. Langsdorf, 3te Aufl. mit 1. Kupf. 8. 6 Gr.

Predigten über die christliche Moral, 6ter und lezter Band, 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Religionsbegebenheiten, die neuesten, pro 1790. 1stes bis 4tes Stück, 8. 12 Gr.

Roos, M. Fr. Skizzen über humanistische Litter. 8. 16 Gr.

Steubing, Herm. Biographie berühmter Reformatoren, ein Beytrag zur Kirchengeschichte, 8. 12 Gr.

Walther, Fr. C. Lehrbegrif der deutschen Landwirthschaft, nach den Bedürfnissen unserer Zeit, 2 Theile, 8. 1 Rthl. 2 Gr.

Künftige Michaelimesse 1790 erscheint.

De la Gueriniere Ecole de Cavalerie, contenant la Connoissance, l'Instruction & la Conservation du Cheval avec figures, gr. 8. in einer guten deutschen Uebers.

Koester recueil des diverses pieces en prose & en vers, 3te verbesserte Auflage, 8.

Pfaff, W. richtige Bestimmung des wahren Holzgehalts derer Stämmen nach aller ihrer Verschiedenheit zu genauer Anschatzung derer Waldungen, als Grundlage einer sichern Forstwirthschaft, ein Taschenbuch für Forstbediente in Tabellen, 8.

No. 22.

Verlagsbücher der neuen academischen Buchhandlung in Marburg. Jubilatemesse 1790.

Archiv für Roßärzte und Pferdeliebhaber. Herausgegeben von Busch und Daum, 2tes Bändch. 8. 8 Gr.

Auswahl der besten Aufsätze über die Kantische Philos. 8. 16 Gr.

Bi-

Bibliothek, neue militärische, 3tes Bändch. 8. 16 Gr.

Biernstiel, Dr. die Sterblichkeit in dem Kranken- und Waysenhause zu Bruchsal nebst Krankenverpflegung im Stifte Speier, in practisch tabellarischen Erläuterungen, 8. 10 Gr.

Bluhm, Herm. Versuch einer Beschreibung der hauptsächlichsten in Reval herrschenden Kranckheiten, 8. 10 Gr.

Curtius, M. Conr. Grundriß der Universalhistorie, 8. 14 Gr.

v. Gehren, C. Chr. Warnung für groberm Diebstahl, eine Predigt, gr. 8. 2 Gr.

Jung, D. J. Heinr. Lehrbuch der Cameralwissenschaft oder Cameralpraxis, gr. 8. 1 Rthl. 4 Gr.

Kinderbibliothek, lustige, ein Abendgeschenk für solche Kinder, die am Tage fleißig und gut waren, 2ter Th. 8. 14 Gr.

Koeppen, Io. Fr. vulneribus et vlceribus medendi ratio, 4. 3 Gr.

Ledderhose, C. G. kleine Schriften über das Staats- und Fürstenrecht, 3ter Theil, gr. 8. 20 Gr.

Lorsbach, G. W. über eine missverstandne Stelle des arabischen Geschichtschreibers Ebn Chalican, 8. 2 Gr.

Lucians Reisebeschreibung für die Jugend, 8. 4 Gr.

Mönch, Dr. Conr. Lehre von den einfachsten und gebräuchlichsten zusammengesezten Arzneymitteln, gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Plitt, J. Jac. Predigt: wie sollen wir dem Herrn seine Wohlthaten vergelten? 8. 1 Gr. 6 Pf.

Robert kleine juristische Abhandlungen, 8. 6 Gr.

Seel, W. H. Briefe über das preußische Religionsedict.

Visitenbillets, schwarz und gemahlt. Das Hundert 12 Gr. netto

Hrn. Geheimenrath Baldingers Bildniß. 2 Gr.

No. 23.

Bey Kriegern dem jüngern in Gießen ist nunmehro der sechste und lezte Band der Predigten über die ganze christliche Moral erschienen, welcher noch vor allen vorhergehenden Bän-

den ganz unläugbare Vorzüge hat, und sowohl den Werth des ganzen Werks erhöhet, als die Brauchbarkeit desselben bestätigt und erleichtert. Denn ausser dem fortgesetzten Repertorium der besten gedruckten Predigten über die christliche Moral, sind diesem Bande noch vier nützliche Register angehängt. 1.) Ein Verzeichniß der in dem ganzen Werke erklärten Schriftstellen; 2.) ein Verzeichniß der in dem Werke vorkommenden Predigten über die Sonn- und Feyertäglichen Evangelien und Episteln; 3.) ein Verzeichniß aller Predigtensammlungen, welche bey diesem Werke gebraucht worden sind, und eine Predigtenbibliothek von 267 Bänden ausmachen; 4.) ein Realregister, worinnen alle 6 Bände so ausgezogen und zergliedert sind, daß man über jede Pflicht des Christenthums einen hinlänglichen Entwurf zu einer Predigt über dieselbe finden und jeder Prediger sich bey allen seinen moralischen Vorträgen darin Raths erholen und reichen Stoff zu denselben antreffen kann. Noch sind alle 6 Bände in allen Buchläden und während der Leipziger Messe unter dem Gewandhause No. 2. zu haben.

No. 24.

Bey Karl Franz Köhler in Leipzig erscheinen auf vorstehende Ostermesse 1790 folgende Bücher:

Auswahl der besten prosaischen Aufsätze der Ausländer für Deutsche, 1. B. 8. Schreibp.

Etwas über die jetzige innere Verfassung der Herrnhuter, zweyte ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage 8. (Die erste Auflage war nur 3½ Bogen, die jetzige hingegen enthält 10½ Bogen.)

Herrmann und Julie, mehr als Roman, 8. Schreibp.

Lauverjat neue Methode des Kayserschnitts, nebst einer Vergleichung dieser Methode mit der Schambeintrennung; aus dem Französischen übersetzt und mit vielen practischen Anmerkungen versehen, 8.

Skiz-

Skizzen einer Sittengeschichte von Sitten und Gebräuchen der Franzosen, vom ältesten bis zum neuesten Zeiten, 8.

Ferner folgt auf Johannis:

Leben des Grafen Zinzendorf und Pottendorf rc. Stifters der Brüdergemeine, 8.

Man hat zwar schon zwey Lebensbeschreibungen von diesem merkwürdigen Manne, die erste erschien 1749, war aber nicht vollständig und fehlt auch jetzt. Die Zweyte von Herrn Spangenberg in Barby, herausgegeben in 8 starken Octavbänden, deren jeder gegen 1½ Alphabet enthält, ermüdet den Leser, auch kann der darin herrschende, einförmige Ton, nur für Herrnhuter etwas angenehmes haben. Der Verfasser des Etwas über die Verfassung der Herrnhuter ist also entschlossen, diese merkwürdige Lebensgeschichte so zu bearbeiten, daß sie für Jederman geniesbar werden soll, und schmeichelt sich daher vom Publicum gut aufgenommen zu werden. Die ganze Lebensgeschichte wird circa 18—20 Bogen stark, auf schönen weißen Druckpapier, und mit dem Bildniß des Grafen en Medaillon versehen, auf oben bestimmte Zeit die Presse verlassen.

No. 25.

Kein Roman, sondern wahre Geschichte eines noch lebenden Bürgers.

Unter diesem Titel bin ich gesonnen, meine gewiß in ihrer Art einzige Lebens- und Reisebeschreibung drucken zu lassen. Ich verließ Gotha, meinen Geburtsort als Schuhmachergeselle, und gieng, nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland, nach Schweden, wurde unter den dasigen Truppen Kostmeister, diente darauf der Republik Holland als Potolier auf einem nach Marco bestimmten Kriegsschif, reiste nach meiner Zurückkunft von Rotterdam zur See nach Italien, trat daselbst als Fourier in kayserliche Kriegsdienste, machte darauf lahm und mit Krücken versehen die

die Reise von Italien bis an die türkische Gränze, brauchte die daselbst befindlichen Mehadierbäder, und stationirte in der Folge als Fourier zu Schuppaneck, Mehadia, Semlin, Werschetz und Temeswar, wurde darauf Uebersetzer in dem wichtigen Processe des Grafen St. . .g gegen Secondo Limoni, 35,000 Fl. vorgeschossene Gelder betreffend, und dann Rechnungsführer bey dem Reisbau zu Katai, dann Gastgeber des Graf Forvischen Gasthauses in Temeswar; gieng hierauf nach Wien, von da nach Gotha, wurde Schumachermeister, und zuletzt italiänischer Sprachmeister. Ausser vielen nicht ohne Nutzen seyenden Nachrichten, werde ich die in Deutschland noch sehr unbekannten und doch so vortreflichen Bäder zu Mehadia ausführlich beschreiben, dann das Contumazwesen zu Schuppaneck, Panczowa, Uipalanka und Kubin, nebst der Art, wie man daselbst mit den Türken zu handeln pflegt, wie auch die Sitten und Gebräuche der Wallachen und Raitzen; ferner die Reiscultur zu Katai, Homor und Derta; eine merkwürdige mich selbst betreffende Seelenverkäufergeschichte zu Rotterdam, nebst der wirklichen Befreyung von dem eine Stunde vom Land vor Anker liegenden Kriegsschiffe. Ich verlange keine Pränumeranten, sondern nur Subscribenten; solten sich derer bis zu Ende Juny 1790 eine hinreichende Anzahl finden, um die Druckkosten bestreiten zu können, so soll dieses Werkchen etwa 1½ Alphabet stark Michaelis jetztlaufenden Jahres ganz gewiß erscheinen. Bekannte und unbekannte Freunde und Gönner, welche gefälligst Subscribenten zu sammeln belieben wollen, erhalten ausser meiner verbindlichsten Dankbarkeit auf 10 Exemplare 2, und auf 5 eins frey. Der Subscriptionspreiß ist 22 Gr. courant. Briefe und Geld erbitte ich mir postfrey unter folgender Adresse einzusenden:

An
Johann Caspar Steube,
italienischen Sprachmeister in Gotha.

No. 26.

No. 26.

Friedrich Severin hat seit voriger Michaelismesse 1789 bis Ostermesse 1790 folgende neue Bücher verlegt, welche bey ihm in Weißenfels oder auch Messenszeit in Leipzig in seinem Quartiere auf dem alten Neumarkt in Naumans Hause, so wie in allen ansehnlichen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind.

(Die mit * bemerkten Bücher waren vorige Michaelismesse neu.)

Abhandlungen über theologische und moralische Gegenstände. 8vo. 12 Ggr.

Alcibiades, (der deutsche) mit einem Titelkupfer. Erster Theil, 8vo. 1 Rthl.

Biographien für die Jugend, 1. Bändchen. 8vo. 9 Ggr.

Försters, (M. J. C.) Lehrbuch der christlichen Religion, nach Anleitung des Kathechismus Lutheri; dritte Auflage. Mit Churfürstl. Sächs. gnädigstem Privilegio. 8vo. 9 Ggr.

(Wer eine Parthie nimmt und baar bezahlt, erhält solches etwas wohlfeiler.)

*Dessen: Zur Familienerbauung; eine Auswahl von Predigten über häusliche Angelegenheiten. Zweyte Auflage. 8vo. 12 Ggr.

Dasselbe Buch auf Schreibpapier gedruckt. 16 Ggr.

Försters, (Thomas) Beschreibung des chinesischen Reichs, seiner Einwohner und ihrer Sitten, Gesetze und Religion; Gesprächsweise zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung für den Bürger und Landmann. 1. Bändchen. 12mo 9 Ggr.

(Dieses Buch wird auch als Monatschrift mit Anfang jedem Monats in kleinen Heften ausgegeben.)

Geschichten, (kleine skizzirte) von verschiedenen Verfassern. 4ter Band. 8vo. 16 Ggr.

Gottschalg, (J. G.) Erklärung der Haustafel; mit einer Vorrede über die Vorsichtigkeit und Klugheit, die Haustafel nach den Bedürfnissen unserer Zeit zu erklären; vom Herrn Konsistorialrath und Superint. Oemler. 8vo.

Horrer, (M. G. A.) Almanach für Prediger die lesen, forschen und denken, aufs Jahr 1790. 8vo. 12 Ggr. (Von den vorigen Jahrgängen sind noch einige komplette Exemplare vorräthig.)

Di-

Dizionario Italiano - Tedesco e Tedesco - Italiano di Crist. Gius. Iagemann; Tomo Primo, che comprende il Dizionario Italiano - Tedesco, composto in compendio su i Dizionarj dell' Accademia della Crusca e del Sig. Abbate Francesco de Alberti di Villanuova ed accresciuto di molti articoli importantissimi delle Scienze e Arti, che non si trovano negli altri Dizionarj finora pubblicati; ottavo grande.

Jagemanns, (C. J.) italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch, aus dem Wörterbuche der Florentinischen Akademie della Crusca gezogen, und mit vielen wissenschaftlichen und Kunstwörtern aus verschiedenen Wörterbüchern und Werken bewährter Schriftsteller vermehrt. 1sten Bandes 1ster Theil, von A bis mit M. gr. 8vo. 6 Rthlr. komplett. (Die respektiven Subscribenten erhalten es auf gut Schreibpapier für eben den Preiß.)

(Von diesem Buche sind auch Exemplare auf ganz fein Papier in Quarto mit breitem weißen Rande gedruckt und für 2 Louisd'or zu haben; die respektiven Subscribenten hingegen erhalten diese Ausgabe um einen Thaler und zwölf Groschen wohlfeiler. Noch dienet zur Nachricht, daß dieses Werk nicht vereinzelt wird, sondern wer die erste Abtheilung kauft, die folgenden, ohne weiter was zu bezahlen, baldmöglichst nach erhält.)

Jugendfreuden, eine Monatschrift für Kinder von 8 bis 15 Jahren; July bis Dezember 1789 und Januar bis Juny 1790. 8vo. Jährlich 1 Rthlr. Pränumeration; wer nicht pränumerirt bezahlt im Buchladen 1 Rthlr. 6 Ggr.

(Wird fortgesetzt.)

Metzgers, (D. J. D.) medizinisch-philosophische Anthropologie für Aerzte und Nichtärzte; zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. 8vo. 12 Ggr.

Dasselbe Buch auf fein Schreibpapier gedruckt. 16 Ggr.

Museum für Frauenzimmer von einigen ihrer Mitschwestern; eine Quartalschrift. 1stes Bändchen. Mit Kupfern und Notenblättern. 12mo.

(Man

(Man pränumerirt auf diese Quartalschrift jährlich mit einem Dukaten; brochirt aber mit 3 Rthlr. Sächß. und erhält dafür 4 Bändchen; ein einzelnes Stück wird nicht verkauft. Das 2te Bändchen, oder 2tes Quartal, wird in 3 Wochen nach der Messe fertig.)

*Origines Backel; eine komische Geschichte. 2ter und letzter Theil. 8vo. 16 Ggr.

*Dasselbe Buch, 1ster Theil, mit einem Titelkupfer, neue Auflage. 8vo. 18 Ggr.

*Reisen (theatralische) 2ter und letzter Band. 8vo. 16 Ggr.

Seidels (C. A.) Schauspiele für die Jugend. 1. Bändchen. 8vo. 9 Ggr.

Wahrheit und wahrscheinliche Dichtung; eine unterhaltende Wochenschrift für den Bürger und Landmann aufs Jahr 1789. 4to. 20 Ggr. (Wird fortgesetzt.)

(Von 1788 sind noch 17 Exemplare vorräthig, diese stehen den Liebhabern zu Diensten.)

Neues Gesellschaftsspiel zur angenehmen Unterhaltung 1 Rthl. (Wird erst zu Ende der Messe fertig vom Buchbinder geliefert.)

(In Commißion.)

Preußen, (die) vor Europens Richterstule, angeklagt von einer Gesellschaft Zeugen und Schlachtopfern ihres Einbruchs in die Provinz Holland. Aus dem Franz. mit Anmerkungen von einem Deutschen, der weder Statthalterianer noch patriotischer Holländer ist. 8vo. Cöln a. R. 16 Ggr.

Kupferstiche.

Ihro Durchlaucht der Churfürst zu Sachsen, vom Hrn. Prof. Schenau gezeichnet und von Herrn Stölzel gestochen, 15 Zoll hoch und 11 Zoll breit, auf groß Schweizerpapier abgedruckt.

Ein weibliches Brustbild, mit der Unterschrift: *Sine Cerere et Bacho friget Venus*, von Herrn Prof. Schenau gezeich-

zeichnet, und von Herrn Brummer gestochen, oval 8 Zoll hoch und 6 Zoll breit.

Ein weibliches Brustbild mit der Unterschrift: *Risa*, von Herrn Prof. Schenau gezeichnet, und von Herrn Stölzel gestochen, oval in 8vo.

Eine Gruppe von zwey weiblichen und einem männlichen Brustbilde, von Wiegley, oval in 8vo.

No. 27.

Museum für Frauenzimmer von einigen ihrer Mitschwestern, eine Quartalschrift. Erstes Quartal, mit einem Titelkupfer von Hrn. Stölzel; Vignette vom Hrn. Lips und einem Notenblat. Weißenfels, bei Severin.

Dieses erste Quartal, der Frau von la Roche gewidmet, enthält auf XVI. Seiten Ankündigung und Inhaltsverzeichniß und auf 292 Seiten folgende Aufsäzze, deren Vortrag und Inhalt dem weiblichen und männlichen Lesepublikum von Geschmak ohne Zweifel ganz Genüge leisten wird. Druk, Format und Papier sind der Sache angemessen. Der Inhalt ist folgender:

1. Das kluge Mädchen, Gedicht. 2. Leiden und Liebe, eine Novelle nach dem Französischen. 3. An Sophie Albrecht, Gedicht. 4. Der erste Morgengruß; eine Idylle. 5. An Hrn. v. G. den Aeltern, bei Uebersendung meiner guten Fleurette, Gedicht. 6. Der modige Hut. (Eine häusliche Scene) dramatisirt. 7. An meine traurige Freundin, Gedicht. 8. Cornelie Sedley; Geschichte einer jungen Witwe, vom Hrn. von Montagne. (Ein engländischer Roman im gedrängtem Auszuge) Wird fortgesezt. 9. Amalia, eine Erzählung in Versen. 10. Meine Gedanken, als ich im historischen Kalender für Damens auf das Jahr 1790, von den Pythagorischen Frauen las. 11. Werth und Gebrauch, ein Gedicht. 12. Friderike von Hagenau, eine Erzählung. 13. Das Veilchen, ein Gedicht.

Der Pränumerationspreiß ist für jährliche 4 Bändchen ein Ducaten roh; gebunden aber 3 Rthlr. Sächsisch.

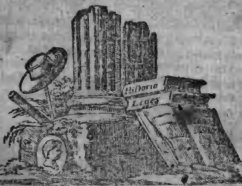
Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. V.

May.

Leipzig, bey G. J. Göschen.



Mit diesem 7ten Theil ist die Sammlung von Schriften des Herrn Geh. Raths von Göthe in 8 Theilen — der 8te Theil ist bereits ausgegeben — beendigt. Das Publikum kann nun berechnen, was es darin erhält, und wird mit dieser Rechnung nicht unzufrieden seyn. Die ehemals schon erschienenen Schriften sind in dieser Ausgabe theils gänzlich umgearbeitet, theils vermehrt und geändert. Claudina von Villa Bella, Erwin und Elmire könnte man ganz neue Werke nennen; die Leiden Werthers haben beträchtliche Zusätze, Götz von Berlichingen, Stella, Clavigo die letzte Revision erhalten. In der Ankündigung dieser Ausgabe konnte der Verleger die neuen, vorher noch nicht erschienenen Werke des Herrn von Göthe zum Theil nur als Fragmente versprechen. Der Herr Verfasser hat sich aber geneigt finden lassen, den größten Theil derselben zu vollenden. Die Gestalt, worin die unsterblichen Werke: die Iphigenie, der Tasso und der Egmont gegeben sind, werden allein den Verzug entschuldigen, welche bey der Erscheinung der einzelnen Theile der Sammlung nothwendig war, wenn der Herr Verfasser die letzte Hand an dieselben legen wollte. Neue Stücke hat das Publikum überhaupt erhalten:

Zueignung an das deutsche Publikum,
Die Mitschuldigen,
Iphigenie,
Die Geschwister,
Der Triumph der Empfindsamkeit,
Die Vögel,
Lila,
Jeri und Bätely,
Die Fischerin,
Egmont,
Tasso,
Faust,
Vermischte Schriften und Gedichte,
Scherz, List und Rache.

Alle

Alle diese Schriften können die Besitzer der alten Ausgabe auch einzeln erhalten. Dem Verleger sey es erlaubt, nun auch ein Wort von der äussern Gestalt seines Verlagsbuches zu sagen. Er dachte: einen Lieblingsschriftsteller führt man gern immer bey sich, es wird also gut seyn, wenn man zuerst eine Ausgabe liefert, welche so bequem als möglich ist; er fand ein nicht starkes feines Schreibpapier dazu am schicklichsten, damit ein Band von 1 Alphabet eine so geringe Dicke erhalten möchte, daß er noch immer ein sehr bequemes Taschenbuch abgeben könnte. Um aber doch auch diejenigen noch eher zu befriedigen, bis die Umstände eine sehr elegante und kostbare Ausgabe für den begüterten Theil der Nation möglich macht — welche jedoch in Ansehung des Inhalts vor der jetzigen keinen wesentlichen Vorzug haben wird — hat der Verleger einige Exempl. der gegenwärtigen Ausgabe auf holländisch Papier abdrucken lassen. Diese Exemplarien auf holländisch Papier werden aber erst in einem Jahre ausgegeben, weil die Kupfer von dieser Taschenausgabe zu der auf holländisch Papier neu gestochen werden müssen, um sie nicht schlechter zu dieser als zu jener Ausgabe zu liefern. Der Preis der 8 Theile auf holländisch Papier mit neugestochenen Kupfern ist 12 Rthlr. Es sind nur wenige Exempl. davon abgedruckt und sie werden nicht ohne Vorausbezahlung verlassen. Die jetzt vollendete Ausgabe kostet, wie man weiß, nunmehro 8 Rthlr. Eigentlich kann solches niemand in Ansehung der hohen Preise, der Papiere und der Kupfer, von den vorzüglichsten Meistern, nach vortreflichen Zeichnungen, zu hoch finden; aber nicht einem jeden Liebhaber der Göthischen Schriften ist es leicht, 8 Rthlr. dafür auszugeben. Auch für diese hat der Verleger gesorgt und eine ganz wohlfeile Ausgabe auf Druckpapier mit einigen Kupfern in vier Bänden besorgt. Zwey Bände sind davon fertig. Die andern zwey folgen bald nach. Alle 4 Bände, welche die Acht Bände der bessern Ausgabe enthalten, kosten 3 Rthlr. 16 Gr.

Leipziger Ostermesse, 1790.

Georg Joachim Göschen.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. V.

M a y.

I n h a l t.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. V.
May.

I.

Briefe aus Canada, geschrieben von einem deutschen Officier im americanischen Kriege.

Diese nie zum Druck bestimmten und folglich nicht gefeilten Briefe enthalten so manche neue geographische, historische und sittliche Nachrichten aus einer wenig bekannten Weltgegend, daß ein jeder Leser dieses Journals dem würdigen Verfasser derselben für deren Mittheilung danken wird.

v. A.

Batiscamp, den 2. Nov. 1776.

Erster Brief.

An Herrn Cr. v. S.

Per varios casus, per tot discrimina rerum, bin ich endlich abermahls bis zu dem glücklichen Zeitpunct gelangt, mich mit meinen Freunden wieder schriftlich zu unterhalten.

Was ich seit meinen letzten sub No. 3, aus Quebec abgeschickten und an den Herren D. Schaper adreßirten Brief, gesehen, gethan, gehört und erfahren habe, wird dieser Brief enthalten. Den 25. Sept. debarquirte das Bataillon von Berner bey Quebec, und trat sogleich seinen Marsch zur Armee an, den 26. debarquirte das halbe Regiment Specht, und folgte, und den 27. debarquirte das Regiment von Rhetz, und trat einen gleichen Marsch an. Der Oberste Specht, welcher bey der Armee zum Brigadegeneral declarirt ist, schickte mir bereits den 24. Sept. eine Ordre zu, die Stelle eines Brigademajors bey ihm zu bekleiden, weswegen ich den 24. aus meinem Schiffe nach Quebec gieng, und den 25. in Quebec Gelegenheit hatte, einen Freymaurer der englischen Loge öffentlich begraben zu sehn. Zwey Maçons mit Trauerestandarten eröfneten den Trauerzug. Diesen folgte die ganze Loge paarweise, und zwar nach ihren Bedienungen und Receptur in der Loge, in ihrem völligen Ornate, mit feinen weißen ledernen Schurzfellen vor den Knien, und mit Maurerkellen an der Seite. Der Frere terrible beugte sein entblößtes Schwert zu Grabe. Alle Maçons waren schwarz gekleidet, statt der Trauermäntel aber hatten sie eine 2 handbreite feine weiße leinene Leibbinde, von der rechten Schulter zur linken hangen, so wie die Hanoveraner ehedem ihre Schärpen trugen, und von der rechten Seite ihres Huths hieng ein gleiches weißes zusammengefaltenes Tuch statt eines Flores auf 1½ Ellen herunter. Hinter der Loge giengen zwey englische Prediger in gleichen Trauerhabiten, und diesen folgte ein Detachement von 1 Officier, 4 Unterofficier und 30 Mann von der englischen Milizcompagnie in Quebec mit zu

Grabe

Grabe tragendem Gewehr, weil der Verstorbene ein Officier in Miliz gewesen war; auf dem Sarge lagen des Verstorbenen Degen und Maurerhabit, und Freres servantes trugen den Sarg. Hinter der Leiche folgte die Milizcompagnie des Verstorbnen in ihrer gewöhnlichen Kleidung und ohne Uniform. Feyerlicher, stiller und ruhiger habe ich noch kein Leichenconduct gesehen. An eben diesem 25. Sept. wurde das braunschweigsche Dragonerregiment, welches bisher nebst dem Regiment Prinz Friederich noch stets in Quebec gelegen hatte, auf 4 Schounder, (einer Art zweymastiger Schiffe) embarquiret, um auf dem Laurenzfluß bis Sorel zu gehen. Das Regiment Prinz Friederich blieb zur Besatzung in Quebec nebst etwan 400 reconvalescirten und commandirten Engländern.

Den 26. marschierte der Herr Obrist Specht mit seinem halben Regiment durch die Stadt Quebec und zum St. Johannsthor hinaus. Hier sahen wir die im vorigen Jahr der Rebellen und der Vertheidigung der Stadt wegen, abgebrannte Vorstadt von St. John, in ihren traurigen Trümmern. Wir paßirten sehr schöne Landhäuser verschiedener reicher Einwohner in Quebec, von welchen aber verschiedene von den Rebellen, aus Haß gegen deren Besitzer in die Asche gelegt waren. Wir hatten einen sehr guten Weg, und nahmen unser Quartier in der Paroise St. Foix, welche 2 und ½ Lieues von Quebec entfernt ist. (Eine Lieue ist beynahe ¾ Stunde Weges oder ⅛ deutsche Meile.) Die Paroise St. Foix liegt am nördlichen Ufer des Laurenzflusses, hat sehr gute und fast lauter steinerne Häuser, und fürtrefliche Felder,

Wiesen, Anger und Gärten. Sie und alle auf dieselben in diesem Briefe folgende Herren erlauben, daß, ehe ich weiter marschiere, ich Ihnen erst generelle Begriffe von Canada beybringe, weil meine Reise Ihnen sonst manchmahl unverständlich seyn möchte.

In ganz Canada sind nur 3 Städte, nämlich Quebec, Troisrivieres und Montreal, die alle drey am Laurenzfluße liegen. Alle übrige Niederlassungen der Europäer bestehen in Paroisen oder Forts, und dieser Paroisen sind soviel in Canada, daß wenn man von der Insel Bic, die nicht sehr weit vom Golfo di Laureno liegt, die Paroisen in Canada bis über halb Montreal und bis an den Champlain See zusammen nimmt, man gewiß über 60 bis 70,000 streitbare Männer auf denselben auf die Beine bringen könnte. Eine Paroise aber ist eine Art von Dorfschaft, deren Häuser nicht dichte aneinander stoßen, sondern 100, 200 ja oft 600 Schritt von einander liegen, auch wohl durch Flüße, Waldung rc. unterbrochen werden. Eine Paroise ist daher gemeiniglich einige Lieues lang, der Weg läuft allemahl an selbige her, und alle Häuser derselben liegen dergestalt auf einer oder der andern Seite desselben, daß solche allemahl gesehn werden können. Erstreckt sich etwan ein Bach oder ein Fluß seitwärts gegen eine Paroise, so laufen an selbige auch noch wohl Habitations in ausspringenden Winkel, von Wege ab, hinauf. Alle Häuser liegen daher neben, und niemahl hintereinander.

Ein jeder Habitant hat nach Beschaffenheit des Platzes und der Umstände alle seine Felder, Wiesen, Anger

und

und Gärten vor oder hinter seinem Hause, oder auch wohl an beyden obgedachten Seiten. Seine zum Hause gehörige Waldung hat er gleichfalls in der Nähe, und als ein ihm zugetheiltes Eigenthum. Ein jedes Feld, Wiese, Anger und Garten ist mit einer sehr leichten Umzäunung umgeben, die nach Beschaffenheit der Umstände sehr leicht verrückt werden kann. Wer die Verschläge oder umschlossene Campe, in den Marschländern des Bremschen gesehen hat, kann sich davon eine deutliche Vorstellung machen. Ueberhaupt hat der canadische Ackerbau viele Aehnlichkeit mit dem im Bremischen. Die Brachfelder geben die schönste Weide für das Vieh, und diese letztern v. v. zu ihrer Zeit die besten Kornfelder ab. Bis in den späten Winter geht alles Vieh in den Verschlägen oder im Holze, und kömmt auch des Nachts in keinen Stall. Vom Dünger mit Miste weiß man nichts. Alles Getreide wird mit der Sichel geschnitten, und man erndtet dahero nur kurzes Stroh. Das Feld, welches das andere Jahr besäet werden soll, wird im späten Herbste gepflüget, und bleibt so den Winter liegen, und im Frühjahr wird das Korn hineingesäet, und der Acker alsdenn mit dreyeckten Eggen geegget. Man bauet in Canada sehr guten Weitzen und ziemliche Gerste und Hafer, auch türkschen Weitzen, imgleichen hin und wieder Flachs und Hanf. Rocken, imgleichen Sommer- und Wintersaat wird gar nicht gebauet. Erbsen, Wicken und Feldbohnen und Vietsbohnen bauet man ebenfalls, und in den Gärten findet man weißen Kohl, Stockrüben, Kartoffeln, Kohlrüben, gelbe Rüben, Kürbisse, Gurken, Lauch, Zwiebeln, Petersilge, auch nicht sehr selten Spargel und Melonen. Das Winterobst ist nur um

Montreal häufig und gut. Vornehme oder Reiche haben es aber auch zum Theil in andern Paroisen ganz gut. Die gemeinen Habitans legen sich fast gar nicht auf die Zucht von Obstbäumen, weil die Bäume des Winters mehrentheils verderben. Ich habe in Canada ganz gute Aepfel, trefliche Birnen, und sogar Pfirschen und Apricosen gegessen, welches letztere Obst auch sehr rar ist. Hasel-Lamberts- und Wallnüße giebt es in Canada gar nicht. An Himbeeren, Pick, Bran- und Holzerdbeeren ist in den Wäldern ein Ueberfluß. Die Viehzucht ist in Canada sehr gut. Jeder Habitant hat seine Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe und Schweine, auch hin und wieder, jedoch selten, Ziegen. Die Ochsen sind von 3— 600 Pf. schwer, und sind sehr feist, und haben ein ungemein wohlschmeckendes Fleisch. Canada hat dieses Jahr viele 1000 Stück für die Armee geliefert; allein man nimmt noch nirgend einen Mangel gewahr. Milch und Butter kann man sich nicht besser wünschen. Käse macht man wenig. Hühner, Puter, Gänse hat ein jeder Habitant in Menge. Zahme Enten zieht man nicht, weil sie auf den Flüßen desertiren. Feld- und Haustauben fehlen gänzlich. Wilde Tauben und Enten sind dagegen in Ueberfluß vorhanden. Bier und Brandwein brauet man in ganz Canada nicht. Rum ist der einzige Brandwein den man hat, und das Epinettenbier, welches man aus den Sprößlingen des Epinettenstrauches kocht, schmeckt widerlich süß, etwas bitter und sehr harzig. Der Wein ist so theuer nicht. Einen ganz guten sogenannten rothen vin de Bourdeaux, (der einzige Franzwein den man haben kann) kauft man engros, die Bouteille zu 8—10 Pence, oder 5 bis 6 Gr. Vin de Madera,

dera,

dera, Portwein, und andere spanische Weine hat man ebenfalls noch um ganz billige Preise. Weißen Franzwein, Bourgogner und Champagner, auch Rheinwein, sind so wie alle Franzbrandtweine, die größten Contrebande ꝛc.

Zweyter Brief.

Sego! Mein lieber Freund, Bruder und Schwager H. Sego! Sego heißt in der Sprache der Wilden, guten Tag. Doch ich habe noch nicht Zeit und Gelegenheit und Kenntnisse genug, Dir etwas von den Herren Wilden zu erzählen, und will daher zuförderst nur anfragen, ob deine Frau Mutter zwey in ganz klein Duodez geschriebene Brieflein von mir erhalten hat, die ich mit der sichersten Gelegenheit an dieselbe habe abgehen lassen. Dieser Brief sey dagegen der guten Fügung des Glücks anvertrauet. — In Canada liegt in der Mitte einer jeden Paroise die Kirche und das Pfarrhaus, und von einer Kirche zur andern rechnet man auch die Lieues. Die Häuser aller Habitans sind viereckigt, und sämtlich über einen Leisten gebauet, ausser daß eins grösser als das andere ist. Wo Steine sind, führt man die Häuser auswendig von Steinen auf, wo aber keine sind, bauet man die Häuser troß aller Kälte von Holz auf, und man giebt sich keine Mühe, nur eine Stundeweges die Steine zu holen. Nicht der 20ste Theil aller Häuser in Canada besteht aus Steinen, Steinbrüche habe ich noch nicht gesehen, nnd wo man von Steinen bauet, da gebraucht man die Kieselsteine dazu, welche am Ufer der Flüße liegen, oder von

den waldigten Bergen mit dem aufgehenden Schnee herab-rollen. Back- und Ziegelsteine kennt man in ganz Canada nicht. Ein gemauertes oder hölzernes Haus, sind übrigens in Ansehung der innerlichen Einrichtung einander so gleich, wie ein Ey dem andern. Die Grundlage eines hölzernen Hauses bestehet aus vier dicken Balken. Auf diese wird das Stenderwerk aufgeführt. Die Ecken des Hauses bestehen aus dicht übereinander gelegten viereckten Balken, deren Ritzen man mit Mooß, Steinchen, Leim oder Kalk verstopft. Alsdenn überzieht man die äussern Seiten der Wände mit Kalk, oder welches mehr gebräuchlich ist, man benagelt solche rund umher mit Bretern, daher ein solches Hauß von aussen (die Fenster ausgenommen) einer Bude gleicht. Oder man faßt auch wohl das ganze Haus mit Schindeln ein, welches sehr vornehm ist. Inwendig schlägt man ebenfalls alle vier Hauswände des Hauses mit fichtenen und schön gehobelten Bretern aus, von der Decke an bis auf den Fußboden. Der Fußboden ist allemahl von Bretern, und die Decke des Zimmers gleichfalls, ohne daß solche jemahls mit Kalk überzogen wird, wie bey uns.

Alle Abtheilungen des Hauses, der Küche, der Stube und der Cabinette, bestehen aus bloßen breternen Wänden. Man hat daher in allen Häusern 3 Inconvenienzen. Geht einer im Zimmer, so spührt man eine kleine Erschütterung, geht jemand auf den Boden, so glaubt man, man werde auf den Kopf getreten werden, und spricht man, so kann im nächsten Zimmer oder Küche alles gehört werden. Uebrigens haben die Stuben eine regulaire Figur und proportio-

nirte

nirte Höhe. Um in ein Haus zu kommen, muß man jedesmahl 2, 3 Tritte steigen. Der erste Tritt bestehet aus einem breiten viereckten Balken, der zweyte aus zwey übereinander befestigten, und der dritte aus drey übereinander befestigten Balken. In einer Paroise findet man höchstens zwey Häuser von zwey Stock, und in sehr vielen nur Häuser von einer Etage. Die Häuser der Seigneurs und reichen Habitans haben mehrentheils nur eine Etage, und sind etwas größer als die gewöhnlichen. Die Diele des Hauses ist mehrentheils zugleich die Küche. Der Heerd ist ein großer Camin mit zwey eisernen Böcken, worüber halbe Bäume in Brandt sind, und die eisernen Kochtöpfe stehen um den Feuerheerd. Die Küche ist so reinlich, daß sie, ehe es recht kalt wird, zugleich das Wohnzimmer mit abgiebt. Das Küchengeräthe, Teller, Schüsseln rc. welche selten aus Zinn, mehrentheils aber aus engl. Steinguthe oder Fayance bestehen, steht in Börten oder Schränken. Von großen Anrichte- oder Aufwaschetischen weiß man nichts. Dieses geschieht auf einem kleinen Tisch oder auf der Erde. Bey der Küche ist die Stube und mehrentheils ein Schlafcabinet. Häuser mit zwey Stuben sind rar, und eins mit drey Stuben ist gewiß ein sehr vornehmes Haus. In vornehmen Häusern sind alle Wände und die ganze Decke mit papiernen Tapeten bezogen. Ich habe auf dem Lande noch keine andere gesehn. Die Fenster gehen so niedrig herunter, daß sie einem bis ans Knie reichen, und oberwärts reichen sie beynahe bis an die Decke. Sie bestehn aus zwey Flügeln, und in jedem Flügel sind 12 große viereckte Glasruthen in zwey Reihen, welche von aussen mit Kitt in einem hölzern Rahm festgemacht sind. Ein

... oben, und ein Riegel unten halten die Fenster zu, die, wenn man sie aufmacht, allemahl in die Stube hineingehn. Jede Stube hat ein Camin. Tritt der Winter ein, so mauert man denselben zu, und setzt einen viereckten eisernen gegoßnen Windofen beynahe mitten in die Stube, dessen eiserne Röhre in den Camin geht. Oefen mit Aufsätzen habe ich noch gar nicht gesehen. In jeder Stube steht wenigstens ein aufgemachtes zweyschläfernes Bette, und gemeiniglich ist über denselben ein großer viereckter Himmel an der Decke befestigt, um welchen auch zuweilen Gardinen gehen, die aber stets aufgezogen sind. Alle Bettstellen sind viereckt und ohne Pfosten. Die Betten bestehen aus einem beynahe Fuß dicken und festgestopften Strohbette. Darüber ein festgestopftes Federbette. Zum Kopfe kommt ein runder festausgestopfter Pfühl, der etwa 1 Fuß im Durchschnitt hat. Darüber kömmt das Unter- und Oberlacken. Die Converture besteht aus zwey dicken wollnen Decken. Oberbette kennt man nicht. Jede Person bekömmt noch ein Ellenlanges und dreyviertelellen breites Kopfkissen. Man liegt in diesem Bette völlig grade, und ich habe bereits gelernt viele überflüßige Pfühle in der Zukunft zu ersparen. So wie man aufgestanden ist, wird das Bett wieder gemacht, und mit einer Decke von Zitz, Cattun oder wollnen Zeuge bezogen, welche an den zwey auswendigen Seiten des Bettes bis auf die Erde hängt. Auch der gemeinste Habitant hat solchen Ueberzug bey Tage über sein Bette. Ueberhaupt habe ich in keinem Lande reinlichere Betten gesehen. In geringer Leute Häusern stehen alle Betten in der Stube. Ueberflüßige Meubles haben die Canadier nicht. Zwey Tannentische mit ei-

nem

nem Kreutzgestell und höchstens acht hölzerne, oder hölzerne und mit Ried geflochtene Stühle, worauf auch wohl Kissen liegen, und einige tannene wohlgemachte Schränke, und höchstens eine Comode von Tannenholz, sind alle Meubles in der Stube. Von Sofas, Canapes, Lehnstühlen, Schreibtischen ꝛc. weiß man auf dem Lande nichts. Caffe- und Theeservice von englischer gelber Erde hat fast jeder Habitant, und gemeiniglich auch gutes Tischzeug. Nicht so gar selten, habe ich bey ordinairen Habitans ein und mehrere Dutzend silberne Löffel, Gabel und Messer und allerley anderes Silberzeug angetroffen, wenn es gleich nicht sehr modisch war. Vor keiner Thür im Hause ist ein Schloß, auch in dem rechtlichsten Hause nicht. Eine eiserne Klinke hält die Thüre zu und mit einem Riegel verwahrt man die Hausthüre. In keinem Hause findet man einen Abtritt, und sehr selten eine Comodite auf dem Hofe. Alle Dächer bestehen aus Bretern oder Schindeln, auch sogar die auf den Kirchen. So frey wie das Wohnhaus am Wege steht, ohne einen Zaun oder Stacket um sich zu haben, eben so frey stehen auch die Scheuren und Ställe um das Wohnhaus her. Diese sind vollends so simpel als möglich gebauet und von runden Baumstämmen aufgeführt, und mit Rasen, Stroh oder Birkenrinde gedeckt. Es ist ein Wunder, daß das Vieh des Winters darin aushalten kann. Lebe wohl lieber Bruder — ꝛc.

Dritter Brief.

Dem ganzen Canada ist ein Gouverneur vorgesetzt, der in Quebec residirt, und welches jetzt der General der englischen

Jn-

Infanterie Carleton ist, welcher anjetzt die Armee in Canada in Person anführt, und sowohl das militärische als Civilgouvernement führt. Sowohl die Armee als die Canadier lieben ihn ungemein, und seine großen und vortreflichen Eigenschaften verdienen auch, daß ihm ein jeder gut seyn muß. Nie hat ein Volk einen Vorgesetzten mehr lieben können, als die Canadier durchgängig diesen Gouverneur lieben, und selbst alle canadische Wilden sowohl als die benachbarten sind ihm mit Leib und Seel ergeben, und ihm hat man es vorzüglich zu danken, daß alle Wilden auf unserer Seite sind, von welchen auch einige 1000 bey unserer Armee dienen. Unter dem Gouverneur residiret noch ein Lieutenantgouverneur in Quebec, der aber nur die Civil-Polizey und Finanzsachen besorgt. Der jetzige heißt Cramahe, und ist gleichfalls als ein rechtschaffener und uneigennütziger Mann durchgängig beliebt. Unter ihm arbeiten einige Gouvernementsräthe oder Secretairs, und dieses sind alle Staatspersonen dieses weitläuftigen Landes. In Quebec ist das ansehnlichste Tribunal zu Entscheidung aller Civil- und Criminalprozeße, welches aus gebohrnen Canadiern besteht, und einen Oberrichter zum Präsidenten hat, und Justizräthe zu Assessoren. In Montreal ist ebenfalls ein Tribunal, welches aber gewissermaßen unter dem von Quebec steht. Alle Frühjahre werden aus beyden Tribunalen Iuges durch ganz Canada in alle Paroisen geschickt, welche alle Prozeßsachen von geringer Wichtigkeit entscheiden, und sich zugleich nach der Beobachtung der Gesetze erkundigen. Weitläuftige und wichtige Sachen dagegen werden von dem Tribunale entschieden, und müssen sich die Partheyen der Advocaten bedienen, die in

Que-

Quebec und Montreal sind. Betrift eine Sache über 500 Pf. Sterling, so kann an das Gouvernement, oder auch nach London an den königl. Geheimenrath appelliret werden. Uebrigens weiß man in ganz Canada von keinen Justizgerichten noch Advocaten, und allemahl 2, 3 Paroiser haben nur einen bestätigten Notarius, welcher Contracte, Verträge, Testamente, Lehnstiftungen rc. aufsetzt. Noch ist eine gar besondere politische Einrichtung in Canada, welche noch von der Zeit abstammt, da die Franzosen Herren von Canada waren. Alle Paroisen in Canada sind in 3 Districte eingetheilt, und jedem ist ein Colonell de milice vorgesetzt, welche in Quebec, Troisrivieres und Montreal wohnen, und alle Auflagen, Befehle und Foderungen des Gouvernements an ihre Untergebene besorgen. Diese sind die Lieutnantcolonelles und Majors de milice, welche über verschiedene kleinen Districte wiederum die Direction und den Capitains de milice zu befehlen haben. Jede Paroise hat ihren Capitain de milice, und wenn sie groß ist, auch wohl zwey. Diese Capitains sind Habitans in den Paroisen, und haben vor ihren Mithabitans nichts voraus, als was ihr Amt mit sich führt. Sie arbeiten wie die andern Habitans, kleiden sich auch so, und erhalten ihre Würde durch die Wahl der Habitans und durch die Bestätigung der Colonels. Sie stellen in den Paroisen ohngefähr das vor, was unsere Schulzen oder Bauermeister sind, und ihr Amt ist daher mehr lästig und onereux als lucratif. An sie ergehen die Befehle des Gouvernements für ihre Paroisen, sie sorgen dafür, daß solche vollzogen werden. Sie halten über die Beobachtung der Polizeygesetze. Sie müssen für das Betragen der Habitans repondiren. Sie

ha-

haben die Verquartirung der Soldaten bey Durchmärschen. Sie besorgen das für die durchmarschirenden Regimenter benöthigte Fuhrwerk. Sie commandiren die Habitans, welche von den Generalen zu Arbeiten oder Fuhren commandirt werden. Sie besorgen die ausgeschriebenen Lieferungen. Sie sehen darauf, daß die Wege und Brücken in den Paroisen ausgebessert werden. Sie besorgen, daß Ordres und Briefe der Generale, oder an Generale, von Paroise zu Paroise an ihre Behörde gelangen 2c. Unter sich haben sie ein oder zwey Lieutenants de milice, welche sie bey ihren Arbeiten unterstützen müssen, und einige Sergeanten, durch welche ihre Befehle an die Habitans gelangen.

Das Gouvernement hält sich auch in allen was die Paroisen betrift, an die Capitains de milice, und letztere müssen vor alles, was sich in ihren Paroisen zutragen mag, responsable seyn. Diejenigen Capitains de milice, welche selbst ungehorsam seyn wolten, aufrührerische Gesinnungen hegten, muthwilliger Weise ihre Autorität nicht gebrauchten, würden gewiß sehr hart, und wohl gar am Leben bestraft werden, als wovon man schon Exempel hat. Die Autorität dieser Männer wird aber auf alle Art unterstützt, und die ungehorsamen Habitans werden durch Execution oder durch Vestungsbau in entlegener Gegend von Canada in den Forts bestraft. Sind viele Widerspenstige in einer Paroise, so läßt man solchen das Vieh nehmen, alles Feuer ausgießen, und die Dächer der Häuser einreißen. Eine harte Strafe für die Habitans, die gemeiniglich zahlreiche Familien haben, welche sie sehr lieben. Wir haben dergleichen

Bey-

Beyspiele gesehen. Verschiedene Häuser von Rebellen, die sich noch gegenwärtig bey der Armee befinden, möchten wohl nächstens gänzlich eingerissen werden. Unter den Capitains de milice trift man sehr wackere, gescheute und determinirte Männer an, welche alle Hochachtung verdienen. Der Gouverneur trägt kein Bedenken, diese Männer mit an seine Tafel zu ziehen. Vor den Häusern der Capitains de milice sind hohe abgeschälte Tannenbäume aufgerichtet, an deren Spitze eine kleine Fahne wehet. Man kann auf diese Art sehr leicht die Vorgesetzten der Paroise finden. Fast in jeder Paroise wohnt auch ein Seigneur. Als die Franzosen sich in Canada niederließen, wurden gar große Districte Landes von der Krone an Leute von Adel oder verdiente Officiers gegeben. Ein solcher District Landes erstreckte sich auf 3—4 Lieues in der Länge und Breite. Diese vornehmen Besitzer theilten davon einzelne Stücke an Leute aus, die sich in solchen anbauen wolten, und daraus sind die Paroisen mit ihren Habitans entstanden. Den Seigneurs gehört also eigentlich das Eigenthum der Paroisen oder des Landes der Habitans, und jeder Habitant muß jährlich einige Piaster und gewisse Naturallieferungen an Kälbern, Schafen, Federvieh ꝛc. an den Seigneur entrichten. Ausserdem hat der Seigneur das Recht, der erste Käufer zum Getreide oder Vieh der Habitans zu sein, welches selbige überflüßig und zum Verkaufe haben. Seine wichtigste Einnahme kommt von seinen Mühlen, in welchen alle Habitans ihr Brod mahlen lassen müssen, und welche daher einen sehr artigen Pacht abwerfen. Wann ein Habitant seine Habitation an einen andern verkauft, bekommt der Seigneur den 6. Theil der Kaufsumme.

Man

Man muß sich aber die sogenannten Chateaux der Seigneurs nicht wie bey uns vorstellen. Ein oben beschriebenes Haus, mit einem Zimmer mehr, und wenn es hoch kömmt, mit zwey Etagen, ist die Wohnung der Seigneurs. Oefters ist die Seignerie so schlecht, daß sie von manchen Häusern der Paroise verdunkelt wird. Hin und wieder trift man nur sehr wackere und neue Häuser an, die nach der neuesten Bauart und mit Geschmack aufgeführt sind, und vorzüglich sind die Gebäude der englischen Seigneurs neu und schön. Als Canada an England abgetreten ist, haben verschiedene französische Seigneurs ihre Seignerien an Engländer verkauft, und haben sich wieder nach Frankreich gewandt. Gerichte haben die Seigneurs in ihren Paroisen nicht, und soviel ich weiß, auch keine Herrendienste. Die meisten Besitzer der Seignerien führen den Namen alter und berühmter französischer Geschlechter; allein von ihrem alten Glanze haben sie vieles verlohren. Alle Habitans in den Paroisen sind mit ihnen verwandt, und viele von ihren Kindern sind selbst Habitans geworden. Der Seigneur schämt sich nicht, ein hübsches Mädchen eines seiner Habitans zur Seigneuresse zu machen, und seine Schwäger sind ehrliche Landleute oder Handwerksleute. Mancher Habitant hat sich frey gekauft und zahlt keine Abgaben mehr. Man sieht daher verschiedene Seigneurs, die sehr in Verfall gerathen sind, und sich wenig mehr von ihren Habitans unterscheiden. Man trift aber noch Seigneurs an, die in einem ganz brillanten Zustande leben, und das Gouvernement zieht sie hervor, wie denn verschiedene in der Suite des Generals Carleton sind, und Aides de camp bey ihm abgeben. Die armen Seigneurs

haben

haben indessen gleiches Ansehen, und kein Habitant läßt sich einfallen, seinen Seigneur nicht mit der schuldigsten Ehrfurcht zu begegnen. Einige reiche Kaufleute in Quebec und Montreal sind im Besitz einiger Seignerien. Die Jesuiten sind gleichfalls Seigneurs gewesen, und die Krone hat deren Seignerien eingezogen. Ja sogar haben hin und wieder die Habitans die Seignerien selbst an sich gekauft, und ziehen den Nutzen davon. Es entstehen noch jährlich neue Habitans in jeder Paroise. Alle Seigneurs haben noch Waldung genug übrig, welche sie verkaufen können. Der ganze Platz, der zu einer Habitation erhalten werden kann, beträgt vier Arpents in die Länge, und 30 — 40 Arpents in die Tiefe. Da bekommt also der Habitant einen so gewaltig großen Platz, daß er solchen nachmahls unter seinen Kindern und Kindeskindern zu neuen Habitations vertheilen kann. Der neue Habitant zündet alsdenn so viel Bäume an, wie er des zu machenden Ackerlandes wegen ausgerottet wissen will, so wie die Bäume umstürzen, bekommt er zugleich Holz zu seinem Hausbau. Die Wurzeln der Bäume macht er durch Ausgraben der Erde hohl, legt Feuer darunter, und läßt solche gleichfalls ausbrennen; und so ist sein Feld zum Acker fertig. Er nimmt erst mit einem kleinen elenden Hause vorlieb, welches einer Hütte gleicht, und in welcher nur eine Stube und Küche ist. So wie er jährlich durch das Ausbrennen der Wurzeln sein Land vergrößert, vergrößert er auch wohl sein Gebäude, und in 20 Jahren hat er gemeiniglich ein gutes Haus und sehr gute Ländereyen. Alte Habitans haben schon soviel Waldung zu Ackerland gemacht, daß sie ganz vortrefliche Fluren von Feldern haben, und die Höl-

zung auf $\frac{1}{4}$ Lieues und weiter schon von ihren Häusern entfernt ist.

Die Holzverwüstung ist in Canada gar arg. Die Bäume, welche man fällen will, zündet man unten durch ein umher gelegtes Feuer an, und läßt sie so ausbrennen, daß sie entweder von selbst umstürzen, oder einige Axthiebe ihren Umsturz befördern. Die Waldung sieht daher scandaleus aus, und man glaubt oft nicht anders, als daß Feuer vom Himmel in einen Wald gefallen seyn müßte, wenn man halb verbrannte, halb dürre, und ganz dürre Bäume darinn erblickt. Die in den Hölzern abgebrannte Stellen tragen ein so vortrefliches Gras und Heu, daß das Vieh keine bessere Fütterung haben kann. Fast alle Canadier verheyrathen sich jung, bauen neue Habitations an, und werden mit Vieh und andern Bedürfnissen von ihren Eltern ausgestattet. Seyd fruchtbar und mehret euch, heißt es alsdenn, und der neue Habitant muß einige Jahre viel arbeiten und sparsam leben, bis er Korn in seine Scheure und mehr Vieh auf seinem Hofe und in seine Ställe bekömmt. Weil die ältern Söhne gemeiniglich die Unterstützung ihrer Eltern zu Anlegung neuer Habitations bekommen, so erben auch die jüngsten gemeiniglich den Hof ihres Vaters. In allen Habitationen legen sich die Habitans noch auf allerley andere Metiers. Man findet Wirthshäuser, Wein und Brantweinshandlungen. Kleine auch sehr bemittelte Kaufleute, Schuster, Schmiede, Rademacher und Tischler trift man darin an. In jeder Paroise ist ein Posthaus, in welchen der Posthalter 5 — 6 Caleschen hält. Man zahlet für jede Lieue 1 Schilling oder 7 Gr. und wird ge-

geschwind expedirt. Die ordinaire Post geht so regulair in Canada wie bey uns. Die Seignerien, die Posthäuser und auch wohl die Häuser der Capitains de milice sind von Einquartirung, Kriegesfuhren und Krondiensten frey. Bleiben Sie mein Gönner und Freund, und empfehlen Sie mich Ihrer D. Schwester und Hrn. P. F.

(Die übrigen Briefe im nächsten Stück.)

II.

Nicolaus Gabrini Rienzi,

Volkstribun zu Rom im 14ten Jahrhundert.

Eine auf Thatsachen gegründete historische Erzählung.

(Beschluß.)

Anfänglich schien der Tribun sich wenig um die Verwüstungen zu bekümmern, die durch die verbündete Armee des Adels in den umliegenden Gegenden der Stadt verübt wurden. Er sah' vielmehr eine geraume Zeit ihren Ausbrüchen von Wuth und Raubsucht gelassen zu, in der festen Ueberzeugung, daß seine Feinde dadurch den Römern nur um desto verhaßter werden müßten. Endlich wurde aber doch das Volk überdrüßig, sich länger so ungestraft zu Grunde richten zu lassen. Alle Einwohner Roms athmeten Rache, und alle baten einmüthig den Tribun, sie je eher, je lieber, von so unausstehlichen Drangsalen zu befreyen. Gabrini säumte nun

keinen Augenblick, dem Feind ein nicht weniger beträchtliches Kriegsheer entgegen zu stellen. Indeß hielt er es doch für das rathsamste, nichts im ofnen Felde zu unternehmen, sondern sich bloß auf die Vertheidigung Roms einzuschränken, und zwar aus dem Grunde, weil er nicht zweifelte, daß man sobald als möglich die Stadt selbst angreifen würde, in welcher die Gegenparthey eine nicht geringe Anzahl Anhänger zu haben wähnte.

In der That erschien auch die feindliche Armee bald darauf vor Rom; doch waren die Anführer derselben noch unschlüßig, ob man unverzüglich zum Sturm schreiten, oder sich bloß mit der Blocade der Stadt begnügen und in Plünderung der umliegenden Gegenden fortfahren solte. Stephan Colonna, dessen Würde als Statthalter von Rom noch immer nicht aufgehoben war, und der auch ausserdem wegen seines Alters und seiner Geburt in vorzüglichem Ansehen stand, war gleich der Meynung, daß man den Tribun aufs äusserste treiben und alle Kräfte anstrengen müßte, ihn aus dem Capitol zu verjagen. Aber die übrigen Feldherren fanden bey einer solchen Unternehmung zu viel Schwierigkeiten, und stimmten daher größtentheils für die Blocade. Dem Gouverneur, der den Tribun tödtlich haßte, machte dieser Widerspruch unendlichen Verdruß. Doch gelang es ihm nach vielen Debatten die andern zu überreden, daß die Truppen des Adels wenigstens eines der Stadthore angreifen solten, um dem stolzen Tribun zu zeigen, daß man sich für ihn und seinen Anhang nicht fürchtete; wodurch denn, wie er sich's insgeheim schmeichelte, das Gefecht leicht allgemein

mein werden könnte, und man seinen ersten Vorschlag am Ende auch wider Willen würde ausführen müssen.

Diesen Plan zufolge brach das Heer, in drey Haufen getheilt, auf, und kam in kurzer Zeit vor dem zum Angriff bestimmten Thor an. Der Tribun hatte es zwar zuschließen lassen, und der Wache Befehl gegeben, bloß vertheidigungsweise zu gehen, und sich wo möglich in nichts einzulassen. Aber seine, durch die vom Feinde häufig ausgestoßenen Schimpfwörter und ewigen Neckereyen desselben, zur Wuth gereizten Soldaten zerbrachen alle Schlößer und Riegel, und suchten sich mit Gewalt den Weg zum Ausfall zu öfnen.

Der junge Colonna, ein Sohn des alten Gouverneurs, wurde kaum die Oefnung des Thors gewahr, als er unverzüglich, und ohne sich zu bekümmern, ob ihm jemand nachkam, mit eingelegtem Speer in die Stadt hineinsprengte. Bestürzt über einen so unvermutheten Angriff, und in dem Wahn, daß ihm das ganze feindliche Heer auf dem Fuß folge, ergriff die vor wenig Augenblicken noch so herzhafte Thorwache sogleich die Flucht, und er verfolgte sie mit eben dem Muth, oder vielmehr der nehmlichen Tollkühnheit, womit er den Angriff gewagt hatte. Doch der panische Schrecken, der sich so schnell unter Gabrini's Kriegern verbreitete, währte nicht lange. Bald genug wurden sie ihren Irrthum gewahr, und eben so geschwind, wie sie geflohen waren, kehrten sie auch wieder um, und umringten den nur zu kühnen Jüngling. Da ihm auf diese Weise der Rückweg gänzlich abgeschnitten wurde, so warf er sich hinter ein

ges verfallnes Gemäuer, mit dem festesten Entschluß, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Aber von allen Seiten umringt, vermochte er der Uebermacht nicht lange zu widerstehen; er fiel unter den ersten Streichen seiner erbitterten Gegner.

Unruhig über das Schicksal seines Sohnes, und voll der traurigsten Ahndungen, eilte nun der alte Colonna selbst herbey. Er kam in der nehmlichen Minute auf den blutigen Tummelplatz an, als sein Sohn den letzten Athem aushauchte. Verzweiflung und Wuth liehen ihm die Kräfte, die ihm das Alter geraubt hatte. Wie ein Löwe, dem man seine Jungen nimmt, fiel er über die Mörder dieses geliebten Sohnes her. Er hieb sich bis zu ihm durch, und brachte dem abgeschiedenen Geist desselben mehr als ein Sühnopfer. Wenigstens wünschte er den leblosen Körper dem Feinde zu entreißen, um ihn nicht, noch nach dem Tode, von dem rasenden Pöbel beschimpfen zu lassen. Aber indem er, von einigen seiner Leute unterstützt, mit dieser traurigen Pflicht beschäftigt war, stürzte ihn eine ungeheure Maschine, die man von den Zinnen des Thors auf ihn hernieder ließ, zu Boden. Umsonst bestrebte er sich wieder von der Erde aufzustehen, und die Last, die ihn niederdrückte abzuwerfen. Vergebens rief er um Hülfe und Beystand an. Seine unerbittlichen Feinde schickten ihn, von tausend Stichen durchbohrt, bald seinem unglücklichen Sohne nach. Auch wurden alle diejenigen, die mit ihm in die Stadt hineingedrungen waren, überwältiget und niedergehauen.

Der Tribun, den das Getöse der Streitenden herbey gelockt hatte, wolte die Bestürzung des Feindes nützen, der sich nun eben so schnell zurückzog, als er gekommen war. Er ließ daher seine ganze Reiterey den Flüchtigen nachsetzen, welche die feindliche Cavallerie, die größtentheils aus Edelleuten bestand, worunter viele aus den angesehensten Familien waren, auseinander sprengte, und die meisten von ihnen in Stücken hieb. Aus dem Hause Colonna allein verlohren sieben Personen ihr Leben bey diesem unglücklichen Gefechte.

Der glückliche Ausgang, den diese im Anfang wirklich bedenkliche Affaire nahm, war für den Tribun um soviel vortheilhafter, da er nur noch den nehmlichen Morgen dem Volk weiß gemacht hatte, der heilige Martin sey ihm auf Gottes Befehl in der verwichenen Nacht erschienen, und habe ihm den Sieg über alle seine Feinde versprochen. Von diesem Augenblick fieng der Pöbel wirklich an, ihn für einen Propheten und einen Mann zu halten, an dem Gott ein besondres Wohlgefallen haben müßte. Kurz vorher war ein päbstlicher Legat nach Rom gekommen, um unter der Hand das Volk gegen den Tribun zum Aufruhr zu reizen, besonders wenn, wie er es gewiß sich schmeichelte, die Armee des Adels einige Vortheile davon tragen solte. Sobald das Gefecht vorbey war, stattete Gabrini einen Besuch bey ihm ab, bloß in der Absicht, um sich über ihn und seine verunglückte Sendung lustig zu machen. Da er aber sah, daß der Legat von päbstlichen Befehlen zu sprechen anfieng, so antwortete er ihm nur mit einigen trotzigen Worten, und ver-

verließ ihn, ohne sich weiter mit ihm aufzuhalten. Auf diese Weise verschwand bey dem guten Legaten alle Hofnung, die Rebellen jemahls wieder zu ihrer Pflicht zurückführen zu können.

Indeß sann er doch unaufhörlich auf Mittel, deren er sich zur Absetzung des aufrührerischen Tribuns bedienen solte. Endlich lernte er einen Mann kennen, der ihm ganz zur Ausführung seines Wunsches geschaffen zu seyn schien. Er war von edler Geburt, und nicht weniger von einem unternehmenden Geist beseelt, als derjenige, dem man ihn entgegen stellen wolte. Zwar besaß er wenig Klugheit. Seine unregelmäßige Aufführung war ein nur zu sicheres Merkzeichen von der Zerrüttung seines Kopfs, und sein ganzer bisheriger Lebenslauf bestand in einer Menge toller Streiche, die für ihn bald glücklich, bald unglücklich ausfielen, je nachdem es der Zufall wolte, der einzig und allein alle seine Unternehmungen leitete. Doch der Legat sah den Tribun für weiter nichts als einen Tollhäusler an, den das blinde Glück in Schutz genommen hatte; er hielt es also für das rathsamste ihm einen Menschen, der nicht weniger Unsinn von sich blicken ließ, zum Gegner zu geben. Dieser Mann war der Graf Pepin. Ohne Vermögen, ohne alle Aussichten, und aus Mangel an weiser reiflicher Ueberlegung, hielt er das Anerbieten des Legaten für aufrichtig, und glaubte bey der treuen Befolgung, des ihm vorgelegten Plans, bloß an seinem zukünftigen Glück zu arbeiten. Auch gelang ihm sein Unternehmen glücklich. Mit nicht mehr als funfzig Mann, führte er wirklich dasjenige aus, welches

kurz

kurz vorher der verbündete Adel an der Spitze einer zahlreichen Armee vergebens versucht hatte.

Graf Pepin faßte mit seinem kleinen Haufen festen Fuß in Rom, und schlug die Reiterey zurück, die der Tribun gegen ihn ausgeschickt hatte. Gabrini war bisher immer von Fortunen begünstiget worden; jetzt mußte er erfahren, daß auch für ihn endlich die Stunde gekommen sey, wo ihm diese Göttin ihre gewöhnliche Unbeständigkeit fühlen lassen wolte. Der von Clemens mit gehöriger Vollmacht ausgerüstete Legat schleuderte einen Bannstrahl nach dem andern auf ihn herab. Der Pabst selbst schickte Bullen auf Bullen an die Römer, in welchen er auf Gabrini's Verbannung drang, und diese Wankelmüthigen gaben auch bald genug diesem Ansuchen Gehör. Mit einem Worte, der nur noch kurz vorher allgemein angebethete Tribun, der den Ueberfluß, Ruhe und Frieden nach Rom zurückgebracht hatte, sahe sich nun gezwungen, diese Stadt zu verlassen. Vielleicht wäre es ihm noch gelungen, seinem neuen Gegner ebenso wie allen seinen bisherigen Widersachern den Sieg streitig zu machen; da er aber merkte, daß sich das Volk immer mehr und mehr auf die Seite seines Feindes neigte, so erwählte er für diesmahl die klügste Parthey, nehmlich: diese Undankbaren der Rachsucht ihrer alten Tyrannen zu überlassen. Er machte sich also in der Stille davon, und entkam glücklich allen seinen Verfolgern.

Zuerst begab er sich nach Neapel zu dem König von Ungarn, der dieses Königreich erobert hatte, und sich noch immer

in der Hauptstadt desselben aufhielt. Nachdem dieser Fürst aber wieder in seine Erbstaaten zurückgekehrt war, durchirrte Gabrini eine Zeitlang verschiedene Städte in Italien. Voll Zutrauen auf sein bisheriges Glück, entwarf sein immer geschäftiger Geist ein neues Project zur Wiederherstellung seines verlohrnen Glücks. Dieser Plan war so ausschweifend, daß er vielleicht für einen jeden andern verderblich gewesen seyn würde; aber ihm glückte er. Er wolte sich nehmlich an den Hof Kayser Carl IV. begeben, den er nur noch vor kurzer Zeit, durch die offenbare Unterstützung seines Gegners, des Kaysers Ludwig aus dem Hause Bayern, so tödtlich beleidiget hatte, und der noch überdem mit dem Pabst in enger Verbindung und dem besten Vernehmen stand.

Diesem Entschluß zufolge begab sich der Tribun auf den Weg, und kam glücklich zu Prag an, wo der Kayser sein Hoflager hielt. Hier stellte er sich diesem Monarchen mit so viel Würde und Bescheidenheit dar, daß Carl in der That nicht umhin konnte, ihn auf eine sehr gnädige Weise Gehör zu geben. „Ich weiß“ — sagte Gabrini, „daß ich „Ew. Kayserl. Majestät beleidiget habe; aber ich weiß auch, „daß Sie großmüthig sind. Sie sehen in mir einen Mann, „dessen Entwürfe und Unternehmungen jederzeit auf das all„gemeine Beste abzweckten. Es ist mir geglückt; aber ich „bin übel genug dafür belohnt worden. Eben derjenige, der „Italien die Freyheit wieder gab, sieht sich jetzt selbst bis zur „Knechtschaft herabgewürdiget; denn ich will es Ew. Kayserl. „Majestät nicht verhehlen, daß ich sogar entschlossen bin nach „Avignon zu gehen, und dem Pabst kühn unter die Augen

„zu treten. Er verfolgt mich als einen strafbaren Verbre„cher; ich will es ihm beweisen, daß ich unschuldig bin. „Uebrigens bin ich nicht sowohl hergekommen, um hier ei„nen Schutzort zu finden, als vielmehr in der Absicht, Ew. „Kayserl. Majestät, um Dero allerhöchstes Vorwort bey sei„ner päbstlichen Heiligkeit anzuflehen.“ —

Carl IV, der wirklich edelmüthig dachte, mußte natürlicher Weise von der erhabenen Seelengröße eines Mannes gerührt werden, der sich freywillig erbot, vor einem Richter zu erscheinen, auf dessen Gnade er doch so wenig Rechnung machen konnte, und der in dem Verderben dieses Unglücklichen sein wahres und größtes Interesse fand. Er rieth ihm sogar an seinem Hofe, als in einer sichern Freystatt zu bleiben, und sich nicht muthwilliger Weise der Gnade oder Ungnade seines furchtbarsten Feindes zu überliefern. Aber der ehmahlige Tribun, der bey allen dem doch kein rechtes Zutrauen zu dem Kayser hatte, wolte sich durchaus aus demjenigen eine Ehre machen, was er ein für allemahl nicht vermeiden konnte.

Während seinem ganzen Aufenthalt zu Prag, wurde er von Hohen und Niedrigen beynahe wie ein wirklich regierender Herr behandelt. Die vornehmsten Standespersonen schätzten ihn hoch und bezeigten ihm ihre Ehrfurcht, sowohl wegen seines großen Rufs, als auch wegen seiner Artigkeit und schönen männlichen Gestalt. Die Gelehrten besuchten ihn und bewunderten seine Weisheit, und der gemeine Haufen des Volks, bezaubert von den Wunderthaten,

die

die man von ihm erzählte, eilte an allen Orten, wo er sich nur sehen ließ, in Menge herbey. Selbst der Kayser war bey aller seiner Macht und Gewalt zwar mehr gefürchtet, aber doch weit weniger gesucht und geliebt. Dieser Umstand trug vielleicht dazu bey, daß Carl den Entschluß faßte, sich dieses gefährlichen Gastes je eher je lieber zu entledigen. Er stellte sich daher, als ob er Gabrini's Bitte Gehör geben wolte, und ließ ihn unter Bedeckung einer starken Wache, die ihn nicht aus den Augen zu lassen heimlich Befehl hatte, zu dem Pabst abreisen. Dieser Tag war ein Tag der allgemeinen Betrübniß, die bey verschiedenen seiner Pragerfreunde so sehr wirkte, daß sie ihn sogar bis nach Avignon begleiteten.

Aus fast allen Städten, wo er unterwegens durchmußte, zogen ihm die Bürger in großen Haufen bewafnet entgegen, und riefen ihm zu: daß sie, wenn er es haben wolle, bereit wären, seine Wache niederzuhauen, und ihn in Freyheit zu setzen. Nur mit genauer Noth und vielen Bitten vermochte Gabrini sie von diesem raschen Entschluß abzulenken, indem er ihnen vorstellte: daß seine Begleitung bloß eine kayserliche Ehrenwache sey, und daß er freywillig nach Avignon gienge, wo er vom Pabst nicht das Geringste zu befürchten hätte. Zu gleicher Zeit aber gab er ihnen auch so vielfältige Merkmale seiner Erkenntlichkeit für ihren guten Willen, daß es nicht viel fehlte, diese Enthusiasten hätten sich selbst wider seinen Willen über seine Bedeckung hergemacht.

Der von der günstigen Stimmung des Volks zu Gabrini's Vortheil sehr wohl unterrichtete Pabst befand sich deshalb

halb in der größten Unruhe. Schon gab er wirklich alle Hofnung auf, ihn jemahls in seine Gewalt zu bekommen, als er plötzlich durch seine Ankunft überrascht wurde. Der Tribün hatte sich auf diese Zusammenkunft hinlänglich vorbereitet. Mit vieler Unterwerfung hörte er alle Vorwürfe seines erzürnten Herrn an, und beantwortete sie in so kraftvollen und überredenden Ausdrücken, daß der gerührte Pabst kein Endurtheil über ihn zu fällen vermochte, so sehr auch nur noch kurz vorher die Hinrichtung desselben sein Vorsatz gewesen war. Er begnügte sich also mit der sehr gemäßigten Rache, ihn in einen Thurm einsperren zu lassen, wo Gabrini, während den vier Jahren, die er in diesem Gefängniß zubringen mußte, an keinen Gemächlichkeiten des Lebens Mangel litte.

Doch der Verlust der Freyheit, der selbst dem unglücklichsten Menschen unerträglich vorzukommen pflegt, mußte es natürlicher Weise noch weit weniger einem Manne seyn, der bisher jederzeit im höchsten Ueberfluß und größten Ansehen seine Tage verlebt hatte. Indeß war Gabrini viel zu klug, seine Ungeduld öffentlich merken zu lassen. Er schien vielmehr vergnügt und zufrieden in einem Kerker zu leben, wo ihn selbst die vornehmsten Cardinäle nicht selten mit ihrem Besuch beehrten. Alle seine einsamen Stunden widmete er der Lectür. Da er aber durchaus nichts anders lesen wolte, als die besten Geschichtschreiber Roms, so bestand seine ganze Bibliothek nur aus fünf bis sechs Bänden, die er, sobald sie durch waren, immer wieder von neuem zu lesen anfieng.

Wäh=

Während dieser Zeit hatten die Römer schon längst den Verlust ihres ehemahligen Tribuns bedauert. All das Elend, von welchem er sie befreyt hatte, war seitdem zwiefach über sie gekommen. Was war also wohl natürlicher, als daß sie jenen glücklichen Zeitpunct, und mit ihm den Urheber desselben wieder zurück wünschten. Sein Hochmuth, seine Eitelkeit und alle seine übrigen Laster, die sie ihm so oft vorgeworfen hatten, schwanden bey der Erinnerung an seine vielfältigen vortreflichen Eigenschaften. Mit einem Worte: es war nun die Reihe an sie gekommen, sich selbst die blutigsten Vorwürfe wegen der Undankbarkeit zu machen, die sie ihrem ehemahligen Glücksstifter erwiesen hatten.

Vergebens gaben sie sich Mühe, seinen erledigten Platz mit einem nicht weniger würdigen Regenten aufs neue zu besetzen. Keiner von allen denjenigen, auf welchen seitdem ihre Wahl gefallen war, konnte sie für seinen Verlust hinlänglich trösten; und nirgends fanden sie den Mann, der, wie Gabrini, so weit umfassende Talente in einer Person vereinigt besessen hätte. Roms Bürger schmachteten unter der Last der Ketten, in welchen der Despotismus des Adels sie aufs neue eingeschmiedet hielt, und ihre Bedrückungen nahmen mit jedem Tage zu. Um ihr Elend vollkommen zu machen, waren sogar jene, durch Gabrini's strenge Gerechtigkeitspflege verscheuchten Räuberbanden nach und nach wieder zurückgekehrt, und erfüllten die ehemahlige Hauptstadt der Welt mit neuen Plünderungen und Mordthaten.

Selbst das päbstliche Ansehen war seit der Verbannung des Tribuns mehr als jemahls gesunken. Ein jeder einzel-

ne

ne Edelmann, warf sich zum Tyrannen seiner Nachbarn auf, und übte Gewaltthätigkeiten aller Arten gegen diejenigen aus, die sich seiner Herrschaft hatten unterwerfen müssen. In diesem traurigen Zeitpunct war es, wo Rom und die benachbarten Städte allmählig zu fühlen anfiengen, wieviel sie in Gabrini's Person verlohren hatten. Sogar Innocenz, VI, der Nachfolger Clemens VI, dem der römische Adel nun allen Gehorsam gänzlich versagte, wußte gar nicht mehr, welche Maaßregeln er ergreifen solte, um diese Halsstarrigen zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Legaten, Bullen und selbst der damahls noch so gefürchtete Baunstrahl, waren zu ohnmächtige Waffen gegen diese kühnen Rebellen, und Innocenz müde, länger vergebliche Versuche anzustellen, hielt Rom bereits so gut wie für verlohren, als er sich noch zum Glück an den eingekerkerten Tribun und dessen vormahligen Einfluß auf die Herzen der Römer erinnerte.

Er schmeichelte sich, daß Gabrini, wenn er wieder in Freyheit gesetzt und seine vorige Autorität hergestellt werden solte, aus Dankbarkeit für diese zwiefache Wohlthat die päbstliche Obergewalt herzlich gerne anerkennen würde. Unser Held sahe sich daher zu einer Zeit, da er es gewiß am wenigsten gedachte aus dem Kerker und seinen Banden befreyt. Man wieß ihm vor der Hand in dem päbstlichen Palast Wohnung an, und gab ihm Kleider, Geld und alle übrigen Nothwendigkeiten zu seiner Ausrüstung. Betroffen über eine für ihn so vortheilhafte Veränderung seiner bisherigen mißlichen Lage, erkundigte er sich gleich anfänglich um die Ursache derselben. Er erhielt aber eine geraume Zeitlang kei-

ne bestimte noch befriedigende Antwort darauf, weil der Pabst durch gute Behandlung ihn gerne nach und nach seine bisherigen erlittenen Kränkungen aus dem Gedächtniß zu bringen wünschte, damit er ihn nachher durch neue Wohlthaten völlig an sein Interesse fesseln könnte.

Endlich wurde Gabrini Innocenz VI. vorgestellt. Er hatte während seiner vierjährigen Gefangenschaft nicht das Geringste von seiner ehemaligen Seelengröße eingebüßt, und hörte daher die Anerbietungen und Schmeicheleyen des Pabstes mit eben der nehmlichen unbefangnen Miene an, womit er vormahls die Vorwürfe Clemens VI. angehört hatte. Vorzüglich drang Innocenz auf das Versprechen einer unverbrüchlichen Treue gegen den päbstlichen Stuhl, wogegen er zur Belohnung in seine vorige Würde wieder eingesetzt werden solte. Gabrini antwortete: Daß er es eigentlich nie an Treue und Ergebenheit gegen seine rechtmäßige Obrigkeit habe ermangeln lassen. Zwar hätten seine Feinde alles angewendet, um ihn bey Sr. päbstlichen Heiligkeit anzuschwärzen, aber sein Betragen sey demohngeachtet jederzeit Vorwurfsfrey gewesen, und selbst die gegenwärtige unselige Lage, worin sich Rom befände, müßte ihn mehr als zu sehr rechtfertigen. „Indeß“ — fuhr er fort — „muß ich bekennen, „daß ich aus menschlicher Schwachheit verschiedener Fehler „mich schuldig gemacht habe. Aber wäre es in meiner Verfassung wohl möglich gewesen, gar keine zu begehen? — „Ich stand damahls an der Spitze einer Menge unruhiger „Leute, die das Neue und Auffallende liebten, keinem Menschen gehorchen wolten, sich selbst in ihrer vormahligen

„Scla-

„Sclaverey jederzeit übermüthig betragen hatten, und deren „Köpfe von dem Glück der Freyheit, die ich ihnen verschaft „hatte, noch ganz schwindlich waren. Ich habe bey solchen „Umständen nicht unrecht zu thun geglaubt, wenn ich ihrem „Eigensinn in etwas nachgab, um sie dadurch desto eher wie„der zur Vernunft zurück zu bringen. Auch fiengen sie „schon wirklich an, auf bessere Gedanken zu gerathen, als „man mir es zum Verbrechen machte, daß ich, der ich doch „jederzeit ein guter Christ gewesen bin, mich in einer Wan„ne badete, die ehmahls einem heidnischen Kayser zu diesem „Gebrauch diente, und die nun als eine kostbare Reliquie „betrachtet wird, weil eben dieser Kayser sich nachher zu un„serm allerheiligsten Glauben bekehrte, und in der Folge gar „heilig gesprochen wurde. Nicht weniger belastete man mich „auch mit dem sonderbaren Vorwurf, daß ich an einem „Tisch gegessen hätte, an welchen doch nur allein Se. päbst„lichen Heiligkeit zu essen berechtiget wären, da man doch „alle Tage gleichgültig diejenigen ansah, die an eben diesen „Tisch sich setzten und Würfel auf demselben spielten. Dies „sind alle meine Verbrechen, warum ich so lange habe ein„gekerkert sitzen müssen. Demohngeachtet aber bin ich den„noch bereit, dem heiligen apostolischen Stuhl den Eid der „Treue zu leisten, sobald man mich nur in mein vormahli„ges Ehrenamt wieder eingesetzt haben wird. Meinen Fein„den hat es keine Mühe gekostet meine Wohlthaten zu ver„gessen, und mir wird es gewiß noch viel leichter werden, „alle die Leiden aus meinem Andenken zu verbannen, die „mir ihre Undankbarkeit zugezogen hat." —

Freylich gab Gabrini durch diese Rede nur zu deutlich zu erkennen, daß er gegen seine erduldeten Drangsale eben nicht unempfindlich sey, und daß er auch in Zukunft gewiß nicht so nachgiebig seyn würde, als man es sich vielleicht versprechen möchte. Aber zum Glück für ihn war er nur ein gar zu nothwendiges Hülfsmittel gegen das Uebel, welches man heilen wolte, als daß man nicht alles hätte wagen sollen, sich desselben zu bedienen.

Der ganze Kirchenstaat war, wie bereits erwähnt worden, der traurige Schauplatz innerlicher Zwietracht und der größten Unordnungen. Der Erzbischof von Mailand, der zugleich unumschränkter Herr des Herzogthums gleichen Namens war, hatte sich verschiedener dem Pabst zugehörigen Plätze bemächtiget, und war deswegen nach Avignon vor Gericht geladen worden. Er antwortete, daß er dem päbstlichen Willen Folge leisten, und sich sobald es nur möglich wäre, daselbst einfinden würde. Zu gleicher Zeit schickte er auch einige seiner vornehmsten Bedienten nach Avignon, die dort sowohl als in den benachbarten Dörfern so viel Häuser, als sie nur bekommen konnten, für seine Rechnung miethen mußten. Auf diese Weise wurden die Wohnungen so rar, daß alle Fremden, die von Zeit zu Zeit dem Pabst den Hof machen wolten, nirgends unterkommen konnten. Ihre Beschwerden darüber wurden laut, und Se. Heiligkeit ließen deshalb sich bey den Leuten des Erzbischofs erkundigen, die zur Antwort gaben: ihr Herr wäre willens, eine Begleitung von funfzehn bis sechzehntausend Mann, sowohl Fußvolk als Reiterey, mitzubringen, deren Quartier man also

bey-

beyzeiten besorgen müßte. Dieser Bescheid war ein wahrer Donnerschlag in den Ohren des Pabstes, der zu schwach zur Gegenwehr, sich nun sogar in Avignon selbst nicht mehr für sicher hielt. Er schrieb daher unverzüglich an den Erzbischof in den höflichsten Ausdrücken und bat ihn, sich weiter keine Mühe zu machen, sondern seine Reise nur für diesmahl zu unterlassen.

Malatesta und de Vico, welcher vordem Präfect zu Rom gewesen war, theilten die Oberherrschaft über den Rest des Kirchenstaats unter sich beyde. Sie hatten die usurpirten Städte befestigen lassen und mit Besatzungen versehen, so daß es eben nicht leicht war, ihnen ihren Raub wieder zu entreißen. Indeß wagte es doch der päbstliche Legat, Cardinal von Albornos mit Gabrini's Hülfe ihren Frevel zu bestrafen, und beyde erschienen an der Spitze eines ansehnlichen Corps päbstlicher Truppen vor Viterbo, welchen Ort der Präfect de Vico in eigner Person vertheidigte.

Die Ankunft des Tribuns jagte dem Präfect weit mehr Furcht ein, als der Legat mit seinem ganzen übrigen Kriegsheer. Der Ruf dieses berühmten Mannes zog eine so große Menge Römer ins Lager vor Viterbo, daß de Vico fast alle Hofnung fahren ließ, sich gegen die Uebermacht des Feindes auf die Länge vertheidigen zu können. Die angekommenen Römer schienen dem Tribun so ergeben zu seyn, machten ihm so fleißig ihre Aufwartung, und drangen mit so vieler Innigkeit auf seine schleunige Rückkehr nach Rom, daß der Legat darüber eifersüchtig wurde, ihn fast

gar nicht mehr aus den Augen ließ, und jeden seiner Schritte und Tritte auszuspähen suchte.

Gabrini, der nichts so sehnlich wünschte, als recht bald öffentliche Proben seines Eifers für das päbstliche Interesse an den Tag zu legen, und zugleich durch irgend eine auffallende That die Zuneigung der Römer gegen seine Person wo möglich noch zu vermehren, stellte sich zu verschiedenenmahlen an ihre Spitze, und grif den Feind muthvoll an. Durch dieses Benehmen wolte er die Liebe des Heers völlig gewinnen und den Legaten Furcht für sich einflößen. In der That fiengen die Soldaten auch bald an mit lauten Lobsprüchen den unternehmenden Tribun zum Nachtheil des gar zu vorsichtigen Cardinals zu beehren; und da dieser, der die Wirkung von Gabrini's heimlichen Intriguen fürchtete, die Neigung seines Heers gegen seinen Nebenbuhler nur zu gut einsah, so hielt er es für das rathsamste, um diesen gefährlichen Mann nur je eher je lieber loß zu werden, sich seiner Reise nach Rom nicht länger mehr zu widersetzen. Die Römer empfiengen ihn bey seiner Ankunft, als ihren Befreyer von der Tyranney des Adels, mit den größten Ehrenbezeigungen, und gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, das Andenken an ihre ehemahlige Undankbarkeit ihm aus dem Gedächtniß zu bringen.

Die Furcht vor dem Tribun war so groß, daß sogleich alle Unordnungen aufhörten, die während seiner Abwesenheit Rom verwüstet hatten. Der sämtliche Adel begab sich zum zweytenmal fort, und überließ ihm die unumschränkte Herrschaft

schaft der Stadt. Bey dieser Gelegenheit bezeigte der Tribun allen denjenigen, die ihn zur Wiedererlangung seiner Würde behülflich gewesen waren, viel Erkenntlichkeit, und rächte sich sogar nicht einmahl an seinen ehemahligen Verfolgern.

Gabrini, den man nun eigentlich nicht mehr Tribun nannte, sondern dem der Pabst zur Vermehrung seines Ansehens die römische Senatorwürde ertheilt hatte, warb bald nach seiner Zurückkunft Truppen an, und belagerte das Schloß Palestrina, wohin sich der junge Stephan Colonna, das damahlige Haupt des römischen Adels, geflüchtet hatte. Dieser junge Krieger hatte sich hinlänglich mit allen Bedürfnissen zur Aushaltung einer Belagerung versehen, und stand zu gleicher Zeit an der Spitze einer so zahlreichen und kriegerischen Besatzung, daß alle Versuche, die der neue Senator zur Eroberung dieses Platzes anwendete, immer vereitelt wurden. Ausserdem ward auch der junge Colonna von den Römern sehr geliebt, und dieses wandelbare Volk sah kaum ein, daß Gabrini vom Pabst in seiner Autorität bestätiget war, und folglich nicht mehr wie vordem in seinem eignen Namen handelte, als es denjenigen schon wider zu hassen anfieng, den es sich doch nur kurz zuvor zum Oberhaupt gewünscht hatte. Alle Bemühungen des Senators, seine Soldaten zur eifrigen Fortsetzung der Belagerung anzuspornen, waren daher vergebens. Umsonst stellte er ihnen vor, daß ihre Freyheit und überhaupt die Freyheit des Vaterlandes bloß von der Demüthigung des bisher auf seine Macht nur gar zu stolz gewesenen Adels abhienge. Sie zeigten demohngeachtet soviel Trägheit und Verdrossenheit, daß Gabrini

wider seinen Willen endlich gezwungen wurde, die Belagerung aufzuheben.

Ueber diesen abermahligen Beweiß der Undankbarkeit des Volks im höchsten Grade aufgebracht, kehrte er nun wieder nach Rom zurück. Seine erste That gleich nach seiner Rückkunft war, die Verhaftnehmung des Ritters von Montreal, Anführers einer sehr berüchtigten Räuberbande, die schon seit langer Zeit Italien verheerte. Dieser Räuberhauptmann hatte dem Senator zu seiner kriegerischen Unternehmung nicht allein Geld vorgeschossen, sondern auch sogar Soldaten geliehen. Er verlangte jetzt seine Bezahlung, und da sein Debitor um Aufschub bath, überhäufte ihn der von Natur heftige Ritter mit Vorwürfen und Drohungen. Gabrini, der sich für die Erfüllung derselben fürchtete, ließ daher ihn und seine beyden Brüder die ihn begleiteten, und nicht weniger wie er, zu allem entschlossen zu seyn schienen, auf der Stelle arretiren.

Montreal hatte sich durch seine Räubereyen unermeßliche Schätze erworben. Jetzt sah' er sich in der üblen Lage, wo das, was ihm das theuerste war, sein Leben, in der größten Gefahr schwebte. Er bot daher dem Senator ganz ungeheure Geldsummen für seine Loslassung an. Aber Gabrini war viel zu erbittert gegen ihn, als daß er seinen Anerbietungen das geringste Gehör hätte geben sollen. Ohne daher sich an die Dienste zu erinnern, die ihm der Ritter wirklich geleistet hatte, und ohne die geringste Rücksicht auf seine vornehme Geburth zu nehmen, befahl er ihm die Fol-

ter

ter zu geben. Durch diese Marter wurde der Unglückliche zum Geständniß einer Menge Schandthaten gebracht, worauf er denn verurtheilt wurde, öffentlich vor den Augen des Volks gehenkt zu werden. Montreal gerieth über dieses Urtheil in die äusserste Wuth. „Wie!“ — rief er einmahl über das andre aus — „ein General, für den ganz Italien „gezittert hat, soll sein Leben auf eine so schimpfliche Weise „verlieren!“ — Nach und nach schien er zwar mehr Fassung anzunehmen, und verglich oft sein Schicksal mit den Schicksalen des h. Petrus und Paulus, die in eben dieser Stadt durch die Hand des Henkers hatten sterben müssen. Aber auch dieser erkünstelte Trostgrund konnte nur auf wenig Augenblicke seiner Verzweifelung Einhalt thun. Unaufhörlich stand seine entehrende Strafe der Galgen vor seinen Augen, und das Beyspiel jener beyden Heiligen war viel zu unvermögend, ihm Geduld und Standhaftigkeit im Leiden einzuflößen.

Endlich führte man ihn zur Richtstäte; doch hatte der Senator in soweit sein Endurtheil gemildert, daß ihm bloß neben dem Galgen der Kopf abgeschlagen werden solte. Unterwegens schlug er seine Augen unaufhörlich gen Himmel; bald verfluchte er sein trauriges Geschick, bald küßte er wieder das Kruzifix, welches er in seinen Händen trug. Liebe zu dem gegenwärtigen Leben, und Furcht vor dem zukünftigen, waren die Haupttriebfedern dieses so verschiedenen Betragens. Endlich kam er auf dem Richtplatz an. Hier warf er sich neben dem Galgen auf die Knie nieder, und in dem nehmlichen Augenblick, da er auf die Un-

 ge-

geschicklichkeit des Scharfrichters schimpfte, trennte ihm dieser mit einem Hieb den Kopf von den Schultern.

Montreal besaß in der That große militärische Talente; er hatte sich aber zugleich auch eine Menge gräßlicher Uebelthaten schuldig gemacht, die, wenigstens auf seine Zulassung, von seinen Leuten an verschiedenen Orten waren ausgeübt worden. Sein Schicksal wurde daher von Niemand bedauert, und man erinnerte sich seiner schimpflichen Hinrichtung nicht eher, als bis zu dem Zeitpunct, da man es für nothwendig fand, ihn für unschuldig zu halten, um seinen Richter desto strafbarer zu finden.

Es ist bereits gesagt worden, daß damahls schon Gabrini den Römern bey weitem nicht mehr so theuer war, als zu den Zeiten seines ehemahligen Tribunats. Eben der Mann, dessen Rückkehr sie so heiß gewünscht hatten, war ihnen fast ganz gleichgültig geworden, sobald er wieder bey ihnen war. Zwey Umstände trugen zur Erkältung ihrer für ihn so vortheilhaften Gesinnung nicht wenig bey, nehmlich, seine Unterwerfung gegen die Befehle des Pabsts, wodurch die Römer gegen ihn mißtrauisch wurden, und seine wenige Aufmerksamkeit auf die Erfüllung seiner Amtspflichten, die er jetzt bloß aus Verachtung gegen dieses unbeständige Volk vernachläßigte. Ohne darauf zu merken, überließ er sich bald allen Vergnügungen der Tafel, weil, wie er sagte, nichts billiger sey, als sich für Mühwaltungen schadlos zu halten, gegen die man sich so wenig dankbar bezeigte. Die Edelleute, auf die er eben so wenig aufmerksam war, nützten seine Achtlosigkeit,

keit, verabschiedeten, um ihn noch sicherer zu machen, ihre Truppen, und suchten nur im Verborgnen bloß durch List und geheime Cabale seinen Untergang zu bewirken.

Ihre versteckten Anschläge blieben indeß dem Senator nicht lange unbekannt. Er entdeckte in der größten Stille alle ihre Schliche, arbeitete ihnen entgegen, und zertrümmerte ihre Plane auf eine eben so geheimnißvolle Art, als sie entworfen worden waren. Auf diese Weise scheiterten alle ihre Entwürfe, die auf seinen Schaden abzweckten, ohne daß es zwischen beyden Partheyen zu einem öffentlichen Kriege kam. Gabrini's Wohl war solchergestalt durch sein kluges Betragen freylich gesichert genug; aber die Wohlfahrt der Römer gewann doch dabey eben nicht viel. Indeß verdient sein Verfahren dennoch keinen strengen Tadel, in Rücksicht auf die guten Absichten, die er dabey hatte; indem er lieber seinen Privathaß dem allgemeinen Besten aufopfern wolte, als daß er das Volk, im Fall es ihm mißglückte, der ungezähmten Rache des Adels hätte bloß stellen sollen.

Die Truppen des Senators, die größtentheils aus eingebohrnen Römern bestanden, hatten, wie bereits erwähnt worden, bey der Belagerung von Palestrina sich so schlecht gehalten, daß man diese Belagerung wieder hatte aufheben müssen. Da nun Gabrini solche durchaus wieder zu erneuern wünschte, so wolte er gerne dieses Vorhaben ausführen, ohne dabey eben des Beystandes dieses wetterwendischen Volks bedürftig zu seyn. Er fieng es also damit an, daß er den größten Theil der römischen Miliz, auf den er

 sich

sich nicht verlassen konnte, verabschiedete, und an dessen Stelle fünf bis sechshundert Mann Ausländer in seine Dienste nahm. Diese Soldaten, bey deren Auswahl er sehr sorgfältig und vorsichtig zu Werke gieng, waren zu allem willig. Da sie gut unterhalten und eben so reichlich als richtig bezahlt wurden, so waren sie auch dem Senator mit Leib und Seele ergeben. Mit diesem Fußvolk vereinigte er noch dreyhundert Reiter von erprobter Herzhaftigkeit und Treue. Dieses kleine, mehr durch seinen innern Werth, als durch die Menge der Krieger furchtbare Corps wurde auch noch durch eine große Anzahl Freywillige verstärkt, die aus den den Senator ergebenen Städten freudig seinen Fahnen zueilten. Gabrini stellte hierauf an die Spitze dieser ausgesuchten Truppen einen geschickten Officier, den er für fähig hielt, die von ihm entworfnen großen Plane auszuführen.

Dieser General entsprach auch wirklich dem Vertrauen, welches Gabrini in ihn setzte. Er zeichnete sich gleich Anfangs durch verschiedene bald mehr bald weniger wichtige Vortheile aus, die er über den Feind davon trug, und Palestrina wurde hierauf von ihm so eng auf allen Seiten eingeschlossen, daß die Besatzung sich bald der grausamsten Hungersnoth ausgesetzt sahe. Schon näherte sich für den Senator der so lange gewünschte Tag des Triumphs, schon sahen die Römer demselben mit Bangigkeit und Schrecken entgegen, als ein abermahliger Fehltritt ihn ohne Rettung ins Verderben stürzte.

Der

Der nur eben erwähnte General wurde ihm verdächtig gemacht. Er glaubte daher ihn seinem Argwohn aufopfern zu können, und nahm ihm das Commando ab. Seine Stelle erhielt ein andrer, der bey weitem nicht soviel militärische Verdienste wie sein Vorgänger besaß, und auf den seine Untergebenen daher auch weit weniger Vertrauen setzten. Von diesem Augenblick an, neigte sich der Sieg auf die Seite des Adels. Die Edeln aus dem Hause Colonna bemerkten diesen Fehler nur zu gut. Sie überfielen Gabrini's Truppen unvermuthet, richteten ein großes Blutbad unter ihnen an, und verfügten sich hierauf verstohlnerweise nach Rom, um dort im Stillen vollends an dem Untergang ihres alten Todfeindes zu arbeiten. Sie fanden daselbst das Volk in einer ihrem Vorhaben so günstigen Stimmung, daß es ihnen fast gar keine Mühe kostete, den Pöbel zum Aufruhr anzureizen. In dem Augenblick, da es Gabrini wohl am wenigsten vermuthete, hörte er plötzlich von allen Seiten schreyen: Es lebe das Volk, und der Verräther sterbe! Durch dieses Geschrey wurde der Senator, der sich eben im Bette befand, auf eine sehr unangenehme Weise aus seinem Schlaf aufgeschreckt. Schnell sprang er von seinem Lager auf, eilte ans Fenster, und nun wurde er die nahe Gefahr erst recht inne, indem er das ängstliche Bestreben seiner Leute sahe, die mit der größten Eilfertigkeit das Capitol verließen. Nur drey seiner Bedienten, die noch dazu alle drey verrätherische Gesinnungen hegten, blieben bey ihm zurück. In dieser äussersten Noth verließ ihn doch nicht die Gegenwart seines Geistes. Ohne sich lange zu bedenken, legte er eine vollständige Rüstung an, und so bewafnet verfügte er sich

auf

auf ein Balcon, wo ihn das Volk sehen konnte, und wo er alle Künste der Beredsamkeit anwenden wolte, um die Wuth desselben wieder zu bezähmen. Aber die Anführer der Aufrührer, die mit Recht nur zu sehr die Wirkung seiner Worte fürchteten, machten ein so lautes Getöse, daß er lange nicht zum Sprechen kommen konnte.

Endlich aber gelang es doch, nach vieler Anstrengung dem Senator ihnen mit starker Stimme folgende Worte „zuzurufen: „O! undankbare Römer, ihr verlangt also das „Verderben eures Erretters? Alles, was ich während mei„ner langen Verbannung erlitten habe, duldete ich zu eurem „Besten, und alles was ich noch bis selbst auf den gegenwär„tigen Augenblick unternehme, zweckt bloß zu eurem Ruhm „ab.“ — Ein Pfeilschuß, der Gabrini's Hand durchbohrte, hinderte ihn seine Rede fortzusetzen. Er begnügte sich daher bloß, einige Blicke voll Verachtung auf den rasenden Haufen, der ihm ans Leben wolte, herabzuschicken, und verließ den Balcon, um über das nachzusinnen, was ihm in dieser verzweiflungsvollen Lage übrig blieb. Doch auch hiezu ließ man ihm nur wenige Augenblicke Zeit. Der bis zur Raserey gegen ihn aufgebrachte Pöbel legte Feuer an den Palast, wodurch er in kurzer Zeit in vollen Flammen stand. Die brennenden Balken stürzten mit großem Geprassel zur Erde, und das Feuer ergrif ein Zimmer nach dem andern. In diesen dringenden Umständen warf der beängstigte und von aller Welt verlassene Gabrini seine reiche Kleider von sich, und verhüllte den Kopf mit einem dicken Kissen. In einem alten abgetragnen und zerlumpten Kleide

seines

seines Thürstehers vermummt, schlich er sich so durch Rauch und Flammen, und mischte sich unerkannt unter das wüthende Volk.

Auf diese Weise würde er sich auch vielleicht glücklich gerettet haben, aber seine goldnen Armbänder, die er abzunehmen vergessen hatte, verriethen ihn. Man erkannte ihn an diesem Schmuck und an einer grün seidnen Weste, die von den alten Lumpen, die er umgeworfen hatte, nicht ganz bedeckt wurde. Gabrini warf, sobald er merkte, daß er erkannt war, sein Kissen von sich, und folgte zitternd, ohne allen Widerstand, einigen aus dem Haufen, die ihn bey den Armen anfaßten, und ihn bis zu dem nehmlichen Platz, den er durch eine Menge auf demselben gefällter Todesurtheile berühmt gemacht hatte, hinschleppten. Doch kaum betrat der unglückliche Senator diese Stelle, wo er sich so oft in seinem ganzen Glanz gezeigt hatte, als er plötzlich seinen vormahligen Stolz wieder annahm. Seine funkelnden Augen verriethen mehr Zorn und Verachtung, als Furcht, und flößten dem wüthenden Haufen wider Willen Hochachtung ein. Niemand wagte es, weder mit Worten, noch Thaten, ihn zu beschimpfen oder zu beleidigen; alle beobachteten das tiefste Stillschweigen, und Gabrini, viel zu stolz, als daß er um sein Leben bey diesen Rasenden betteln solte, blieb eben so stumm wie sie. Unter dieser allgemein herrschenden Stille verstrich eine ganze Stunde. Alle standen mit starr auf ihn gerichteten Augen, während dem seine Blicke wild herumirrten, und bald diesem bald jenem zu sagen schienen: „Komm nur her, und tödte mich, wenn du es wagst!" —

Selbst

Selbst diejenigen, die gegen ihn am meisten aufgebracht waren, fühlten sich bey der Erniedrigung eines Mannes erweicht, den sie nur kurz zuvor wie ihren Schutzgott verehrt hatten. Gabrini fieng auch bereits wirklich zu hoffen an, daß er sich vielleicht noch auf eine erträgliche Art aus dieser mißlichen Lage würde herausziehen können, als zu seinem Unglück ein Bedienter aus dem Hause Colonna auf dem Platz ankam. Dieser Mensch erkannte kaum den alten Feind seiner Herrschaft, als er sogleich von neuem den Pöbel aufreizte, und mit entblößten Degen in der Faust auf den Unglücklichen loßgieng. Gabrini sah ihm ohne Zittern entgegen; er machte sogar nicht einmahl die geringste Bewegung zu seiner Vertheidigung, und verlohr daher auch durch den ersten Stoß, den er erhielt, das Leben. Nun fiel der rasende Pöbel über den entseelten Leichnam her, und durchbohrte denselben noch mit mehr als tausend Stößen. Da der Körper nicht groß genug war, um die Wuth aller derjenigen zu befriedigen, die ihn selbst nach dem Tode noch zu tödten wünschten, so entstanden hieraus sehr lebhafte Zänkereyen, die sich sogar mit Blutvergießen endigten. Endlich wurde der ermordete und verstümmelte Gabrini am Galgen aufgehenkt, und nachdem er hier einige Stunden lang dem noch immer Rache schnaubenden Volk zur Augenweide gedient hatte, wieder herabgerissen, und seinen ärgsten Todfeinden, den Juden, welchen er während seiner Regierung oft genug seine Strenge hatte fühlen lassen, überliefert. Diese rösteten die traurigen Ueberbleibsel des zerfleischten Leichnams an einem langsamen Feuer, um desto länger das barbarische Vergnügen zu genießen, ihre Rach-

gierde sättigen zu können. Kurz es blieb von dem unglücklichen Gabrini nichts weiter übrig als ein Namen, der bald nachher, so wolte es das Schicksal, den Römern eben so theuer werden solte, als sie ihn in seinen letzten Stunden verwünscht hatten.

Dies war das Ende desjenigen von allen Volksempörern, der sich der ausserordentlichsten Mittel zu seiner Erhöhung bedient hatte. Keiner von ihnen hat jemahls so viel Gutes, keiner so wenig Böses gethan, als er. Von all den Lastern, die man gewöhnlich den Rädelsführern eines Aufruhrs vorzuwerfen pflegt, war bey ihm ein ungezähmter Ehrgeiz das einzige. Sein Herz war nicht zur Grausamkeit geneigt, und seine Regierung wurde nicht von jenen blutigen Hinrichtungen befleckt, die gewöhnlicher Weise den Usurpator verhaßt zu machen pflegen. Ob er gleich sowohl zur Zeit seines Tribunats, als während dem er römischer Senator geworden war, Krieg führen mußte, so liebte er doch im Herzen den Frieden, und seine Waffen waren jederzeit nur gegen den Feind des allgemeinen Besten gerichtet. Bey der innern Ueberzeugung, daß alle seine Unternehmungen bloß auf das Wohl des römischen Volks abzweckten, glaubte er sich von jedermann geliebt, und vergaß daher sich gefürchtet zu machen. Er blieb immer ruhig bey allen Drohungen, und diese Sicherheit kostete ihm das Leben, welches er als ein Held und als ein Mann verlohr, dem Undankbarkeit schon längst sein Daseyn verbittert hatte.

F.

III.

Ode an die Deutschen, bey denen französischen Unruhen.

Halberstadt, den 24. Oct. 1789.

Gottgeheiligtes Volk, Männer Teutoniens,
Nehmt das flammende Schwert, schimmernder Speere Kraft,
Ueber trotzende Alpen,
Stürzt im wüthenden Bürgerkrieg!

Schlagt am ehernen Schild, hallend im weiten Thal,
Daß der tönende Schall schrecke die Kämpfer auf,
Und die Häupter der Helden,
Drücke glänzender Helme Wucht!

Seht! im nächtlichen Grau, schimmernd im Mondenglanz
Winkt euch Childerigs Sohn, mächtig im Kampf der Schlacht,
Zeigt vom eisigen Gothard
Auf das weinende Gallien.

Folgt der Stimme der Pflicht, schützet des Dulders Recht!
Mit herculischer Faust, reißet der Hyder Haupt —
Pest nur strömet ihr Odem. —
Von dem heiligen Stuhl herab.

Denn des Menschengeschlechts, glühender Freyheitssinn,
Naht im irrenden Wahn wüthender Raserey!
Aufruhr schnauben die Völker,
Aufruhr donnert im Thal zurück!

Seht! schon wandelt die Wuth auch auf Thuiskons Flur,
Und Empörungsgeschrey tönet der Barden Lied!
Zieht Germannen die Schwerter,
Daß der Funke nicht Flamme wird!

Daß der Furienschaar prasselndes Feuer nicht
Streue unter dein Volk, tauche den giftgen Dolch
Nicht im Busen der Edlen,
Und verjage die Ruhe Teuts!

Starrt wehmüthigen Blicks, zitternder Thränenvoll,
Wie vom rauschenden Blutröther sich färbt der Strohm,
Der mit schäumenden Wogen
Theilt der Gallier stolze Stadt.

Ach! dies mächtige Reich thürmte mit Riesenkraft
Ein Jahrtausend empor! Wilder Mänaden Wuth,
Feige, cyprische Wollust,
Stürzten in Trümmern den Felsenthron.

Unter deinem Panier, göttliche Freyheit, flieht
Nun die Furienschaar, hüllet ins Lichtgewand
Deiner himmlischen Schönheit
Ihre Teufelgestalten ein!

Mit geflügeltem Schritt, — schneller entrauscht der Rhein
Nicht dem Felsengeklüft, — eilet der wilde Wahn
Im entwandten Gepränge,
Strahlend über die Erde hin!

Freyheit! jauchzet das Volk, Freyheit! der Barden Lied;
Keiner weiß was er wünscht, kennet der Göttin Bild;

Denn tyrannische Fesseln
Schmiedet thörigt ihr Wille sich!

Nur die Einheit erschuf, ewiger Wahrheit gleich,
Aus dem Chaos des Stofs göttliche Harmonie!
Einer sey nach Gesetzen,
Herrscher tausender Geisteskraft!

Dann vereinigt sich nur wirkende Thätigkeit,
Hochaufwallender Muth, Liebe zum Vaterland;
Mit den süßen Gefühlen,
Stiller seliger Häuslichkeit!

Nicht der wirbelnde Stolz, Sparta's Lykurg zu seyn,
Noch der neidische Wunsch unter der Herrscher Zahl,
Auf dem Throne der Freyheit,
Mit Tyrannengewalt zu ruhn; —

Noch die fürchtende Angst, guter Gesetze Macht,
Bald nach tausender Sinn, — jeder glaubt weise sich, —
Schlecht verwandelt zu sehen —
Stört die Freuden des Bürgers dann!

Eigner Vortheil regiert — selten des Staates Heil —
Wo die Stimme des Volks Herrscher sich auserkohr;
Armuth zeigte den Freystaat,
Reichthum setzte Monarchen ein!

Fürsten leuchtet der Strahl dämmernde Zukunft vor,
Mit unsterblichem Ruhm krönet die Nachwelt ihn?
Die Geschichte der Welt ist
Auch der Könige Richterin!

Furcht-

Furchtbar wandelt ihr Bild, wägend der Thaten Werth,
Wenn im glänzenden Traum schlummernd die Seele ruht,
Zu dem Lager der Fürsten,
Schreckt vom Schlafe den Bösen auf!

Doch mit freundlicher Hand, lächelnden sanften Blick,
Tritt die Zaubergestalt, reizend zum Edlen hin,
Weht mit kühlenden Lorbeer,
Ihm erquickende Labung zu.

Nachruhm feuert den Stolz, glänzend im sel'gen Kreis, —
Da wo Friederich, der Fürstenvereiner thront, —
Unter Helden zu sitzen,
In dem fürstlichen Busen an.

Der Unsterblichkeit Wink lehret die Könige
Ehrfurcht Tugenden weyhn, tödten des Lasters Bruth; —
Doch der herrschende Bürger,
Denkt nur geizend der nahen Wahl.

Wo mit drohender Hand, Einer die Blitze hält,
Und den Donner beherrscht, — Schrecken dem Busen nur —
Einer freundlichen Lächelns,
Kränze Tugend zu lohnen knüpft;

Da nur wandelt das Glück ohne der Flügel Pracht,
Freude wohnet nur da, rosig und anmuthsvoll;
Von Gesetzen beschützet,
Herrscht die Freyheit des Weisen hier!

Darum wafnet Euch jetzt Männer Teutoniens,
Daß nicht irrender Wahn Deutschlands Gefild bedrückt,

Nicht, gleich gallischen Söhnen,
Euch beherrsche, Mänadenwuth!

Eilt nach Gallien hin, schützet des Dulders Recht,
Lehrt Gehorsam das Volk, weise den König seyn;
Ein verführendes Beyspiel
Raubt dem staunenden Zeitgenoß!

Schlagt am ehernen Schild, hallend im weiten Thal;
Nehmt das flammende Schwert, schimmernder Speere Kraft;
Ueber trotzende Alpen,
Stürzt im wüthenden Bürgerkrieg!

Franz v. Kleist.

IV.

Gedanken bey der Nachricht vom Tode des Kaysers Joseph des Zweyten.

Donner, schweig aus rasselnden Carthaunen,
Töne nicht mehr wilder Schlachtgesang!
Krieger, blutet stolzen Fürstenlaunen
Länger nicht; — denn Habsburg's Joseph sank,
Mit Ihm der Empörung Gift, hinab,
In das Nachtumhüllte Grab! —

Trocknet Mütter, Eure bange Thränen,
Denn noch lebt der heißgeliebte Sohn,
Und es fliehn des Kampfes Trauerscenen,
Friedenspalmen wehn in Osten schon!
Ruhen wird das blutgefärbte Schwert,
Das die Frucht im Keim verheert.

Gattin

Gattin kränze den beweinten Busen,
Mit der Hofnung grünen Myrtenzweig;
Und Du Tochter wüthender Medusen,
Eris, wilde Schlachtgefährtin fleug!
Stürze nieder in das Schattenland,
Nieder in den Höllenbrand,

Kehre du sanftlächelnde Irene,
Wonnetochter göttlicher Natur,
Kehr zurück nach langen Streit und kröne,
Mit dem Oehlzweig die verheerte Flur;
Hauche wieder neue Lebenslust,
In der Menschheit bange Brust.

Wehe sanft mit deinem Zauberflügel,
Süße Labung dem Erkrankten zu,
Schaffe saatenreich den öden Hügel,
Schenke wieder der Besorgniß Ruh;
Daß entzückter die Geliebte küßt,
Und vergangnen Gram vergißt.

Daß das Weib von edler Wollust glühend,
Um den Gatten ihre Arme schmiegt,
Jt udepurpur auf den Wangen blühend,
Er den Säugling auf dem Schooße wiegt,
Und im Sohn den künftgen Krieger sieht,
Der nach Schlacht und Ehre glüht.

Und dann wandle du erhabner Weiser,
Den der Dinge Kummerschein nicht trügt,
Nach der Halle, wo der gröste Kayser
Wie der Bettler nur den Wurm befriegt,

Wo die Wahrheit unter Schatten thront,
Und nur heil'ge Stille wohnt.

Wandle hin nach der bemoßten Pforte,
Nach dem Thore der Unendlichkeit,
Hin zu Josephs Grab, und sprich die Worte,
Welche Wahrheit drohend dir gebeut,
Die zu denken mancher schon gewagt,
Aber noch nicht laut gesagt.

Sprich: „Hier ruht ein Kayser der im Leben,
„Viel gewollt, doch wenig nur vollbracht;
„Hoher Nachruhm würd Ihn noch umschweben,
„Hätt' er wen'ger, aber viel gedacht.
„Doch auf einmahl, mehr als Friedrich seyn,
„Machte Habsburgs Joseph — klein! —

F. v. K.

V.

Nachrichten von der Insel Celebes und dem Königreich Macassar.

Die Insel Celebes, eine der größten indischen Inseln liegt westwärts von Borneo und ungefähr funfzig deutsche Meilen von den moluckischen Inseln. Die Länge derselben wird auf hundert und sechszig, und die Breite auf sechszig Stunden berechnet. Ein fünf und zwanzig Meilen breiter Canal, den man die Meerenge von Macassar nennt, trennt die-

dieses Eiland von Borneo. Auf der Südseite wird dasselbe von einer tiefen Bay, die weit ins Land hineingeht, durchschnitten. Auf der Ostseite findet man gleichfalls verschiedene Hafen und eine Menge kleiner Inseln und Untiefen. Nordwärts ist das Land etwas hoch, Ostwärts hingegen flach und niedrig und mit Wäldern stark bewachsen; auch wird es von verschiedenen kleinen Flüßen durchströhmt.

Da diese Insel mitten unter der heißen Zone liegt, so kann man sich leicht vorstellen, wie unerträglich heiß das Clima daselbst seyn muß. Auch würde sie vielleicht unbewohnt geblieben seyn, wenn nicht diese Hitze durch den häufigen Regen gemäßiget würde, welcher fünf bis sechs Tage vor dem Vollmond und nach demselben fällt, und die Erde sehr erfrischet. Diese Vermischung von Regen und Hitze, vereinigt mit den schädlichen Ausdünstungen der Gold- und Kupferbergwerke, deren es viele in diesem Lande giebt, verursachen fast täglich bey Sonnenuntergang sehr heftige Donnerwetter. Ob bey so bewandten Umständen die Luft in diesem Lande ungesund sey oder nicht? diese Frage bedarf wohl keiner Entscheidung. Zum Glück aber wird sie durch die Nordwinde, die den größten Theil des Jahres über beständig wehen, sehr gereinigt. Sobald sich diese legen, wird das Land sogleich von ansteckenden Seuchen verheert; doch ist dieses nur ein seltner Fall, und die Macassaren geniessen gemeiniglich einer sehr dauerhaften Gesundheit, die ihnen ihr Alter oft auf hundert und mehrere Jahre bringen läßt.

Das Innere des Landes ist uns Europäern äusserst wenig bekannt. Verschiedene Reisende, die diese Insel besucht haben, sind sogar nicht einmahl über die Anzahl der darin befindlichen Königreiche miteinander einig. Indeß ersieht man doch aus ihren Berichten, daß von den dort regierenden Fürsten die Könige von Boni und Macassar die mächtigsten sind; letzterer ist heut zu Tage den Holländern zinsbar. Diese beyden Staaten theilten vordem unter sich allein die Oberherrschaft der Insel; woher es denn wahrscheinlich gekommen ist, daß die Seefahrer dieses Land bald Celebes, (denn diesen Namen führt das Königreich Boni auch) und bald Macassar zu nennen pflegen.

Nach holländischen Reiseberichten sollen auf dieser Insel alle indischen Früchte sehr gut gedeyhen, von europäischen Früchten aber bringt das Land nichts hervor, ausser Nüße. Diese Reisebeschreiber entwerfen überhaupt eine sehr reizende Schilderung vom Königreich Macassar. Unter allen Provinzen, die dieses Reich ausmachen, giebt es nicht eine einzige, die nicht von der Natur auf irgend eine besondre Art begünstigt worden wäre, und daher den übrigen nützlich seyn solte. Die felsichten und bergigten Gegenden tragen durch Steinbrüche, Gold-Kupfer- und Zinngruben das ihrige zum Reichthum des Landes bey, und die Wälder liefern eine Menge des schönsten Holzes mancherley Arten.

Andre Provinzen scheinen bloß zum Vergnügen der Einwohner geschaffen zu seyn. Fischreiche Flüße durchströhmen sie und verschönern noch diese schon an sich so reizenden Ge-

Gefilde, die überall mit Palmen, Zitronen und Pomeranzenbäumen bedeckt sind. Das ganze scheint ein ewiggrünender Garten zu seyn, wo die Vögel das ganze Jahr durch singen, und man zu allen Zeiten die vortreflichsten Früchte und Blumen antrift. Unter der unzähligen Menge dieser Blumen findet man auch eine, die allein auf diesem Eylande wächst. Sie hat viel Aehnlichkeit mit einer Lilie, aber ihr Geruch ist weit angenehmer und stärker. Ihr Stamm ist ungefähr zwey Schuh dick, und ihre Wurzel sehr bitter, deren man sich zu Heilung vieler Krankheiten, besonders der pestilenzialischen Fieber bedient. Die Insulaner verfertigen von dieser Blume eine Essenz, womit sie sich bey ihren Lebzeiten parfümiren, und die Körper der Verstorbenen einzubalsamiren pflegen.

Diese Insel ist auch an Thieren nicht weniger fruchtbar. Man findet hier im Ueberfluß Pferde, Büffel, Hirsche und wilde Schweine, aber nirgends weder Tyger, Löwen noch Elephanten. Affen trift man in großer Menge an, die sich sowohl an Größe als Stärke von allen andern sehr auszeichnen. Es giebt ihrer von verschiedenen Farben, als: weiße, schwarze und gelbe. Einige von diesen Thieren laufen beständig auf vier Füßen herum, andere hingegen gehen auf ihren Hinterbeinen, aufgerichtet wie die Menschen einher. Die weißen Affen, die an Größe die größten englischen Doggen bey weitem übertreffen, sind die wildesten und gefährlichsten, besonders für das weibliche Geschlecht. Sobald sie ein Weib erblicken, rufen sie durch lautes Geschrey mehrere ihresgleichen herbey. Vereinigt fallen sie sodann alle

über diese Unglückliche her, die gemeiniglich ein Opfer ihrer viehischen Geilheit werden muß, und nachher von ihnen in tausend Stücke zerrissen wird, wenn sie nicht noch glücklicher Weise an die Ausübung ihres Muthwillens durch Hülfe herbeyeilender Mannspersonen gehindert werden. Diese Affen haben einen sehr furchtbaren Feind an gewissen ungeheuren Schlangen, womit die Wälder dieser Insel angefüllt sind. Diese stellen den Affen unaufhörlich nach. Einige von ihnen sollen so groß seyn, daß sie einen Affen auf einmahl verschlingen können. Andre, die weniger dick und stark, aber desto hurtiger sind, suchen ihre Feinde durch List zu überwältigen, welches ihnen auch nicht selten gelingt. Der Beyhülfe dieser Schlangen aber ungeachtet haben die Macassaren dennoch genug zu thun, um ihre Weiber und Pflanzungen gegen die Affen zu vertheidigen. Indeß sind diese geile und gefräßige Thiere doch äusserst furchtsam, sobald sie nur einen Mann erblicken, und bloß die Bewegung eines Stockes ist hinlänglich sie zu verjagen. Man findet in ihrem Leibe Bezoarsteine, die für weit schätzbarer gehalten werden, als diejenigen, die man von den Ziegen bekommt, welches denn für die Einwohner noch ein Bewegungsgrund mehr zur Ausrottung dieser Thiere ist.

Der macassarische Reiß wird für den besten im ganzen östlichen Indien gehalten; auch sind die Früchte dieser Insel viel angenehmer und schmackhafter als sonst irgendwo. Wein bringt das Land zwar nicht hervor, aber dieser Mangel wird durch eine große Anzahl Palmbäume ersetzt, aus deren Saft die Einwohner ein sehr liebliches Getränk zuzubereiten

bereiten wissen. Man sieht auch große mit Cattunbäumen bedeckte Ebenen, deren Wolle sehr fein ist, wiewohl auch gröbere und gemeine Baumwolle hier wächst.

Die Macassaren sind bey allen ihren Nachbaren, wegen der verschiedenen Giftarten, die sie aus mancherley Pflanzen und Kräutern verfertigen, in sehr schlechtem Ruf. Mit diesem Gift beschmieren sie ihre Waffen, wodurch die geringste Wunde, die sie ihren Feinden beybringen, tödtlich wird. Einige Reisebeschreiber behaupten sogar, daß das bloße Anrühren, oder der Geruch dieses Gifts, fähig seyn soll, einen Menschen auf der Stelle zu tödten.

Das Königreich Celebes liegt im nordlichen Theil der Insel. Die Indier nennen es gemeiniglich Boni, welchen Namen auch die Hauptstadt desselben führt. Das ist aber auch alles, was wir Europäer noch bis jetzt von diesem Staate wissen.

Weit bekannter ist hingegen das Königreich Macassar. Es liegt im mittäglichen Theil der Insel, und die Hauptstadt hat ebenfalls den nehmlichen Namen. Die Reisebeschreiber schildern letztere als einen schönen, großen und sehr volkreichen Ort. Diese Stadt liegt unter dem sechsten Grad der südlichen Breite, an der Mündung eines großen Flußes, der das ganze Königreich durchströhmt. Man sieht in derselben viele und sehr breite Straßen, welche auf beyden Seiten mit dickbelaubten Bäumen besetzt sind. Diese Bäume werden von den Einwohnern mit vieler Sorgfalt unterhalten, weil sie ihren Häusern nicht allein Schatten geben, son-

dern auch bey der Hitze des Tages den Vorübergehenden zur Bequemlichkeit dienen. Ausser dem königlichen Palast und einigen Mosteen, die von Stein sind, erblickt man in der ganzen Stadt weiter nichts, als hölzerne mit allerley Farben angestrichene Häuser, die sich aber doch durch ihre zierliche Bauart sehr auszeichnen. Das größte dieser Gebäude ist nicht über vier bis fünf Klafter lang, und ein bis zwey Klafter breit. Sie haben sehr schmale Fenster, und die Dächer sind mit großen Baumblättern gedeckt, die so dick sind, daß kein Regen durchzudringen vermag. Größtentheils stehen diese Häuser auf sehr hohen Pfählen. Statt der Treppe bedient man sich einer Leiter, welche ein jeder, sobald er oben ist, sorgfältig hinaufzieht, aus Furcht, daß kein Hund ihm nachsteige, weil dieses Thier von den Macassaren, dem abergläubischten Volk unter allen Muhamedanern, für unrein gehalten wird. Längst den Straßen findet man viele Kramladen, wo man alles antrift, was nur irgend zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit dienen kann. Auch sieht man in dieser Stadt große öffentliche Plätze, wo täglich zweymahl, nehmlich des Morgens vor Sonnenaufgang, und des Abends eine Stunde vor Sonnenuntergang öffentlich Markt gehalten wird. Man erblickt hier nichts als Weiber; eine Mannsperson, die sich dort zeigen solte, würde sich nicht allein der allgemeinen Verachtung aussetzen, sondern auch ohnfehlbar von den jungen Mädchen beschimpft werden, die in der Meynung erzogen sind, daß das männliche Geschlecht zu weit ernsthaftern und wichtigern Beschäftigungen bestimmt sey.

Die

Die Macassaren haben in ihren Gesichtszügen viel Aehnlichkeit mit den Siamern; indeß sind sie doch weniger von der Sonne verbraunt. Ihre Kinnbacken stehen ihnen sehr hoch, und ihre Nase ist gemeiniglich platt und gequetscht. Dieses letztere wird von ihnen für eine große Schönheit gehalten; daher sie sich denn viel Mühe geben, ihren Kindern in ihrer zartesten Kindheit die Nase recht platt zu drücken.

Sobald ein Kind zur Welt kommt, wird es in einen von Weiden geflochtenen Korb gelegt und sorgfältig zu wiederholtenmahlen am ganzen Leibe mit Oehl eingeschmiert. Dieses geschieht, um die noch schwachen Glieder des Kindes zu stärken, und es hurtig und behend zu machen. Wahrscheinlich rührt es auch von diesem Gebrauch her, daß man unter diesen Insulanern so selten einen Krüpel antrift. Die Söhne reicher und angesehener Leute werden, sobald sie das fünfte oder sechste Jahr erreicht haben, ihren Müttern abgenommen, und der Vorsorge irgend eines Anverwandten oder Freundes übergeben, die ferne von den Eltern des Kindes abwohnen; aus Furcht, daß sie nicht durch die Verzärtelung ihrer Mütter verzogen und weibisch gemacht werden mögen. Dort müssen sie bis zu ihrem funfzehnten oder sechszehnten Jahre bleiben, während welcher Zeit sie von ihren Priestern im Lesen, Rechnen, Schreiben und der Religion Unterricht erhalten. Sobald sie obiges Alter erreicht haben, steht es ihnen frey in ihr väterliches Haus zurückzukehren, und sich zu verheyrathen. Doch pflegt dieses selten eher zu geschehen, bis sie sich zuvor in allen Kriegsübungen vervollkommnet haben.

Die Mäßigkeit im Essen und Trinken ist eine Haupttugend der Macassaren. Ihre Mahlzeiten sind sehr einfach, und ihr gewöhnliches Getränke reines Wasser; doch pflegen sie auch zuweilen insgeheim Palmwein, Reißbrantwein und andre starke gebrannte Wasser, die der Coran verbietet, zu trinken. Diese Insulaner zeichnen sich durch ihre saubre Kleidung, die bey den Vornehmen oft sehr prächtig ist, vor allen ihren Nachbaren aus. Leute vom Stande tragen Röcke von Seide, oder von den kostbarsten gestickten Zeugen, die ihnen bis ans Knie herabhängen, und mit platten goldnen Knöpfen garnirt sind. Ihre Gürtel sind nicht weniger reich, und der Grif ihrer Säbel und Crits ist gemeiniglich von Gold. „Der Crit — sagt der Herr von „Forbin in seinen Memoiren — ist eine Art von Dolch, un„gefehr einen Fuß lang und anderthalb Zoll breit; die Klin„ge ist von gutem Stahl, mit einer wellenförmigen Spitze „versehen, die einer Schlangenzunge ähnlich sieht, und eben „so scharf schneidet wie ein Scheermesser.“ — *) Dieses Gewehr wird so werth gehalten, daß der Grif an demselben sogar bey den gemeinsten Leuten von Helfenbein oder kostbarem Holz verfertiget ist.

Man geht in dieser Insel gemeinhin barfuß; doch tragen Standespersonen und wohlhabende Leute mit Gold und Silber gestickte Pantoffeln und einen reichen Turban, oder vielmehr eine Art von kleiner mit goldgestickten Mütze. Ausserdem erblickt man auch noch bey ihnen an den Fingern, Armen und in den Ohren eine Menge kostbarer Ringe, Arm-

bänder

*) Memoires du Comte de Forbin, Tom. I. pag. 164.

bänder und Ohrgehenke. Mit einem Wort, das Reich der Mode ist hier nicht weniger ausgebreitet als in Europa. Sie ist es, die ihnen lehrt, ihre Zähne zu feilen, abzuschleifen und grün oder roth zu färben. Alle Einwohner der Insel unterwerfen sich willig den allgewaltigen Gesetzen dieser Göttin, wenn gleich die Operationen, die sie ihr zu Gefallen vornehmen, immer mit Schmerzen und Blutvergießen verknüpft sind. Auch pflegen sich alle Leute von Stande die Nägel mit rother Farbe anzumahlen.

So sehr auch sonst aller Orten das Frauenzimmer das männliche Geschlecht an Zierlichkeit im Putz zu übertreffen sucht, so herrscht doch in diesem Lande gerade das Gegentheil. Ihr vornehmster Anzug ist gemeinhin ein Hemde von feinem Nesseltuch, welches ihren Busen ganz bedeckt, mit sehr engen Aermeln, die nur bis an den Ellbogen reichen. Auch tragen sie kurze Röcke von gestreiften und sehr durchsichtigen Mousselin, durch die man ihre Beinkleider von Gold- oder Silberstück hervorschimmern sieht. Ihre Haare, die hinten zierlich aufgebunden werden, machen ihren ganzen Kopfputz aus. Sehr selten wird man bey einer Macassarin Ringe oder andre Juwelen gewahr, denn diese sind bloß ein Schmuck der Männer. Um den Hals tragen sie gewöhnlich weiter nichts als eine kleine goldne Kette, die sie am Hochzeitstage von ihren Männern geschenkt erhalten, um sich jederzeit zu erinnern, daß sie von diesem Augenblick an die ersten Sclavinnen derselben geworden sind. Ihre Lebensart ist sehr eingezogen; doch steht es ihnen frey mit andern Personen ihres Geschlechts zusammen zu kommen, und sich mit Tanzen

und

und andern in diesem Lande üblichen Ergötzlichkeiten die Zeit zu vertreiben. Nur darf bey allen diesen kleinen häuslichen Festen durchaus keine Mannsperson zugegen seyn. Ueberhaupt geht hier die Eifersucht der Männer so weit, daß sie ihren Weibern nicht einmahl erlauben, in ihrer Abwesenheit den Besuch eines Bruders anzunehmen. Schon ein Lächeln, ein Blick, der einem fremden Manne gewährt wird, ist zu Macassar ein Hauptverbrechen und hinreichende Ursach zur Verstoßung des Weibes.

Es giebt in dieser Insel wenig Sclaven. Die Gesetze des Landes erlauben den Eltern nicht, so wie in dem größten Theil des übrigen Indiens, ihre Kinder zu verkaufen; und eben so wenig darf auch eine erwachsene Person mit ihrer Freyheit schalten wie sie will. Ihre Kriegsgefangenen bringen sie in den benachbarten Ländern zu Markt. Reiche Leute unterhalten aus Prahlsucht, eine große Menge Bedienten, die sie beym Ausgehen jederzeit begleiten müssen. Doch hüten sie sich sehr ihnen Geschäfte aufzutragen, die für freygebohrne Leute zu beschwerlich oder zu demüthigend seyn könnten. Sonst bedient sich gewöhnlich ein jeder selbst, und die Frau muß für das Hauswesen sorgen. Ihr ganzer Hausrath besteht bloß in dem nothwendigen Küchen und Tischgeräthe, in verschiedenen Decken zum Sitzen, Matratzen zum Schlafen und einigen Polstern, die man Fremden, die zum Besuch kommen, anbiethet.

Ohne uns bey den übrigen Gebräuchen aufzuhalten, welche die Macassaren mit allen übrigen Muhamedanern

im

im östlichen Indien gemein haben, wollen wir uns hier bloß auf eine einzige Ceremonie einschränken, die wegen ihrer Sonderheit zu merkwürdig ist, als daß man sie mit Stillschweigen übergehen solte. Gervaise erzählt diese Ceremonie in seiner Geschichte von Macassar folgendergestalt:

Nach den gewöhnlichen (muhamedanischen) Hochzeitsgebräuchen verschließt man das neue Ehepaar in einer dunklen Kammer, die nur von dem schwachen Licht einer kleinen Lampe sparsam erleuchtet wird. Hier müssen sie drey Tage und drey Nächte beyeinander ganz allein bleiben, ohne daß ihnen erlaubt ist, weder herauszugehen, noch sonst irgend jemand zu sich herein zu lassen. Zu ihrer Bedienung ist ein altes Weib bestimmt, die ihnen alles benöthigte durch die Thür zulangt; doch darf auch diese sich nicht unterfangen über die Schwelle zu treten. Während dieser Zeit machen sich die Eltern des Brautpaars und die übrigen Gäste in dem Hochzeitshause lustig. Mit dem anbrechenden Morgen des vierten Tages tritt ein Knecht in die Brautkammer. In der einen Hand trägt er einen großen angefüllten Wasserkrug, und in der andern eine eiserne Stange, auf welcher verschiedene geheimnißvolle Charactere eingegraben sind. Ihm folgt der älteste von der Familie auf dem Fuß nach. Dieser nöthiget die beyden jungen Eheleute aufzustehen, und mit bloßen Füßen auf die eiserne Stange zu treten; worauf er denn, unter Hersagung einiger Gebethe, den Wasserkrug über sie ausleert. Die Weiber behalten jederzeit den Namen, den sie vor ihrer Verheyrathung geführt haben, setzen aber nachher den Namen des Mannes dem ihrigen hinzu.

Diejenigen, die in diesem Lande mehrere Weiber und vorzüglich eine zahlreiche Familie haben, genießen von allen übrigen Einwohnern einer besondern Hochachtung.

Der macassarische Adel ist nicht wie in den mehresten morgenländischen Staaten ein eitler Vorzug, der bloß von der Gnade des Landesherrn abhängt, und nicht auf die Erben fortgepflanzt wird, sondern auf Titel gegründet, die für die Dauer desselben hinlänglich bürgen. Daher kommt es auch, daß der dortige Adel ausserordentlich stolz ist. Man theilt ihn in drey Classen; eine Eintheilung, die mit der europäischen, in Fürsten, Grafen und den gemeinen Adel, viel ähnliches hat.

Die von der ersten Classe werden Dacus genannt. Ihr Adel hängt von den Ländereyen ab, die ihnen der König zugestanden hat, wofür sie verpflichtet sind, an ihn einen jahrlichen Grundzinß zu zahlen, und mit einer gewissen Anzahl ihrer Unterthanen im Kriege sein Heer zu verstärken. Dahingegen müssen ihre Unterthanen ihnen ohne Bezahlung alle nöthige Hofdienste leisten, woferne sie sich nicht durch baares Geld davon loßkaufen. Diese Dacus erscheinen beym Hofe des Königs nicht anders als im größten Pomp und mit einem zahlreichen Gefolge. Auch haben sie den Rang gleich nach den Prinzen des königlichen Hauses, und verwalten die vornehmsten Ehrenämter des Reichs.

Die von der zweyten Classe heißen Carres. Auch diese werden vom Könige zu dieser Würde erhoben, die eben nicht schwer zu erlangen ist. Uebrigens sind ihre

Pflich-

Pflichten gegen den König ungefehr die nehmlichen, wie bey den von der ersten Classe.

Die von der dritten Classe nennt man Lolos, und dies ist eigentlich der sogenannte gemeine Adel. Er ist erblich, und kommt nur denjenigen zu, die entweder ihrer Verdienste wegen vom König neu geadelt worden, oder von adlichen Eltern abstammen. Doch genießen auch reiche Kaufleute nicht selten die nehmlichen Vorzüge. In allen adlichen Familien dieser drey Classen ist jederzeit der älteste Sohn, oder in Ermanglung der Söhne, die älteste Tochter der Haupterbe des väterlichen Nachlasses. Bey dem gemeinen Volk hingegen wird die Erbschaft zu gleichen Theilen unter den Kindern des Hauses vertheilt.

Um sich von der politischen Regierungsform der Insel Celebes einen Begrif machen zu können, muß man sich erinnern, daß die Herrschaft über die Bewohner derselben unter verschiedenen Königen getheilt ist, von welchen die von Celebes oder Boni und Macassar die mächtigsten sind. Beyde sind ganz unumschränkte Herren ihrer Staaten; doch führen sie das Regierungsruder eigentlich nicht selbst, sondern überlassen es gemeiniglich ihrem ersten Minister, der die höchste Gewalt in Händen hat, und alle Ehrenstellen, Aemter und Würden nach seinem Wohlgefallen vergiebt. Der Thron ist erblich, aber nicht die Söhne, sondern die Brüder des Königs sind seine gewöhnlichen Nachfolger; eine Einrichtung, durch die man die Unruhen zu vermeiden sucht, welche gewöhnlich einen Staat während der Minderjährig-

 keit

keit des regierenden Herrn zu zerrütten pflegen. Bey dem Kriegsheer hat jeder Dacus seine eigne Fahne, die immer den erfahrensten und tapfersten Leuten anvertraut wird, weil ihr Verlust dem Herrn derselben ohnfehlbar die Ungnade des Königs zuziehen, und diejenigen sicher mit Schande brandmarken würde, denen die Obhut darüber anvertrauet ist.

In ihren Lägern steht jederzeit das Zelt des Königs in der Mitte auf einer Anhöhe, von welcher man das ganze Lager übersehen kann. Die macassarische Armee muß sich in Friedenszeiten auf eigne Kosten unterhalten, und die Soldaten bekommen weiter nichts geliefert, als ihre Kleider und Waffen; im Kriege hingegen werden sie vom Könige verpflegt. Einige Schriftsteller versichern, daß die Könige von Macassar in ihren ehmahligen Kriegen bis 12,000 Mann zu Pferde, und 80,000 Mann zu Fuß ins Feld gestellt haben sollen. Ueberhaupt wird die macassarische Infanterie für die Beste im ganzen östlichen Indien gehalten. Ihre Pferde hingegen sind klein, und ihre Reiterey ist durchgehends eben so schlecht geübt als bewafnet. Die Macassaren tragen einen leichten hölzernen Schild, mit Büffelsleder überzogen, und der Crit, von welchem wir bereits oben gesprochen haben, ist ihr vorzüglichstes Gewehr. Ausserdem sind sie aber auch noch mit Säbeln, Lanzen und hohlen Blasröhren bewafnet, aus welchen sie kleine vergiftete Pfeile auf den Feind abschießen. Einige bedienen sich auch des Feuergewehrs, womit sie aber nicht sonderlich umzugehen wissen, und sich daher aus dem Gebrauch desselben wenig machen. Auch führen sie in ihren Feldzügen jederzeit Canonen mit sich.

Ver-

Verschiedene Geschichtschreiber wollen behaupten, daß der Angrif, den die Macassaren auf ihre Feinde thun, zwar sehr wüthend, aber von keiner Dauer seyn soll, und daß man daher leicht mit ihnen fertig werden kann, sobald nur ihre erste Hitze verraucht ist. Indeß beweist doch nachstehender Vorfall, den der Graf von Forbin in seinen Memoiren anführt, gerade das Gegentheil dieses Vorgebens. Ueberhaupt hat dieses Volk die höchsten Begriffe von Freyheit, und war daher auch das Letzte von allen ostindischen [illegible]ern, welches sich nach einem langen und sehr kostbaren Kriege dem holländischen Joch unterwarf.

Der Herr von Forbin, der im Jahr 1686 Statthalter zu Bomkok in Siam war, erhielt vom Hofe Befehl, ein macassarisches Schif, welches 54 Mann an Bord hatte, und nach Macassar zurückkehren solte, anzuhalten, und die Mannschaft zu Gefangenen zu machen. Er unternahm dieses Wagstück, obgleich wenig fehlte, daß er nicht selbst ein Schlachtopfer dieser Unglücklichen wurde, die er sich auch wirklich erst nach Monatsfrist mit vieler Mühe und mit Verlust von mehr als 800 Siamern vom Halse schaffen konnte. Zum Beweiß von der Halsstarrigkeit ihrer Gegenwehr, mag folgende Stelle aus seinem oben angeführten Werk dienen:

„In dem nehmlichen Augenblick, da ich dem macassa„rischen Hauptmann sagen ließ, daß ich Befehl hätte, ihn in „Verhaft zu nehmen, warfen er und die bey ihm befindlichen „fünf Macassaren ihre Mützen auf die Erde, nahmen den „Crit in die Hand, und fuhren wie Teufel über den Doll-

„metscher und die Mandarinen her, die sie in einem Augen-„blick tödteten. Bey dem Anblick dieses Blutbades, eilte ich „unverzüglich zu meinen, theils mit Lanzen, theils mit Feuer-„gewehr bewafneten Soldaten, ergrif selbst eine Lanze, und „befahl Feuer zu geben. Einer von diesen Rasenden gieng „mit dem Crit in der Hand gerade auf mich loß. Ich stieß „ihm meine Lanze in den Leib. Demohngeachtet kam der „Macassar, als ob er unempfindlich gewesen wäre, mir im-„mer näher. Er gab sich dabey unglaubliche Mühe mich „zu erreichen, ob ich gleich das Eisen meiner Lanze ihm in „den Leib gestoßen und es noch nicht zurückgezogen hatte. „Auch würde er sicher seinen Zweck erreicht haben, wenn „ihn nicht die Queerstange der Lanze daran gehindert hätte. „Unter diesen Umständen blieb mir nichts weiter übrig, als „zurückzuweichen, und ihm die Lanze fest im Leibe zu hal-„ten, ohne daß ich es wagen durfte, den Stoß zu wieder-„holen. Endlich kamen mir andre meiner Soldaten zu Hül-„fe, die ihn vollends niedermachten.“ — **Forbin** beschließt die Geschichte dieser ausserordentlichen Scene, die aber so sehr sie es auch verdient, ihrer Länge wegen hier nicht eingerückt werden kann, mit folgenden Worten: „Ich war so be-„troffen, über dasjenige, was ich diese Leute hatte thun se-„hen, die mir von allen andern Menschen so verschieden zu „seyn schienen, daß ich zu erfahren wünschte, was doch die-„sem Volk so viel Muth, oder besser zu sagen, eine solche „Tollkühnheit einflößen könnte? Einige Portugiesen, die „von ihrer Kindheit an in Indien gewesen waren, belehrten „mich, daß diese Insulaner Muhamedaner und sehr aber-„gläubisch wären. Ihre Priester pflegten ihnen mit magi-

„schen

„schen Characteren beschriebene Zettelchen um die Arme zu „binden, mit der Versicherung; daß sie, so lange sie solche „tragen würden, nicht verwundet werden könnten. Auch „wäre es bey ihnen ein besondrer Glaubensartickel, daß al„le diejenigen, die sie tödten würden, nur Muhamedaner „ausgenommen, in jener Welt ihnen als Sclaven dienen „müßten. Endlich setzten sie noch hinzu: daß man ihnen „das Schimpfliche einer freywilligen Ergebung von Jugend „an so stark einzuprägen pflege, daß man in dieser Insel „noch kein Beyspiel wüßte, daß irgend jemand dawider ge„handelt hätte. Mit diesen Begriffen erfüllt, geben und „nehmen sie niemahls Pardon. Zehn Macassaren, bloß mit „dem Crit in der Hand, würden ohne Furcht hunderttau„send Mann angreifen. Man darf sich hierüber eben nicht „wundern; Leute von solchen Grundsätzen haben nichts zu „fürchten, und bleiben immer sehr gefährlich." —

Die sämtlichen Staaten der Insel Celebes sind durch ein enges Schutzbündniß miteinander vereinigt. Dieses verpflichtet sie, sich im Fall eines Angrifs, gegenseitig zu vertheidigen. Die Holländer, die um das Ende des vorigen Jahrhunderts die Portugiesen aus diesem Lande vertrieben, und daselbst eine ansehnliche Niederlassung besitzen, sind die Stifter dieses Bundes, und haben als Beschützer desselben bey allen dortigen Nationalversammlungen den Vorsitz. Alle Streitigkeiten, desgleichen Angelegenheiten, die sich auf das allgemeine Beste beziehen ꝛc. werden von Zeit zu Zeit in einer allgemeinen Staatenversammlung entschieden, die von dem König von Boni ausgeschrieben wird, und bey welcher sich

der holländische Gouverneur als Präsident, nebst einigen Deputirten der Colonie gegenwärtig befinden. Alles was in diesen Versammlungen beliebt und abgemacht wird, ist ein Gesetz für die Zukunft, welches ohne Ausnahme jederzeit unverbrüchlich befolgt würden muß.

Obgleich die Königreiche in dieser Insel erblich sind, so wird doch jedesmahl, sobald ein Thron erledigt ist, in Gegenwart zweyer holländischer Deputirten pro forma zu einer neuen Königswahl geschritten. Sieben dazu ausgesetzte Wahlherren müssen sogleich nach dem Tode des Königs, den Thronfolger bestimmen. Entstehen dabey Streitigkeiten, so geben die Holländer durch ihre Wahlstimme den Ausschlag. Sie sind es, die auf alle Schritte dieser kleinen Despoten sorgfältig Acht geben, und sie jederzeit in der genauesten Abhängigkeit voneinander erhalten, damit keiner von ihnen sich zum Nachtheil der holländischen Autorität empören kann. Um dieses nun desto leichter zu bewirken, hat man die Einwohner der Insel beynahe gänzlich entwafnet, indem man, unter dem Vorwand, ihnen die Mittel sich untereinander zu schaden zu nehmen, ihre Festungen geschleift, und ihres schweren Geschützes sich bemächtiget hat. So unumschränkt indeß die Holländer auch heut zu Tage auf dieser Insel herrschen, so muß man doch gestehen, daß sie nur einen sehr gemäßigten Gebrauch von ihrer Gewalt machen. Ihr ganzes Betragen gegen die Insulaner ist mit vieler Behutsamkeit verbunden, und die Könige von Boni und Macassar werden von ihnen jederzeit mit aller Achtung behandelt, die man ihrem Range schuldig ist.

Wenn

Wenn diese beyden Könige nach der holländischen Hauptfestung Rotterdam kommen, so läßt der Gouverneur sie von zwey Beysitzern seines geheimen Raths einholen, und giebt ihnen eine Ehrenwache mit fliegender Fahne. Auch werden sie mit einer dreymaligen Salve des kleinen Gewehrs und neun Canonenschüßen empfangen, wobey ihnen der Gouverneur bis in sein Vorgemach entgegen geht. Ueberhaupt wird ihnen während der Zeit ihres dortigen Aufenthalts alle nur ersinnliche Ehre erwiesen.

Vor ungefehr zweyhundert Jahren waren die Macassaren noch völlig Abgötterer, die Sonne, Mond und Sterne anbetheten. Aber endlich bestieg ein König den Thron, der einsichtsvoll genug war, das Abgeschmackte dieses Götzendienstes zu erkennen. Einige Muhamedaner aus der Insel Sumatra, die sich damahls eben in Handlungsgeschäften zu Macassar aufhielten, nutzten diese Gemüthsstimmung, und suchten ihn zur Annahme der Lehre des Korans zu überreden. Indeß konnte sich der König doch nicht sogleich entschließen. Das Christenthum war in Celebes nicht mehr ganz unbekannt. Zwey macassarische Kaufleute, die in den moluckischen Inseln, aus Ermangelung eines Priesters, von dem portugiesischen Gouverneur selbst getauft worden waren, hatten es in der Insel eingeführt. Auch hatte seit der Zeit ein benachbarter kleiner Fürst, nebst seiner ganzen Familie und einem Theil seiner Unterthanen die christliche Religion angenommen. Der König von Macassar gab daher den Muhamedanern zu verstehen, sie möchten zwey ihrer Priester aus Achem herüberkommen lassen, während dem er zu glei-

cher Zeit die Portugiesen zu Malacca um zwey christliche Geistliche ersuchen würde; denn seine Absicht sey, die Wahrheit beyder Religionen auf das genaueste zu prüfen, um sich alsdenn für die beste und vernünftigste erklären zu können. Aber die Räthe des Königs waren ganz andrer Meynung. Sie stellten ihrem Herrn vor, daß die vielen fremden Lehrer nur das Volk verwirren würden, und daß es daher sein wahres Staatsinteresse erfodre, sich für die Religion derjenigen zu erklären, die zuerst ankommen würden; um so vielmehr, da er hoffen könnte, daß auf diese Weise der Himmel selbst ihm andeuten würde, welche von beyden Glaubenslehren er wählen solte. Diese Vorstellungen thaten ihre Wirkung. Die Priester aus Achem waren die ersten, die zu Macassar anlangten, und der König sowohl, wie der größte Theil seiner Unterthanen unterwarfen sich willig der Beschneidung. Von diesem Augenblick an breitete sich die muhamedanische Lehre immer mehr und mehr aus, und selbst die wenigen neuen Christen giengen bald zu ihr über. Die holländischen Reisebeschreiber*) setzen diese Begebenheit ins Jahr 1603. Ungefähr sechszig Jahr später ereignete sich eine andre politische Staatsveränderung, die nicht weniger merkwürdig ist, und einer großen Menge Macassaren das Leben kostete.

Die Portugiesen hatten schon seit geraumer Zeit eine blühende Niederlassung in der Insel Celebes. Sie waren vom Volk geliebt, und sowohl von den Großen als vom König

*) Recueil des Voyages pour l'Etabl: de la Compagnie Hollandoise Tome 3. pag. 171.

nig von Macassar geschätzt, der oft an sie die vornehmsten Ehrenstellen im Königreich vergab. Die Holländer, die ebenfalls die Erlaubniß, Handelsgeschäfte mit den Macassaren zu treiben, erhalten hatten, sahen bald ein, daß ihre Vortheile sich verdoppeln würden, wenn sie solche nicht mit den portugiesischen Kaufleuten theilen dürften. Dieses war hinlänglich, bey ihnen den Wunsch zu erregen, sich so gefährlicher Nebenbuhler je eher je lieber zu entledigen. Nach Verlauf einiger Jahre, während welchen sie alle Anstalten zur Ausführung ihrer habsüchtigen Absichten vorgekehrt hatten, erreichten sie auch glücklich ihren Zweck. Sie schlugen die Flotten ihrer Nebenbuhler, zerstörten ihre Niederlagen, belagerten den König von Macassar in seiner Hauptstadt, und nöthigten ihn auf die demüthigendste Art um Frieden zu bitten, dessen vornehmste Bedingungen folgende waren:

1.) Solte die Festung Jompandam, welche zugleich der beste Hafen im ganzen Königreich war, nebst dem dazu gehörigen Gebiet, auf immer und ewig der holländischen Compagnie zum Eigenthum überlassen werden.

2.) Solten die Jesuiten aus dem Lande vertrieben, ihre Kirchen und Schulen niedergerissen, und alle ihre Güther zum Besten der Compagnie eingezogen werden.

3.) Solte man die Portugiesen aller Ehrenstellen und Privilegien berauben, womit der König sie bisher begnadiget hätte. Auch solten ihre Waarengewölbe und Magazine verschlossen, die von ihnen angelegten Forts geschleift, und sie

selbst

selbst genöthiget werden das Land zu räumen, woferne sie nicht, um da zu bleiben, auf alle Handelsgeschäfte Verzicht thun wolten; in welchem letztern Fall man ihnen einige entfernte und tief im Lande liegende Dörfer zu ihrem Aufenthalt einräumen könnte.

4.) Solte der König unverzüglich einen Gesandten mit Geschenken an den großen Rath zu Batavia absenden, und von demselben die Bestätigung dieses Tractats erflehen.

5.) Dagegen wolten sich die Holländer verpflichten, so lange der König und seine Nachfolger ihren Versprechungen treu bleiben würden, sie im Besitz ihrer Staaten nicht im Geringsten zu beunruhigen, sondern ihnen sie vielmehr in allen ihren auswärtigen und einheimischen Kriegen auf das Kräftigste beyzustehen, und übrigens ihren Handel bloß nach den alten Tractaten fortzusetzen.

Craen Sombanco, so hieß der damahlige Beherrscher von Macassar, ließ diese harten Bedingungen zu Batavia ratificiren, die auch bald auf das strengste in Ausübung gebracht wurden. Zugleich drangen die Holländer in den Prinzen Dam-Ma-Allé, den Bruder und vermuthlichen Nachfolger des Königs, dem Bündniß beyzutreten. Er fühlte aber das Schimpfliche desselben viel zu sehr, und weigerte sich daher standhaft, es zu unterzeichnen. Durch diese unerwartete Widersetzlichkeit aufgebracht, suchten die Holländer ihn beym Könige verdächtig zu machen, und seinen Untergang zu befördern. Zum Glück erhielt der Prinz

Nach-

Nachricht, daß sein Tod beschlossen sey. Er entfloh also nach Java zu einem Fürsten, der sein Anverwandter war, und dessen Staaten in der Nachbarschaft von Batavia lagen.

Doch auch hier verfolgten die Holländer diesen unglücklichen Prinzen, und nöthigten seiner Beschützer ihn von sich zu schaffen. Nach verschiedenen andern Nachstellungen entkam er endlich nebst seiner Gemahlin und ungefehr 300 seiner Anhänger im Jahr 1664 glücklich nach Siam, wo ihn der König auf das gnädigste aufnahm, ihm einen Palast schenkte, und ein jährliches ansehnliches Gehalt aussetzte. Unglücklicher Weise aber ließ er sich bald nachher, durch seinen Ehrgeiz verleitet, in eine Verschwörung gegen seinen Wohlthäter ein, die entdeckt wurde, und ihm sowohl, als beynahe allen seinen Begleitern das Leben kostete. Er hinterließ zwey Söhne, die von den französischen Jesuiten nach Frankreich gebracht wurden. Sie wurden im Ludwigscollegio zu Paris erzogen, und in der Folge nahmen Beyde bey der französischen Marine Dienste.*)

Craen-Bisat, der Sohn des Sombanco, bestieg nach dem Tode seines Vaters den Thron von Macassar. Er war ein eifriger Anhänger und Verbreiter der muhamedanischen Religion. Auch führte er verschiedene glückliche Kriege mit seinen Nachbaren, deren Staaten er mit den seinigen vereinigte. Ueberhaupt war seine Regierung sehr ruhm-

*) Memoires du Comte de Forbin, T. I. p. 186.

ruhmvoll. Von seinen Nachfolgern hat man keine besondre Nachrichten.

Die Insel Celebes wird gewissermaßen für den Schlüssel der Gewürzinseln gehalten. Es war also bey der Besitznehmung derselben eine Hauptabsicht der Holländer, dem Schleichhandel der Einwohner dadurch Einhalt zu thun. Die vornehmsten Waaren, welche die Compagnie aus dieser Insel zieht, bestehen hauptsächlich in einer Menge Reiß, kostbarem Holz, Baumwolle und etwas Gold, welches aber von geringem Gehalt ist. Alles dieses wird gegen Scharlach, Gold- und Silberstoffe, Leinwand, Eisen und verschiedene andre Waaren mehr eingetauscht.

F.

VI. Schrei-

VI.

Schreiben eines Autors.

Dieser launigte Brief des Dramaturgen Schink an den Buchhändler Himburg kam dem Herausgeber zu Gesicht, und Herr Himburg der Scherz versteht, ja schon Satyren auf sich selbst gemacht hat, verstattete davon eine Abschrift zum Behuf dieses Journals zu nehmen.

Hamburg, den 19. März 1790.

Die Haare stehn mir zu Berge für Erschrecken, wenn ich denke, daß Sie noch immer keinen Brief von mir erhalten haben. Aber bey Autorparole! seit ich in Hamburg bin, hab' ich das Briefschreiben ordentlich verlernt. Ich bin mit so viel andern Schreibereyen Tag für Tag beschäftigt, daß mir für Briefe gar keine Zeit übrig bleibt. Schieben Sie also mein bisheriges Stillschweigen nicht auf mein Geniewesen. Ich bin kein Genie, sondern ein schlichtes, ehrliches Menschengesicht, das ordentlich lebt, wie ein Spießbürger, und arbeitet wie ein fleißiger Buchhändler. Sie würden die Hände über den Kopf zusammenschlagen, wenn Sie sähen und hörten, was ich bisher alles gethan und getrieben habe. Einer Menge kranker Autoren die Pulse gefühlt, schlechten das Wasser besehn, hier einen vom Tode gerettet, dort einem zum Grabe befördert, dessen Tod unvermeidlich war. Denken Sie nur, mein guter Himburg, 32 Manuscripte,

scripte gesudeltes und geschmudeltes Zeug, das mir ärger widerstand, als eine Pastete von Rattenschwänzen und Wanzenlebern, hab' ich herunterwürgen, aufmerksam durchlesen und beurtheilen, und denn dies dramatisirende Lumpengesindel abfertigen müssen. Dazu hab' ich neue Stücke für das hiesige Theater adoptiren, das heißt für den hiesigen Geschmack einrichten, ausstreichen, flicken, ändern, umarbeiten müssen, wie es nöthig war. Endlich ist es meines Amts, alle Monat sechs Bogen Dramaturgie zu liefern. — Woher nun Zeit nehmen zum Briefschreiben? Ew. Verlegerherrlichkeit sieht also, daß Faulheit und unartige Vergessenheit meiner Freunde in Berlin nicht Schuld an meinem Nichtschreiben ist. Aber bey dem unbärtigen Apollo und bey seinen neun zusammengeschrumpften Jungferschaften, die zu zersprengen mein Genius eben keine Lust hat, länger kann ich mir die Freude nicht versagen, der vielgeliebten Brüdergemeinde im Bachus und Amor auf der breiten Straße bey dem glaubwürdigen Buchhändler, Gruß und Kuß zu entbieten, und so tret ich mit einem herzlichen pax vobiscum in den lieben Zirkel ein, und beginne mit brünstiger Andacht und heller Kehle nach einer beliebten Kirchenmelodey:

Es leuchtet Euch von Hamburg her
Der Dramaturg und Kritiker
Wie auch Theaterdichter
Hans Friedrich Schink im Tauf benannt,
Durch manches Büchelchen bekannt,
Das höhnt der Narrn Gelichter;
Eya,
Heysa,

Re-

Respectirlich
Und manierlich
Grüßt der Dichter
Eure freundlichen Gesichter.

Erst kratzt er mit dem Fuße aus
Küßt freundschaftlich die Frau vom Haus
Das Weiblein auserkohren!
Dann den Libraire bien connu
Genährt durch manche kräftge Brüh
Vom Fette der Autoren;
Bückt sich
Höflich
Wünscht, er hätte
Von dem Fette
Seiner Beutel,
Ist ja sonst hier alles eitel.

Dann bringt er seine Höfeley
Der andern werthen Companey
Und bietet Heil und Friede
Drauf singt er dulci jubilo
Ein Goldschmidt sät in süter Ruh
Nach dem bekannten Liede.
Grüßet
Küßet
In der Runde,
Und vom Munde
Läßt er schallen
Dreymahl lautes Vivat allen.

Dann macht er wieder sein links um
Mit Dudeldey und Dudeldum
Empfiehlet sich zu Gnaden;
Besteigt sein rasches Musenpferd
Von Himburgs Speisen wohl beschwert
Und fliegt mit guten Waden
Wieder
Nieder
Zu besicht'gen
Autor=wichtgen
Die da schmieren
Unsinn der nicht aufzuführen.

Da bin ich also wieder bey meinem Schreibepult, voll Freude, die berlinische Welt einmahl wieder gesehn zu haben. Dem Himmel sey Dank, daß alles dort noch in statu quo ist; daß noch immer gute Schinken an Ihrer Tafel zu haben, trefliche braunschweiger Wurst und herrlicher Schweizerkäse. Möge es doch Eurer Bauchsamkeit nie daran fehlen! —

Nach=

Nachricht die jetzige Einrichtung des British Mercury betreffend.

Manche Freunde der englischen Litteratur und Sprache in Deutschland sind mit der innern Einrichtung des British Mercury nur sehr unvollkommen bekannt. Es ist dies die erste englische Zeitung, die ausserhalb Großbrittannien je in Europa herausgegeben worden ist; sie wird nicht von mir selbst geschrieben, sondern es ist ein sorgfältig gemachter Auszug aus einer Menge englischer Zeitungen sehr verschiedener Art in groß Folio, mit denen die in Deutschland häufig gelesenen minder bedeutende, aber auch ungleich wohlfeilere London Chronicle in Quartformat nicht zu vergleichen ist. Was brittische Blätter mit Weglassung des Localen nur irgend merkwürdiges und interessantes liefern, ist (soviel es der Raum verstattet) im Mercury zu finden, und zwar unter Rubriken gebracht, welche Ordnung keiner gedachter Zeitungen gemein ist. Das Mangelhafte dabey (das heißt in Rücksicht zweckmäßiger Nachbildung und Verbesserung der englischen Blätter) ist bloß dies, daß die politischen Neuigkeiten nicht so früh als man wünscht darinn angezeigt werden können, weil die zum Druck und zur Correctur in einer ausländischen Sprache erfoderliche Zeit sowohl, als die Entfernung des Herausgebers vom Druckort eine größere Beschleunigung unmöglich machen. Sind aber die englisch politischen Nachrichten zum Theil nicht mehr ganz neu, so sind

sie doch mehr ausführlich als in irgend einer deutschen Zeitung, und die andern zu den Rubriken der Gesetzgebung, der Tribunäle, der Litteratur, der Künste und des Theaters gehörig, haben überdem völlig den Reiz der Neuheit. Mit allen diesen Artikeln werden neue nie gedruckte größtentheils auf die Geschichte des Tages Bezug habende Miscellanien historischen, geographischen oder satyrischen Inhalts verbunden. In den bis jetzt erschienenen 12 Bänden des British Mercury sind dieser Aufsätze über 400, die viele sehr brauchbare Materialien für Geschichtforscher, Philosophen und Dichter enthalten. In den beyden letzten Bänden Vol. XI. und XII. sind deren 102, davon viele auch nach Jahren noch zur intereßanten Lectüre und zum Unterricht dienen können. Die hier folgenden Titel von einigen werden dies näher beweisen:

Occult ſciences.
The Mahratta Suttee. *)
Extract of a Letter from Lauſane. Aug. 18. 1789.
Mr. Colman.
Milton Abbey.
Account of the preſent State of Cherbourg.
Memoir on the preſent State of Muſic.
Two original Letters reſcued from the flames of Mr. de Launay's houſe, on the day of the taking the Baſtile.
Animal magnetiſm inveſtigated.

Ex-

*) Suttee ist die Benennung der Weiber, die sich mit dem Leichnam ihrer Männer verbrennen.

Extract of a Letter from New-York, August. 4. 1789.

The Lovers Auction.

Letter from Barbary, France, Spain, Portugal. By an Officer.

Letter of Sir Robert Walpole.

Anecdote of George II.

The Case of the English Catholic Dissenters.

An ingenious Way of raising Money.

Matrimonial Felicity.

Political Sermon.

Anecdote of the late W. W. Ryland.

Trial of Philip Charles Hardy, on the prosecution of count Mirabeau, from the Newgate Calender of February Sessions, 1785.

A Highland Story.

Anecdotes of Oliver Cromwell.

Account of the grand Festival of laying the Foundation Stone of the New College at Edinburgh.

Extract of a Letter from an English Gentleman in Paris.

Curious Hand-Bill.

Fragments of Dr. Price's Sermon of the Revolution.

American Polities, relating to the War between the State of Georgia and the Creek Nation.

Memorable Gifts.

Letter from the younger Villiers, Duke of Bukingham, when on his Death-Bed. to the Rev. Dr. W. (Taken from a Mspt.)

Ex-

Spe-

Specimen of Chinese Poetry, translated into English Prose.

A Portrait. The Politician.

Essay on Libels.

Letter of the late Mr. Greenville on the liberty of the press.

Natural History.

Addresf presented to King George the First, on the 4th of March 1717, by Dr. Calamy, in the name of the Dissenting Ministers in andabout London.

Facts respecting American Manufactures and Commerce.

A Conversation with Abram, an Abyssiniam, concerning the City of Gwender and the Sources of the Nile, by Sir W. Jones.

Authentic intelligence relative to the disturbances in Persia.

Dr. Horsley's, the Bishop of St. David's', Letter to the Clergy of his Diocese, in regard to the Test Act.

Mr. Grattan's Speech on the opening of the Irish Parliament 1790.

Letter from Queen Elizabeth to Heaton, Bishop of Ely, taken from the register of Ely.

Lord Stanhope's Letter to the President of the National Assembly.

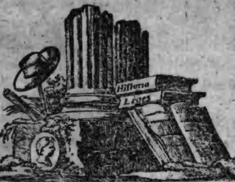
Letter from the celebrated Dr. Franklin to M. Le Roy, Member of the Royal Academy of Sciences at Paris. Philadelphia Nov. 23. 1789.

The

Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.
No. VI.
Junius.

Leipzig, bey G. J. Göschen.



Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. VI.

Junius.

Inhalt.

Neue

Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. VI.

Junius.

I.

Geschichte des Pabsts Sixtus V.

Erste Abtheilung.

Rom, diese auf ihren sieben Hügeln vom Schicksal immerfort zu herrschen bestimmte Stadt, die wechselsweise, durchs Schwert, durch weise Gesetze, durch große Cultur, durch geistliche Waffen, durch allenthalben zerstreute Priesterlegionen, durch weltliche Politik, durch schreckliche Bannstrahlen, und endlich auch durch die hier thronenden bildenden Künste, nahe und ferne Völker ihren Geboten unterwarf; hier, wo bald ein bloßes Wort des päbstlichen Götzen, bald die geheime Feder des Jesuitengenerals, in den entlegensten Welttheilen Revolutionen bewirkte; dieser Regentensitz, weniger furchtbar in den ersten zweytausend Jahren, als in den letztern fünfhundert, sahe zwar seit der Existenz der das Menschengeschlecht unterjochenden Hierarchie, manchen durch Frömmigkeit und Tugenden ehrwürdigen Oberpriester, aber nicht einen einzigen wahrhaft großen Regenten mit der dreyfachen

Krone geschmückt, bis Sixtus V. einer der ausserordentlichsten Menschen, die je gelebt haben, den päbstlichen Stuhl bestieg.

Sixtus, nach seinem Familiennamen Felix Peretti, wurde im Jahr 1521 in der zur anconischen Mark gehörigen Herrschaft Montalto geboren, und zwar an dem nehmlichen Tage, als die Cardinäle nach dem Tode Leo X. sich ins Conclave begaben. Sein Vater war ein Tagearbeiter in den Weinbergen, und seine Mutter eine Dienstmagd. In seinem vierten Jahre war er dem Tode nahe. Er lag an den Blattern gefährlich nieder, und da die Dürftigkeit seiner Eltern ihn aller Hülfe beraubte, so hielt man sein Leben für verlohren; allein er ward wieder gesund, und auch ein Fall, den er in seinem sechsten Jahre von einem über zwanzig Fuß hohen Gemäuer that, schadete ihm nicht. Schon in dieser ersten Kindheit erregte sein frühzeitiger Verstand Aufmerksamkeit, allein die Armuth seines Vaters verstattete keine Wahl, und Felix mußte zu seiner großen Betrübniß in seinem neunten Jahr Schweinhirt werden. Er blieb es nicht lange. Der Zufall führte einen zum Fastenpredigen in Ascoli bestimmten Franciscaner, Namens Sellery, in diese von mehrern Wegen durchkreuzte Gegend, wo sich der kummervolle Knabe mit seinen Schweinen befand. Kaum wurde er die Verlegenheit des mit dem Wege unbekannten Paters gewahr, so eilte er auf ihn zu, küßte ihm die Hand, und both seine Dienste an, die auch gerne angenommen wurden. Sogleich verließ Felix seine Thiere, und begleitete den Mönch, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ, wobey er den Verstand

stand des Knaben bewunderte. Dieser erzählte sein hartes Schicksal, und seine große Neigung zum Studiren; auch bat er den Pater inständigst, ihn bey irgend einem Geistlichen in Dienste zu bringen, weil er dadurch seinen Zweck zu erreichen hoffe. Sellery fragte ihn, ob er Franciscaner werden wolte, und da Felix mit Freuden ja sagte, so schilderte er ihm die Strenge dieses Ordens, allein umsonst; und so sehr befürchtete der Knabe sein Glück zu verlieren, daß er nicht einmahl zurückkehren, und die ihm anvertrauten Schweine seinem Herrn überliefern wolte; er behauptete, sie wüßten ihren Weg allein zu finden, und rastete nicht eher, bis er das Franciscanerkloster in Ascoli betreten hatte. Seine Munterkeit und seine klugen Antworten mit Demuth gepaart, erwarben ihm hier Freunde von dem Augenblick seiner Ankunft, worunter sich auch der Gardian befand, und da er sehr naiv versicherte, seine Absicht sey ein großer Prediger zu werden, so beschloß man für den Knaben alle Sorge zu tragen, nachdem man zuvor die freudige Zustimmung seiner Eltern erhalten hatte.

Der Pater Sellery, der als Prediger im Kloster in großer Achtung stand, nahm ihn zu sich in seine Zelle, um ihn selbst zu unterrichten. Diesen Unterricht konnte Felix nicht erwarten, und ob er gleich keinen Buchstaben kannte, so hatte er doch immer die Bücher des Predigers in Händen. Da er seinen Lehrer überall begleitete, und in der Kirche keinen Blick von der Kanzel verwandte, so konnte er bey seinem bewundrungswürdigen Gedächtniß des Abends fast die ganzen Predigten hersagen, die er des Morgens gehört hatte.

te. In wenig Wochen konnte er Italienisch lesen, und nun kam die Reihe an die lateinische Sprache, worin er eben so schnelle Fortschritte machte. Indessen wurde er mit einem großen Unglück bedrohet. Der Pater Sellery gieng nach Rom zurück, und der ihn beschützende Gardian verlohr seine Stelle. Der neue Regent des Klosters war ein harter Mann, der viele Veränderungen machte, und auch durchaus den jungen Felix wieder zu seinen Eltern schicken wolte. Weder die besondern Talente des Knaben, noch sein Diensteifer und unsträfliches Betragen, noch die Vorstellungen und Bitten des ganzen Klosters, konnten etwas über den mürrischen Mann vermögen, der dem verzweiflungsvollen Felix nur acht Tage zu seinem Abzuge bewilligte. Glücklicher Weise aber kam in dieser Zeit der Provincial des Ordens nach Ascoli; die Vorstellungen bey diesem waren nicht fruchtlos, und seinem Befehl zufolge blieb Felix im Kloster dem Gardian zum Trotz, der jedoch die Geduld des ihm aufgedrungenen Knaben auf harte Proben stellte. Ein neuer die Gelehrsamkeit sehr liebender Gardian machte dieser Prüfung ein Ende, und wurde ein eifriger Beschützer des wißbegierigen Zöglings, den man nun zum Chorknaben ernannte, und förmlich als Noviz des Ordens annahm. Er war jetzt dreyzehn Jahr alt, und konnte sich nun ganz den Studien widmen, worin er ausserordentliche Fortschritte machte. Sein überaus lebhaftes Temperament war bisher zu Erreichung seines Endzwecks in Schranken gehalten worden; jetzt aber glaubte er demselben freyen Lauf lassen zu können, und so wurde er oft beleidigend, allein auf die Erinnerung des Gardians, daß ihm dies beym Profeßablegen sehr hinderlich seyn könnte, legte er seiner natürlich

türlich heftigen Gemüthsart, die sich jetzt zu entwickeln anfieng, abermahls Fesseln an, duldete Widersprüche, ja selbst Beleidigungen, und so wurde er mit Beystimmung aller Klosterbrüder wirklicher Mönch, nachdem er eben sein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Aber auch von diesem Augenblick an hielt er sich für die gezwungene Einschränkung schadlos, und zeigte sowohl seinen Stolz, als den Geist der Unabhängigkeit, wo er nur konnte.

Dies Betragen zog ihm Zänkereyen und Spottgedichte zu, die von ihm nicht unbeantwortet blieben, und zwar ohngeachtet seiner großen Jugend war er immer siegreich. Allein hiedurch vermehrte er seine Feinde, und verminderte seine Freunde, so daß er bald von Ascoli entfernt, und nach Macerata versetzt wurde. Hier blieb er nicht lange. Sein erster Wohlthäter, der Pater Sellery, nunmehr Gardian in Fermo, bewirkte seine abermahlige Versetzung dahin, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Dies erregte den Neid der Klosterbrüder, die sich vereinigten, und dem Provinzial eine Klagschrift übergaben, der auch sofort, ohne die Sache näher zu untersuchen, den jungen Pater Felix von neuem nach Recanati versetzte. Von hier kam er nach Ancona, wo er öffentlich über theologische und sogenannte philosophische Lehrsätze disputirte. Seine ausserordentlichen Talente und sein immer zunehmender Stolz, den er jetzt nicht mehr verbarg, erzeugten ihm auch hier eine Menge Neider und Feinde. Diese, arm an Geist, nahmen zu dem elenden Mittel ihre Zuflucht, seine vormahlige niedrige Beschäftigung zu verspotten. In allen Winkeln des Klosters, wo er sich nur zeigte,

hörte man nach Schweinzart grunzen. Anfangs verachtete Felix diese niedrige Beleidigungen, da sie aber kein Ende nahmen, so bewafnete er sich mit einem großen Stock, und erklärte öffentlich, daß er dem ersten Grunzer den Kopf einschlagen würde. Ein junger Mönch, Neffe des Provinzials, trotzte dennoch dieser Drohung, und empfieng dafür einen so schrecklichen Schlag, der ihm fast den Hirnschädel zerschmetterte, wobey Felix sagte: „Ich habe zwar die Schweine „gehütet, bin aber selbst kein Schwein gewesen; wilst du „nun sie nachahmen, so soll dir mein Prügel ihre Sprache „lehren." Der Grunzer lag sinnlos auf dem Boden; das ganze Kloster lief herbey nebst dem Provinzial, der eben damahls anwesend war. Sobald dieser Mann die Sache untersucht hatte, so verleugnete er ganz den Onkel, und legte dem gereizten Felix nur eine geringe Strafe auf; um jedoch fernern Uneinigkeiten vorzubeugen, schickte er ihn in ein ander Kloster nach Osmo.

Um diese Zeit geschah die Zusammenkunft des Kaysers Carl V. und des Pabsts Paul III. in Lucca. Felix wünschte sehr sich dahin begeben zu dürfen, und dieser Wunsch wurde erfüllt, wobey er Scherzweise sagte. „Ich muß mich mit „dem päbstlichen Wesen bekannt machen, damit ich künftig „als Pabst mich gehörig zu benehmen weiß." Solche Scherze waren bey ihm nur zu oft mit Ernst gepaart, und man sahe sehr deutlich, daß dieser unbegränzte Ehrgeiz sich dereinst bis zu jener hocherhabenen Würde empor zu arbeiten, schon in seinen ersten Jugendjahren bey ihm Wurzel geschlagen hatte. In Lucca wandte er sich an die päbstlichen

Hof-

Hofleute, und war unermüdet, von allem Erkundigung einzuziehn. Als er eines Tages bey der Tafel anstatt zu essen in Ansehung des römischen Hofes Fragen auf Fragen häufte, sagte einer der Anwesenden: „In Wahrheit Herr Pa„ter, ich glaube Sie haben Lust selbst Pabst zu werden?“ Felix erwiederte ganz ernsthaft: „Noch bin ich nicht alt „genug dazu, solte mir aber die Vorsehung dereinst dies Glück „bestimmen, so fühle ich bey mir so viel Muth es anzuneh„men.“ Die Reise nach Lucca bey einer so ausserordentlichen Gelegenheit diente bey seiner Rückreise ins Kloster seinen Stolz zu erhöhn. Ein Mönch trieb damit seinen Spott und sagte, er müsse sich jetzt demüthig vor ihm neigen, weil er Se. Heiligkeit gesehn hätte. Felix warf ihm einen verächtlichen Blick zu, und antwortete: „Wenn Sie über die Ehre, „daß ich den Pabst gesehn, so eifersüchtig sind, wie werden „Sie sich dann geberden, wenn Sie mich selbst an seinem „Platz sehen werden?“

Felix bat um die Veränderung seines Wohnklosters, und erhielt von dem versammleten Capitel die ungewöhnliche Begünstigung, sich selbst Ort und Kloster zu wählen. Er zog das in Ascoli vor, weil man ihn dort weggetrieben hatte, und er jetzt seinen Feinden zum Trotz durch diese seine eigenmächtige Rückkehr, allda eine Art von Triumph genoß. Dieser wurde noch größer durch seine erste Predigt, die er bald darauf in Ancona hielt. Der Pabst befand sich eben damahls in dieser Stadt, wo der Zusammenfluß von Menschen ausserordentlich war. Die wahrscheinliche Anwesenheit vornehmer Prälaten in der Kirche, ja vielleicht selbst die des Ho-

henpriesters, schien für einen ein und zwanzigjährigen Prediger abschreckend, der seinen ersten Versuch auf der Kanzel machen wolte; allein Felix, ohne auf das Abrathen seiner Freunde zu achten, trat kühn auf, und hielt eine vortrefliche Predigt. Sein nächstes Wohnkloster war in Urbino. Hier wurde ein Capitel des Augustinerordens gehalten, wobey man über theologische und philosophisch seyn sollende Theses stritt. Der Franciscaner Felix wolte dabey kein müßiger Zuhörer bleiben; er grif den stärksten Streiter an, und trieb ihn in die Enge. Noch war er kein wirklicher Priester. Erst im Jahr 1545 erhielt er diese Würde, zugleich mit dem Grad eines Baccalaureus, und nun nahm er den Namen Montalto an.

Da er wohl einsahe, daß er allein durch Predigten seinen Ruf gründen könnte, so wanderte er in den Fasten allenthalben umher, um zu predigen. Dies geschah auch zu Jesi, wo aber sein Religionseifer seiner Beurtheilungskraft einen Streich spielte. Der Tod Luthers war damahls der große Stof in ganz Europa. Montalto grif das Andenken dieses Reformators auf der Kanzel an, und weil derselbe zuvor Augustiner gewesen war, so schonte er auch diesen Orden nicht. Hierauf erfolgte von Seiten der Augustiner eine Klage beym Bischof, und das Urtheil einer Ehrenerklärung, die denn auch von der Kanzel förmlich geschah.

Im Jahr 1548 wurde ein Generalcapitel des Franciscanerordens gehalten, wo der kurz zuvor zum Doctor der Theologie creirte Montalto die ganze Macht seiner Gelehrsam-

samkeit und Redekunst aufbot, und selbst die geübtetsten Streiter verdunkelte. Dies hinderte jedoch nicht, daß ihn der Provinzial bald nachher durch Hintansetzung empfindlich kränkte. Montalto brannte vor Begierde sich zu rächen, und vermochte auch einige Mißvergnügte eine Klagschrift gegen den Provinzial zu unterzeichnen, die dem General zugesandt wurde. Dieser Versuch aber mißglückte, und fiel auf seinen Urheber, der jetzt von feindseligen Mönchen harter Verbrechen angeklagt wurde. Er hatte von dem Provinzial übel gesprochen, war mehreremahl ohne Erlaubniß ausgegangen, hatte das Chor selten besucht, sein Brevier nicht oft genug gebetet, und die Fasten nicht gehörig beobachtet. Auf diese schweren Vergehungen folgte eine Art Gefängnißstrafe in dem Kloster zu Recanati. Der äusserst aufgebrachte Montalto wolte nach Rom zum General gehn, allein der damahls sich ereignende Todesfall des Pabsts Paul III. und dessen unruhige Folgen in der heiligen Hauptstadt war seiner Privatsache nicht günstig; er mußte sich unterwerfen, machte aber sofort einen Plan sich in Rom Gönner zn verschaffen. Dies glückte ihm auch soweit, daß der Cardinal Carpi, Protector des Ordens, wie auch der General der Franciscaner für seine Loslassung und Beförderung zum Regentenamt stimmten, allein der rachsüchtige Provinzial vernichtete diese für seinen Gegner wohlthätige Gesinnungen dadurch, daß er ihn als einen Criminalverbrecher darstellte, der Bestrafung verdiene.

Indessen hatte man einen neuen Pabst Julius III. erwählt, und das Jubeljahr 1550 fieng an, wo den nach Rom Wallfahrenden Indulgenzen bewilligt wurden. Mon-

talto bat vergebens um die Erlaubniß auch an dieser geistlichen Wohlthat Theil nehmen zu dürfen. Man schlug sein Gesuch rund ab, und nun entwischte er aus dem Kloster und wanderte eigenmächtig nach Rom. Dieser so sehr observanzwidrige Schritt machte ihn zum Rebellen und der härtesten Strafe würdig, die auch an ihm vollzogen seyn würde, besonders da der Ordensgeneral sich auch jetzt mit dem Provinzial wider ihn vereinigte, wenn nicht der Cardinal Carpi den verfolgten Montalto aufs thätigste geschützt hätte. Endlich wurde die Sache beygelegt, doch fand man rathsam ihn zu entfernen, und er erhielt die Stelle eines Lehrers der Theologie und Predigers in Sienna, in welcher Qualität er dem in der Anconischen Mark gehaltenen Provinzialcapitel beywohnte, wobey er Gelegenheit hatte seine Eltern zu besuchen. Aber auch in Sienna blieb er nur kurze Zeit. Es waren dort große Unruhen ausgebrochen, und die Spanier, die damaligen Besitzer der Stadt, waren daraus vertrieben worden. Montalto mit dem Gouvernenr Mendoza durch Freundschaft verbunden, nahm öffentlich dessen Parthey, und verlohr dadurch das schon erlangte Zutrauen der Einwohner. Länger in Sienna zu bleiben war nun für ihn nicht rathsam. Der Cardinal Carpi verschafte ihm daher eine Predigerstelle in Rom, wo er täglich während den Fasten unter einem ausserordentlichen Zulauf von Menschen predigte. Die vornehmsten Prälaten, ja selbst die Cardinale, drängten sich seine Zuhörer zu werden. Eines Tages predigte er gegen die Ketzer, deren Lehrsätze er nach seiner Art entwickelte. Er hatte dazu alle Gelehrten eingeladen. Es fand sich aber auch ein Lutheraner

da-

dabey ein, der die vornehmsten Artikel in der Kirche in seiner Schreibtafel anmerkte, sie zu Hause dem ganzen Inhalt nach niederschrieb, und unter jedem die Worte setzte: „Du hast gelogen!“ Das Packt wurde nun versiegelt, und dem Montalto zugesandt. Die Sache erregte Aufsehn, und wurde der Inquisition zur nähern Untersuchung übergeben, die jedoch nach reiferer Ueberlegung unterblieb, weil man glaubte, der damahls immer wachsenden weltlichen Macht der Protestanten schonen zu müssen.

Italien war zu der Zeit der Schauplatz großer Unruhen. Der Kayser Carl V. hatte sich des dem Haus Farnese zugehörigen Herzogthums Piacenza mit Gewalt bemächtigt. Um es wieder zu bekommen wandten sich die Farnesen an Heinrich II. König von Frankreich, der eine starke Armee nach Italien sandte. Der Pabst und ganz Rom geriethen darüber in Bestürzung, da noch die von den Spaniern verübte Plünderung der heiligen Stadt im frischen Andenken war. Arm an weltlichen Waffen nahm man wie gewöhnlich zu geistlichen Waffen seine Zuflucht. Heinrich wurde mit Bannstrahlen bedrohet, wenn er den Krieg fortsetzen würde; gegen den mindermächtigen Octavio Farnese ergieng der förmliche Bannfluch. Der aufgebrachte französische Monarch verbot nun seinen Unterthanen Geld nach Rom zu senden, machte auch andre dem Päbstlichen Stuhl schädliche Verordnungen, und suchte die Privilegien der Gallicanischen Kirche in Kraft zu setzen. In Deutschland war der von den Protestanten geschlagene Kayser Carl zu einem sehr nachtheiligen Frieden gezwungen worden. Zu allen diesen Unfällen kam nun noch die Befreyung Englands von der päbstlichen Gewalt,

walt, und die Vernichtung aller Hofnungen, die man zu der Unterjochung dieser Insel bisher noch gehegt hatte. Es wurden häufig Consistoria gehalten, uud zahlreiche Breven ausgefertigt; der Pabst schrieb eigenhändig an die vornehmsten catholischen Fürsten; die Nuntien reisten von einem Hof zum andern, und die Ordensgenerale erhielten ihre Instructionen zur Mitwirkung. Dabey wurden aber jedoch die Gelübde und öffenlichen Gebete nicht vergessen; auch drey Prediger wurden vom Pabst ernannt das Volk zur Buße zu ermahnen. Unter diesen war Montalto, der entsetzlich gegen alle Fürsten Freunde und Feinde loszog, und behauptete, daß der Kayser so wie die Könige von Frankreich und Ungarn noch ärgere Ketzer als selbst die Lutheraner wären. Diese Heftigkeit erzeugte große Klagen, die die Gesandten der beleidigten Monarchen dem Pabst vorlegten, der dem Cardinal Carpi die Sache übertrug. Carpi war selbst in der Predigt gewesen, und hatte diese unzeitigen Ausfälle sehr gemißbilligt. Jetzt verwies er ernstlich dem Montalto seine Kanzelwuth, und bedeutete ihn, daß man nicht in Zeiten lebe, wo Priester den Königen dreist ihre Ungerechtigkeiten vorhalten könnten; dabey befahl er ihm sogleich zum Spanischen Gesandten Don Silva zu gehen, um von ihm die Art der zu leistenden Genungthuung zu hören. Die Klage der Franzosen aber achtete man nicht, weil man in Rom auf diese Nation sehr erbittert war, und von ihren Drohungen jetzt nicht viel besorgte. Der Spanische Gesandte empfieng ihn sehr höflich, und verlangte bloß eine schriftliche Erklärung, daß er nicht die Absicht gehabt habe, weder den Kayser noch dessen Bruder, den König Ferdinand von Ungarn, zu beleidigen, und daß er

künf-

künftig von dem Hause Österreich nichts mehr respectwidriges sagen wolle. Montalto mußte sich dazu bequemen, allein nie konnte er den Spaniern diese abgedrungene Demüthigung vergessen.

Ein Lehrstuhl der Theologie war immer noch der Wunsch des Montalto; auch wurde ihm durch die Protection des Carpi einer im Kloster des heiligen Laurentius in Neapel zu Theil. Allein hier war er unglücklicher als er je gewesen. Seine Talente erzeugten ganze Schaaren von Neidern und seine heftige Gemüthsart zahllose Feinde. Alle Mönche des Klosters machten eine Art von Verschwörung, um ihn auf jede mögliche Art zu nahe zu treten; auch brachte er den Gardian, den Provinzial, alle seine Obern, und endlich auch den Ordensgeneral so sehr gegen sich auf, daß man ihn wie einen Rebellen behandeln wolte. Nur allein die fortdauernde Gunst des Ordensprotectors, Cardinal Carpi, rettete ihn. Er beschwur den ungestümen Montalto seine Leidenschaften, die Quelle aller dieser Feindseligkeiten und Verfolgungen, zu mäßigen, und seine üble Laune umzustimmen; er stellte ihm vor, daß da er sich freywillig den Mönchsstand erwählt habe, so müßte er auch jetzt den Ordensregeln und seinen Gelübden gemäß handeln.

Maria saß damals auf dem Englischen Thron, deren höchster Wunsch die Emporbringung der in ihrem Reich so sehr gesunkenen catholischen Religion war. Die Hofnungen des päbstlichen Stuhls, die Britten wieder zu unterjochen, wurden von neuem belebt. Der Cardinal Polus, ein Engländer,

länder, wurde deshalb als Nuntius an sie abgeschickt. Die Beschützer des Montalto, um seine verdrießliche Lage in Neapel zu endigen, wünschten ihn als Prediger bey dieser Gesandtschaft anzustellen; nur allein seine unruhige Gemüthsart, die in einem solchen Posten große Folgen haben konnte, erregte einige Zweifel; aber sie wurden durch sein Versprechen gehoben, mit Mäßigung und Klugheit zu handeln, wobey er sagte, daß er gewiß sey, sich besser mit Hofleuten als mit Mönchen zu vertragen. Der Cardinal-Staatsminister Sadoletti verwandte sich für ihn mit Eifer beym Cardinal Polus, der sich damahls in Brüssel befand, und dieser willigte ein. Kaum aber war die Nachricht in Rom und Neapel ruchtbar, so schrieben eine Menge Menschen an Polus, schilderten Montalto mit den schwärzesten Farben, und prophezeyhten ihm schreckliche Dinge. Der beunruhigte Nuntius überließ die Entscheidung den Cardinälen Sadoletti und Carpi, die sich jedoch auf die Klugheit des Angeschwärzten verließen, und sofort für seine schleunige Abreise stimmten. Allein Montalto fand jetzt Bedenken in einer weiten Entfernung von Rom mit Personen zu leben, die wider ihn zum voraus eingenommen waren; er entsagte daher den ihm zugedachten Posten.

In Ancona wurde wieder ein Provinzialcapitel gehalten, wo ein neuer Provinzial gewählt werden solte. Montaltos Beschützer gaben sich Mühe, ihm diese Würde zu verschaffen; allein der Ordensgeneral, sein Feind, widersetzte sich aus allen Kräften, und erklärte diese Sache für unmöglich, weil die Mönche lieber den Geringsten ihres Ordens, als

die-

diesen so sehr verhaßten Confrater wählen würden. Um ihn jedoch etwas zu trösten, wurde er als Fastenprediger nach Genua geschickt. Hier war sein Schicksal das alte. Neue Zänkereyen, Verdrießlichkeiten, und ein erstaunlicher Zulauf des Volks, seine Predigten zu hören. Die größte Stadtkirche konnte die zuströhmenden Menschen nicht fassen, und man war genöthigt Gerüste zu bauen. Dieser unbegränzte Beyfall verschafte den Franciscanern in Genua eine noch nie gehabte Ehre. Dies veränderte ganz die Klosterscenen; weit entfernt, mehr zu zanken, huldigten diese Mönche nun dem Verdienst des Mannes, der ihrem Orden diesen Ruhm verschafte, und entließen ihn mit Geschenken und guten Wünschen. Er erwiederte dieselben beym Abschiede mit der Versicherung, daß er noch nie in seinem Leben eine so große Freude gehabt habe, noch eine größere haben könnte, er müßte denn Pabst werden. Er eilte nach Rom zurück, wo ein Generalcapitel gehalten werden solte. Um ihn zu beruhigen, ließ man ihm die Wahl, sich in ganz Italien einen Lehrstuhl der Theologie auszusuchen. Er wählte Venedig, weil er wegen der dort herrschenden Freyheit weniger gebunden zu seyn glaubte. Der Pabst Paulus IV. hatte nun den päbstlichen Thron bestiegen. Carpi war sein vertrauter Freund gewesen, und blieb es auch. Er benutzte seinen Einfluß zum Vortheil des Montalto, der vom neuen Hohenpriester zu jedermanns Erstaunen auch zum Generalinquisitor in Venedig ernannt wurde.

Dieses Amt war bisher in dieser Republik unbekannt. Der Senat, der allein despotisiren wolte, ließ sowohl der

Geist-

... Religionssachen eine Art Frey-
ständer, wurde ... in keinem catholischen Lande fand.
Beschützer d... ...einen mäßigen Religionszwang gewohnt,
pel zu ein... ...o leichter die schweren Fesseln der aristo-
sandtsch... ... und dünkten sich nun frey. Die mit die-
art, ... verbundene päbstliche Vollmacht, that über-
er ... in die Staatsverfassung der auf alte Vorrech-
...ifersüchtigen Republik. Hiezu kam noch der fürch-
... Name der Inquisition, die nicht allein in der spani-
... Monarchie, sondern selbst in Rom zu der Zeit mit der
...ößten Strenge verfuhr. Der Pabst war ein erklärter Ei-
ferer für dieses abscheuliche Tribunal, so wie der Cardinal
Carpi und andre Beschützer des Montalto, den man daher
wegen seines Characters und seiner Talente für sehr fähig
hielt, diesem neuen Posten Ansehn zu verschaffen. Der vene-
tianische Bothschafter in Rom, Soranzo, gab deshalb dem
neuen Generalinquisitor die ernstlichsten Erinnerungen, zeigte
ihm die besten und einzigen Maßregeln, um zu seinem und
des päbstlichen Stuhls Nutzen sich aus der ihm bevorstehen-
den kritischen Lage mit Ehren zu ziehn, und versah ihn mit
Empfehlungsbriefen.

Montalto reiste im September 1555 von Rom ab, ver-
weilte aber einige Zeit in Bologna, um dem Auftrag des
Ordensgenerals zufolge einen großen Zwist zu schlichten, der
in einem Franciscanerkloster zwischen dem Gardian und ei-
nigen Mönchen entstanden. Da alle seine gütlichen Ver-
suche nichts vermochten, so zeigte er seine Authorität. Der
Gardian wurde entsetzt; einige Mönche mußten nach andern

Klö-

Klöstern wandern, und zwey ließ er einkerkern. Einer dieser letztern war Beichtvater des Grafen Popoli, der als Haupt einer der vornehmsten Familien in Bologna hier in großem Ansehen stand; er glaubte daher, daß es bloß seiner Verwendung bedürfe, um den Eingesperrten sogleich zu befreyen. Allein Montalto sagte ihm grade zu, daß sich weltliche Personen nicht um klösterliche Angelegenheiten bekümmern müßten. Der stolze Graf ließ Drohungen entfallen, die aber der noch stolzere Franciscaner verhöhnte. Erst im November kam er in Venedig an, wo von Rom und nun auch von Bologna aus, der Ruf eines harten grausamen Mannes schon vor ihm hergegangen war, und die Gemüther zum voraus gegen ihn eingenommen hatte.

Die Venetianer waren damahls sehr aufmerksam auf die Schritte des römischen Hofes, der unter dem Vorwand der Inquisition schon mehrere Versuche in den italienischen Staaten gemacht hatte, sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen. Auch in Venedig hatte man schon vier Jahr zuvor unter Pabst Julius III. dergleichen anfangen wollen, allein der Senat sandte allen weltlichen Richtern Befehl zu, im Inquisitionstribunal bey dem Proceß als Zeugen gegenwärtig zu seyn. Der Pabst nannte dies einen Eingrif in seine Gewalt, und schickte deshalb einen ausserordentlichen Nuntius nach Venedig, der jedoch nichts ausrichtete, so daß diese der Inquisition so beschwerlichen Aufseher fortfuhren, als schweigende Beysitzer im Glaubenstribunal ihre Stellen zu behaupten. Die Regierung Paulus IV, eines bigotten Mannes von festem Character, ließ neue Zwistigkeiten befürchten, die man vollends

nach der Wahl seines venetianischen Generalinquisitors für unvermeidlich hielt.

Diese Besorgniß war auch zu sehr gegründet. Montalto vergaß alle Erinnerungen wohlmeynender Freunde, und befolgte allein die unvernünftige strenge Instruction, die ihm der römische Generalinquisitor Ghisilieri mitgegeben hatte. Kaum war er in Venedig angelangt, so ernannte er eigenmächtig einen neuen Inquisitor, und nun gieng sogleich der Zwist an. Der Senat ließ ihm sagen, daß er keine Amtshandlung ohne Zustimmung der Regierung, und ohne zuvor von ihr als vom Pabst abgeordneter Inquisitor förmlich erkannt zu seyn, ausüben könnte. Montalto begrif die Nothwendigkeit dieser Anerkennung, und begab sich nach dem Palast von St. Marcus, wo er dem Staatssecretair sein Patent zeigte. Dieser wolte es sodann dem Senat vorlegen, allein Montalto widersetzte sich, und behauptete, daß ein vom Pabst ausgefertigtes Patent nicht von der Art sey, um von Senatoren untersucht zu werden. Der Senat ließ ihm melden, daß da die Republik nicht die päbstlichen Rechte verlange, sie auch nicht zugeben würde, daß man den ihrigen zu nahe träte. Der Nuntius schlug sich nun ins Mittel, und legte den Zwist bey, der das Vorurtheil der Venetianer gegen den neuen Inquisitor nur zu sehr bestätigte. Die Edlen bezeigten ihm wenig Achtung, das Volk verbarg seinen Haß nicht, und die Mönche, die sich nicht viel Gutes zu ihrem Vortheil versprachen, späheten alle seine Handlungen und Worte aus, um Gelegenheit zu finden, ihn in Rom anzuschwärzen, und auf diese Weise seiner los zu werden. Montalto

setzte sich jedoch über alles weg, und gieng entschlossen seinen Gang fort.

Wenn mit dem Posten eines Inquisitors Stolz und Härte keine ungewöhnliche Verbindung waren, so erfoderte dagegen der dem Montalto noch zugetheilte Lehrstuhl der Theologie, Sanftmuth und Herablassung; Eigenschaften, die sich nicht in seinem Character befanden; daher flohen ihn seine Schüler, und manche entsagten den Studien auf immer. Sein vorzüglichstes Augenmerk war, seiner Inquisitorwürde Ehrfurcht zu verschaffen. Der Pater Julius, ein in Venedig sehr geschätzter Mönch, war wegen einer unbedeutenden Sache angeklagt worden. Montalto mischte sich in diese ihm fremde Angelegenheit, ließ den Mönch vor sich fodern, und da dieser in seiner Rechtfertigung sich respectwidriger Ausdrücke bediente, so wolte ihn der Inquisitor sogleich einkerkern lassen, und wie einen Ketzer behandeln. Die anwesenden Mönche erschracken, und wolten nicht als Zeugen auftreten. Montalto wolte nun das ganze Kloster ohne weitere Umstände eigenmächtig excommuniciren, allein der behutsame Nuntius, der da wußte, daß der Senat nur auf eine übereilte Handlung des Inquisitors wartete, um ihn los zu werden, verhinderte diesen verwegenen Schritt.

Um diese Zeit brach die Pest in Venedig aus. Der Handel stand still; alles Gewerbe hörte auf; die Tribunäle waren verschlossen, und die Klöster auf Befehl des Senats gesperrt. Der Haß, den man überall gegen Montalto hegte, wirkte hier besonders; er sahe sich bey diesem Trübsal von

allen verlassen, und war in Gefahr Hungers zu sterben. Er verlohr jedoch den Muth nicht, der durch eine glückliche Nachricht von neuem belebt wurde. Sein größter Gönner, der römische Generalinquisitor Ghisilieri, war Cardinal geworden, und hatte nun den Namen Alexandrini angenommen. Montalto weinte vor Freuden bey dieser Nachricht, da überdem der neue Cardinal ihm die Versicherung gab, für seine Beförderung eifrig zu sorgen. Von diesem und dem nicht minder mächtigen Cardinal Carpi beschützt, glaubte er sich jetzt stark genung, gegen den Senat öffentlich zu Felde zu ziehn. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. Der Kayser Carl V. war gestorben, sein Bruder Ferdinand war Oberhaupt des deutschen Reichs, und sein Sohn der bigotte blutdürstige Philip war Thronfolger in Spanien geworden. Der Character dieses Monarchen schien dem Pabst zur Ausdehnung der Inquisition vortheilhaft; er wolte, daß dies abscheuliche Tribunal nicht allein über Ketzereyen, sondern auch über andre Criminalverbrechen entscheiden solte. Er errichtete daher ein aus sechzehn Cardinälen bestehendes Oberinquisitionsgericht, und ernannte den Cardinal Alexandrini zum Präsidenten desselben unter dem Titel eines Großinquisitors. Dieser Prälat, überzeugt von den Inquisitorfähigkeiten des Montalto, glaubte durch ihn, und zumahl in einer berühmten Stadt wie Venedig, am besten die Thätigkeit und Macht des neuen Obertribunals der Welt zeigen zu können; er schickte ihm daher eine Menge Verhaltungsbefehle zu. Unter andern solte er die Buchhändler anhalten, keine Bücher ohne seine ausdrückliche Genehmigung weder zu drucken noch zu verkaufen; dabey erhielt er ein langes Verzeichniß aller

der.

erjenigen Bücher, die die höchste Inquisition verdammt hätte. Diese solte er jedermann bey Strafe der Excommunication verbieten zu lesen, oder aufzubewahren.

Diese Befehle waren dem Montalto höchst erwünscht. Er ließ sogleich alle in Venedig wohnende Buchhändler zu sich fodern, forschte genau nach dem bisherigen Verkauf der in Rom neuerlich verworfenen Bücher, und befahl ihnen bey schwerer Strafe, ihm ein umständliches Verzeichniß aller in ihren Laden und Magazinen habenden Bücher einzuliefern. Dieser Befehl setzte die ganze Stadt in Bewegung. Ein Buchhändler wagte es jedoch dem Inquisitor zu trotzen; er weigerte sich der Vorladung zu gehorchen, und sagte, er erkenne keinen Obern, als den Senat. Der erzürnte Montalto excommunicirte ihn sofort, und ließ diesen Bannfluch an dem Laden des Buchhändlers anschlagen. Jedermann gerieth in Erstaunen. Der Senat, der seine Authorität mitten in seinen Lagunen auf eine noch nie erhörte Art verspottet sah, versammlete sich, und decretirte, daß ein Häscher die Sentenz vom Laden abreissen, und in kleinen Stücken zerfetzt den Winden überliefern solte; ferner befahl er den Aßistenten des Montalto, der das Anschlagen verrichtet hatte, in Verhaft zu nehmen, allein er war bereits im Palast des Nuntius in Sicherheit. Dieser Gesandte, der Venedig genau kannte, war mit dem Vorgefallenen höchst unzufrieden, und beschwur den brausenden Montalto, mehr Mäßigung in seinem Amt zu gebrauchen. Dieser aber antwortete, daß er bloß die aus Rom erhaltenen Befehle vollzöge, worauf der Nuntius erwiederte, daß man dort aus Irthum die Venetianer so wie die Römer betrachtete, sonst würde man solche Befehle nicht ertheilen.

Alle diese Vorstellungen vermochten jedoch nichts über den starrsinnigen Inquisitor, der dem Cardinal Alexandrini meldete, daß der Nuntius sehr gleichgültig für das Interesse der Inquisition wäre. Diese Anklage zog dem Prälaten bittere Vorwürfe zu von Seiten der päbstlichen Minister; er beschloß daher Montalto seinen Willen ungehindert zu lassen, der jetzt alles hervorsuchte, den Senat zu braviren. Mehr als einmahl beschlossen diese gereizten Aristcraten ihn einzukerkern, allein jederzeit rettete ihn die thätige Verwendung des in großer Achtung stehenden Nuntius von dieser Schande.

Die spanischen Truppen, die jetzt nach den Befehlen ihres neuen Monarchen Philip II, handelten, verwüsteten um diese Zeit den Kirchenstaat, und näherten sich Rom. Der beunruhigte Pabst bemühte sich deshalb, alle italienische Mächte wider die Spanier aufzubringen, und da Don Vargas, als Gesandter Philips, sich nach Venedig begeben wolte, stellte der Nuntius Graßi in Verbindung mit dem französischen Gesandten dem Senat vor, daß es die Würde der Republik erfodere, den Abgeordneten eines erklärten Feindes der Kirche nicht anzunehmen. Montalto voller Eifer für den Dienst des römischen Hofes, blieb bey dieser Gelegenheit nicht müßig. Er schrieb ein sehr heftiges Memoire, worin er es den Venetianern zur Pflicht machte, einen Feind des heiligen Stuhls als den ihrigen zu behandeln; er schilderte das königlich spanische Haus als eine Race von Erzketzern, die man nicht allein von der Kirche, sondern von aller Gemeinschaft der Christen ausschließen müßte. Der Nuntius wünschte diese beleidigenden Ausdrücke zu vermeiden; aber Montalto wolte keine Sylbe weglassen, unterzeichnete das Memoire allein, und

übergab es in Person einem Staatssecretair. Die Antwort des Senats war sehr bitter. Es hieß: man fände es sehr sonderbar, daß ein niedriger Inquisitor sich unterstände, das Durchlauchtige Haus Oesterreich in einer Schmähschrift anzugreifen, daß die Aufnahme eines Gesandten keine Religionssache sey, sondern das Völkerrecht beträfe, dessen Grundsätze die Republik nicht erst von einem Inquisitor lernen würde; hätte der Pabst diesen Schritt zu ihrem Unterricht nöthig geglaubt, so hätte er sich geirrt; er selbst aber betröge sich noch mehr, wenn er weltliche und Religionsangelegenheiten miteinander vermischen wolte.

Vargas wurde als Gesandter des Königs von Spanien aufgenommen. Er las die Vorstellung des Montalto, und wurde dadurch in solche Wuth gesetzt, daß er ihm durch seinen Secretair Malvredo einen Brief voll der schimpflichsten Vorwürfe und der ärgsten Drohungen schreiben ließ. Der ergrimmte Inquisitor erwiderte diese Drohungen, und wolte den Gesandten, oder doch wenigstens den Secretair in den Bann thun, allein der Senat schlug sich ins Mittel, und ließ ihn warnen, nicht die Ruhe der Republik zu stören, noch seine Authorität zu überschreiten, weil sonst der Senat durch die ihm von Gott verliehenen Mittel ihn zur Ruhe zwingen würde. Montalto brannte vor Begierde sich zu rächen, mußte aber jetzt schweigen.

Da die Reformation disseits der Alpen so große Fortschritte machte, so fanden viele Mönche in Italien auch ihr Kloster zu enge, und verließen es. Dies veranlaßte sehr strenge Verordnungen aus Rom; alle Mönche, die man ohne hinreichende Rechtfertigung ausserhalb ihren Klöstern an-

traf, wurden in Eisen gelegt, und eine große Menge auf die Galeeren geschickt. Montalto wolte auch den Senat zur Bestätigung dieser Verordnungen vermögen, allein man antwortete ihm, daß eine so große Strenge nicht mit der sanften Regierung der Republik verträglich wäre, und daß er sich wohl vorzusehn hätte, deshalb keine Strafen ohne Beystimmung der weltlichen Inquisitionsbeysitzer zu vollziehn. Diese Erinnerung hinderte jedoch nicht, daß Montalto viele von Senatoren beschützte und in ihren Palästen lebende Mönche excommunicirte, und diese Bannflüche an die Klosterthüren anschlagen ließ.

Der Tod des Pabsts Paulus IV, der um diese Zeit erfolgte, beunruhigte Montalto nicht wenig; er sahe sich während dem Conclave, wo die italienischen Fürsten gewöhnlich ihre Rechte auszudehnen suchen, ohne Stütze im Kampf mit einem mächtigen ihn hassenden Senat. Er beschloß daher, Venedig auf einige Zeit zu verlassen; ein Vorsatz, den der durch ihn unaufhörlich beunruhigte Nuntius sehr billigte; und nun reiste er im September 1559 von Venedig ab. Seine Beschützer in Rom, die Cardinäle Carpi und Alexandrini, waren jedoch mit dieser schleunigen Abreise gar nicht zufrieden; sie hielten sie für schimpflich, sowohl für die Ehre des Inquisitionstribunals, als für seine eigne Würde. Man warf ihm vor, er habe nicht Standhaftigkeit genug in Venedig bewiesen. Ein Zufall aber, der sich gleich nach seiner Ankunft in Rom ereignete, widerlegte diese falsche Beschuldigungen, mehr wie seine Beredsamkeit hätte thun können. Das durch die Strenge der Inquisition aufgebrachte Volk, das sich jetzt während der Vacanz des römischen Stuhls frey dünkte, brach in

Auf-

Aufruhr aus, verbrannte den Palast der Inquisition, riß eine dem verstorbenen Pabst als dem neuen Stifter dieses Tribunals errichtete Bildsäule nieder, und schlepte sie unter den schändlichsten Mißhandlungen drey Tage lang in allen Straßen herum. Montalto sagte nun zum Cardinal Carpi: „Dies wäre auch „mein Schicksal in Venedig gewesen, wenn ich da geblieben wä„re; denn wie hätte ich als ein armer Mönch mich der Wuth „der freyen Venetianer entziehn können, da das ganze Colle„gium der Cardinäle nicht einmahl mitten in Rom die Bild„säule eines Pabsts gegen eine Menge zusammengerotteter „Sclaven schützen kann?“

Der Pabst Pius IV., ein Mayländer, bestieg endlich nach einer viermonatlichen Vacanz den päbstlichen Stuhl. Seine Meynung war, die Inquisition mit aller Sanftmuth verwalten zu lassen; allein Alexandrini stimmte ihn bald um, und da Montalto ihn zu seinem Plan vorzüglich geschickt schien, so wurde er wieder als Inquisitor nach Venedig gesandt, mit der Zusicherung ihn weiter zu befördern, wenn der Römische Hof mit ihm zufrieden wäre. Montalto erwiederte, daß wenn er auch genau seine Pflichten erfülle, so würde doch der heilige Stuhl nie mit den Venetianern zufrieden seyn.

Er traf in Venedig die Inquisitionsgeschäfte in ziemlicher Unordnung an. Die nicht mehr gezügelten Mönche hatten wieder die Oberhand erhalten, vernachlässigten ganz die Ordensregeln, und lebten nun jetzt freyer wie jemahls. Montalto verdoppelte seinen Eifer die Ordnung wieder herzustellen, und nun brach alles mit vereinigten Kräften auf ihn loß. Eine Klage nach der andern von ganzen Mönchsconföderatio-

nen wurde dem Senat übergeben; ferner sandten alle im Venetianischen wohnende Franciscaner eine Klagschrift nach Rom an dem Protector ihres Ordens; andre Mönchsschaaren wandten sich an das dort errichtete höchste Tribunal der Inquisition, und bemühten sich zu zeigen, daß Montaltos Betragen dem Interesse dieses Tribunals höchst nachtheilig wäre, und daß es die übelsten Folgen haben würde; selbst einige Senatoren schrieben mit Genehmigung des Senats an den Gesandten der Republik nach Rom, um die Zurückberufung des Inquisitors zu bewirken, die, wie sie behaupteten, durchaus nöthig sey, wenn man anders die größte Disharmonie zwischen dem Pabst und dem Venetianischen Staat verhüten wolle.

Montalto erfuhr alle diese Schritte, die jedoch nicht im mindesten seine Verfahrungsart änderten; indessen besorgte er mit Recht, daß ein längerer Aufenthalt in Venedig dem Senat und den Einwohnern gleichsam zum Troz, ein schimpfliches Fortjagen endlich nach sich ziehn dürfte; er hielt daher selbst beym Cardinal Alexandrini um seine Zurückberufung an, die ihm auch bewilligt wurde. Um jedoch seinen Feinden in Venedig ihren Triumph zu verbittern, so zeigte er in den letzten Wochen in seinem Inquisitionsamt, das er nun neun Monat von neuem verwaltet hatte, eine ausserordentliche Strenge, und arbeitete Tag und Nacht seinen Namen noch furchtbarer zu machen. Zahlreiche Citationen vor sein Tribunal, Strafen, selbst häufige Excommunicationen, alles dieses vereinigt erregte endlich ein solches Aufsehen, daß der Senat glaubte, durch seine Authorität dem Uebel steuren zu müssen. Der Inquisitor erhielt eine ernstliche Warnung, bey

seinen

seinen Proceduren auf die Freyheit Venetianischer Bürger Rücksicht zu nehmen, wo nicht, so würde man auch gegen ihn alle Rücksicht aus den Augen setzen. Montalto achtete diese Drohung nicht, und fuhr fort nach seiner Weise zu handeln; aber auch der Senat zeigte bald den Willen seine Macht zu brauchen. Ein Franciscaner war der Ketzerey angeklagt, aber nicht überwiesen worden. Nicht sowohl diesen Mönch zu retten, als den Montalto zu kränken, befahl der Senat, daß er nicht der Inquisition überliefert, sondern von seinen natürlichen Richtern nach den Landesgesetzen gerichtet werden solte. Nun überstieg die Wuth des Montalto alle Gränzen; er verfertigte ein Monitorium an den Senat, und citirte einen der vornehmsten an der Regierung Theilhabenden Edlen vor seinem Tribunal zu erscheinen, um von dem Betragen seiner Collegen Rechenschaft zu geben. Diese verwegene Vorladung ließ er um Mitternacht an dem großen Thor der Marcuskirche anschlagen, aber auch in der nehmlichen Stunde verließ er Venedig. —

(Die Fortsetzung folgt.)

v. A.

Der Verfasser ist der Meynung, daß man eine Geschichte so wenig wie ein Kind theilen müsse. Die Journaleinrichtung erfordert jedoch diese Methode, so nachtheilig sie auch für den Geschichtsschreiber ist, der das eben erregte Interesse seiner Leser erkalten lassen muß, so daß sie nach Monatsfrist, wenn eine Menge kleiner Züge dem Gedächtniß entgangen, oder doch nur unvollkommen dem Geist gegenwärtig sind, da mit Kälte anfangen zu lesen, wo sie vielleicht mit Wärme, wenigstens doch mit Aufmerksamkeit aufgehört haben.

haben. Dieser Umstand ist besonders bey obiger Geschichte zu bemerken; daher diejenigen, die mit derselben nicht bekannt sind, und an den erzählten Mönchsstreitigkeiten und Priesterkünsten wenig Antheil genommen haben, ersucht werden, bey dieser Erzählung ihr vielleicht wenig gespanntes Interesse nicht erschlaffen zu lassen; denn das ausserordentliche ist noch zurück. Man wird den unruhigen ehrgeizigen Montalto noch mehr steigen, und dann als Cardinal wieder sehr tief, fast unter die Würde der menschlichen Natur, sinken sehn, bis er endlich als Pabst wie ein Regent der ersten Größe am politischen Welthorizont erscheint. v. A.

II.

Briefe aus Canada, geschrieben von einem deutschen Officier im americanischen Kriege.

(Beschluß.)

Vierter Brief.

Mein lieber Herr D. S.

Wir wollen sogleich ein wenig spatzieren fahren. Jeder Habitant hat sein Pferd, seine Calesche und seinen Schlitten. Was man Calesche nennt ist eben so gestaltet wie unsere Cariolen, nur mit dem Unterschiede, daß der Kasten auf 2 Personen eingerichtet, und die Axe länger ist. Vorne sitzt der Fuhrmann auf einem schmalen Brete und setzt seine Füße auf die beyden Bäume. Die ganze Calesche ist von Fichtenholze gemacht, und es ist nicht für 6 Gr. Eisen daran. Die Räder sind unbeschlagen, doch haben sie inwendig eine eiserne Büchse. Die Axe um welche sie herumlaufen ist von bloßem Holze, die Lense ist ein hölzerner Nagel, die Bäume sind

sind von sehr dünnen Holze, der ganze Kasten ist vom Holz, und ruhet auf selbstgemachten ledernen Riemen oder auf Stricken. Die Wege sind zum Theil halsbrechend, und dennoch läuft man selten Gefahr seine Calesche zu zerbrechen, weil das hiesige Fichtenholz von ganz ausnehmender Zähigkeit und Güte ist. Die Pferde sind für Canada ordentlich erschaffen. Sie sind mittelmäßiger Höhe, leicht, stark und unglaublich hart. In einem starken Trab laufen sie bergauf bergab, durch dickes und dünnes 5 — 6 Lieues fort, und ein paar große Schellen erfreuen des Reisenden Ohr. Man kann mit einem Pferde 12 — 15 Lieues in einem Tage machen, ohne daß das Pferd ans Freßen gedenkt. Spannt man es aus, so ziehet man es in einen Verschlag, in welchem es sich am Grase satt frißt. Nur des Winters und selten des Sommers füttert man die Pferde mit Hafer. Des Sommers laufen die Pferde barfuß, des Winters beschlägt man sie. Im Schlitten, der fast von selbst laufen soll, fährt man in einer Stunde 2 — 2½ deutsche Meilen. Carossen, Chaisen ꝛc. überhaupt Wagen mit 4 Rädern giebt es in ganz Canada nicht. Vornehme haben ein Verdeck über die Calesche, spannen auch wohl 2 Pferde vor. Alle Chasetten sind mit 2 Rädern und eben so leicht gebauet. Damit erntet auch der Habitant sein Korn und Heu ein. Der Fuhrmann leitet sein folgsames Pferd mehr mit der Zunge, wie mit der Peitsche. Er spricht den ganzen Weg mit solchem, und es hat allemahl einen Nahmen. Va donc paresseux oder paresseuse, prenes garde a vous, doucement, ah que vous êtes mal a droit, cours donc, a droite &c. so geht es den ganzen Weg über. Rudern können die Canadier wie die

Kerls,

Kerls. In Canots von Baumstämmen oder Birkenrinden, gehen sie von Montreal bis Quebec auf dem Laurenzfluß. Jeder Habitant ist ein Jäger und Fischer. Jagd und Fischerey sind frey. Teiche hat man wenig. Ein Ochsenhorn ist das Pulverhorn. Jeder Habitant hat wenigstens eine Flinte im Hause. Wilde Enten, Schneppen und wilde Tauben giebt es allerwärts in Menge. Bären, Hasen, Muscusratzen und Biber schießt man im Winter. Doch im Jagdcapitel bin ich noch nicht recht bewandert, und will solches ausgesetzt seyn lassen.

An feinen Weltkenntnissen fehlt es den Canadiern, aber nicht an Fähigkeit alles zu erlernen. Sie haben nur ihren eignen Zirkel, in welchem sie bekannt sind. Sie sind in Ansehung der Religion sehr devot, aber dabey unwissend. Intolerant habe ich sie nicht gefunden, wenigstens haben sie mir als einem Ketzer noch keine schiefe Miene gemacht. Ihre Curés sind mehrentheils ganz gute und gesellschaftliche Leute, welche Sitten und ganz feine Kenntnisse haben. Ihre Kirchen sind nicht mit Bildern von Heiligen angefüllt, woran aber die Theurung dieser Sachen wohl Schuld seyn mag. Klöster giebt es auf dem Lande gar nicht. Schreiben können wenige, und die Vornehmsten schreiben ohngefehr in Ansehung der Orthographie so, wie bey uns der gemeine Mann schreibt. Vom Milice Capit. Tonnecour, einer der reichsten Männer in ganz Canada und einer der ansehnlichsten Banquiers, habe ich Briefe gelesen, zu welchen man erst einen Schlüssel hätte haben müssen. Sie schreiben so wie sie reden, und ziehen 3—4 Worte in eins zusammen. Einen

Hang

Hang zur französischen Herrschaft haben wohl alle Canadier, sie mögen sich auch verstellen wie sie wollen, die englische Regierung paßt ihnen aber auf, und der General Carleton hat eine unglaubliche Force darinn, die Denkungsart eines jeden zu erforschen, ohne sich solches merken zu lassen. Canada schickt jährlich verschiedene 1000 Lasten Weizen zu Schiffe weg. Mit seinen Pferden treibt es einen ansehnlichen Handel in die anderen englischen Colonien, und die vielen 1000 Ochsen, welche die Armee bereits verzehrt hat, sind im Abgang so wenig in Canada zu spüren, daß wir vielmehr Hofnung haben, an vielen 1000 Stücken noch unsere Zähne zu wetzen. Die Ordnung will es, daß ich diesen Theil des Briefes schließe, und ob zwar, der Dir zugefallene Theil etwas kurz ist, so ist der aufrichtige Wunsch für das Wohlergehn deiner Person und deines ganzen mir sehr werthgeschätzten Hauses desto länger. Versichere dieses deiner Frau Gemahlin, Fr. Mutter, Fr. Schwester, deren Gemahl, deinen Herren Schwager Witten und Herr Major von Kalm. Pölnitz, der sich wieder ziemlich wohl befindet, und Brigademajor bey dem General Riedesel ist, hat mich beschworen, deinem Hause die größten Complimente zu machen. Bleibe mein Freund, und beweise deine Freundschaft meiner Tochter.

Fünfter Brief.

Lieber Freund und Bruder, Hr. H. B.

Wir wollen miteinander ein wenig marschiren, und Canada bey der Gelegenheit besehen. Ich wünsche, daß du so

gute

... Landcharten haben mögest, mit Vergnügen deinen Zeige-
... von einem Orte zum andern bey der Gelegenheit le-
... zu können, und mir zu folgen; so aber gehören gute rich-
... und complette Charten von Canada unter die zu wün-
...schenden Dinge. Oben im Briefe, etwan eine Meile von
...ster Reihe von Buchstaben, wirst du gelesen haben, daß wir den 26. October 2½ Lieues von Quebec in der Paroise St. Foix unsere müden Knochen ausgeruht haben, denn wer sollte nach 17. wöchentlichen Schifsgefängnisse nicht auf einem kurzen Marsche müde werden? Den 27. marschirten wir wieder, und trafen, so wie wir aus der Paroise St. Foix waren, solche heßliche hohle Wege zwischen steinigten Bergen an, daß ein jeder von uns sich des Harzes erinnerte. Die Wege giengen zwischen den Felsen, die jedoch nur eine ganz mäßige Höhe hatten, gar ungemein steil auf und ab. Den Fluß Cap. Rouge, der in den Laurenzfluß fällt und Ebbe und Fluth hält, paßirten wir auf einer Fährte. Abermahls hatten wir einen hohlen felsigten Weg durch Holz und Gebüsche zu paßiren, bis wir fast an den Laurenzfluß wieder gelangten, der uns links lag. Rechts stieg ein felsigtes und mit undurchdringlichen Waldungen bewachsenes Gebirge wie eine Wand in die Höhe, an dessen Fuße Kieselsteine von ganz ungeheurer Größe waren. Die Naturkundiger mögen es ausmachen, ob solche von den Gebirgen gerollt, oder von dem Gewässer losgespielt sind. Genug es waren Steine von 6—8 Ellen Länge und Dicke darunter. Wir gelangten darauf in die Paroise St. Augustin, deren Häuser an und im Gebirge liegen, deren schöne Wiesen und Felder sich aber längst dem Fluße erstreckten. Diese Paroise ist groß; allein hier sa-

hen wir die ersten hölzernen Häuser. Wir setzten unsern Marsch bis in die (Riv. de Jaques Carlie der seinen Namen von den ersten Anbauer an solchen führt) Paroise pointe aux Trembles fort, in welche wir nach einem Marsche von Lieues Nachtquartier nahmen. Diese Paroise ist über ½ deutsche Meile lang, hat zum Theil sehr gute steinerne Häuser, die aber zu 300 — 400 Schritt auseinander liegen. Heute erhielten wir die erfreuliche Nachricht von der glücklichen Ankunft des Schifs Friesland mit den 2½ Comp. des Regiments Specht bey der Insel le Bic am Laurenzfluße. Den 28. marschirten wir nun vom Ufer des Laurenzflusses weg, durchwanderten die Paroise Laireaux, deren Kirche hart am Fluß lag. Ueber die Riviere de Jaques Carlier mußten wir uns in großen Boten setzen und daher die Bagage abpacken lassen. Jenseits fanden wir ander Fuhrwerk. Wir mußten sogleich eine gar steinigte und felsigte Anhöhe hinaufklettern, und nahmen Quartier in der schönen Paroise Cap Sante 4 Lieues, deren Häuser aber oft 800 Schritt voneinander sind.

Die hiesige Kirche ist die schönste, neueste, und nach unvergleichlicher Bauart aufgeführte Kirche in ganz Canada; ihre 3 kleinen Thürme sind mit weißen Blech gedeckt; das Haus des Curé ist sehr modern und groß. Den 29. marschirten wir wieder, und trafen auf dem Marsche am Ende der Paroise Cap sante 2 englische Wachtfregatten auf dem Laurenzfluß an. Bey einem kalten Regen fanden wir doch noch ganz guten und ebnen Weg. Wir nahmen nach zurückgelegten Lieues Quartier in der Paroise Dechambenalt, die hart am Laurenzfluß liegt. Auf jener Seite liegt die Paroise

L'aubigniore. Den 30. mußten wir hieselbst einen Rasttag halten, weil wir Mehl aufkauften, und davon backen lassen mußten. Den 1. paßirten wir den kleinen Fluß Marquiniere, durch welchen das Fuhrwerk bey der Ebbe fahren konnte. Die Soldaten mußten sich übersetzen lassen. Wir marschirten durch die Paroise les Prondises, die ziemlich vom Laurenzfluß entfernt ist, keinen sonderlichen Ackerbau, aber desto bessere Viehzucht hat. Nach zurückgelegten 5 Lieues nahmen wir Quartier in der sehr großen aber auch schönen Paroise St. Anne, in welcher eine sehr reiche und wohlgebaute Seignerie ist. Haselhühner, wilde Tauben, Rebhühner und Hasen sahen wir hier in großer Menge. In dieser Paroise fand ich einige deutsche Habitants, die mit der französischen Armee ehemahls hieher gekommen sind. Den 21. October paßirten wir bey der Kirche von St. Anne den Riviere St. Anne auf Bateaux. Dieser Fluß läßt sich allenfalls allhier mit der Weser in Präcedenzstreit ein. Jenseits bekamen wir Caleschen und Karren, denn die Paroise St. Anne erstreckt sich auch jenseit des Flusses. Wir hatten viel Holz und Büsche zu paßiren, und im letztern sahen wir Troups von 100 Schwarzdrosseln bey einander. Ingleichen trafen wir allhier viel Baumwollstauden wild an, welche reife Früchte trugen. Die Staude wächst nur zu einzeln, doch stopfen die Einwohner allhier mit der Baumwolle ihre Betten aus, welches unvergleichlich ist. Wir paßirten die Paroise Batiscamp in welcher ich jetzt lebe, und an meinen Freund schreibe. Solche ist mir die beste, und ob sie sich gleich auf 5 Lieues seitwärts erstreckt, so hat sie doch nur schlechte Häuser. Gegen ihr über jenseit des Flußes liegt die Paroise St. Pierre.

Der Laurenzfluß ist allhier eine gute halbe deutsche Meile breit, und ist ohngefehr 200 Schritt von meinem Fenster entfernt. Dreymastige Schiffe gehen allhier noch sehr gut darauf. Mitten durch die Paroise läuft die Riviere Batiscamp, über den man auf Boten, oder wenn man will auf Canots gehen muß. Er ist fast noch breiter als der St. Annefluß. Wir paßirten den 21. October noch den Riviere Champlain, der ungefehr unserer Oker gleicht, und nahmen Quartier in der Paroise Champlain, in welcher der Capit. de Milice Ms. Blank aus Geneve gebürtig, mein guter Freund wurde. Wir hatten 4 Lieues marschirt, 3 Flüsse hatten uns aber sehr aufgehalten. Bey Champlain lag die größte englische Kriegsfregatte die Blonde vor Anker, sie führt 36 Canonen. Jenseit des Flusses liegt Champlain; gegen über die Paroise Chantilly. Den 3. marschirten wir durch die Paroise Cap Madelone, der gegenüber die Paroise Poisant court liegt. Wir hatten viele Bäche und Brücken zu paßiren. Eine canadische Brücke ist ein närrisch Ding, und besteht aus lauter beyeinander gelegten Balken, oder die meiste Zeit aus runden Baumstämmen, die alle lose liegen und nicht angenagelt sind, bis auf den äussersten Ende. Bricht ein Baum oder Balken, so schadet dieses nichts, denn der andere hält. Des Nachts mögen sie wohl sehr gefahrlich zu paßiren seyn, wenigstens für die Pferde. Unsere Pferde brechen die Beine darauf entzwey Wir paßirten auch ein großes Holz, in welchem Tannen, Fichten, Eichen, Birken, Ellern, wilde Aepfelbäume, Eschen, mit unzähligen Büschen und Sträuchen wild durcheinander wachsen. Der Weg darinn ist meschant. Wir trafen allhier verschiedene Habitants von Wilden

an, die aber nur Schweinigel unter den übrigen Wilden waren, und viehisch säuisch lebten. Nach zurückgelegten 5½ Lieues gelangten wir an den Rivier St. François, der von den 3 Flüßen die ihm formiren, auch wohl Trois Rivieres heißt. Er ist so breit als die Sale. Wir Herren mußten wieder in Chaluppen steigen und uns überfahren lassen. Mir erzeigte ein Wilder die Ehre, mich für 2 Schill in seinem Canot von Borkenrinde wie ein Flug hinüber zu bringen. Wir hatten hierauf noch eine gute Meile zu marschiren, ehe wir an das Fort Trois rivieres kamen, wo wir uns, weil es den ganzen Tag geregnet hatte, trockneten. Trois Rivieres ist die älteste Pflanzstadt der Franzosen in ganz Canada, aber ein kleiner offener Ort, der kaum 300 Häuser hat; die meisten sind hölzern und von einer Etage. Es waren viele Kaufleute darin. Der Obrist de Milice, Ms. de Tonnecoor ist hieselbst einer der reichsten Particuliers in Canada, ein großer Entrepreneur Marchand, Korn- und Viehhändlerjude, verkauft 1 Zentner Pfeffer, und hat eine Brandtweinschenke, versieht einen großen Theil von Canada als Großier mit Wein, lebt auf einen großen und sehr kleinen Fuß zugleich, hat viele auswärtige Landhäuser, leihet gerne auf Häuser d'Habitations, und hat den Namen le Pape de Canada, unter welchem Namen er durchgängig bekannt ist.

Das Kloster de Recollets ist eingegangen. Aus dem ehemahligen Gouvernementhause sind Casernen für 300 Mann gemacht. Im hiesigen Kloster der Urseniterinnen ist unser Hospital etablirt. Der erste hiesige Curé führt den Titel eines Grandvicaire. Es giebt im Orte viel hübsche und sehr

belebte Mädchen oder Demoiselles, die sich auch sehr artig kleiden. Verschiedene Seigneurs haben hier ihre Winterhäuser. Im Laurenzfluß, der dicht an der Stadt herläuft, lag eine Fregatte von 20 Canonen. Es ist auch ein ansehnlich Magazin hieselbst. Hin und wieder findet man recht wackere Häuser in der Stadt, die recht artig meubliret sind. Den 4. hatten wir sehr kothigen, morastigen Weg, mit großen Schlaglöchern zu paßiren. Wir marschirten durch die Paroise Pointe au Lac, die schlecht ist. Der Laurenzfluß fängt allhier an, einen großen See zu bilden, der den Namen Lac de St. Rure führt, und 3 Lieues breit ist. Wir paßirten den Fluß Machiche, und nahmen nach vollbrachten 6 Lieues unser Nachtquartier in der Paroise Machiche. Jenseit des Laco liegt die Paroise St. Antoine oder le Trere, an der Baye du Trere, zwischen welcher und dem See eine lange Erdzunge unter den Namen Longue pointe liegt. Den 5. paßirten wir auf unserm Marsche die große Paroise Riviere au Loup und den Fluß gleiches Namens.

Ueber die Riviere Masquinongi giengen wir auf einer Fähre — — und schliefen in der Paroise Masquinongi, die meinen Beyfall hat. Den 6. Rasttag. Den 7. hatten wir execrable Wege durch ein 3 Lieues lang dünnes Holz. Wir giengen oft bis an die Knie im Wasser und Koth. Den Riviere au Chirot paßirten wir auf Flößen, so wie die kleine Riviere Bastier. Wir hatten $4\frac{1}{2}$ Lieues marschirt, und quartirten uns in den recht guten Pas-Barties ein. Der Seigneur hieselbst, der ein Engländer ist und Cotbes heißt, hat ein vortrefliches Schloß nach dem besten Geschmack. Er hat eine

neue Paroise hinten und seitwärts von Bartier anbauen lassen, welche 3 Lieues lang ist, und den Namen York führt. Ich bin auf meiner Retour hier durchgekommen, und habe eine neue Paroise in ihrer Entstehung gesehn. Man kann sich nichts elenders vorstellen. Bey Bartier formirt der Lac St. Pierre verschiedene Inseln. Die nächst an Bartier liegende Insel heißt Isle au Castre, 1 Lieue lang und 1 breit, dahinter liegt die weit größere und angebaute Insel du Pas. Die Isle St. Ignace, St. Paul etc. sind klein und unbedeutend. Mein lieber Bethge, es würde unhöflich von mir seyn, wenn ich Dich weiter bemühen wolte, zumahl da wir Ordre haben zur Armee zu kommen und zu campiren. Ich nehme also von Dir Abschied, und lasse Dich auf der großen Heerstraße nach Montreal, reise Du fein vollends dahin, Du kannst nicht vom Wege fallen. In Montreal giebts nun warme Stuben, gute Betten, hübsche Mädchen, guten Wein. Du reisest durch die Paroisen la Norge, la Vultiere, St. Sulpice, Lassomption, Repetinge, Le Chanagd, gehst über den Riviere St. Jean durch die Paroisen St. Francois, l'Enfant Jesus, St. Vincent, St. Laurent, und gelangst von da nach Montreal. Leb wohl, und behalte deinen Freund lieb.

Sechster Brief.

Mein vielgeliebter Bruder.

Den 8. October wurden uns von Sorell 22 Bateaux geschickt, und das Regiment und dessen Bagage über den Laurenzfluß nach Sorell übergefahren. Diese waren sämtlich königl.

Bateaux, deren die Armee über 1000 Stück hat. Ein solches Bateau oder großes Bot, trägt 7 — 800 Pf. Ladung oder 28 — 30 Menschen. Unsere Soldaten mußten rudern, denn das müssen sie in Canada durchaus lernen. Ein englischer führte das Ruder, denn diese verstehn das Schiffen schon sehr gut. Wir hatten 1¾ Lieues zu fahren, ehe wir nach Sorell gelangten, welches am südl. Ufer des Laurenzflußes liegt. Hier fällt in den Laurenzfluß der große und ansehnliche Sorellfluß, oder wie er eigentlich heißt der Riviere Richelieu. Dieser Fluß kömmt aus Süden herunter aus dem Champlainesee. Wir landeten zu Sorell, wo wir ein englisches Detachement von 130 Mann, und ein sehr ansehnliches Magazin fanden, aus welchem wir uns verproviantirten. In der Mündung des Sorellflußes lagen an die 40, 2 — 3mastige englische Transportschiffe vor Anker, deren Matrosen auf dem Champlainsee bey der Armee dienten. Eine englische Fregatte hatte hieselbst auch die Wache, weil das böse Wetter und der Uebergang über den Fluß uns sehr aufgehalten hatte. Die Wege waren jenseit Sorell erbärmlich, und da wir viel Holzung zu paßiren hatten, so mußten wir Abends um 8 Uhr einige Comp. in der Paroise Sorell lassen; die übrigen Compagnien gelangten noch in die Paroise von St. Tour, wo wir im Sorellfluß abermahls 2 Wachtschiffe antrafen. Viele Einwohner dieser Paroisen dienen bey den Rebellen. Eben auch befindet sich darunter ein Habitant Namens Nugent, der vor 8 Jahren noch Friseur in Montreal gewesen, jetzt aber hochgebietender Obrist eines Regiments der Boctonois ist. Von Sorell bis St. Tour sind 3 Lieues, den 9. hatten wir eine Menge von Brücken zu paßiren, über welche oben erzählte

Knittelbrücken lagen, worüber die Passage sehr gefährlich war. Die Brücken lagen so tief, daß man 1 — 2 Fuß, haustiefe steile Descenten erst hinunter, und dann wieder hinauffahren mußte. Fast alle 200 Schritt war eine solche Brücke zu paßiren. Die Bäche hatten von beyden Seiten das Erdreich so tief weggerissen. Wir konnten heute nicht weiter als 3 Lieues, und zwar nach der großen und schönen Paroise St. Denys kommen. Hier lag wegen Deckung der Transportschiffe ein Hessen-Hanau und Braunschweigisches Detachement von 84 Mann. Gegen St. Denys über liegt an der andern Seite des Sorellflußes die Paroise St. Antoine. Die Einwohner von St. Denys hatten rebellische Gesichter. Den 10. marschirten wir durch die Paroise St. Charles. Wir giengen allhier über den Sorellfluß nach der andern Seite, auf einer Fährte, die zum Ersaufen habil genug war. Wir nahmen Quartier in Bellveille, die über 3 Lieues lang ist. 5 Lieues Bellveille gegen über ist die Paroise St. Louis. Das Bataillon von Berner bezog heute ein Lager bey St. Therese. Den 11. trafen wir auf dem Marsch im Sorellfluß die kleine Isle aux Verts an. Wir marschirten bis in die Par. Chambly $1\frac{1}{2}$ Lieues. Hier lag auch zur Bedeckung eines wichtigen Magazins, eines Trains, viel Amunitions rc. ein englischer Obrist mit einem Detachement. Auf dem Sorellfluße lagen 2 englische Kriegesschaluppen mit 8 — 10 Canonen.

Das am Sorellfluß liegende Fort Chambly ist von den Rebellen inwendig abgebrant. Das Fort ist viereckt und ganz gemauert. Es wird jetzt wieder repariret und Casernen zu 2—300 Mann darinne angelegt. Weiter als Chambly können keine Batteaux gut gehen, weil von hier eine

Ra-

Rapide im Sorell sich auf 3 Lieues erstreckt. Der Fluß ist nehmlich hier breit aber nicht tief, und im Grunde liegen unzähliche große Steine, über welche das Wasser schäumend hinweg läuft. Man packt daher allhier alle Batteaux und kleine Schiffe aus, und man muß alle Bedürfnisse der Armeen 3 Lieues auf Charetten transportiren, ehe sie wieder in Batteaux können geladen werden. Alle Schiffe, die unsere auf den Champlainsee in Activität setzende Armee gebraucht, waren Stückweise von Chambly 3 Lieues zu Lande transportiret und alsdenn wieder zusammengesetzt worden. Der Generalmajor von Riedesel stand mit 2 Regimentern auf der Isle aux Noix zwar noch im Sorell, aber am Eingange in den Champlainsee. Bey Champlain hören die Paroisen auf. Von Chambly bis Montreal und von da bis Sorell gegen über, liegen aber noch die Paroisen Longuel, Trambly, Boucheville, Varennes, Cap St. Michael, Verteres und Contrecoeur. Die Armee hat sich eingeschift, und auf den Lac Champlain begeben. Die Regimenter waren theils auf Schiffe, theils auf Batteaux vertheilt. Ich muß Dir erst den Lac beschreiben, ohngeachtet ich ihn selbst nicht gesehen habe. Von Chambly liegt am Sorell herauf noch das Fort St. Jean. Hier stand das Bernersche Bataillon heute im Lager. Die hiesige Compagnie aber ist mit zur Expedition gegangen. Von St. Jean liegt in dem wieder schifbaren Sorell die Isle aux Noix, die unbewohnt ist, und worauf der General Riedesel campirte. Alsdenn kömmt man in den großen Champlainsee, über dessen Mitte die Gränze von Canada und York geht. Alsdenn ist am rechten oder westlichen Ufer des Sees eine bekannte Landspitze, die Pointe au Fer heißt. Hier campirte der General

Carleton mit den Corps d'Armee. Alsdenn liegt im See die Isle aux deux Fetes, Pointe aux Pommes, Isle la Motte, Isle le Grand, am westlichen Ufer liegen Cap Sournaton, Cumberlands Bay, welche der St. Annefluß formiret, die Riviere au Custor, Riviere au Sobles, Riviere au Rats, die Pointe aux Sables, die Isle au Chapon, die Conlas Bay; und dem Felsen the Brothers an der östlichen Küste über liegen St. Atlas Bay, Pointe au Ratre, die Isle Rouge, und unten am Ende des Lacs liegt das berühmte Fort Crownpoint nebst dem detaschirten Fort Friderici. Bey Tage mußten die Regimenter in ihren Batteaux rudern, und gegen Abend landeten sie, und machten im Holze Feuer und kochten. Unsere Seemacht auf dem Lac bestand in den Schiffen Carleton 12, Lady Marie 14, L'Inflexible von 30, und der Batteaux von 6, 24pfündigen Canonen, und oben auf dem Verdeck 8 — 10 kleine. Armirter Batteaux waren 24, die 12pfündige führten, und wenn sie zusammengerückt waren, die Dienste einer Batterie versahen.

Den 12. hatte das Regiment Specht Rasttag und zog das Regiment von Rhetz wieder an sich. Den 13. bezogen beyde Regimenter ein Lager bey Chambly, und mußten sich stets marschfertig halten, weiter zur Armee zu rücken; allein den 15. erfuhren wir, wie der General Carleton die Flotte der Rebellen zwischen der Insel au Chapon und dem festen Lande surprenirt, angegriffen und geschlagen, und den Rest der Flotte in die Cumberlandsbay gejagt hätte. Den 17. erfuhren wir, wie die feindliche Flotte allhier gänzlich ruiniret, verbrannt, und zum Theil erobert wäre. Die meisten

sten Rebellen darauf haben sich in Batteaux ans Land gerettet. Wir haben aber verbrannt, Royal sauvage von 8 sechspfündigen, und 4 vierpfündigen Canonen, worauf der berüchtigte feindliche General Arnold (ein gewesener Pferdehändler) gewesen, der sich aber salvirt, und sein Schif selbst angezündet hat. Revange von 2 Vierpfündern und 6 Dreypfündern. Entre prise von 10 Vierpfündern. Le Lütter, von 1 Zwölfpfünder, Neunpfünder und 4 Sechspfündern. Tumble von 1 Achtzehnpfünder, 1 Zwölfpfünder, 1 Neunpfünder, 6 Sechspfündern. Washington von 1 Achtzehnpfünder, 1 Zwölfpfünder, 2 Neunpfünder, 6 Sechspfünder. Congreß wie voriges. Philadelphia von 1 Zwölfpfünder, 2 Neunpfündige Canonen. Neuyork, Connecticut, Jersey, Providence, Nieuhaven, Spilfire und Boston. Noch 2 Schiffe waren nach Ticonderago gelaufen, und diese sind übrig geblieben. Der General Carleton ist darauf sogleich gegen Crownpoint gerückt, welches Fort die Rebellen aber verlassen und angezündet haben, doch ist das Feuer von unserer Armee noch zur rechten Zeit gelöscht worden. Die Rebellen haben sich in ein verschanztes Lager bey Fort Curillon gezogen, woselbst künftig Frühjahr das Kriegestheater eröfnet werden möchte. Von unserm Corps ist nichts bey dieser Seeschlacht gewesen. Den 20. und 21. setzte sich die Armee in Marsch, die Winterquartiere zu beziehn. Wir haben den Schlüssel von Canada inne, denn wir sind Meister vom Champlainsee. In Crownpoint bleiben 3000 wilde Canadier, englische Grenadiers und Chasseurs von 11 Regimentern unter den Brigadier Trasser. Auf Pointe au Fer und auf der Insel aux Noix bleiben Regimenter, die sich diesen Winter in selbst zu bauen-

den

den Hütten behelfen müssen. Zu St. Jean und Cambly bleibt das Bataillon von Berner, unsere Grenadier kommen in die Paroise St. Antoine und St. Denys, Hessen-Hanau nach Bartier und Misquinonge, Prinz Friedrich wird aus Quebec weg marschiren, und kommt nach Mechiche und Pointe au Loup, bey command. der Hessen Gen. Brigad. Galb, Dragoner und Regiment von Riedesel kommen nach Trois rivieres, Pointe au Lac und Cap de Madelone. Specht nach Champlain und Batiscamp; Rhetz nach St. Anne und les Grondires, beyde unter den Gen. Brigadier Specht. Zwey englische Regimenter kommen nach Quebec, wohin das H. Q. des General Carleton auch kömmt. Der General Riedesel nimt sein H. Q. in Trois rivieres. Die Dislocatonsliste der englischen Regimenter habe ich noch nicht gelesen. Ueberhaupt sollen die Winterquartiere noch anders regulirt und die Paroise jenseit des Laurenz noch nicht belegt werden. Wir liegen jetzt zu 6 — 12 Mann in einem Hause, und dies ist in Canada zu hart. Wie wir von Chambly wieder hieher gekommen sind, kann ich dir erläutern, daß hin und her ein Weg ist. Unsere Armee besteht aus 12 englischen Regimentern, die aber bis auf des General Carleton seins und Milord Cavendish seines nicht zu nennen weiß; 1 Dragonerregiment, 1 Grenadierbataillon und 4 braunschweigschen Regimentern; aus fast 2000 Canadiern, die freywillig dienen, und aus 800—1000 Wilden, die des Gen. Carleton Neveu, der Capit. Carleton anführt, der sich das Gesicht bemahlt hat, einen Ring in der Nase trägt, und sich wie ein Wilder kleidet. Seine Gemahlin ist eine Mylady und eine Schwester der Gemahlin Carleton. Beyde Damen

sind

sind vor wenig Tagen aus Europa allhier angekommen, die Frau von Riedesel aber ist noch nicht da. Vor ohngefehr 14 Tagen haben wir erst die Nachricht erhalten von der glücklichen Schlacht des General Howe vom 27. Jul. und zwar über Quebec, denn durchs Land erfahren wir nichts von dem, was in andern Colonien vorgeht. Haben wir Carillon, so wird uns durch Albany die Communication mit Neuyork, Neuengland, Virginien ꝛc. geöfnet werden. Die Schlacht ist in Long Island vorgefallen. Die Engländer und Hessen haben das feindliche Retranchement gestürmt und erstiegen. Gefangen sind 3 Generale, worunter Lord Stesling, 4 Obristlieutnants, 48 Capitains, 43 Lieutnants, 11 Fähnrichs, 1 Major, 30 Sergeanten und 1800 Soldaten, zwischen 3 — 4000 Rebellen sind todt und bleßirt. Wir haben an Todten und Bleßirten verlohren, 1 Obristl. 3 Capit. 12 Officier und nicht viel über 500 Mann. Der Feind hat Lager und Artillerie zurückgelassen. Der Gen. Howe hat sogleich die Stadt Neuyork besetzt und solche noch gerettet, denn die Rebellen haben sie anzünden wollen, und würden es gethan haben, wenn sie nicht ein Lazareth von einigen 1000 Kranken darinn gehabt hätten, die sie nicht so eilfertig transportiren konnten. Man erwartet mit Begierde nähere Nachrichten. Der Generallieutnant Bourgogne wird in diesen Tagen auf den Winter nach England gehen. Nun wird meine Correspondenz auf 4 Monat wenigstens gesperrt, denn der Laurenz fängt an zu Ende des Nov. zuzufrieren, und kann also kein Schif von Quebec abgehen. Die Leute von unsern Regimentern halten sich gut. Das Regiment Specht hat nur in allen von Braunschweigern 9 Todte. Es soll mir wundern, ob der Winter in Canada so strenge ist, wie man sagt. —

III. Ame-

III.

Amerigo Vespuzzi zweyte, dritte und vierte Seefahrt.

(Beschluß.)

Vespuzzi Beschreibung seiner dritten Seefahrt *).

Vor einigen Tagen habe ich Ihnen schon meine Rückkunft gemeldet, und wenn ich nicht irre, Ihnen zugleich von den Ländern, die ich auf Kosten Sr. Majestät bereiset habe, einige Nachricht ertheilt. Sie scheinen eine andere Welt auszumachen und man belegt sie daher nicht ohne Grund mit dem Namen einer neuen Welt. Denn unsere Voreltern hatten davon keine Begriffe, und die gegenwärtigen Entdeckungen übertreffen ihre kühnsten Muthmaßungen. Denn sie bildeten sich ein, daß südwärts der Linie nichts als die offene See und hin und wieder eine unbewohnte und von der Hitze verbrannte Insel wäre. Sie nannten die See das Atlantische Meer; und wenn ja einige behaupteten, daß es Land gäbe, so nahmen sie doch an, daß es unangebaut und unbevölkert seyn müsse. Meine Seereise in diese Länder widerlegt ihre Meynung, denn ich habe jenseit des Aequators so angebauete und volkreiche Gegenden gefunden, als es nur in Europa,

*) Dieses Schreiben ist wahrscheinlich vom Vespuzzi früher verfaßt, als jene Nachrichten an den König Renat, die man nicht füglich trennen konnte, weil sie zusammen gehören. Es ist gleichfalls aus Grinei descr. insularum ac regionum veteribus incogn. übersetzt.

Europa, Asia und Afrika geben kann. Die Folge wird es bestätigen. Was mir dunkel blieb, will ich übergehen und allein wissenswürdige Dinge vortragen, wovon ich theils selbst Augenzeuge wurde, theils aus den Nachrichten glaubwürdiger Personen unterrichtet bin. In dem Verfolg will ich nach der Wahrheit diese Reise nach der neuen Welt beschreiben.'

Am 13. May 1501 *) reiseten wir glücklich von Lisboa mit drey Schiffen auf königlichen Befehl ab. Wir segelten gegen Süden 20 Monate lang. Die Fahrt war folgende: Zuerst kamen wir an die Canarischen Inseln, von da segelten wir längst den Africanischen Küsten bis an das Vorgebirge, welches Ptolomäus das Aethiopische, genannt hat. Bey uns heißt es Capo Verde. Die Aethiopier nennen es Bischerem und die Nachbarn Mandangam. Die Landschaft liegt in der heißen Zone 14 Grad der nördlichen Breite und wird von Nigritiern bewohnt. Hier ruheten wir uns aus, nahmen Lebensmittel ein, und segelten dann gegen den Südpol zu, doch so, daß wir durch Hülfe eines guten Ostwindes uns etwas gegen Westen lenkten. Eher hatten wir kein Land, als nach dreyen Monaten und eben so vielen Tagen. Mit welchen Unfällen, Mühseligkeiten, Angst und Kummer, ja Lebensgefahren wir zu kämpfen hatten, ist unbeschreiblich. Wie oft wir des Daseyns überdrüßig wurden, will ich nur Sachverständigen zu beurtheilen überlassen, oder vielmehr denen, welche sich Schwierigkeiten vorzustellen wissen, die mit dem Unternehmen, neue Länder zu entdecken, verknüpft sind.

Die

*) In der dritten Seefahrt wurde der 10. May angegeben.

Die davon keine Vorstellungen haben, können nicht Richter seyn. Eine siebenundsechzigtägige Fahrt war mit Widerwärtigkeiten aller Art vergesellschaftet, in vierundvierzig Tagen hallten beständige Donner vom Firmament, Blitze durchkreuzten die Luft, Regengüsse strömten durch den dicken Nebel, der den Dunstkreis eingehüllt hielt, herab. Schon gaben wir unser Leben auf, als es Gottes Barmherzigkeit gefiel, uns ein Land erblicken zu lassen, bey dessen Annäherung die Gemüther noch einmahl mit Hofnung erfüllt wurden und ihrer überstandenen Leiden vergaßen. Am 7. August 1501 *) warfen wir an der Küste die Anker aus, und verrichteten nach unsern christlichen Gebräuchen den Gottesdienst. Das Land schien festes Land und keine Insel zu seyn, weil es sich in die Länge erstreckte, und unabsehbar war; es war angebaut und bevölkert, auch lebten da wilde Thiere, die wir bisher nicht kannten. Andere Dinge übergehe ich mit Vorsatz, daß dieses Schreiben nicht zu weitläuftig werde. Das bemerke ich nur noch, daß es ein großes Glück für uns war, daß wir Land erreicht hatten; denn unsere Lebensmittel nahmen schon ab. Uns fehlte Holz, Wasser, Schifszwieback, Pökelfleisch, Käse, Wein, Oel, und was das wichtigste war, Standhaftigkeit und Muth. Daher preisen und danken wir Gott dafür, daß wir noch leben.

Wir wurden eins, längst der Küste fortzusegeln und sie nicht aus dem Gesicht zu lassen. Wir fuhren so lange, bis

*) In der dritten Reise steht der 17. August — Vom 13. May bis 17. August würde gerade einen Zeitraum von 3 Monaten und 3 Tagen ausmachen, wie im vorhergehenden angegeben wurde.

bis wir an die südliche Spitze des Landes, etwa 300 Meilen von der Stelle, wo wir zuerst Land sahen, gelangten. Während der Fahrt näherten wir uns oft dem Ufer, und handelten mit den Eingebohrnen. Denn das grüne Vorgebirge kann leicht an 700 Meilen von diesem gefundenen Lande entfernt seyn, ja wir können wohl 800 Meilen gesegelt haben, da Sturm und das fürchterliche Gewitter und die Unkunde des Schifscapitains die Fahrt verlängerte. Ja es wäre um uns geschehen gewesen, hätte ich nicht einige cosmographische Kenntnisse gehabt, denn kein Anführer war da, der gewußt hätte, welche Völkerschaft in einer Entfernung von 500 Meilen wohnte. Wir waren wie in der Irre, und hätten uns nicht zu rathen gewußt, wenn ich nicht vom Astrolabium, Quadrauten, und andern Instrumenten Gebrauch gemacht hätte. Daher erwarb ich mir einen nicht geringen Ruhm, daß ich bey ihnen für einen Gelehrten galt. Ich lehrte sie Seecharten verfertigen, wovon die gewöhnlichen Seefahrer ihrem eigenen Geständnisse nach bisher nichts verstanden hatten. Die südliche Spitze belebte uns mit der Hofnung, diesen Erdtheil genau erforschen zu können. Wir schiften daher etwa 600 Meilen längst der Küste, legten unterweilen an, um mit den Einwohnern Verkehr zu treiben. Sie nahmen uns auch sehr ehrenvoll auf, und im Vertrauen auf ihre Ehrlichkeit und Unverderbtheit des Herzens blieben wir zuweilen 15 bis 20 Tage bey ihnen. Sie üben das Recht der Gastfreundschaft in einem sehr hohen Maaße. Die Landschaft fängt mit dem achten Grade der Süderbreite an, wir segelten an der Küste fort, bis wir 17 Grad 30 Minuten von dem Antarctischen Polarkreise waren, wo wir 50 Grad der

Die Beobachtungen, die ich machte, ... Zeitgenosse gemacht. Weder die frühern Ge... späteren wußten etwas von dem Volke, ihren ... ihrem Charakter, der Fruchtbarkeit des Bodens, ... dem Klima, der gesunden Luft, und den Fixsternen ... Sphäre. Hievon will ich jetzt etwas sagen.

Die Einwohner des Landes *) sind sehr sanftmüthig. Sie gehen nackend einher, sind wohlgebildet und haben den regelmäßigsten Körperbau. Sie sind kupferfarbig, wahrscheinlich von der Sonnenhitze, welche auf den nackenden Körper keine leichte Wirkung thut; ihre schwarzen Haare hängen herab. Sie sind hurtig zu Fuße. Sie haben in der That eine offene und schöne Bildung, welche sie aber selbst verunstalten. Sie haben nehmlich ein zerlöchertes Gesicht, denn sie durchbohren Wangen, Kinnbacken, Nasenlöcher, Lippen und Ohren, nicht an einer Stelle, sondern an verschiedenen Orten. Ich bemerkte einst jemanden, der im Gesicht sieben Oefnungen von der Größe einer Zwetsche hatte. Die Lücken füllen sie mit bläulichen oder bunten Steinen aus oder auch mit Crystallen, Alabaster, Elfenbein und weißen Knochen, die sie künstlich bearbeiten. Beym ersten Anblick sieht ein menschliches Antlitz, das mit Steinen ausgefüllt ist, scheußlich aus, und besonders wenn sie sich durch ihre Anzahl und Größe auszeichnen. Jeder muß sich hierüber wundern, dessen Einbildungskraft sich dieses lebhaft und genau vorstellt, allein es bleibt doch gewisse Wahrheit. Die vor-

*) Hiermit vergleiche man Russel Geschichte von America, 2. Band II. Buch 4. Cap. S. 257 u. folg.

vorher erwähnten sieben Steine wogen beynahe sechszehn Unzen. Die Zierathen, die sie in die Ohren hängen, sind von Werth. Es sind entweder Ringe oder Perlen, wie die Aegypter und Indianer haben. Letztere tragen nur die Männer, die Weiber haben allein Ringe. Diese haben auch folgende barbarische Sitte: Das weibliche Geschlecht ist so ausserordentlich wollüstig, daß es zur Befriedigung seiner Leidenschaften selbst zu folgenden schändlichen Dingen Zuflucht nimmt. Die Weiber kochen den Saft eines gewissen Krauts, und geben ihn den Männern zu trinken, welche hierdurch fast unwiderstehliche Reizung zur Befriedigung des Geschlechtstriebes bekommen. Schlägt dieser Versuch demungeachtet fehl, so bringen jene diesen etwas giftartiges bey, welches eine solche verzehrende Wirkung auf die Schaamtheile thut, daß die Männer oft ihre Hoden darüber verlieren, und ganz untüchtig werden. Wolle oder Leinwand mangelt ihnen, daher haben sie keine Kleidung; selbst von der Baumwolle machen sie keinen Gebrauch, da sie derselben nicht bedürfen. Sie haben kein Eigenthum, sondern alles, was sie besitzen, ist gemeinschaftlich; sie erkennen keinen König über sich. Sie nehmen so viel Weiber, als sie wollen; Blutsfreundschaft ist kein Hinderniß der Ehe. Eltern und Kinder, Schwestern und Brüder können sich verheyrathen. Sie befriedigen den Trieb sich zu paaren, wie das Vieh. Nach Willkühr zerreißen sie aber auch die ehelichen Bande, weil sie keine Gesetze und Strafen darüber haben. Sie verehren keine Götzen, und Tempel sieht man da nicht. Kurz, sie folgen einer gewissen schändlichen Ungebundenheit in der Lebensart, welche mehr den Grundsätzen der Epicureer, als der Stoiker

gleich kömmt. Da sie kein Geld kennen, so treiben sie auch nicht Handlung. Sind sie uneins, so führen sie Kriege. Die Aeltesten muntern die junge Mannschaft auf, so oft es ihnen gefällt. Diese geht ohne Ordnung auf den Feind los; überwindet sie ihn, so verzehren die Krieger mit den Uebrigen die Gefangenen als eine Lieblingsspeise. Sie essen also Menschenfleisch, ja oft verzehrt der Vater seine eigene Kinder und diese essen ihre Eltern, wie die Umstände kommen. Ja, ich hörte einst einen sehr rohen Menschen sich sehr damit rühmen, daß er über 300 Feinde habe verzehren helfen. Ich sah einst in einer Stadt, wo ich mich an 27 Tage lang aufhielt, Balken, worauf eingesalzenes Menschenfleisch hieng, so wie wir geräuchertes und gesalzenes Schweinefleisch in die Küchen zu hängen pflegen. Sie wunderten sich ungemein, daß wir unsere Feinde nicht verzehrten, deren Fleisch doch nach ihrer Aussage sehr wohl schmecke, Appetit mache, kurz, eine leckerhafte Mahlzeit sey. Sie führen keine andere Waffen, als Bogen und Pfeile, sie gehen wüthend aufeinander los und richten sich jämmerlich zu, besonders da sie ohne Bedeckung streiten.

Wir bemüheten uns auf alle Weise, daß sie unserm Rath folgen, und die schändlichen Sitten verabscheuen möchten! Sie versprachen es uns. Um wieder auf die Weiber zu kommen, so sind sie zwar schamlos wollüstig, aber nichts weniger als ungestalt. Denn sie sind wohlgewachsen, nicht so ausserordentlich von der Sonne verbrannt, wie mancher denken möchte. Selbst die Stärke und Fettigkeit ihres Körpers macht sie nicht häßlich. Es ist zu bewundern, daß wenn

sie

sie auch oft niedergekommen sind, sie dennoch volle Brüste behalten, und den Jungfrauen in Absicht der Schönheit nichts nachgeben. Ihr Leib ist jungfräulich gestaltet, aber sie sind auch über alle Beschreibung wollüstig. Man solte nicht glauben, wie sehr sie ihren Körper den Europäern bey unserem Daseyn Preiß gaben! Sie erreichen ein Alter von 150 Jahren, werden selten krank, und wenn ihnen ja eine Kränklichkeit zustößt, so curiren sie sich gleich durch den Saft eines gewissen Krauts. Auch habe ich in diesem Lande eine gemäßigte Luft, eine milde Witterung, einen fruchtbaren Boden und ein hohes Alter bey den Bewohnern bemerkt. Dieses rührt vielleicht vom Ostwind her, der dort wehet, und die Stelle des Nordwinds vertritt. Sie lieben den Fischfang, und erhalten dadurch ihr Leben. Die natürliche Lage des Landes kömmt ihnen hiebey zu statten, denn das Meer wimmelt da von Fischen aller Art. An der Jagd finden sie keinen Geschmack, vermuthlich weil die Menge der wilden Thiere in den Wäldern sie furchtsam macht das Gehölz zu durchstreichen. Es giebt dort Löwen, Bäre und mehrere Arten von Wild. Die Bäume wachsen zu einer ausserordentlichen Höhe.

Das Land ist mild, fruchtbar und sehr anmuthig. Ist es gleich gebirgigt, so ist es doch auch mit Bächen und Flüßen bewässert, hat so dichte Wälder, daß man nicht durchschauen kann. Hierin sind reißende Thiere; Bäume mit den lieblichsten Früchten wachsen ohne Pflege und Wartung. Zwar sind sie von den unsrigen verschieden, aber doch schaden diese Früchte niemanden. Die Erde trägt Kräuter und Wurzeln, wor-

aus sie Brod und andere Speisen verfertigen. Man hat dort auch verschiedene Sämereyen, die wir nicht kennen. Von Metallen findet man nur Gold, dieses aber in großem Ueberfluß. Zwar haben wir von dieser ersten Reise nichts mitgebracht, aber die Einwohner der Gegend versicherten uns, daß Gold da zu finden sey, aber von ihnen wenig geachtet würde. Ich habe schon erwähnt, daß es auch Perlen dort giebt. Wolte ich alle Erzeugnisse des Landes einzeln nahmhaft machen, so würde, da sie so mannigfaltig sind, die Erzählung derselben allein ein weitläuftiges Werk ausmachen. Denn selbst Plinius, der gelehrte Naturforscher, hat nicht den tausendsten Theil davon zu Gesicht bekommen. Hätte er alle beschreiben wollen, so würde seine Geschichte, sonst ein sehr vortrefliches Werk, weit größer geworden seyn. Besonders muß man sich über die verschiedenen Arten von Papageyen wundern, deren Farben so mannigfaltig sind, daß selbst Polycletus, ein berühmter Mahler, ihre Verschiedenheiten und Abweichungen mit seinem Pinsel kaum erreichen konnte. Die Bäume geben einen lieblichen Duft von sich, schwitzen Gummi und Saft aus. Kennten wir ihre Eigenschaften hinlänglich, so glaube ich, würde nicht allein das Vergnügen der Zunge, sondern auch unsere Gesundheit befördert werden. Kurz, giebt es ein irdisches Paradies, so muß es nicht weit von diesem Lande seyn. Es erstreckt sich gegen Mittag unter einen so milden Himmel, daß es weder im Winter zu kalt, noch im Sommer zu heiß ist.

Selten umwölkt sich der Himmel, fast immer ist er heiter. Zuweilen thauet es, aber nur wenig. Es thauet,

aber

aber nur etwa drey bis vier Stunden hält sich der Thau, denn er pflegt bald in der Gestalt eines Nebels zu verschwinden. Dünste bemerkt man fast gar nicht. Prachtvoll glänzen hier am Himmel einige Gestirne, die bey uns unbekannt sind, von denen ich mich sehr deutlich erinnere, gegen 20 gezählt zu haben, die der Venus und dem Jupiter bey uns an Glanz gleich kommen.*) Ich habe ihre Umläufe und verschiedene Bewegungen beobachtet, und ihre Bahnen und Durchmesser **) ohne Schwierigkeit gemessen, da ich die Geometrie verstehe. Daher habe ich auch gefunden, daß sie weit größer sind als man gemeiniglich glaubt. Besonders habe ich drey Canopen ***) gesehen, zwey sehr helle, den dritten dunkler und den andern unähnlich. Der Südpol hat weder einen großen noch kleinen Bär, wie unser Nordpol; und überhaupt berührt denselben kein heller Stern. Drey Sterne gehen um ihn, die die Figur eines rechtwinkligten Drey-

*) Bis auf etwa 40° vom Südpol finden sich ungefähr 20 Sterne der ersten und zweyten Größe. Ihr Glanz rührt vom heitern Himmel her.

**) Bahnen; die scheinbaren Kreise, die sie um den Pol machen. Durchmesser; Abstand vom Pol. Man vergleiche mit dieser Erklärung eine andere Stelle des Vespuzzi, wo er sagt: er habe die Gestirne beobachtet, una cum declinatione diametrorum, quas circa polum austri efficiunt.

***) Eigentlich heißt nur ein Stern im Schiff, Canopus. Amerigo versteht hier wohl die 3 vorzüglich hellen Sterne der ersten Größe, die man in der Gegend des Südpols siehet, nehmlich ausser dem eigentlichen Canopus, den Achenor im Eridanus und den Stern erster Größe im linken Vorderfuße des Centaurs.

ecks bilden.*) Der mittelste von ihnen ist 9½ Grade eines größten Kreises vom Pol entfernt. Wenn diese Sterne aufgehen, erblickt man linker Hand einen blendend weißen Canopus **) von ansehnlicher Größe. Wenn dasselbe (Dreyeck) die Mittagshöhe erreicht, so erscheint es folgendergestalt.

*

*   *

Auf diese folgen ***) drey andere schöne Sterne, von denen der mittelste einen Abstand (vom Pol) von 12 ½ Graden, eines größten Kreises hat †) und in ihrer Mitte erblickt man den zweyten Canopus, dessen Farbe weiß ist. ††) Auf ihn folgen sechs andere helle Sterne, welche an Glanz alle Gestirne

*) Der V. befand sich damahls unter dem 52° S. B. Die Sterne, von welchen er hier redet, sind die 3 Sterne in der kleinen Wasserschlange, die la Caille α, β, γ, genannt hat.

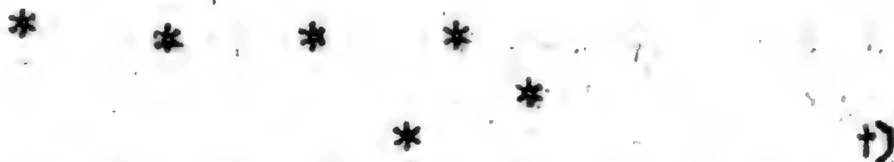
**) Achenor im Eridanus.

***) Der Verf beschreibt, wie die glänzendsten Sterne der Ordnung nach um den Südpol herum liegen.

†) quorum medium habet diametrum circumferentiae duodecim graduum cum dimidio. Was A. diametrum nennt, ist erklärt. Circumferentia ist bey ihm der größte Kreis, oder Umfang der Himmelskugel.

††) Ist vermuthlich der eigentliche Canopus im Schif Argo. Die drey schönen Sterne, welche A. meint, unter den hellen Sternen der zweyten Größe aufzufinden, ist schwierig. Sie sind sämtlich weiter als 12 ½ Grad vom Pol entfernt. In Angebung von Graden scheint A. überhaupt nicht sehr scrupulös zu seyn.

stirne der achten Sphäre *) übertreffen, wovon der mittelste 32 Grad vom Pol entfernt ist. In ihrem Gefolge befindet sich ein sehr großer Canopus, **) aber von dunkler Farbe. ***) Alle diese Sterne stehen in der Milchstraße, und wenn sie den Meridian erreichen, bilden sie folgende Figur:



†)

Die Gestirne, welche ich also dort entdeckt habe, und ihre verschiedene Bewegung sind von mir mit allem Fleiße in einer gewissen Schrift, die überhaupt alles Denkwürdige

*) Die Alten theilten die ganze Weltkugel in acht Sphären oder Kugeln, eine immer in die andere, deren jede von einem Planeten beherrscht wurde. Die größte Sphäre, der Zahl nach die achte war mit den Fixsternen besetzt.

**) Der Stern erster Größe im linken Vorderfuße des Centaurs.

***) Im Original steht niger.

†) Die sechs Sterne, von welchen A. hier redet, sind, wie man aus den letztern Ausdrücken sieht, die beyden Sterne in den Vorderfüßen des Centaurs, nebst den vier Sternen des Kreuzes. Die Zeichnung ist entweder vom Verfasser, oder vom Drucker nachläßig gemacht. Etwas genauer ist folgende Zeichnung:

Der Aeusserste von ihnen linker Hand ist von der ersten Größe, welchen A. Canopus nennt; die übrigen sind helle Sterne der zweyten Größe.

enthält, was ich auf dieser Fahrt bemerkt habe, näher beschrieben worden. Sie ist noch bey Sr. M. dem Könige, ich hoffe aber, sie bald wieder zu erhalten. Etwas habe ich in der südlichen Halbkugel bemerkt, welches den Meinungen der Philosophen widerspricht, unter andern einen Regenbogen von weißer Farbe, ungefähr um Mitternacht.*) Nach einiger Meynung hat er von den vier Elementen seine Farben, die rothe vom Feuer, die grüne von der Erde, die Milchfarbe von der Luft, und die bläuliche vom Wasser. Aber Aristoteles urtheilt ganz anders in seinen Meteoris. Er sagt nehmlich; der Regenbogen entstehe durch Zurückwerfung der Strahlen, die auf die Dünste einer gegenüberstehenden Wolke fallen, eben so wie der Widerschein eines aufs Wasser fallenden Schimmers an einer Wand sichtbar wird. Der zur Sonne zurückkehrende Strahl mäßiget durch seine Zwischenkunft die Hitze der Sonne, durch Auflösung der Dünste in Regen, macht er den Boden fruchtbar, durch seine Schönheit ziert er die Luft und beweiset, daß in dem Luftkreise die Feuchtigkeit, die Herrschaft führe; daher innerhalb 40 Jahren vor dem Ende der Welt kein Regenbogen sichtbar seyn wird, eine Anzeige von der Austrocknung der Elemente; er verkündigt Friede zwischen Gott und dem Menschen; er stehet stets der Sonne gegen über; er erscheinet nie gegen Mittag, weil die Sonne nie gegen Mitternacht stehet. Doch sagt Plinius: er erscheine nach dem Herbstäquinoctium zu jeder Stunde. (Diese Gedanken habe ich aus den Anmerkungen des Landinus zu dem 4ten Buch der Aeneide genommen, damit niemand seiner

*) Vermuthlich ein Südlicht.

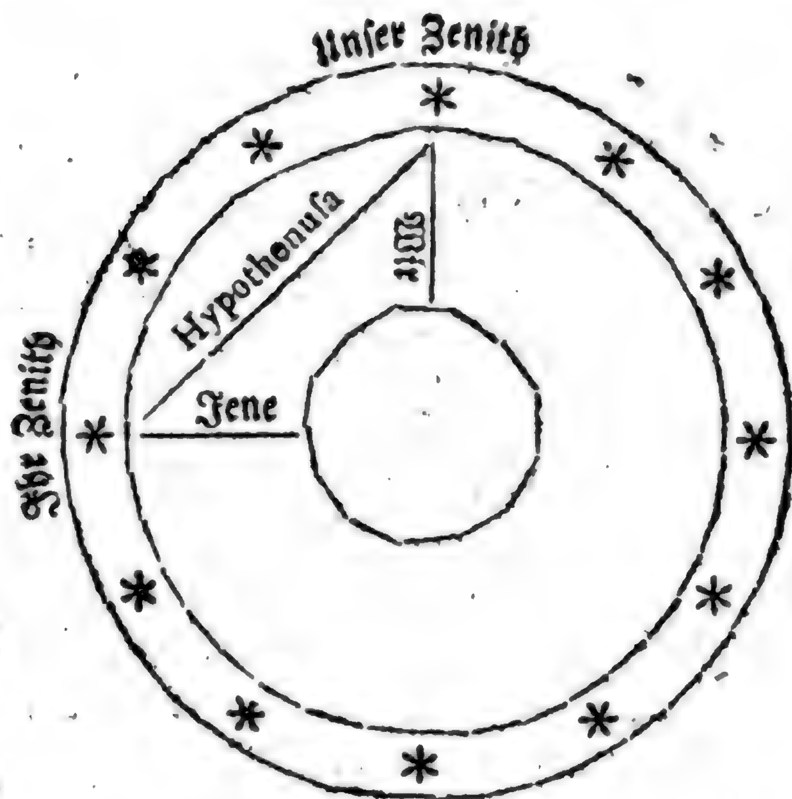
Arbeiten beraubt werde, sondern jedem die verdiente Ehre wiederfahre.) Ich habe diesen Bogen öfter gesehen und viele Schifsleute können es bezeugen. Auf gleiche Weise haben wir den Neumond an dem Tage beobachtet, da er sich mit der Sonne vereinigt. Zur Nachtzeit sind dort viele Dünste und glänzende Lichter. *)

Lisboa, wo wir ausgesegelt waren, liegt beynahe unter dem 40sten Grad der nördlichen Breite. **) Wir schiften fast bis 50 Grad der Süderbreite, welches zusammen 90 Grad ausmacht. Diese Zahl macht den vierten Theil des größten Zirkels um die Erde aus. Es ist also offenbar, daß wir ein Viertel des Erdumkreises bereiset haben. Wir also, die wir in Lisboa, ungefähr 40° disseit des Aequators mitternächtlich wohnen, sind von jenen Menschen jenseit der Linie, nach Graden eines Mittagskreises gerechnet, 90 Grad entfernt, das heißt, sie stehen gegen uns gerechnet, in der Quere; oder um es deutlicher zu machen: Die senkrechte Linie, welche, indem wir aufrecht stehen, sich zu unserm Zenith erhebt, diese senkrechte Linie wird die Richtung der Leute, die 50 Grad jenseit des Aequators wohnen, quer durchschneiden, und daher befinden wir uns in der senkrechten Linie; sie aber mit uns ver-

*) Hier hat der Verfasser folgende Worte, die der Uebersetzer nicht verdeutscht, weil er sie nicht versteht: Praefeci paulo supra, si tibi succurrit, id hemisphaerium, quod nisi loquamur improprie, hemisphaerium dici non posse, si nostro collatum fuerit; tamen, quia nonnihil formam ejus effingere videtur, visum est improprie loquendo hemisphaerium id appellare.

**) Nach der bestimmteren Berechnung 38° 42′ 20″ N. B.

verglichen, in der Querlinie. Aus diesen Lagen entstehet die Figur eines rechtwinkligten Dreyecks, in dessen lothrechten Linie wir wohnen, wie die unterstehende Figur deutlicher zeigt. Von der Cosmographie glaube ich genug gesagt zu haben.



Dieses ist das Wissenswürdige, was ich auf meiner letzten Reise beobachtet habe. Diese Beschreibung habe ich nicht ohne Grund die dritte Fahrt genannt, weil ich schon zwey andere Beschreibungen der auf königlichen Befehl gegen Westen angestellten Reise herausgegeben, und dort umständlich auseinander gesetzt habe, was zur Ehre unsers Erhalters gereicht, welcher dieses Weltgebäude so bewundernswürdig eingerichtet hat. Ihm gebühret Lob und Preis in Absicht der Lage und Einrichtung der Welt. Solte ich Muße haben, so

so bin ich willens, ein weitläuftigeres geographisches Werk zu schreiben, um mein Andenken bey der Nachwelt fortzupflanzen, und die Verehrung des höchsten Wesens dadurch immer mehr zu verbreiten, wenn ich von Dingen Auskunft gebe, wovon unsere Vorfahren nichts wußten. Ich bitte den barmherzigen Gott, daß er mir so lange das Leben erhalte, bis ich meinen Vorsatz ausgeführt habe. Die beyden andern Beschreibungen verspare ich bis auf die Zeit, wenn ich gesund in mein Vaterland werde zurückgekommen seyn, wo ich mit Hülfe einiger gelehrten Freunde ein wichtiges Werk ans Licht stellen will.

Sie werden daher verzeihen, wenn ich Ihnen die Tagebücher von meiner letzten Reise noch nicht übersandt habe. Sr. M. haben sie noch bey sich; aber da ich bis jetzt die öffentliche Bekanntmachung verzögert habe, so werde ich vielleicht noch eine vierte Fahrt hinzufügen. Denn es liegt mir am Herzen, noch einmahl eine Reise gegen Süden zu unternehmen, zu welchem Endzweck schon zwey Schiffe mit Proviant und Ammunition versehen, in Bereitschaft sind. Gelingt es mir, so hoffe ich noch mehreres zur Ehre Gottes, zum Nutzen des Vaterlandes und zum Ruhm meines Namens, vorzüglich zur Erhaltung der Ruhe in meinem herannahenden Alter zu verrichten. Ich wünsche daher nichts sehnlicher, als hiezu die Erlaubniß des Königes zu erhalten; alsdann will ich in Gottes Namen fortsegeln, wozu er seinen Segen verleihen wolle.

Ein getreuer Uebersetzer hat das gegenwärtige Werk aus dem Portugiesischen ins Italienische übertragen, damit

die-

diejenigen, welche Latien bewohnen, wissen mögen, welche ausserordentliche Begebenheiten sich jetzt zutragen, und diejenigen, welche von ihren Kenntnissen zu sehr eingenommen sind, lernen, daß sie unmöglich alles wissen können, weil dieses von den gelehrtesten Männern, vom Anfang der Welt bis jetzt unentdeckt geblieben ist. Die Menschen, die alles glauben gefaßt zu haben, werden hierdurch von ihrem Hochmuth und Stolz überführt.

IV.

Die Jahreszeiten der Liebe.

Gesungen in Vauxhall, von Mistrs. Kennedy.

Wenn die Blüthen des Frühlings ringsumher Wohlgeruch düften,
Und der Natur geliebteste Sänger die Wälder beleben;
O! dann rufen wir, beym Genuß der süßen Gerüche
Und entzückt von den Tönen: „dies, dies ist die Jahrszeit der Liebe.

Wenn die Hitze des Sommers zu schattigen Lauben zu fliehen
Mit dem geliebten Jüngling unsers Herzens, gebiethet;
Und wir der Lüfte Kühlung unter süß düftenden Rosen
Fühlen; dann gestehn wir, „dies ist die Jahrszeit der Liebe.

Sammelt der mildthätige Herbst die goldenen Garben
Und entpflücken wir ringsum die reifen Früchte den Bäumen;
Sehn wir zuerst das flüsternde Fallen schnell welkender Blätter,
„Dies allein, so jauchzen wir laut, ist die Jahrszeit der Liebe.

Wenn

Wenn der Fröhlichkeit=liebende Winter ins Zimmer uns einschließt
Und wir unter Scherzen und Mährchen und Liedern die Freuden
Der Geselligkeit schmecken und froh um den Ofen uns sammeln;
„Dies, behaupten dann alle, ja dies ist die Jahrszeit der Liebe.

Kurz! wo gute Laune und muntre Fröhlichkeit herrschen
Und mit herzlichen Wohlgefallen sich Liebende sehen,
Da sind, auswärts oder daheim, in Städten und Dörfchen
Herbst und Winter und Sommer und Lenz Jahrszeiten der Liebe.

C. S. Kramer.

V.

Der Traum der Maynacht.

Auch der Schlaf eines Verliebten ist Unruh.

Thümmels Wilhelmine.

Des Maymonds Fülle
Umfloß so rein,
So hehr und stille,
Den Blüthenhain.

Von Nachtigallen
Ward allgemach
Ein Chor in allen
Gebüschen wach.

Es schwamm so milde,
So rein, so blau,

Das

Das Lenzgefilde
  Im Abendthau.

Und jede Blüthe
  Und jeder Strauch
Sah in der Mitte
  Des Bachs sich auch.

Die Sternlein schienen
  So klar am Bach,
Wo ich im Grünen
  Voll Trauer lag:

Mit meinem Kummer
  Allein, allein! —
Da schloß der Schlummer
  Der Augen Schein.

Und stiller Frieden
  Und süße Ruh
Strömt' auf den Müden
  Im Schlummer zu.

Der Schlummer drückte
  Mein Auge kaum,
Ach! da entzückte
  Mein Herz ein Traum.

Gewebt aus Strahlen
  Vom Morgenlicht,
Das aus den Thalen
  Der Liebe bricht. — —

Ich gieng am hellen
  Umblühten Bach

Den Silberwellen
Durch Blumen nach.

Die Flur, die Triften,
Das Thal, die Au
Voll Lieder, trieften
Im Frühlingsthau.

Beym wonnelauten
Naturgesang
Schlich ich im trauten
Gebüsch entlang,

Das unsre Spiele
So oft belauscht,
Und Duft und Kühle
Uns zugerauscht,

Und nun die Töne
Des Jammers hört,
Seit Stella's Schöne
Der Tod zerstört. —

Ich kam zur Stelle,
Wo ich so oft
Bey Mondenhelle
Auf sie gehoft.

Hier lag — o Liebe
Warum zerrann
Der Traum? er hübe
Mich himmelan! —

Hier lag im Golde
Des Abends, tief

Versteckt, die Holde
Am Bach und schlief.

Die Weste spielten
Um das Gewand
Der Unschuld, kühlten
Der Wange Brand.

Ich eilte näher,
Beschämt, herbey,
Daß ich nicht eher,
Als sie, hier sey.

Mit süßem Beben
Legt' ich mich kühn,
Auf Blumen neben
Dem Engel hin.

Ihr Busen wallte,
Nur halb verhüllt,
Empor, und mahlte
Der Jugend Bild.

In süßen Zügen
Trank ich die Lust
Berauscht zu liegen
An ihrer Brust.

„O! welch Entzücken,
„Wenn nun die Pracht
„Von ihren Blicken
„Mir wieder lacht!“

Doch ach! noch immer
Hielt ihr die Ruh,

Voll Neid, den Schimmer
Der Augen zu! —

Ich gieng verstohlen
Den Bach hinan,
Zerriß Violen
Und Majoran,

Warf sie vertrauter
Ihr ins Gesicht;
Sie seufzte lauter
Und merkt' es nicht!

Nun drückt' ich bange
Zum Morgengruß
Auf ihre Wange
Den Liebekuß.

Da rollte wieder
So hell und klar
Auf mich hernieder
Ihr Augenpaar!

Die Holde lachte
Mir freundlich zu,
Und ich — erwachte
Von meiner Ruh! —

Nun seh' ich immer
Dies Traumgesicht,
Doch ach! den Schimmer
Der Ruhe nicht!

Karl Reinhard.

VI.

Anecdoten aus dem Leben des braven Crillon.

Louis Balbe-Berton de Crillon, mit dem Zunamen der Brave, gebohren in der Provence 1541, war der letzte von sieben Söhnen, und bereits in der Wiege Ritter des Maltheserordens. Als der jüngste Sohn erhielt er von einem Landguth den Namen Crillon, welchen zu führen die ältesten seines Hauses sich zur Ehre schätzen, seitdem der brave Crillon ihn so berühmt machte. In seinen frühern Jünglingsjahren widmete er sich zu Avignon den Wissenschaften, und machte in denselben nicht geringe Fortschritte, aber sein herrschender Hang zum Soldatenleben entriß ihn sehr jung dem Umgang der Musen. Er bat seinen Vater so innig ihn seiner Lieblingsneigung folgen zu lassen, bis dieser ihm endlich erlaubte, bey dem Heer des Herzogs von Guise Dienste zu nehmen. Die erste That, durch die er sich in seiner neuen Laufbahn auszeichnete, trug zu der Eroberung von Calais nicht wenig bey. Er war der erste auf der Bresche, gieng dem Commandanten der Festung gerade auf den Leib, entriß ihm seine Pike, warf sie in den Graben, und wehrte sich eine Weile ganz allein gegen die auf ihn eindringende Besatzung, bis er endlich von seinen ihm nachfolgenden Cameraden Beystand erhielt. Der Herzog von Guise überhäufte ihn dafür mit Lobeserhebungen, nahm ihn bey seiner Zurückkehr mit sich nach Paris, und stellte ihn dem

König

König mit folgenden Worten vor: „Sire, dieser junge Edel-„mann besitzt zwar auf dieser Welt sonst keinen Reichthum, „als seine Geburt und seinen Degen; aber demohngeach-„tet getraue ich mir zu behaupten, daß er dereinst Ew. Ma-„jestät Feinden furchtbar genug werden wird. — " Heinrich II, der schon durch den Ruf die Tapferkeit des jungen Ritters kannte, empfieng ihn auf eine sehr ausgezeichnete Weise, und beschenkte ihn mit einer ansehnlichen geistlichen Pfründe. Nachher erhielt Crillon noch mehr ähnliche Gnadenbezeigungen, als das Erzbischofthum von Arles, die Bischofthümer von Frejus, Toulon, Senez, Saint-Papoul und die Abtey de l'isle barbe. In den damahligen Zeiten war es, wie die Geschichte lehrt, oft Sitte, den Laien geistliche Pfründen zu geben, die sie durch für Geld gemiethete Geistliche, welche man daher Custodinos nannte, verwalten ließen.

Selten verstrich ein Tag in Crillons Leben, den er nicht durch irgend eine glänzende That bezeichnet haben solte, und jede dieser Thaten wurde durch eine neue Beförderung in der Armee belohnt. Ein gar zu genaues Detail all der Dienste, die er leistete, und all der Belohnungen, die er dafür erhielt, würde für den beschränkten Raum dieser Blätter gar zu weitläuftig seyn. Wir wollen uns daher begnügen, bloß einige der merkwürdigsten Züge aus der thatenvollen Geschichte dieses Helden hier anzuführen.

Ein hugenottischer Soldat, der in ihm eine der stärksten Stützen der catholischen Parthey aus den Weg zu räumen glaubte, und zugleich den Tod so vieler seiner Glau-

bensbrüder, die in der Schlacht bey Moncontour unter Crillons Streichen gefallen waren, zu rächen wünschte, faßte von fanatischen Eifer beseelt den Entschluß, ihn zu ermorden. Er versteckte sich daher an einem Ort, wo er wußte, daß Crillon, wenn er von Verfolgung der Flüchtigen zurückkehrte, vorbeykommen müßte. Hier schoß er seine Büchse auf ihn ab, wodurch der Held eine leichte Wunde erhielt. Crillon sah sein Blut fließen, entdeckte den lauschenden Meuchelmörder, und eilte wüthend auf ihn zu. In dem nehmlichen Augenblick da er ihn niederstoßen wolte, umfaßte der zitternde Bösewicht seine Knie, und flehte ihn um sein Leben an. „Verdanke es meiner Religion" — sagte Crillon zu ihm — „und erröthe darüber, daß du nicht zu „ihr gehörst. Geh, ich schenke dir das Leben. Wenn das „Versprechen eines Unterthanen, der gegen seinen König „ein Aufrührer und ein Ungetreuer gegen seinen Glauben „ist, angenommen werden könnte, so würde ich das Deinige „verlangen, in Zukunft nie wieder als für den Dienst dei„nes rechtmäßigen Oberherrn zu streiten." — Der bestürzte und von Schaam über seine niederträchtige That durchdrungene Soldat schwur auf der Stelle dem König und der catholischen Religion unverbrüchliche Treue und Ergebenheit.

Nach der Schlacht bey Moncontour sammlete Crillon neue Lorbeern bey der Belagerung von Saint Jean d'Angely. Bey der Einnahme dieses Orts floß abermahls sein Blut, und seine Wunde wurde anfänglich für gefährlich gehalten. Karl IX. besuchte den tapfern Kranken, und indem er ihm die Hand reichte, die Crillon ehrerbietig küßte, sagte

er

er zu ihm: „Eure Tapferkeit, euer Eifer für meinen Dienst „und das Glück, welches immer eure Unternehmungen be„gleitet, sind über mein Lob erhaben.“ — Er setzte noch hinzu: „Lebt wohl, mein braver Crillon;“ und von dieser Zeit an führte er beständig diesen ehrenvollen Beynamen.

Endlich wurde es Friede und Crillon verließ Frankreich, um im Dienst des Maltheserordens die gewöhnlichen Caravanen gegen die Ungläubigen zu machen. Er durchstrich ganz Italien, um die dortigen christlichen Fürsten zu einem Bündniß gegen die Türken zu bewegen. Endlich erhielt er das Commando einiger elenden Fahrzeuge, und gab in der glorreichen Schlacht bey Lepanto die unbezweifeltsten Beweise seines Muths und einer Kühnheit, die beynahe an das Unglaubliche gränzte. In dieser Schlacht befreyte er den Befehlshaber der malthesischen Galeren aus den Händen der Feinde, und nach derselben wurde er nach Rom gesandt, um dem Pabst die Nachricht von dem erfochtnen Siege der Christen zu überbringen. Alsdann gieng er mit dem nehmlichen Auftrag nach Frankreich. Bey dem Empfang sagte ihm der König nachstehende schmeichelhafte Worte: „Ihr bleibt „Crillon, ihr mögt euch auch befinden wo ihr wollet; über„all ist euer furchtbarer Arm Ueberwinder.“ — Selbst die stolze Königin, Maria von Medicis, gab ihm das kostbarste Zeugniß ihrer Achtung, indem sie ihm eine Stelle in dem Gefolge ihres Sohnes, des jungen Herzogs von Anjou, ertheilte.

Die ausgezeichnete Art, womit man bey jeder Gelegenheit seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren ließ, zog ihm eine Menge Neider zu. Der in der Geschichte der damahligen Zeit so berühmte **Bussi d'Amboise** hielt sich für den tapfersten Ritter des Königreichs. Aufgebracht, daß Crillon ihm diesen Ruhm entzog, oder solchen doch wenigstens mit ihm theilte, faßte er den Entschluß sich mit ihm zu schlagen. Eines Tages begegnete er unserm Ritter in der Straße Saint-Honoré. Mit einem eben so stolzen Ton als Blick, den Crillon ungestraft zu ertragen nicht gemacht war, fragte er ihn: „Um die wievielste Stunde es sey.“ — „Es ist die Stunde deines „Todes!“ erwiederte Crillon, indem er den Degen zog. Dieser Vorfall würde sicher einen oder den andern, vielleicht auch gar beyden, das Leben gekostet haben, wenn man sie nicht noch beyzeiten glücklicherweise auseinander gebracht hätte. Von nun an waren beyde die unversöhnlichsten Feinde. Dieser Zwist wurde erst während der Reise beygelegt, welche der Herzog von Anjou nach Polen that, um von dem ihm angebothenen Thron dieses Reichs Besitz zu nehmen. Crillon und Bussi befanden sich beyde in seinem Gefolge. In einer deutschen Stadt, wo sie unterwegens durchkamen, reizte Bussi, der für einen nicht minder guten Trinker als braven Soldaten gehalten seyn wolte, die Neugierde einiger Edelleute. Sie bathen ihn daher zu sich, mit dem festen Vorsatz, ihn unter den Tisch zu trinken. Gegen das Ende der Mahlzeit fieng Bussi an ihr Vorhaben zu merken, und da er sich dadurch für beleidigt hielt, so überhäufte er sie mit vielen Vorwürfen, in eben nicht sehr gemäßigten Ausdrücken,

drücken, fiel mit dem Degen in der Faust über sie her, und verwundete verschiedene. Auf den Lerm den diese Scene verursachte, eilte die Wache herbey, und Bussi wurde auf der Stelle in Verhaft genommen und ins Gefängniß geführt. Schon den andern Tag wurde ihm der Criminalproceß gemacht und er zum Tode verurtheilt. Crillon vernahm die Gefahr worin sich sein Gegner befand. In diesem Augenblick vergaß er allen Groll; er sah in ihn bloß Bussi, den Mann, der durch seinem Muth ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande Ehre machte. Ohne einen Augenblick zu säumen begab sich Crillon zu den Richtern seines alten Feindes, bey welchen es ihm durch Flehen, Ueberredung und den Beystand einiger Freunde, die er sich in dieser Stadt gemacht hatte, endlich glückte, Bussi's Loslassung zu bewirken. Dieser, beschämt von der Großmuth unsers Helden, konnte sich von seinem Erstaunen noch nicht erholen, als ein Edelmann aus dem Gefolge des Prinzen zu ihm kam, der ihm sagte, Crillon wolle sich mit ihm schlagen, und habe bloß in dieser Absicht ihm einen Dienst geleistet, wofür er gar keine Erkenntlichkeit von seiner Seite verlange. Bussi, ohne zu fürchten, daß man ihn einen Mangel an Herzhaftigkeit beschuldigen mögte, wenn er diese Ausfoderung ausschlüge, begab sich sogleich zu unserm Helden, und nachdem er seinen Degen zurückgelassen hatte, näherte er sich ihm mit einer offenen Miene und sagte: „Ich verdanke Euch das Leben und „bin hier um Euch eine Erkenntlichkeit zu beweisen, die mich „jederzeit anspornen wird, es für Euch aufzuopfern.“ Diese Rede entwafnete den braven Crillon. Er reichte seinem Gegner statt der Antwort die Hand, die dieser ihm zärtlich

drückte, und nun umarmten sich die beyden versöhnten Feinde, und schwuren einander ewige Freundschaft.

Eine andre Streitigkeit, die Crillon mit dem Herrn von Entragues hatte, war weit schwerer beyzulegen als die vorige. Der König, der von ihrem Zwist unterrichtet war, ließ ihnen unverzüglich durch den Hauptmann seiner Leibwache alle Thätlichkeiten untersagen. Zugleich schickte er Vermittler aller Arten, Bischöffe, Marschälle von Frankreich, Prinzen und gute Freunde an sie ab, aber ihre Bemühungen waren alle umsonst. Hierauf übernahm es die Königin selbst, die beyden Halsstarrigen wieder miteinander auszusöhnen. Sie mußten sich daher zu einer bestimmten Stunde bey ihr in ihrem Cabinet einfinden. Hier verlangte sie von ihnen, daß sie die Entscheidung ihres Zwistes ihrem Ausspruch unterwerfen, zuvor aber sie genau von den Bewegungsgründen ihrer gegenseitigen Erbitterung unterrichten sollten. Aber beyde zeigten eine gleiche Widersetzlichkeit sich ihrem Willen zu unterwerfen. Die Prinzeßin, die nur zu gut einsahe, wie sehr bey solchen Gesinnungen ihr eignes Ansehen selbst Gefahr lief verschmäht zu werden, hörte auf als Monarchin zu sprechen, die gehorcht seyn will, und nahm den Ton einer Freundin an, die sich bloß für das Schicksal zweyer Personen intereßirt, die ihrer Hochachtung beyde gleich würdig wären. Sie ließ sich sogar herab sie zu bitten, ihr den Ruhm zu gönnen, ein Unternehmen glücklich ausgeführt zu haben, welches sogar der König selbst nicht hätte ausführen können. Die beyden Feinde ergaben sich endlich und umarmten sich auf das Verlangen der Königin als Freunde.

Geschmeichelt von dem glücklichen Erfolg ihrer Bemühung, führte sie beyde in das Zimmer des Königs, der ihnen nicht allein die Hartnäckigkeit verzieh, womit sie sich seinen Befehlen widersetzt hatten, sondern ihnen auch noch seine fernere Gnade versicherte.

Die Geschichte hat uns noch verschiedene andre nicht weniger auffallende Züge von der besondern Achtung aufbehalten, welche dieser Monarch für unsern Helden hegte. Nach der Entweichung des Königs von Navarra, gerieth der Herr von Fervaques in den Verdacht, er müßte darum gewußt, aber dennoch dem Hofe keinen Wink davon gegeben haben. Der hierüber aufgebrachte König schwur in seinem Zorn, daß Fervaques diese Verrätherey mit seinem Kopf bezahlen solte, und daß derjenige, der diesem Treulosen davon Nachricht geben würde, mit seinem Kopf für die Flucht desselben verantwortlich seyn müßte. Unter andern Herren des Hofes war auch Crillon gegenwärtig. Ein Schauer durchdrang sein Innerstes, da er einem Mann von Stande, der ein guter Officier und von allgemein anerkannter Tapferkeit war, den Tod zuschwören hörte. Bey jeder Gelegenheit groß- und edelmüthig, bey keiner einzigen furchtsam, faßte er den Entschluß einen Mann, den er gewiß für unschuldig hielt, der nahen Gefahr zu entreißen, die bereits über seinem Haupte schwebte. Er begab sich also zu dem Herrn von Fervaques, benachrichtigte ihn von allem was vorgefallen war, und drang ihn, so eilig als möglich die Flucht zu ergreifen. Heinrich III. erfuhr den Tag darauf, daß Fervaques verschwunden war, und gerieth darüber in einen schrecklichen Zorn. Einige Augenblicke mu-

sterte

sterte er in Gedanken alle diejenigen, die bey jenem Schwur zugegen gewesen waren; aber bald blieb sein Verdacht bey Crillon stehen. Er ließ ihn zu sich rufen. „Fervaques“ — sagte er zu ihm mit einem wüthenden Blick — „ist „meiner Rache entflohen, und läßt mir weiter nichts als die „Hofnung übrig, sie auf eine ausgezeichnete Art an demjeni„gen auszuüben, der ihn mir entrissen hat. Kennt ihr ihn, „Crillon?“ „Ja Sire“ — antwortete unser Held — „ich kenne ihn.“ „Nun gut, so nennt mir ihn.“ — fiel ihm der König hitzig in die Rede. „Nie werde ich der An„geber von irgend jemand seyn, als von mir selbst,“ — erwiederte Crillon — „aber die gerechte Besorgniß, daß ein „Unschuldiger das Schlachtopfer von Ew. Majestät Empfind„lichkeit werden könnte, befiehlt mir, Ihnen den Strafba„ren auszuliefern. Ja, Sire, ich bin derjenige, den Sie „bestrafen müssen; derjenige, der sich für den Mörder des „Fervaques gehalten haben würde, wenn er ihn ein Ge„heimniß verschwiegen hätte, von welchem sein Leben abhieng.“ — Der König staunte ihn an und konnte sogar eine geraume Weile kein Wort hervorbringen; doch war während diesem Stillschweigen sein Auge immer starr auf den kühnen Ritter gerichtet. Endlich brach er in folgende Worte aus: „Da es „nur einen Crillon in der Welt giebt, so läßt es meine „Gnade nicht zu, an ihm ein Exempel zu statuiren.“ —

Heinrich III. hatte den Entschluß gefaßt, den Herzog von Guise heimlich aus dem Weg räumen zu lassen, weil er es nicht wagte ihn öffentlich der Strenge der Gesetze zu unterwerfen. Er trug also unserm Helden die Ermordung des

Her-

Herzogs auf. Ueberzeugt von der Anhänglichkeit des Ritters für das königliche Interesse, und nicht unwissend wie sehr er und der Herzog einander haßten, glaubte dieser Fürst, daß Crillon es gerne über sich nehmen würde ihn an einen Rebellen zu rächen, der den Tod mehr als zu sehr verdiente. „Ihr seyd es“ — sagte der König zu ihm — „den ich ge„wählt habe ihm den Tod zu geben.“ — „Ich eile zu ihm, „Sire,“ — entgegnete Crillon — „und stehe dafür ein, „daß mein Degen sein Herz treffen wird, und sollte ich auch „von dem seinigen durchbohrt mit ihm zugleich fallen.“ — Mit diesen Worten wolte er das Zimmer verlassen; aber der König rief ihn zurück und gebot ihm zu bleiben. „Es ist „nicht mein Wille“ — sagte er zu ihm — „daß Ihr Euch „mit einem Manne schlagen solt, den schon der Titel eines „Oberhaupts der Ligue des Verbrechens der beleidigten Ma„jestät schuldig gemacht.“ — „Nun gut, Sire“ — erwiederte Crillon — „so lassen Sie denn das Todesurtheil über ihn „fällen und ihn hinrichten.“ — Der schwache Heinrich stellte ihm umständlich die Gefahr vor, der er ausgesetzt wäre, wenn er diesen Abgott des Volks in Verhaft nehmen ließe. „Der Streich, der ihm das Leben entreißen soll,“ — setzte er hinzu — „muß ganz unvermuthet geführt werden, und „nur von Euch erwarte — — — O, Sire! fahren „Sie nicht fort,“ — rief Crillon mit innerm Abscheu aus — „erlauben Sie mir vielmehr, weit entfernt vom Hofe zu „erröthen, meinen König, für den ich tausendmal das Leben „lassen wolte, mir einen Befehl geben gehört zu haben, der, „wenn ich niederträchtig genug dächte, ihn zu vollstrecken, „mich sicher und gewiß um seine ganze Hochachtung bringen

„wür-

ster [illegible] — versetzte der König —
zu [illegible] es Euch, daß Ihr mir eine
C[illegible] die ich nur bloß Eurer gar
[illegible]keit zuschreibe.“ —

[illegible] hegte für den braven und biederherzigen [illegible] Hochachtung als sein Vorfahr. Man [illegible] einer Thronbesteigung betheuern hören, daß [illegible] gefürchtet habe, als diesen tapfern Ritter; [illegible] er alles mögliche an, um ihn in sein Interesse [illegible] Nach dem Tode Heinrich III. schrieb er ihm: [illegible] überzeugt, wie sehr Ihr unsern gemeinschaftlichen [illegible] bedauern werdet. Ihr habt einen guten Herrn [illegible]ren; aber Ihr solt erfahren, daß ich auch in Rück[illegible]t auf den guten Willen, den er für Euch hegte, sein Nachfolger geworden bin. Lebet wohl, braver Crillon.“ — Als eben dieser Monarch die Schlacht bey Arques gegen die Liguisten gewonnen hatte, schrieb er selbst vom Schlachtfelde an unsern Helden folgende Zeilen: „Hänge dich nur, „braver Crillon, wir haben bey Arques geschlagen und „du warst nicht dabey. Lebe wohl, braver Crillon, ich „habe dich lieb in die Kreuz und Queer.“ —

Heinrich IV, um sich gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß er noch nichts für unsern Helden gethan habe, da er doch schon so viele aufrührerische Unterthanen durch Wohlthaten an sich gezogen hatte, pflegte oft zu sagen. „Für „den braven Crillon war ich sicher genug; aber meine Ver„folger mußte ich zu gewinnen suchen.“ — Eines Tages,

da

da sich dieser große König mitten unter den Großen seines Hofes und in Gesellschaft mehrerer Minister auswärtiger Höfe befand, wurde eben von den Verdiensten der größten Kriegshelden damahliger Zeit gesprochen: „Meine Herren!“ — sagte der König, indem er seine Hand auf Crillons Schulter legte — „Dies ist der größte Feldherr auf der „Welt; denn ich kenne Niemand, der ihn in militärischen „Kenntnissen übertreffen solte.“ — Crillon, der in diesem Augenblick in seinem König nur den Krieger sah, erwiderte lebhaft: „Sire, Sie haben gelogen, Sie sind der erste „aller Feldherren, ich bin nur der zweyte.“ — Diese treuherzige, obgleich freylich nicht sehr höfliche Antwort, gefiel dem edlen Heinrich weit mehr als die studirtesten Lobeserhebungen seiner Hofschranzen.

Crillon war bereits unter der vorigen Regierung Obrister der königlichen Garde geworden; eine Ehrenstelle, die er auch so lange er in Diensten blieb, behielt. Heinrich IV. bestätigte ihn nicht allein darin, sondern ernannte ihn auch noch ausserdem zum Generalobristen der französischen Infanterie. Unser Held war der erste, der diesen Titel führte, dem er durch seine Thaten Ehre machte. Im Jahr 1592 vertheidigte er Quilleboeuf sehr tapfer gegen das Heer der Ligue. Die Belagerer foderten ihn gleich anfänglich zur Uebergabe des Platzes auf; aber seine ganze Antwort war: „Crillon „ist drinne, und der Feind draußen.“

Mit der größten persönlichen Bravour vereinigte er auch noch eine genaue Beobachtung der Kriegsdisciplin.

Mar-

Marseille wurde von einer spanischen Flotte bedroht. Der junge Herzog von Guise, der in diesem Ort das Commando führte, zeigte zwar vielen Muth, besaß aber dabey nur sehr wenig Erfahrung. Er hatte durchaus einen Rathgeber und Führer nöthig. Die Wahl des Königs fiel auf Crillon, der dem Prinzen zur Seite gesetzt wurde, um seine jugendliche Hitze gehörig zu zähmen. Er war es also, der in dieser Stadt eigentlich oberster Befehlshaber war.

Man pflegte ihn nur gemeiniglich den Mann ohne Furcht zu nennen. Bey dieser Gelegenheit zeigte er, daß er diesen ehrenvollen Beynamen vollkommen verdiente. Der junge Herzog ließ sich gelüsten, die Standhaftigkeit des neuen Bayard auf die Probe zu stellen, und ihm wo möglich auf eine ganz unvermuthete Art Schrecken einzujagen. Crillon schlief in seinem Bette ganz ruhig. Plötzlich trat der Herzog von Guise in sein Zimmer und weckte ihn mit einer verstörten und erschrocknen Miene. Er sagte ihm, der Feind sey in die Stadt gedrungen, alle Posten wären über den Haufen geworfen, die Wachen sowohl wie die ganze Besatzung niedergehauen, und die Häuser bereits geplündert und in Brand gesteckt. In wenigen Minuten, setzte er hinzu, würde der Feind auch in Crillons Quartier seyn, und schloß endlich mit den Worten: „Laßt uns daher auf das eiligste fliehen, denn es ist wirklich die höchste Zeit.“

Crillon rieb sich den Schlaf aus den Augen, indem er diese Rede anhörte. Mit dem gelassensten Ton von der Welt foderte er seine Kleider und Waffen. Während dem

er

er diese anlegte, sagte er zu dem Herzog: „Ich zweifle an „der Wahrheit dieser Nachricht. Gewiß, Prinz, Sie ha„ben sich was weis machen lassen. Gesetzt aber, der Feind „wäre auch Meister von der Stadt geworden, so ist doch „noch nicht Crillon in seiner Gewalt; und ich will lieber „mit den Waffen in der Hand sterben, als den Verlust die„ses Orts überleben.“ — Mit diesen Worten war er eben im Begrif das Zimmer zu verlassen, als der junge Unbesonnene seinen listigen Anschlag mit einem Ausbruch von lautem Gelächter verrieth, und hierauf gestehen mußte, er habe bloß die Herzhaftigkeit des Helden versuchen wollen. Crillon nahm nun eine weit ernsthaftere Miene an, und indem er den Prinzen beym Arm ergriff und ihn ziemlich derb schüttelte, sagte er, unter mehreren seiner gewöhnlichen Schwüre und Flüche zu ihn: „Knabe! wage es niemahls „mit Ausforschung des Herzens eines ehrlichen Mannes dein „Spiel zu treiben. Bey meinem Leben! hättest du mich „schwach gefunden, so würde ich dir mit meinem Dolch eins „ins Herz gegeben haben.“ — Der Herzog von Guise prägte sich diese Lehre so gut ins Gedächtniß, daß er von diesem Augenblick an sich nie wieder unterstand, mit einem so gefährlichen Spiel sich zu belustigen.

Der Baron von Rosny, nachheriger Herzog von Sully, dieser bekannte General, Minister, und Liebling Heinrich IV, verbot dem Herzog von Guise, jemahls die Ehrerbietigkeit zu vergessen, die er einem Mann, wie Crillon, der unter den Waffen grau geworden war, schuldig sey. In dem savoyischen Kriege hatten Rosny und Crillon jene zärtliche

und erhabene Achtung gegen einander gefaßt, die nur große Männer allein zu fühlen fähig sind.

Die königliche Armee solte sich Charbonnieres bemeistern, und die Besatzung dieser Festung schien entschlossen, den hartnäckigsten Widerstand zu thun. In der That beantwortete selbige die Aufforderungen zur Uebergabe, die man an sie ergehen ließ, mit einem so heftigen Feuer aus ihrem schweren Geschütz, daß die vorläufigen Arbeiten der Belagerer dadurch nicht wenig gestöhrt wurden. Rosny war eben auf eine unweit gelegene Wiese geritten, um den Platz zu recognosciren; aber der Hagel von Canonenkugeln, der von allen Seiten her auf ihn regnete, lehrte ihn bald genug an den Rückweg denken. Crillon befand sich bey ihm, und man kann leicht aus dem, was bereits von ihm gesagt worden, abnehmen, daß dieser Entschluß gar nicht nach seinem Geschmack war. „Was zum Henker, mein Herr Feldzeugmeister,“ sagte er: „fürchten Sie die Büchsenschüße, wenn „Crillon an ihrer Seite ist. Alle Wetter! so lange ich hier „bin, werden sie es gewiß nicht wagen näher zu kommen. „Kommen Sie, wir wollen zu jenen Bäumen hinreiten, die „ich ein paar hundert Schritte von hier sehen kann. Wir „werden von dortaus weit bequemer recognosciren können.“ — „Meinethalben, lassen Sie uns hinreiten“ — antwortete Rosny, — „wir spielen, wer es am tollsten treiben wird. „Doch Sie sind der Aelteste, und werden daher auch wohl „zeigen, daß Sie der Klügste sind.“ —

Mit diesen Worten ritten die beyden Abentheurer näher auf den Platz zu. Das Feuer der Canonen verdoppelte sich in-

indeß, und die Kugeln pfiffen ihnen um die Ohren herum. „Der Hagel und das Wetter“ — rief Crillon aus: — „Die Schurken da haben weder Achtung für den Feldzeugmei„sterstab, noch für das Heiligegeistkreuz, und könnten uns „wohl gar noch zu Krüpeln machen. Wir wollen also nur „jene Reihe von Bäumen zu erreichen suchen; die Hecken „dort sollen uns schon decken; denn bey allem was mir hei„lig ist! ich sehe wohl, Sie sind ein guter Camerad. Ich „will daher auch Zeitlebens ihr Diener seyn, und wir wollen „unzertrennliche Freundschaft miteinander machen. Verspre„chen Sie mir's nicht?“ —

Rosny reichte ihm hierauf seine Hand, und nahm die Waffenbrüderschaft an, der er auch durch seine Klugheit nicht weniger Ehre machte, als Crillon durch seine Herzhaftigkeit. Der eine verschwendete sein Blut bey jeder Gelegenheit, der andre sparte es bis zur rechten Zeit; aber keiner von beyden versagte es jemahls dem Vaterlande.

Ihr Freundschaftsbund war um soviel schöner, je unmöglicher er zwischen zwey Seelen zu seyn schien, die von so verschiedener Gemüthsart waren. Rosny besaß einen ernsthaften und bedachtsamen Character; tugendhaft und tapfer, doch beydes ohne Schwärmerey, vereinigte er in sich alle Eigenschaften eines großen Mannes ohne solche mit Schwachheiten zu verknüpfen. Als ein Ziel, worauf der Neid seine Pfeile verschoß, verachtete er Beleidigungen weit mehr, als daß er sich darüber erzürnen solte. Ja sein edles, gefühlvolles Herz war selbst jederzeit bereit, alles ihm angethane

Unrecht zu verzeihen und zu vergessen. Dies war eine Tugend, von welcher Crillon sehr wenig Begriffe hatte, und die er folglich auch nur höchst selten ausübte. Er schonte seine Privatfeinde eben so wenig als die Feinde des Staats, und beyder Blut galt ihm gleichviel, wovon wir oben mehrere Beyspiele angeführt haben.*)

Nach

*) Jene rasende Sucht, jede Beleidigung des sogenannten Gefühls für die Ehre, gesezt auch, daß diese Beleidigung bloß in der Einbildung existirte, durch den Zweykampf zu rächen, herrschte damahls allgemein in allen Armeen. Vornehme und Geringe schlugen sich um die geringste Kleinigkeit, und wie wär es wohl möglich gewesen, beym gemeinen Mann diesem Unwesen zu steuern, da nicht allein die Edelleute, sondern sogar auch oft commandirende Generale selbst, durch ihr eignes Betragen Thorheiten dieser Art nur gar zu sehr zu rechtfertigen schienen. Zuweilen war auch so viel Seelengröße mit dieser wilden Ausgelassenheit verknüpft, daß die Gerechtigkeit selbst sich scheute, so edelmüthigen Strafbaren lästig zu fallen. Folgende aber nicht sehr bekannte Anecdote mag davon zum Beyspiel dienen.

Der Connetable von Lesdiguieres commandirte in der Provinz Languedoc. Heinrich IV. hatte ihm den ganzen mittäglichen Theil von Frankreich anvertraut, und überließ diesem General völlig die Sorgfalt für die Aufrechthaltung seiner Rechte. Zwey Hauptleute von der Reiterey, der eine ein Gasconier, Namens Lioux, der andre ein Provenzale, Saint-Andiol genannt, beyde von anerkannter Rechtschaffenheit und erprobter Tapferkeit, beleidigten sich untereinander mit Worten. Dem Geist der damahligen Zeiten gemäß gab es kein andres Mittel als Beschimpfungen dieser Art mit Blut abzuwaschen. Beyde verfügten sich also an einen bestimmten Ort, ohne Zeugen mit sich zu nehmen, weil es ihr persönlicher Muth nicht nöthig hatte, durch fremde Blicke angereizt zu werden. Der blinde Zufall, der gemeinhin der Schiedsrichter in Kämpfen dieser Art zu seyn pflegt, erklärte sich zum Vortheil

Nach dem spanischen und dem savoyischen Kriege hatte der Staat keine Feinde mehr, und Frankreichs Krieger befanden sich nun ohne Beschäftigung. Crillon, dem das müßige Hofleben nicht anstand, verlangte daher seinen Abschied. Die vornehmsten Personen des Hofes sahen seine Entfernung für eine sehr vortheilhafte Eräugniß zur Befrie-

theil des Provenzalen. Er verwundete und entwafnete seinen Gegner, gab ihm hierauf seinen Degen wieder, begleitete ihn in sein Quartier, und versprach allen möglichen Beystand, den er nur irgend von der allerdienstfertigsten Freundschaft erwarten konnte. Ihre Zänkerey miteinander war nicht so geheim geblieben, daß der Connetable nicht davon Nachricht solte erhalten haben. Er ließ daher den Saint-Andiol zu sich rufen, und befragte ihn sowohl um den Ursprung ihrer Händel als um die nähern Umstände des darauf erfolgten Zweykampfs. „Der Ausgang desselben ist unentschieden geblieben“ — antwortete der Sieger mit einer Bescheidenheit, die man bey jungen Officieren nur höchst selten anzutreffen pflegt — „aber ich muß gestehen“ — fuhr er fort — „daß Lioux der bravste und rechtschaffenste Mann in ihrem ganzen Heer ist.“ Ein solches Geständniß konnte den Herrn von Lesdiguieres leicht auf die Gedanken bringen, daß Saint-Andiol unterlegen haben müßte. In dem nehmlichen Augenblick kam Lioux dazu. Aus den Reden des Connetable erfuhr er bald den Irthum, worin sich derselbe befand. „Man hintergeht Sie“ — rief er aus — „Saint-Andiol hat mich überwunden, und nur seiner Seelengröße verdanke ich mein Leben. Aber bey allendem schmeichelte ich mir doch, daß er, stolz darauf, einen Mann, wie mich überwunden zu haben, seinen erhaltenen Vortheil nicht verschweigen würde.“ — Gerührt von so vielem Edelmuth verzieh Lesdiguieres ihnen gerne ihre gesetzwidrige That. Welcher Richter würde auch wohl bey solchem Anlaß stoisch genung gedacht haben, das Duelledict in Ausübung zu bringen, um Männer dieser Art kaltblütig dem Henkerschwert zu überliefern.

digung ihrer ehrgeizigen Wünsche an; denn alle machten Ansprüche auf das Regiment der königlichen Garde, von welchem, wie bereits erwähnt worden, Crillon Obrister war. Rosny allein schien diese Stelle nicht zu verlangen, ob er gleich insgeheim zur Erlangung derselben alle Mühe anwendete. Durch diese Verstellung beleidigt, bat ihn Crillon, ihm unverholen zu gestehen, ob es ihm lieb wäre, wenn er sein Nachfolger würde. Rosny errieth leicht seinen Argwohn; um ihn aber auf andre Gedanken zu bringen sagte er zu ihm: Er verlange sein Regiment nicht, wenn er es auch ganz umsonst haben könnte. „Wie!“ — fiel ihm sein Freund hitzig in die Rede — „Sie halten also den „Platz, den einst Crillon bekleidete, ihrer für unwürdig. „Alle Wetter! mein Herr Feldzeugmeister, Sie sind ein „Prahlhans. Da diese Stelle durch meine Hände gegan„gen, so ist sie, wahrhaftig, nicht unwürdig, die Wünsche „des besten Hofmanns zu reizen.“

Glücklicherweise hatte diese kleine Zänkerey keine weitere Folgen. Der König überließ es unserm Helden, sich selbst nach seinem eignen Wohlgefallen einen Nachfolger auszusuchen, und seine Wahl fiel auf den Herrn von Crequi. Crillon begab sich hierauf im Jahr 1601 nach Avignon. Dort schmeckte er ungestöhrt alle Freuden einer ruhigen Lebensart, und widmete seine meisten Stunden frommen Beschäftigungen. Er zeigte nun für den Dienst Gottes den nehmlichen Eifer, den er so oft für das Interesse seines weltlichen Oberherrn gezeigt hatte. Eines Tages, da er eine Predigt über die Leidensgeschichte anhörte, und der Prediger die Geisselung des Heilandes und die Wuth und Grausamkeit seiner

Pei-

Peiniger mit sehr grellen Farben schilderte, fuhr er plötzlich und ausser sich selbst von seinem Sitz auf, grif nach seinem Schwert, und rief, von seinem Enthusiasmus hingerissen, aus: „Wo warst du da, Crillon!“

Der tragische Tod Heinrich IV, den Crillon in seiner Einsamkeit vernahm, verursachte ihm den lebhaftesten Schmerz und versenkte ihn in eine Melancholie, die bis an seinen Tod seine noch übrigen Tage trübte. Oft überraschte man ihn, wenn er in Thränen zerfließend Heinrichs Namen aussprach. Das Fräulein von Lussan, die eine Lebensbeschreibung unsers Helden geschrieben hat, aus welcher ein ansehnlicher Theil gegenwärtiger Anecdoten entlehnt ist, thut bey dieser Gelegenheit einer Begebenheit Erwähnung, für deren Wahrheit wir freylich nicht einstehen mögen, die aber demohngeachtet angeführt zu werden verdient.

Heinrich III. befand sich im Jahr 1574 mit dem König Heinrich von Navarra, dem Prinzen Heinrich von Conde, und dem Herzog von Guise, der gleichfalls Heinrich hieß, zu Avignon. Diese vier Prinzen belustigten sich in Crillons Hause mit einem Würfelspiel. Sie saßen dabey an einem marmornen Tisch, aus welchem plötzlich Blut hervorzuquellen schien, wodurch ihre Hände befleckt wurden. Ungeachtet der genauesten Untersuchungen, die man deshalb unverzüglich anstellte, blieb dieses sonderbare Phenomen doch immer ein ewiges Räthsel. Das Spiel wurde sogleich unterbrochen, und man sprach damahls darüber auf eine sehr verschiedene Weise. Da aber in der Folge alle vier, einer nach dem andern, auf eine gewaltsame Art ums Leben kamen, fieng man an, diesen unerklärbaren Vorfall für eine unglückliche Vorbedeu-

tung der Todesart zu halten, die ihnen das Schicksal bestimmt hatte.

Crillons Gesundheitsumstände fiengen nach und nach an schwächlicher zu werden, und sein von Wunden bedeckter Körper versagte ihm endlich allen Dienst. Auf seinem langwierigen Krankenlager mußte er die heftigsten Schmerzen ausstehen, die er doch bis an sein Ende mit vieler Standhaftigkeit ertrug, bis endlich der Tod allen seinen Leiden den zweyten December 1615 ein Ende machte.

Es giebt unter uns — sagt das Fräulein von Lussan — nicht leicht einen Namen der bekannter ist, als der Name des braven Crillons. Seine Tapferkeit, seine unerschütterliche Standhaftigkeit, die Gegenwart seines Geistes, in den größten Gefahren, die ihn oft Hindernisse übersteigen ließ, die ein jeder andrer für unüberwindlich würde gehalten haben, seine häufigen Heldenthaten, bey welchen fast immer sein Blut floß, alles dieses versichert ihm einen unsterblichen Ruhm. — Der gemeine Soldat nannte ihn nur den Mann ohne Furcht, Heinrich III. den Braven, und Heinrich IV. den braven der Braven. Nie zeichnete sich seine Tapferkeit durch Tollkühnheit oder Wildheit aus. Fast immer war die Klugheit die Führerin seines Muths, und wenn dieser ja manchmahl die Gränzen überschritt, so geschah es doch nur in kritischen Umständen, wo der Sieg auf keine andere Weise erkauft werden konnte. Wenn sein Heldenmuth ihn den Beynamen des Braven erwarb, so bezeichneten sein Edelmuth, die Güte seines Herzens, seine Geradheit, seine Uneigennützigkeit und seine Liebe für alle ihm obliegende Pflichten, ihn mit dem Stempel des biedersten Mannes seines Jahrhunderts. Indeß

deß besaß er bey so vielen vereinigten Tugenden auch nicht geringe Fehler. Ein einziges zweydeutiges Wort war hinlänglich, ihn auf das heftigste in Wuth zu bringen, und von seiner ersten aufbrausenden Hitze hingerissen, trieb er die Sache gemeiniglich bis auf das äusserste. Hieraus entstanden nun häufige Schlägereyen und Zweykämpfe, die ihm nicht selten den Titel eines Zanksüchtigen zuwege brachten. Oft trieb er seine Freymüthigkeit bis zu einer Art von viehischen Wildheit.*) Flüche und Schwüre waren ihm so gemein ge-

*) In den Memoires de la Vie des Präsidenten von Thou ist uns ein merkwürdiges Beyspiel von Crillons Jähzorn und der Langmüthigkeit des großen Heinrichs aufbehalten. Diese Scene trug sich im Jahr 1592 bey der Belagerung von Rouen zu. Eines Tages kam Crillon in das Cabinet Heinrich IV, um sich über den Vorwurf zu entschuldigen, den man ihm machte, daß sein öfters Hin- und Hergehn, um mit dem Gouverneur und Commandanten der Stadt, dem Admiral von Villars, zu unterhandeln, dem letztern Anlaß und Mittel verschaft hätten, jenen berühmten wüthenden Ausfall zu thun, der den Belagerern nicht allein viel Blut kostete, sondern dem König auch endlich zwang die Belagerung aufzuheben. „Er gieng“ — sagt de Thou — „von Entschuldigungen zum Zanken, und zu„letzt zum heftigsten Zorn und zu Lästerungen über. Der „König, der endlich böse ward, daß er so lange im gleichen „Ton fortfuhr, befahl ihm sich zu entfernen. Allein da „Crillon alle Augenblicke bey der Thür wieder umkehr„te, und man bemerkte, daß der König vor Zorn und Un„geduld erblaßte, so fürchtete man, er möchte irgend jemand „den Degen von der Seite reißen, um einen solchen Un„verschämten damit zu züchtigen. Nachdem er sich „endlich, als Crillon fort war, wieder gesammelt hat„te, kehrte er sich gegen die Herren die zugegen waren, „und nebst dem Präsidenten seine Geduld, bey einer so „strafbaren Handlung bewunderten, und sagte zu ihnen: „Ich

geworden, daß ihm solche sogar oft im Beichtstuhl entfuhren, wo er doch jedesmahl seinem Beichtvater auf das heiligste angelobte, dieser bösen Angewohnheit zu entsagen. So war der brave Crillon beschaffen. So lange noch wahrer Heldenmuth und Biederherzigkeit der Nachwelt theuer sind, so lange wird ihr auch sein Angedenken heilig seyn.

F.

„Ich bin von Natur zum Zorn geneigt, allein seitdem ich „mich selbst kenne, bin ich immer gegen eine Leidenschaft „auf meiner Hut gewesen, die es gefährlich ist anzuhören. „Ich weiß aus Erfahrung, daß sie eine böse Rathgeberin ist, „und bin sehr froh, daß ich so gute Zeugen von meiner Mäßigung hatte. — Es ist gewiß" — fährt de Thou fort — „daß sein (des Königs) Temperament, seine unaufhörlichen „Arbeiten, und die verschiedenen Situationen seines Lebens, „seiner Seele eine solche Stärke verschaften, daß er weit „mehr Meister über seinen Zorn als über seinen Hang zur „Wollust war. Man bemerkte, daß, während seines Zankes „mit Crillon, der Marschall von Biron, welcher sich „zugegen befand, und auf einem Kuffer saß, zu schlafen „schien, und daß er, je hitziger die Unterredung und je lauter das Geschrey ward, destomehr sich stellte, als wär' er „im tiefsten Schlaf versunken: ungeachtet Crillon sich „ihm anfangs näherte, um ihm Injurien zu sagen, und „ihm entsetzlich in die Ohren schrie, er sey nichts anders als „ein schäbiger, zänkischer Hund. Die Gesellschaft war überzeugt, daß er nur desswegen sich gestellt habe, als wenn er „so stark schlafe, damit er mit einem hitzigen und wüthenden Manne nicht in Streit gerathen möchte, und dieses „wäre unvermeidlich gewesen, wenn er nur einigermaßen „sich hätte merken lassen, daß er wachend sey. Man glaubt „auch er habe dem König die ganze Ladung von Crillons „Unverschämtheit auf den Hals ziehen wollen." —

Re-

Register des ersten Bandes der neuen Litteratur und Völkerkunde.

Januar.

Februar.

März.

VI. Schil-

April.

May.

III. Ode

Junius.

VI.
Anhang.

No. 1.

Frankreich ist schon seit dem Anfange der Bemühungen zu Verbesserung seiner Staatsverfassung, noch mehr seit der Eröfnung des noch fortdauernden Reichstags, und ganz besonders seit der Pariser Revolution vom Julius 1789, das Augenmerk von ganz Europa, und besonders auch von Deutschland, geworden. Es hat als Muster und Beyspiel zur Belehrung, leider! auch schon zur Warnung, ja selbst zu einigen, fast allenthalben unglücklich ausgefallenen, Nachahmungen gedienet; die Bemühungen so mancher vorzüglichen Männer, und ganzer Parteyen sind dieser Aufmerksamkeit auch sehr werth. Mehrere unserer periodischen und nicht periodischen Schriftsteller haben sich das Verdienst gemacht, Nachrichten über die verschiedenen so höchst lehrreichen Auftritte des großen Schauspiels zu ertheilen, und es läßt sich hoffen, daß Fürsten und Unterthanen daraus sich merken werden, was von dem allen etwa nachzuahmen, mehr aber noch, welche Klippen zu vermeiden seyen. Bey dieser großen Aufmerksamkeit indessen auf das eigentlich historische dieser an Einflüssen und Folgen schon so reichen, und vielleicht mit noch weit mehrern schwangern, Ereignisse scheint es, als ob man einer andern Quelle von wichtigen Wirkungen zu wenig achtete, die in denselben Begebenheiten ihren Ursprung hat, und deren Vernachläßigung dennoch allmählich eben so fürchterliche Verheerungen anrichten, als ihre gehörige Leitung zur Reifung der wohlthätigsten Früchte beytragen kann. Es sind bey Gelegenheit der verschiedenen Verhandlungen der Nationalversammlung, an denen die ganze Nation Theil nahm, theils von den Mitgliedern der Nationalversammlung, theils von andern, wichtige Untersuchungen über Fragen des allge-

meinen Staatsrechts und der allgemeinen Politik erschienen, die, ihrer Natur nach, nicht bloß das französische Volk, sondern die ganze Menschheit interessiren. Unter denselben enthalten mehrere sehr trefliche Entwickelungen und Grundsätze, andere unbestimmte, und noch andere ganz verwerfliche Behauptungen. Es ist, wie ich glaube, Pflicht, die guten Wirkungen, die dieselben auf unser Publikum haben können, zu befördern, und den übeln Eindrücken ihre Kraft zu nehmen. Uebersetzungen derselben in unsere Sprache, verbunden mit genauern Entwickelungen und Berichtigungen, nachdem jedes nöthig ist, können wohl zur Beförderung dieses Zwecks am meisten beytragen, und ich habe mich daher entschlossen, nach einander einige der wichtigsten Schriften dieser Art, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, zu liefern. Ich habe zum ersten Versuch folgende kurze, aber äußerst reichhaltige Schrift gewählt:

Considerations sur les gouvernements, et principalements sur celui qui convient à la France; par M. Mounier, membre du Comité chargé du travail relatif à la constitution.

Ich werde mit der Uebersetzung derselben die Uebersetzung des dazu gehörigen Nachtrags von Bemerkungen, welche sich im „Exposé de la conduite de M. Mounier dans l'assemblée nationale, et les motifs de son retour en Dauphine" findet, verbinden, und alles mit Anmerkungen, vielleicht auch mit einigen größern Zusätzen, begleiten. Dies kleine Werk wird um Johannis im Maukischen Verlage zu Jena erscheinen.

Sollte diese Bemühung Beyfall finden, so werde ich dann eine beurtheilende Vergleichung der verschiedenen der Nationalversammlung vorgelegten Entwürfe zur Declaration des droits de l'homme, theils unter einander, theils mit der von der Versammlung angenommenen, theils auch mit einer in Amerika unlängst erschienenen Declaration of rights, folgen lassen. Jena, den 26. April, 1790.

G. Hufeland, Prof.

No. 2.

Nachricht.

Theils um den Freunden meiner Schriften Nachricht zu geben, was ich jetzt drucken lasse, und in meinem eigenen Verlage wieder herausgebe, theils um Misverständnisse zu vermeiden, die mir unangenehm sind, sehe ich mich genöthiget, folgende Erklärung von mir zu geben, die ich so allgemein, wie möglich, auszubreiten wünsche.

Seit 1786 habe ich nach Erscheinung einer schnell vergriffenen Schrift, unter dem Titel: Friedrich des zweyten vollendete und Friedrich Willhelm des zweyten beginnende Regierungsepoke, nichts von meinen Arbeiten ans Licht treten lassen, als 1788 ein Heft von meinem Journal von Berlin, worauf ich wieder eine zweyjährige Pause machte. Nichts desto weniger muß ich zu meinem größten Misvergnügen erfahren, daß verschiedene in diesem Zeitraum erschienene, und noch jetzt fortgehende Schriften, die ich des Ansehens nicht werth achte, mir auf die Rechnung gesetzt, und ich als Verfasser derselben angesehen werde. Ich kanns nicht hindern, wenn jemand, um mit meinem Nahmen Geld zu gewinnen, sich derselben oder ähnlicher Titel bedient, unter welchen ich ehedem einige Broschüren habe hervortreten lassen, aber ich erkläre hiermit: daß auch kein Blatt von mir zum Vorschein kommt, dem ich nicht ausdrücklich meinen Nahmen vorsetze. Ich bin ein freyer Mann, der von Niemand abhängt, seine eigene Kraft in sich selbst fühlt, keinen fürchten darf, und bey der größten Freymüthigkeit nicht nöthig hat, unter dem Mantel der Anonimitet zu schreiben. — Das Publikum also würde sich immer irren, wenn es mich für den Verfasser einer Schrift halten wollte, die ohne oder unter einem erdichteten Nahmen zum Vorschein kommt.

Die Schriften, die jetzt von mir herausgegeben werden, sind folgende:

1.) Mein Journal von Berlin, welches sich mit den notabelsten Vorfällen der jetzigen Regierung unter Friedrich Willhelm dem zweyten beschäftiget. Das erste Heft ist nicht

mehr komplett da, wird aber vollständig wieder aufgelegt, und etwa in 14 Tagen wieder zu haben seyn. — Der Preiß dieses Heftes ist 8 Gr. Das zweyte Heft wird jetzt fertig, welchem das dritte ohne Zwischenraum folgt. — Beyde zusammen von 16 Bogen, kosten 16 Gr. — Das Ganze in 3 Heften 1 Rthlr. Damit wird dieses Journal geschlossen.

2.) Die Fragmente über Gegenstände aus der jetzigen Zeitgeschichte. Dieses beschränkt sich nicht allein an Ereignisse in den preußischen Staaten, sondern entlehnt die Materialien von überall her, in so fern ich sie der allgemeinen Aufmerksamkeit werth achte, und in ihnen Interesse finde, um mit uneingeschränkter Freymüthigkeit meine Ideen darüber mitzutheilen.

Das erste Heft ist fertig, und für den Preiß von 10 Gr. zu haben. Das zweyte Heft folgt den 1sten Junii dieses Jahrs, und wird monatlich mit 8 Bogen fortgesetzt — immer den 1sten eines jeden Monats ausgegeben. Jedes folgende Heft kostet 8 Gr. der ganze Jahrgang 4 Rthlr. Wer es aber seiner Convenienz gemäß findet, bey mir, dem Verfasser selbst, zu pränumeriren, bezahlt nur einen holländischen Dukaten, gegen eine gedruckte, von mir eigenhändig unterschriebene, und mit meinem Wappen gestempelte Quittung, wonach jedem Interessenten sein Exemplar mit Anfang des Monats prompt zugesandt wird.

3.) Ausser diesen Fragmenten werde ich herausgeben: Die Fabel vom Brocken oder den Congreß des Teufels.

Es giebt Wahrheiten und Dinge in der Welt, die sich ohne Scandal zu geben nicht in völliger historischer Nacktheit darstellen lassen — oder die wenigstens reizender unter dem Schleier der Fabel erscheinen. — In dieser Hinsicht gab ich einstweilen meine Gallerie der Teufel, eine blos flüchtige Skizze — nicht ausgearbeitet, sondern so roh, wie sie ohne Kopfbrechen mir aus der Feder schlüpfte. Diese Skizze wurde vom Publikum mit Nachsicht und allzugütig aufgenommen, ich war deshalb willens, sie nicht im Brouillon zu lassen, sie ins reine

reine zu arbeiten, und — dann fortzusetzen. Durch verschiedene Umstände bewogen, habe ich diesen Vorsatz aufgegeben, ohne um dies allzu unvollkommene Werk mich weiter zu bekümmern, und ich will es hiermit aus der Reihe meiner Schriften völlig ausstreichen.

Den Cannefaß zu dieser Fabel finde ich indessen brauchbar, da sich aus demselben ein ziemlich durchsichtiger Schleier zusammenspinnen läßt, um solche historische Gemälde darunter halb zu verstecken, durch deren unmaskirte Vorstellung ich meine gute Mitchristen nicht gern ärgern möchte. Alle deutsche Leser kennen den Blocksberg, und die von Amme zu Amme verewigte Sage von der auf demselben in der berühmten Walpurgisnacht statt habenden glänzenden Assamblee, bey welcher Satan das Präsidium führt, und alle gute Christen wissen, daß dieser verruffene Fürst der Welt seine Nase in alle Welthändel steckt, weswegen auch alle dumme Streiche, die in der Christenwelt vorgehen, ihm auf die Rechnung gesetzt werden. Aus diesem Grunde ist die Fabel vom Brocken geschickter, als irgend eine andere aus der verbrauchten griechischen Mythologie, um das Bild eines Congresses der Teufel, oder einer Nationalversammlung der mächtigen Geister zu geben, worin alles debattirt, rapportirt und abgemacht wird, was in den Reichen der Welt vorgeht. Das Journal der Verhandlungen und Vorgänge auf diesem Reichstage, auf welchem Satan auch seinen Mirabeau hat, der dem französischen Deputirten nicht viel nachgiebt, liefert ein bequemes durchsichtiges Gewand — unter welchem viele Wirklichkeiten in dieser sublunarischen Welt — verblümt erscheinen können, die in mehr als einen Betracht verlieren würden, wenn man sie ganz trocken, ohne verschönernde Drapperie, ohne lachendem Colorit, und — ohne alle dichterische Reize, aufstellen wollte.

Dies Gewebe von Fabel und Wahrheit, von Geschichtsepisoden und erdichteten Verkleidungen, bleibt von mir bloß der Bearbeitung meiner Launen überlassen — ob es für ein satyrisches Gemählde unseres Zeitalters gelten kann, mögen die

Leser entscheiden. — Will man es als rektifizirte und fortgesetzte Gallerie der Teufel — dieser von mir abgedankten Skizze betrachten, so habe ich auch nichts dagegen einzuwenden.

Da die Materialien zu diesem Werke schon seit Jahren gesammelt sind, so werde ich solches nach einander in sechs kleinen Bändchens, jedes zu 12 Bogen, erscheinen lassen; alle zwey Monat erfolgt ein Bändchen. Der Preiß eines jeden ist 12 Gr., alle sechs betragen 3 Rthlr.

So wie die vorher bezeichneten Fragmente immer mit dem ersten jeglichen Monats erscheinen, so wird diese Schrift: die Fabel vom Brocken, jederzeit mit dem 15ten, also in der Mitte des zweiten Monats ans Licht treten, und im Julius dieses Jahrs zuerst distribuirt werden.

Um mich aber für den leidigen Nachdruck zu sichern, der mir so oft nachtheilig wurde, muß ich alle Freunde meiner Schriften bitten, sich für eine hinlängliche Subscribentensammlung zu verwenden. Diesemnach offerire ich jedem, der 10 Subscribenten sammelt, das 11te Exemplar gratis. Die Subscribenten erhalten ihre Exemplarien broschirt, und die, welche den ganzen Jahrgang mit einem halben Friedrichsd'or oder 2 Rthl. 12 Gr. Conventionsgeld voraus bezahlen, werden den Vortheil haben, ihre Exemplarien auf Schreibpapier zu erhalten.

Mit einer Sammlung von wenigstens 10 Exemplarien, kann man sich gerade an mich selbst adreßiren, und die Briefe nach Berlin oder nach Gelegenheit des Orts, wem das näher ist, nach Leipzig, unter Couvert an die Gräffsche Buchhandlung senden.

Einzelne Exemplarien kann jeder auf dem ihm zunächst gelegenen preußischen Postamte haben, davon jedes mit den erforderlichen Exemplarien von dem Hofpostamte in Berlin versehen werden kann. Berlin, den 5. May, 1790.

Cranz,
Königl. preuß. Kriegsrath.

N. S. Briefe, Geld und Bestellungen muß ich mir Postfrey erbitten.

Bücheranzeige. No. III.

In der Gräffschen Buchhandlung in Leipzig sind folgende neue Bücher erschienen, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind.

---

1) Gedichte von Ludwig Theobul Kosegarten. 2 Bände. 8. Schreibp. 2 Rthlr.

Alles, was die Kritik bisher wider diesen Dichter eingewandt hat, betrifft nur hin und wieder die äußre Schale seiner Werke; dem inwendigen kräftigen Kern hat sie volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ein geschmack- und gefühlvoller Recensent findet in ihnen — „einen wahrhaft philosophischen Enthusiasmus für Religion, Tugend, Vervollkommung und Unsterblichkeit, eine seltne Fähigkeit erhabner und großer Gedanken, ein feines Gefühl für die Schönheiten der Natur; Innigkeit und Stärke der Empfindung, unerschöpflichen Reichthum an Bildern und Gemälden, Kunst, höchstsinnlich darzustellen und allegorisch einzukleiden; Gewandtheit, verschiedne Töne glücklich zu treffen, und Kraft, sie gleichmäßig zu halten; endlich energischen, tief ins Herz greifenden Ausdruck." S. Leipz. gel. Anz. 1789. No. 5. Dasselbe bestätigt das bei weitem vorzüglichste belletristische Journal unsrer Zeit, die kritische Uebersicht der neuesten schönen Litteratur, das diesen Gedichten eine seiner ausführlichern Anzeigen geweiht hat.

2) Psyche, ein Mährchen des Alterthums. Von Ludwig Theobul Kosegarten. Zwote umgearbeitete Ausgabe. 8. (9gr.)

Eine neue dichterisch ausgeführte Darstellung dieses Mährchens, worin der Verfasser den vierten Gesang des Marinoschen Adone zum Grunde gelegt, den preziösen Stil des Wälschen aber überall verwaschen, und die interessantesten Situazionen durchgehends mit eignem Pinsel gemahlt hat. In der Zuschrift schildert er den Geist und die Schicksale des Apulejus, und enthüllt den Sinn des Mährchens.

3) Rhapsodieen; von Ludwig Theobul Kosegarten. gr. 8. (18gl.)

Eine Sammlung theils dichterischer, theils prosaischer Aufsätze, deren Fortsezzung der Verfasser verspricht. Gegenwärtige enthält folgende Stücke: Zuschrift an Immanuel Kant. — Der Morgen, eine Ode. — Ueber die wesentliche Schönheit. Ein Jugendversuch des Verfassers, worin er die gewöhnlichen Schönheitstheorien bestreitet, und eine neue wagt. — Μισοχιων, ein sarkastisches Gedicht im Geist Juvenals und Persius. — Schatten abgeschiedner Stunden, ein mahlendes und erzählendes Reisetagebuch durch einen Strich von Rügen. — Vanini's, des Gotteslàugners, Ode an Gott, nebst einem Abriß des Geistes und der Schicksale des Verfassers. — Vom großen Manne. Eine Homilie über die Worte: Der wird groß ꝛc. — Fünf Trauergedichte: Des Grabes Furchtbarkeit

barkeit und Lieblichkeit. Schläfer erwach! Ellwinens Klage. Die Erscheinung, ein philosophisches, und der Sternhimmel, ein astrageothisches Gedicht. — Herbst, Grab, Tod und Auferstehung. Eine Fantasie. — Eine Hymenäe. — Des Herrn Abendmahl. An Serena. Drei theologisch-ascetische Unterhaltungen. — Schlaf, Erwachen, Wiedersehn. Eine psychologische und physiologische Betrachtung des Todes und des Zustandes nach dem Tode.

4) Des Herrn Abendmahl. An Serena. Von Ludwig Theobul Kosegarten. Aus den Rhapsodieen des Verfassers besonders abgedruckt. 8. (4 gl.)

Ueberzeugt, daß der Wunsch des Herrn Verfassers, den er in der Vorrede zu seinen Rhapsodieen über diesen Aufsatz äußert —: „Der dritte Aufsatz ist eine theologische Abhandlung, oder vielmehr eine Art von religiösem Monolog mit einem denkenden und gefühlvollen Mädchen, welchem ich, wegen der Erheblichkeit und Allverkanntheit des Gegenstandes, mehrere Leserinnen wünschte, als jene Eine" — jedermanns Beyfall verdiene, faßten wir den Entschluß, diesen Aufsatz besonders abdrucken zu lassen.

5) Der selbstlehrende doppelte Buchhalter; oder vollständige Anweisung zur leichten Erlernung des italiänisch-doppelten Buchhaltens. Nach Helwigschem Plan bearbeitet von J. J. Berghaus. gr. 8. (1 Thl. 12 gr.)

 Der

Der Verfasser erklärt sich über sein Werk, in der Vorrede, auf eine solche Weise, daß man ihn wohl weder des Eigendünkels, noch der Ungerechtigkeit gegen die Helwigsche Anweisung, oder gegen andere Schriften dieser Art, beschuldigen kann, wenn man anders nicht, von Vorurtheilen geleitet, schon wider ihn eingenommen ist.

Wenn Herr B. besorget, daß man ihm den Vorwurf machen könne: daß bey der zahlreichen Menge guter Bücher dieser Art, die Herausgabe seines selbstlehrenden doppelten Buchhalters völlig unnöthig und überflüssig sey; so scheint die Ueberzeugung ihn zu beruhigen: daß, ohngeachtet der ganze Plan mit dem Helwigschen Werke völlig übereinstimme, derjenige, der die verschiedenen Fähigkeiten und den abwechselnden Geschmack der Menschen kenne; dem bekannt sey, daß dieser Kürze und jener Weitläuftigkeit liebe, dieser an der Hand eines zuverläßigen Begleiters, und jener aus eigener Kraft den Weg seiner Bestimmung nach einer vorgeschriebenen Anweisung suche; der als Sachkenner und kaufmännischer Geschäftsmann seine Arbeit prüfen, dieselbe mit der Fackel der Wahrheit ohne Nebenabsichten genau beleuchten, und sie mit andern unpartheiisch vergleichen werde — dennoch auf Fakta stoßen werde, die man, so viel ihm bewußt sey, bey keinem seiner Vorgänger antreffe. So wie jedes Buch, meynt er, dessen Inhalt andern Männern einen nicht unverdienten Ruhm erworben habe, etwas Eigenthümliches haben müsse, wenn es nicht bloße Kompilazion

lazion genannt werden soll; so würde man auch in diesem Werke ganz neue Geschäfte finden, die weder so wenig in den beliebten Helwigschen Schriften als in andern ähnlichen Werken, auf eine kurze, deutliche und richtige Weise bearbeitet worden.

Findet Herrn Berghaus Versuch einen gewünschten Beyfall, so wird er einen zweiten Theil dazu ausfertigen, der sowohl die in diesem Hauptwerk angeführten Handlungsgegenstände in allen Hülfs- und Nebenbüchern enthält, als der vorzüglich einen, auf das italienische, doppelte Buchhalten bezughabenden Unterricht, das Staats- und Landwirthschaftliche Kassenwesen betreffend, zur Absicht hat.

6) Freymüthige Bemerkungen über Volkserziehung, Volkssittlichkeit und Volkswohlstand. Den edelsten Weisen des Vaterlandes gewidmet. 8. (12 gr.)

„Diese Bemerkungen, sagt der ungenannte Verfasser, lagen schon zu Anfang des Jahres 1787 zum Druck bereit; allein verschiedne Umstände verzögerten solchen von Zeit zu Zeit, in welchem Zwischenraume ich das Vergnügen hatte, unter gegenwärtiger glücklichen (preußischen) Regierung, manche hier, besonders im zweiten, dritten und vierten Abschnitte, geäußerte Ideen, nach einem weit erhabnern Plane schon beherziget und ausgeführet zu sehen, als ich zu zeichnen wagte. Der Zusammenhang schien es mir nicht zu erlauben, solche nunmehro als überflüssig wegzulassen. Ich

schmeichle mir daher, daß man mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen werde, sie weder als anmaßende Urtheile, noch als versteckten Tadel oder unbillige Verbesserungssucht anzusehen."

7) Kritische Untersuchungen über das Geschlechtsregister der berüchtigten sogenannten Gräfin de la Motte; nebst einem actenmäßigen Bericht über die Halsbandgeschichte. Aus dem 51sten Heft der Staatsanzeigen vom Herrn Hofrath Schlötzer. Mit nöthigen Abänderungen und einigen Anmerkungen begleitet. Erstes Heft. 8. (5 gr.)

Mit Recht sagt Herr Hofrath Schlötzer hierüber: „Besinne sich doch endlich das deutsche lesende Publikum! Es kaufe und lese immerfort Trenks Leben, die Rechtfertigungsschrift der de la Motte, den historischen Versuch eines Privatlebens der Königin . . . aber es lasse sich nicht länger täuschen, sondern halte diese Schriften für das, was sie sind — für Romane, wiewohl von neuer Erfindung, und nach einem (Seite 22) aufgedeckten Höllenplan."

8) Kritische Untersuchungen über das Geschlechtsregister ꝛc. Zweites Heft, das die Jugendgeschichte der Gräfin de la Motte und die abgekürzten Rechtfertigungsschriften der Mlle. d'Oliva und des Herrn Villette enthält. 8. (5 gr.)

Nach-

Nachdem der Herausgeber eins und anders über die Herausgabe dieses zweiten Hefts erinnert hat, fügt er noch hinzu: „Es sey mir nun vergönnt, nochmals zu wiederholen, daß solche Nachrichten, wie die gegenwärtigen, nicht gemeinnützig genug gemacht werden können, und daß — so gut als der Ruf eines Molla von der Moschee bey seinen Glaubensgenossen — der Zuruf eines Publizisten Aufmerksamkeit, Folgsamkeit und bereitwilliges Entgegenkommen bey dem Publikum verdiene. Es giebt Nachrichten, die, gleich den wohlthätigen Mandaten der Fürsten, ihren Platz an den Thoren und allen öffentlichen Orten einer Stadt verdienen, wenigstens gewiß mehr verdienen, als der öffentliche Anschlag eines Wunderarztes an einigen Orten, oder sein posaunendes: Avertissement an das geneigte Publikum, eine Stelle in den Zeitungen und wöchentlichen Nachrichten.

9) Leidenschaft und Liebe. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von J. A. Vulpius. 8. Schreibpap. (8 gl.)

Unter mehrern Rechtfertigungen und ihm Schutz verschaffenden Aeußerungen, die der Verfasser in der Vorrede aufstellt, sagt er auch: „Das Süjet ist, so viel ich weiß, mein. Ich habe die Szene in die Zeiten der glänzenden Epoche der Portugiesen in Indien verlegt; eine Epoche, in welcher Heroismus, Großmuth, Liebe, Stolz, der Denkungsart der Nation und des Zeitalters angemessen, Farben zu den auffallendsten Gemälden lieferten, wie aus der Geschichte bekannt ist. Der Geist

der

der Ritterwelt belebte und veredelte damals die Handlungen der kühnen Abentheurer, die übers Meer gingen, Besitzungen erwarben, und sie zu behalten suchten. Dies Trauerspiel soll ein Spiegel seyn, in welchem man die Sitten jener Zeit erblicken soll, und konnte ebendeswegen nicht so behandelt werden, wie ein Trauerspiel behandelt werden muß, in welchem Personen aus dem achtzehnten Jahrhundert auftreten. Daher erkläre man sich auch Don Rinaldo's Betragen in der Szene, (welche, wie man mir sagt, man bey der ersten Aufführung dieses Stücks zu stark gefunden hat) wo er lieber selbst in sein Schwerdt fallen, als seinen Freund umbringen will, dem er, nach damaligen ritterlichen Begriffen, die Erfüllung der Bitte nicht abschlagen konnte, ihn zu tödten, damit er von der Hand eines Edlen und nicht durch das Henkerschwerdt fiel. Ueberdieß gründet dieser Trait sich auf eine wahre Geschichte."

10) Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben des Grafen von Mirabeau; 2s Heft, mit einer Untersuchung der Operationen der Nationalversammlung. 8. (8 gl.)

Was so viele öffentliche Blätter von dieser Person sagen, ist fast immer so überein lautend, und so laut und gerade gesagt, daß man den Verfasser der Anekdoten und Karakterzüge, so wie seine Gewährsmänner, (die verschiedenen Originalschriften, die er anführt, und aus welchen er seine Darstellungen belegt) wohl keiner unbilligen Behandlungsart beschuldigen kann.

Friedrich Severin, Buchdrucker und Buchhändler zu Weißenfels in Sachsen, will nachstehende Bücher aus der Hand, an den Meistbietenden einzeln oder in Parthien verkaufen. Die Bedingungen sind folgende: 1.) erwartet er die Briefe ganz franko, oder, wo das nicht angeht, das Postgeld beygelegt. 2.) Die Zahlung geschieht in Conventionsgeld, den Louisd'or zu 5 Rthlr. Ducaten zu 2 Rthlr. 20 Gr. Carolin zu 6 Rthlr. 3.) Alle Briefe, die einlaufen, bleiben bis den 1sten November 1796 unbeantwortet, alsdenn aber erhalten diejenigen, die das höchste Gebot auf eins oder mehrere Bücher gethan haben, sogleich Antwort, mit der Bitte: das Geld einzusenden oder in Leipzig sicher anzuweisen; wer überboten ist, erhält keine Antwort. Wer Meß- oder andre Gelegenheit benutzen will, dem dienet zur Nachricht, daß man auch die Bücher Franko Leipzig liefern kann.

Circa Eilf tausend meistentheils juristischer Disputationen in 157 Papp-Kapseln. Sie werden, wo nicht alle, doch größtentheils brochirt seyn. Unter 80 Rthlr. wird hierauf kein Gebot angenommen.

In Folio.

1 Basilii Magni Opera, cura Iani Cornarii. Basileae, 1666. Schwlb.
2 Ioh. de Secubia Concordantiae majores Biblicae tam dictionum declinabilium quam indeclinabilium. Basileae, 1506. Schwlb.
3 Liber Decretorum. Venetiis, 1460. Schwlb.
4 Clementinae liber Sextus Decret. Schwlb.
5 Historiae ecclesiasticae variorum scriptorum graec. interprete I. Christophorsono ed. a I. Curter. Parisiis, 1571. Schwlb.
6 Biblia integra V. & N. T. non solum ad hebraicam veritatem, verum etiam ad vetustissimorum ac emendatissimorum utriusque linguae codicum fidem &c. Adest locupletissimus, rerum hic ferme omnium contentarum index cum praeclaro hebraicarum vocum dictionario. Colon. 1529. Schwldb.
7 Clementis R. P. opera cum not. Gruteri. Colon. 1569. acc. 1. D. G. Ederi Oeconomia Biblior. 2. Ejusdem Partitiones catech. cath. 1571. Schwlb.
8 Irenaeus de vet. haeref. ex ed. Erasm. Basil. 1548. acc. Confeßion, das ist, Bekantnuß des allgemainen von Christo Jesu an biß auff diese vnser Zeit, in der ganzen Christenwelt, aller zeit vnd orten vnuermailigten, noch vnd fortan biß zu end der Welt bestendigen Glaubens, Sampt deßselben reichlicher vnd milter außlegung, auch aller derer Articul, so biß anher von den alten und newen Ketzern, oder sunst schwacher Christen vnuerstand, in stritt vnd zweifel gezogen 2c. Aus dem lat. des Stanislaus Hosius durch J. Bapt. Fickler. Dillingen, 1572. Schwlb.
9 Longi Casus super institutis. Hagenau, 1513. Schwlb.
10 Biblia universa et hebraica quidem cum latina interpretatione Xantis Pagnini Lucensis Benedicti Ariae Montani. Lipf. 1657. Schwl. (Der Band ist abgetrennt, das Werk übrigens unschadhaft)

11 Barnab. Brissonii Lexicon juridicum. Frf. 1787. acc. Ejusdem selectarum ex jure civili antiquitatum libri IV. ibid. eod. Pgb.
12 Biblia Latina Osiandri. Francof. 1635. Pgb.
13 Mart. Chemnitii Concil. Trident Examen. Genevae, 1641. Pgb.
14 Ejusdem Loci Theol. in V Partes divisi. Francof. 1653. Pgb.
15 Ioh. Buxtorfii Lexicon Talmud. Rabb. Basil. 1639. Pgb.
16 Erasmi Schmidii Concordantiae Graecae N. T. Wittemb. 1638. Pgb.
17 I. Calvini Lexicon Iuridicum. Genev. 1653. Pgb.
18 Sim. Schardii de jurisdict. auctorit. et praeeminentia imperiali. Basileae, 1566. das lezte Blat des Register defect. Pgb.
19 Tim. Kirchneri Thesaurus Explic. omn. Art. ac. cap. cathol. orthod. ex Opr. b. Lutheri collectus. Francof. 1566. Schwlb.
20 Das Heil. R. R. Ordnungen, Sazungen und Abschiede gehaltner Reichstage. Mainz, 1607. Schwlb.
21 Looßbuch, zu ehren der Römischen, Vngerischen vnd Böhemischen Künigin. Mit Röm. Künigklicher Majestat freiheyt M. D. XLVI. gedrukt in Straßburg. Mit feinen Holzschnitten. 1. Cento Nouella Johannis Bocatij das ist Hundert Newer Historien rc. Mit vil schönen vnd lustigen figuren. Gedrukt zu Straßburg 1561 Mit Holzschn. 2. Schertz mit der Warheyt. Kurzweilige Gespräche, In Schimpff vnd Ernst Reden rc. Ffurth am Mayn 1563. Mit Holzschn. 3. Hülff, Trost vnd Rath in allem anligen der Menschen Francisci Petrarche, des hochweisen fürtrefl. Poeten vnd Oratorn, zwei Trostbücher, Ffurth am Mayn 1561. Mit schönen Holzschn. Schwl.
22 Lexicon Graeco Latin. varior. Aut. Bas. 1565. Schwlb.
23 Conrad Agricolae Concordanzbibel deutsch. Frkf. 1610. Schwlb.
24 Urania propitia 1650 Pgb.
25 Laurent. Eichstadii Tab. harm. mot. coelest. Stetin, 1644. Pb.
26 Cypria. Leovitii opus Ephemeridum. August. 1557. Schwlb.
27. I. I. Hoffmanni Lexicon universale. Basileae, 1677 et 1683, in II. tom. Pgb.
28 Matth. Flacii Clavis Script. S. Ienae, 1674 Pgb.
29 I. Chrysostomi in Genesin. Tomi II. Bas. 1523. acc. Erasmi Roterod. paraphrasis in omnes Epist. Apost. ibid. eod. Schwlb.
30 I. Chrysostomi Operum Tomus. III. Bas. 1517.
31 Henr. Mori opera omnia philosophica et theologica. Lond. 1679. Pgb.
32 P. Franc. Tertii de Lanis Magister natur. et artis. Brixiae, 1684. Pgb.
33 Andr. Cellarii Architectura militaris oder Gründtliche Vnderweisung — der Fortification oder Vestungsbau. Amstel. 1645. Mit sehr vielen Kupfern. Pgb.
34—37. Abrah. Calovii Biblia illustrata cum not. Grotii. Voll. IV. Fforth. ad M. 1672 Pgb.
38 Pauli Freheri theatrum virorum erudit. clar. Norimb. 1680. Text und Kupfer ganz unschadhaft. Pgb.
39 Sebast. Münsteri Biblia Hebraica. Bas. 1548. Schwlb. ohne Tit.
40 Gerhardi Mercatoris Atlas s. Cosmographicae meditationes Amstel. 1613. Pgb. (Die Illumination der Karten ist schön und noch ganz unversehrt.)
41 = 42 Ioh. Bertagini Firmiani Repertorium P. IV, tomis II. Basil. 1573. Schwlb.

43—49 Corpus Iuris glossatum Tomi. VII. Lugd. 1547. Schwl. R.
50 Nicolai Nicoli operum medic. sermones. 5. 6. 7. Venet. 1491, Schwl. R.
51 Aristotelis opera omnia graec. Bas. 1539. Schwld.
52. 53 Isaaci Abarbenesis Commentarius in Prophetas priores Lips. 1686, Ejusdem Comment. in Prophetas posteriores Pgb.
54 Ioh. Georg. Dorschei Biblia numerata, ed. ab Ioh. Grambsio Francof. 1674 Pgb.
55 Ioh. Conr. Dieterici Antiquitates Biblicae V. et N. T. Giessae, 1671. Pgb.
56 Mart. Lippenii Bibliotheca realis theologica. Tomi II. In einem Band. Francof. 1685 Pgb.
57 Ejusd. Bibliotheca realis philosophica Francof. 1682 Pgb.
58 Christoph. Besoldi thesaurus practicus, Edit. nova, studio et opera Christoph. Lud. Dietherens. Norimb. 1166 Pgb.
59 Erasmi Schmidii Versio N. T. ad graecam veritatem emendata. Norimb. 1658.
60 Pistoris opera omnia s. quaestiones juris tam Romani quam Saxonici Lips. 1620 Pgb.
61 Naevii Selecta Iustinianeum et feudale jus concernentia. Frf. 1608 Pgb.
62 Iac. Weckerii Medicinae utriusque Syntaxes ex Graec. Lat. Arabumque Thesauris. Bas. 1576 Pgb.
63. 64 Dedekenni consilia ecclesiastica et politica. Voll. II. Hamb. 1623 Schwlb.
65 Tractatus de beneficiis amplissim. et doctiss. declarationibus Cardinalium s. congrat. concil. Trident. et decis. auth. Nicolao Garcio. Mogunt. 1614
66. 67 Emanuel von Meteron niederländische Historie. 2 B. Amsterd. 1627 (Mit vielen Portraits) Pgb.
68 Tollneri Historia palatina. acc. Ejusd. codex dipplomaticus. Frt. 1700 Pgb.
69. 70 Prückneri Commentarius philologico- theologicus in omnes libros V. et N. Testamenti. Ejusdem vindiciarum biblicarum S. commentarii biblici Tom. II. Frf. 1663 Pgb.
71 Rudolphi Heraldica curiosa. Norimb. 1698 Pgb.
72. 73 Pauli Parisii Consentini consilia Tomi IV. in duob. Voll. Frf. ad M. 1590 Pgb.
74 Hippocratis opera latina. Bas. 1526
75 Vossii et clarorum virorum ad eum epistol. August. 1691 Pgb.
76 Valentini Corpus juris medico- legale. Fforti 1722. acc. Ejusdem aurifodina medica e triplici naturae regno minerali, vegetabili et animali cum figuris Gis. et Ffort. 1723 Pgb.
77 Albini meißnische Land- und Bergchronica. Dreßd. 1590 Pgb.
78. 79 Concordantiae Bibliorum Germanico - Hebraico - Graecae Lanckisianae, oder Deutsche, Hebraische, Griechische Concordanzbibel ꝛc. Schwl. (sehr gut condit.) Pp. II. voll. II. Lips. 1718.
80 Nic. Rittershusii Genealogiae Imperatorum, Regum, Ducum, Comit. Tubing. 1664 Pgb.
81—89 Hempels allgemeines Lexicon juridico- consultatorium. 9 Bände, Erfurt und Leipzig 1751 Pgb.
90—94 Lünings allgemeines historisches Lexicon. 5 B. Leipz. 1730.
95 D. Benedict. Carpzovii Responsa libr. VI. Lips. 1683. Pgb.

96 D. B. Carpzovii definitiones forenses. Frf. et Lips. 1638 Pgb.
97 Ejusdem decisiones. Lips. 1670 Pgb.
98 — Volumen dissertationum de jure Principum, Electorum et Ducum Sax. Lips. 1666 Pgb.
99 Ejusdem responsa libri VI. Lips. 1642 Schwlb.
100 Ejusdem Iurisprudentia ecclesiastica seu consistorialis. Lips. 172. ed. n. Perg. E. u. R.
101 Ejusd. Practica nova rerum criminal. Wittemb. 1635 Schwl.
102 Ejusdem Definitiones Eccl. seu consistoriales Lips. 695 Pb.
103 Ejusdem Criminalia. Lips. 1709 Pgb.
104 D. Ahasveri Fritschii Corpus juris Venatorio- forestalis. Lips. 1702. Pgb.
105 Barnabae Brissonii de verborum quae ad jus pertinent, significatione, editore I. C. Ittero. Lips. 1721 Pgb.
106 Coswini ab Esbach Notae et additiones ad Carpzovii jurisprud. forensem Frf. ad M. 703 Pgb.
107 Georg Hahns historia Martisburgica, darinnen Chronica Ditmari Bischofs zu Marßburg ꝛc. mit feinen Holzschnitten. 1. Chronica oder Historien von Graf Wiprecht zu Groitzsch. Item ein ander Chronica vom Friedrichen Langrafen in Döringen mit ebenfalls feinen Holzschn. Leipz. 1606. 2. Ernest Grottuff des Eltern Chronica und antiquitates des alten keyserl. Stiffts, der römischen Burg, Colonia und Stadt Marßburg. Leipz. 1606. Mit ebenfalls feinen Holzschn. 3. Hennebergische Chronica. Straßburg 1699. Schwlb.
108 Adeliches Weydwerk 2 Theile. Ffurth. am Mayn 1582. Mit sehr vielen schönen Holzschnitten. (Der Titel des ersten Th. fehlt) Ritterliche Reiterkunst. Mit vielen saubern Holzschnitten. Ffurth. am Mayn 1584.
109 La sainte bible par. I. F. Osterwald. Amsterdam. Frzb.
110 Neu eröfneter Musentempel von B. Picart. Amsterd. bei Arkstee u. Merkus 1754 Pb.
111 D. Guarini Guarinii Euclides adauctus et methodicus. Augustae Taurinorum 1671 Frzb.
112 Ovids Verwandlungsbücher in 150 Kupfern dargestellt. Nürnberg. Querfol.
113 88 Bildniße kanonisirter Personen.
114 Historiae ecclesiasticae Cent. XIII. in III. Voll. Bas. 1624 Pb.
115 Neues Kriegstheater oder Sammlung der merkwürdigsten Begebenheiten des gegenwärtigen Krieges in Deutschland (von 1756 bis 1762) in accuraten in Kupfer gestochenen Vorstellungen, 50 Blatt Querfolio — Supplemente dazu in 30 Bl. Leipzig.

In Quart.

1 Balduini Comment. in Epistolas Paulinas. Frf. 1664 Schwlb.
2 Collegii Conimbricens. Comment. in Univ. Aristot. Dial. Colon. 1630 Pgb.
3 Ejusdem Comment. in IV. libr. de coelo. Colon. 1631 Pgb.
4—5 Ejusdem Comment. in VIII. libr. Physic. Arist. Colon. 1509. Vol. I. & II. Schwlb.
6 Ejusdem Comment. in Logic. Aristot. Colon. 1604 Schwlb.
7 Sixtini ab Amama Antibarbar. biblic. Frf. 1656 Pgb.
8 Leusdeni philologus hebraeus. Ultraj. 1657. Pgb.

9 Matth. Wasmuti Hebraismus restitutus. Kiloni 1606 Pgb.
10 Andr. Vallensis Paratitla Iuris canonici Colon. 1659 Pgb.
11 Reinkings de regim. secular. et eccles. Frf. 1659 Pgb.
12 I. H. Hottingeri Historiae creationis examen philologico-theol. Heidelberg. 1660 Pgb.
13 Ejusdem thesaurus philologicus s. Clavis S. S. ibid. 1659 Pb.
14 Ioh. Buxtorfii Dissertationes philol. theol. Basil. 1662 Pgb.
15 Ejusdem Anticritica s. Vindiciae veritatis ebraicae. Ibid. 1653. Pgb.
16 Ejusdem Tiberias s. Comment. masoreticus triplex &c. Ibid. 1665 Pgb.
17 Struvii Syntagma Iuris feudal. Ienae, 1659 Pgb.
18 I. M. Dilherri Disputationes Academicae. T. II. in einem Band. Norimb. 1652 Pgb.
19 ספר באר משה. Prag.
20 Aristotelis Organum, graec. et lat. cura Iulii Pacil. Frf. 1597 Schwlb.
21 Boissardi Icones 50. virorum illustrium doctrina et eruditione praestantium, ad vivum effectae et iterum editae per Theodorum de Bry, Partes III. Frf. 1597 Schwlb. (Hat etwas von Würmern gelitten.)
22 Ein Band alter lateinischer Glückwünschungsgedichte aus dem vorigen Jahrhundert.
23 I. Baptistae du Hamel operum philosophicorum T. II. in einem B. Norimb. 1681 Pgb.
24 M. Guliel. Maii polemographia belgica d. i. Niederländische Kriegsbeschreibung. Cölln. 1594
25—28 Biblia d. i. Alle bücher der H. Schrift des alten und newen Testaments — von Johann Piscator. andre Edition Herborn 1604—6. Nebst 1 B. Anhang zu dies. Bibelw. 4 B. Ldb.
29 Ioh. Fridr. Nicolai Hodegeticum orientale harmonicum. Ienae 1670 Pgb.
30—32 Voetii Disputationes selectae Pp. 5 in III. Voll. Ultraj. 1648 Pgb.
33 Dionis. Nicaei rer. roman. epitome ex bibliotheca regia graec. Lutetiae, 1551 Ldb.
34 Martini Delrio Disquisitiones magicae. Mogunt. 1612
35 Poli Synopsis criticorum aliorumque S. S. interpretum &c. Frf. 1694. Vol. I. 4. 5. Pgb.
36 Sagittarii Harmonia Historiae Passionis Lips. 1684. 1) Beckii martyrologium Ecclesiae Germanicae Aug. 1687. 2) Stolbergi tract. de soloecismis et barb. graecis &c. N. F. Wittb. 1685. 3) Sauberti Var. lect. text. graec. Evang. Matth. Helmst. 1672. Pgb.
37 Schmidii Tract. de circumcisione. 1) Musaei Tract. de Ecclesia. 2) Mülleri Dissertatt. de statu confessionis. Ien. 1688. 3) Huetii Alnetanae Quaestion. de concordia rationis et fidei. Lips. 1692 Pgb.
38 Olearii Annotationes biblicae theoretico-practicae. Halae. 1677. 1) Molinaei Opuscula Bernae 1605. 2) Ejusd. Consilia duo. Helvet. 1606 Pgb.
39 Calovii Scripta philosophica. Wittcb. 1673 Pgb.
40 Wagenseilii Tela ignea Satanae. Altorf. 1681 Pgb.

41 Lanckischens Concordantiae bibliorum Hebraico- et Graeco-Germanicae. Lipf. 1680 Pgb.
42 Summarien und biblische Auslegung von Cramer. Frf. am M. MDCXXC. Pgb.
43 Scharschmidii Collegium publicum de statu rei Romanae. T. II. Frf. 1682 Pgb.
44 Ertelii Palaestra aulo- juridica de juribus principum. Aug. 1686. acc. Paridis de Puteo Tract. de redintegratione Feudorum et de finibus feudorum Norimb. 1677 Pgb.
45—46 Iusti Meieri collegium juridicum. Tomi II. Argent. 1616 Pgb.
47 Schurtzfleischii Opera historico - politica. Berol. 1599. 1) Wagenseilii exercitatt. varii Argumenti. 2) Vitae et effigies Procancellariorum Academiae Altdorfianae. a M. Sigism. I. Apino Altd. 1721. 3) Vitae et effig. Theologorum Altdorf. a Gustavo Georg. Zeltner. Altd. 1722. Pgb. (Mit schönen Kupfern.)
48 Schaafs Testamentum et Lexicon Syriacum. Lugd. 1709 Pgb.
49 Wesenbeccii Comment. in institutiones. Witteb. 1609. acc. I. Franc. Leonis Thesaurus fori ecclesiastici. Col. 1682 Pgb.
50 C. S. Schurtzfleischii Disputationes historiae civilis. Lipf. 1699 Pgb.
51 V. L. a Seckendorf Commentar. de Lutheranismo. Frf. et Lipf. 1688.
52—53 Vetus Testamentum ex Versione LXX Int. Codicis Alex. per I. E. Grabe. Editio I. I. Breitingeri Tomi IV. duobus. Voll. Tigur. 1730 Ldb.
54 I. Gruteri Discurf. in C. Cornel. Tacit. Lipf. 1679 Ldb.
55 Weissensee Differt. de differentia juris. rom. et germ. in Venatu. Halae 1730 Ldb.
56 Beyeri Tract. de praeiudiciis in jure jurando. Lipf. 1720 Rlb.
57 Iust. Henning Boehmeri Exercitationes ad Pandectas. Tom. III. Götting. 1748 brosch.
58 Repetitio Tit. Cod. Iust. XI. II. de artificibus palatinis. Uratislav. 1692 Pgb.
59 D. Lüderi Menkenii Dissertationes Iuridicae Lipf. 1705 Pgb.
60 I. Lightfooti Horae Hebraicae et Talmudicae in quatuor Evangelistas. Lipf. 1684 Pgb.
61 Dictionario Imperiale par Veneroni. Frf. ad M. 1714 Pgb.
62—63 Christ. Thomasii ernsthafte, aber doch muntere und vernünftige Gedanken über allerhand auserlesene juristische Händel. 1—4r. Th. 2 B. Halle 1720 Pgb.
64 Struvii Bibliotheca juris selecta. durchschossen Ien. 1720 Pgb.
65 Ejusdem Syntagma juris civilis. Ien. 1672 Pgb.
66 Hugo Grotius de jure Belli et Pacis. Ien. 1680 Pgb.
67 Thomasii Fundamenta Iuris Naturae et Gentium ed. quarta. Hal. et Lipf. 1718 Pgb.
68 J. B. Bechmanns Commentarius Pandect. theoretico-practicus. Frf. 1668 Pgb.
69 D. I. Philippi Observationes ex Decisionibus Electoralibus Saxonicis. Lipf. 1694 Pgb.
70—93 Uebersetzung der allgemeinen Welthistorie der neuern Zeiten durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt, mit einer Vorrede von D. J. S. Semler. Halle, 1r.— 24r Th. mit Kupf. Hfrzb.

94 Lockens Versuch vom menschlichen Verstande. Aus dem Engl. durch Heinr. Engelh. Polen. Altenburg 1757 Pgb.

95 Observationes in auream bullam aut. I. Limnaeo Argent. 1672 ac. Capitulationes Imperatorum et regum a Carolo V. neque ad. Ferdinandum III. Argent. 1658 Pgb.

96 Der Hr. Perrault, Charras und Dodarts Abhandlungen zur Naturgesch. der Thiere und Pflanzen ꝛc. aus dem Franz. Leipz. bei Arkstee und Merkus 1757. 3 B. Frb.

97 Biblia Pentapla das ist die Bücher der h. Schrift. A. u. N. T. nach fünffacher deutscher Verdollmetschung. 1) der Röm. Cath. durch Ulenberg. 2) der evangel. Luth. durch Luther. 3) der evangl. Reformirt. durch Piscator. 4) der Jüdischen Alten Test. durch Athia und Neuen durch Reitzen. 5) der Holländischen. 1711.

98 Reusneri Emblemata. Fforti. 1581. Mit Holzschnitten.

99 Ein Band allerhand alter kleiner Piecen zum Theil mit Holzschnitten. 1) vom Jahr 1521. 2) 1525. 3) 1525. 4) 1521. Mit Holzschn. 5) 1522. Mit Holzschn. 6) 1520. Mit Holzsch. 7) Passional Christi und Antichristi. aus derselben Zeit, mit Holzschn. 8) 1516. Mit Holzschn. 9) 1520. 10) 1522. 11) 1518. Mit Holzschn. u. s. w.

100 Sulzers Theorie der schönen Künste. 1r. B. Leipz. 1771 Hfrzb.

101 Das fünffte, Sechste vnd Siebend, Capitel S. Matthei, gepredigt vnd ausgelegt durch D. Mart. Luther. Wittenb. 1532. 1) Summa des Christlichen Lebens, aus S. Paulo. 1. Tim. 1. Newlich gepredigt durch D. Mart. Luth. Wittemberg 1533. 2) Ein tröstl. Predigt von der Zukunft Christi. von demselben 1532. 3) Vermanung zum Sacrament. von demselben 1530. 4) Eine Predigt vom verloren Schaf von demselben 1533. 5) Das schöne Confitemini an der zal der CXVIII. Psalm von demselben 1531. 6) Von Jesu Christo; eine Predigt von demselben 1533. 7) Etliche schöne Predigten von der Liebe, von demselben 1533. 8) Vonn dem grewel der stillmeße, von demselben. Wittenberg 1525. 9) Eine Hochzeit Predigt 1531. und 10) Wie das Gesetze u. Evangelium recht gründlich zu unterscheiden sey. von demselben 1532. (Aus D. Luthers Bibliothek mit einigen von ihm selbst an den Rand geschriebenen Anmerk.)

102 Ein Band folgender seltener Piecen. 1) Divi Aurelii Augustini liber de vita Christi. 2) Passio Christi ex Erasmicis lucubrationibus. 1520. 3) Eyn geystlich edles Buchleyen von rechter vnderscheyd vnd vorstand. was der alt vnd new mensche sey. Wittenberg 1516. 4) Disputationes Eccii III. Lipsiae 1) XXVII. Iun. 1519. 2) IV. Iul. 3) XV. Iul. 5) Querela pacis aut. Erasmo. 1518. 6) Ejusdem Scarabeus 1517. 7) Disputatio Carolostadii contra Eccium Vittebergae 1520. 8) Erasmi Rot. Epistolae 1516. 9) Febris Dialogus Huttenicus 1519. 10) Ein seligs newes Jahr von der lieb Gottes v. Joh. v. Staupitz 1519.

103—107 De Guigues Allgemeine Gesch. der Hunnen u. Türken aus dem Französischen übersetzt von Dähnert. 5 Th. 4 H Frzb. 1771.

In Octav.

1—4 Hottingeri Hist. ecclesiast. P. I.—V. Tiguri, 1651. Voll. IV. Pgb.

5 Hottingeri Diſſertat. miſcell. πεντάς, ibid. 1654 Pgb.
6 Breviarium Romanum a Pio. V. editum. Ingolſt. 1603. Am Bande ſchadhaft.
7—9 Ovidii opera Vol. III. Lipſ. 1590. (die Metamorphoſ. mit Holzſchnitten.)
10 Vetus Teſtamentum graecum ex verſione LXX. Amſtel. 183. Ldb.
11 Abarbenelis et Rabbi Moſis Alſchechi Comment. in Eſaiae Prophetiam XXX. Autore Conſtantino L'Empereur. Lugd. 1631 Pgb.
12 Aviani Clavis Poëſeos ſacrae. Lipſ. 1627 Pgb.
13 Novum Teſtamentum Syriacum, Hamb. 1667 Ldb.
14 Hugo Grotius de Iure Belli et Pacis. Amſt. 702 Engl. Ldb.
15—32 Zuverläßige Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande der Wiſſenſchaften, 1r bis 216r Th. in 18 B. Leipz. 1720 Pgb.
33 Ben. Carpzovii Definitiones forenſes. Ien. 1669 Pgb.
34—42 Curiöſes Bücherkabinet von Nr. 1—50. 9 Bänd.
43—44 Promptuarium Iuris Practicum. Pars I. et II. Lipſ. 1727 Pgb.
45 Ecolampadii zwei Predigten vom heil. Nachtmahl, 1526 Ldb.
46 Joh. Georg Leutmanns Vulcanus famulans. Wittenb. 1735. Dritte Edition, mit raren Experimentis u. Kupf. P. R. E.
47 Neue Unterſuchungen der Veränderung des Erdbodens, von Anton Lazaro Moro. Aus dem Ital. Leipz. 1751 mit K. Englb.
48 Dictionaire portatif de Langue Françoiſe, par Pierre Richelet, à Lyon 1756 Frzb.
49—55 Gayat von Pitaval, Erzählung ſonderbarer Rechtshändel aus dem Franz. Leipz. 1747. 1. 2. 4. bis 8r B.
56—57 Metamorphoſes d'Ovide en Rondeaux, à Amſt. avec. figures Tom. II. Frb.
58—60 Les Comedies de Terence par Mad. Dacier à Amſt. 1700 Tom. III. Frzb.
61 Ben. Carpzovii Iurisprudentiae Eccleſiaſticae ſeu Conſiſtorialis Synopſis. Lipſ. 1613 Ldb.
62—63 Les Metamorphoſes d'Ovide, traduites en Francois par Mſr. Du-Ryer, à la Haye, 1728. Tom. II. et III.
64 Tritii Introductio in Lectionem N. T. p. Hofmannum. Lipſ. 1737 hFrz.
65—79 Oeuvres Poſthumes de Frederic II. Roi de Pruſſe. XV Tom. Berlin chez Voſſ. & Decker. 1788. gr. 8. Pgb.
80—94 Friedrich II. hinterlaßne Werke 15 Bände. Originalausgabe gr. 8. in Pgb.
95 Nederduytſe Bybel-nade Overſetting van D. M. Lutherus. Amſterd. 1705. (Ldb. mit goldnem Schnitt.)
96 La ſainte Bible — par Pierre Roques à Basle. 1744. (Ldb. mit goldnem Schnitt.)
97—101 Rollins Hiſtoire ancienne. 5 Theile. gr. 8. gut conditionirt. Pappband 1757.
102. 103 Allgemeiner Begriff menſchlicher Kenntniße und Fertigkeiten. 2 Theile, 8. Marmorband. 1778

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622002

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622002

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622002

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622002

Digitized by Google

Digitized by Google